J. du Plessis
1906

AFRICANA.

MERENSKY-BIBLIOTEEK
UNIVERSITEIT VAN PRETORIA.
Klasnommer ZPA 3-8
Registernommer 66731

ROHDEN

10 SEP. 1940

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Pretoria, Library Services

https://archive.org/details/geschichtederrhe00rohd

Geschichte

der

Rheinischen Missions-Gesellschaft.

Aus den Quellen mitgeteilt

von

L. von Rohden,

Inspektor am Rheinischen Missionsseminar.

Dritte Ausgabe

in zwei Teilen.

Preis 3 Mark.

Der Ertrag fließt in die Missionskasse.

Barmen, 1888.

Druck von D. B. Wiemann.

In der zweiten Ausgabe dieses Buches war die Geschichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft bis zum Jahre 1871 geführt. Bei der jetzt nötig gewordenen dritten Ausgabe erwies es sich als unthunlich, die Erzählung in der Weise bis in die neueste Zeit fortzuführen, daß die einzelnen Abschnitte der vorigen Ausgabe in entsprechender Weise verlängert wurden. Statt dessen ist ein zweiter Teil hinzugefügt, der die neuere Geschichte der Gesellschaft nach etwas verändertem Plan mitteilt. Wie dieselbe von Anfang an bei aller menschlichen Unvollkommenheit die unverkennbaren Spuren göttlicher Huld und Erbarmung an sich trug, so wird ohne Zweifel auch der freundliche Leser erkennen, daß Gottes Kraft in der Schwachheit unsrer Missionare mächtig war, und selber etwas von dem Segen erfahren, den der Herr auf dies Werk des Glaubens und der Liebe gelegt hat.

Inhalts-Verzeichnis.

Erster Teil
(bis 1874).

Erster Abschnitt: Die Missions-Gesellschaft in der Heimat.

	Seite
Vorgeschichte	1
Gründung der Rheinischen Missions-Gesellschaft	14
Die ersten Sendboten	18
Bau des Missionshauses	25
Erweiterung der Gesellschaft	29
Beginn der Borneesischen Mission. Versuch in Nord-Amerika	32
Der Dönberg. Die Zöglinge und die Hausordnung	39
Beginn der Mission in Namaland	44
Beginn der Rheinischen Mission in China	47
Personalveränderungen	52
Rheinische Missionare in der Heimat	59
Abermaliger Wechsel des Inspektorats	66
Das Kinderhaus	70
Erweiterung des Missionshauses. Die Vorschule	78
Katastrophe auf Borneo. Gründung der Mission auf Sumatra	83
Kolonisten in Damraland. Verbindung mit den Finnländern	89
Veränderungen in der Verwaltung und Vermehrung des Personals	96

Zweiter Abschnitt: Die Stationen in der Heidenwelt.

Das afrikanische Kapland	102
Stellenbosch und Sarepta	107
Tulbagh und Steinthal. Worcester und Saron	115
Wupperthal und Eben Ezer	123
Die Stationen an den Karreebergen	134
Klein-Namaland	146
Die Stationen am Großfluß	159
Groß-Namaland	173
Rehoboth und das Rote Volk	197
Walfischbai und die Damrastationen	216
Die Insel Borneo. Station Bandjermasin	240
Mission unter den Dajacken	250
Zerstörung und Neubeginn der Borneesischen Mission	262
Sumatra und Nias	275
Die Insel Hongkong und die Rheinischen Stationen in China	299

Zweiter Teil
(seit 1874).

Seite

1. Häusliche Angelegenheiten
   - Statutenänderung 321
   - Missionshandels-Gesellschaft 327
   - Erziehungshäuser 331
   - Das Jubiläum 335
2. Verwickelungen in China 340
3. Ausbreitung im Tobaland (Sumatra) 348
   - Katechetenseminar und Wanderschule 349
   - Kampf mit dem Muhamedanismus 354
   - Stationen in Hochtoba. a) auf der Hochebene . . 361
   - b) am See 367
   - c) in Pohan 373
   - Kirchenordnung und Ephorus 377
   - Abermalige Katastrophe 380
4. Erweiterungsversuche auf Borneo 384
   - Eingeborne Gehilfen 384
   - Sumpit und Katingan 388
   - Telang und Tameang lajang 393
   - Chinesen in Bandjer. Weitere Pläne 397
5. Rücktritt des Inspektor Dr. Fabri 399
6. Allmähliche Ablösung der Stationen im Kapland 404
7. Lüderitzland 409
   - Englische Protektionsversuche 410
   - Wiederaufrichtung verlassener Stationen 414
   - Die Bastards 422
   - Jan Jöns und seine Bundesgenossen 430
   - Deutsche Kaufleute in Lüderitzland 440
8. Deutsch Damraland 443
   - Augustineum 443
   - Katholiken in Damraland 446
   - Neu aufgerichtete Stationen 449
   - Die Bergdamra 461
   - Die Zwartbooi's 465
   - Kampf mit Jan und Hendrik 477
   - Deutsches Regiment. Goldfunde 488
9. Störung der Mission auf Nias 492
   - Stationen im Norden und auf Padang 492
   - Versuche im Süden 497
   - Weitere Entwicklung im Norden 504
10. Anfang auf Neu Guinea 507

Durch ein Versehen sind die Nummern der Abschnitte 8 und 9 an den entsprechenden Stellen des Buches nicht richtig angegeben.

Erster Teil

(bis 1874).

Erster Abschnitt.

Die Missions-Gesellschaft in der Heimat.

Vorgeschichte.

Wie der deutsche Weserstrom Dasein und Namen empfängt durch den Zusammenfluß der beiden Ströme, die bei Münden ihre Wasser vermischen, so verdankt die Rheinische Missions-Gesellschaft ihre Entstehung dem Zusammentritte zweier bedeutender Lokal-Missions-Vereine, die, verstärkt durch mehrere Nebenvereine, i. J. 1828 ihre Kräfte und Gaben vereinigten, um fortan ein gemeinsames Werk im Namen Gottes zu beginnen. Es waren das die Elberfelder und die Barmer Missions-Gesellschaft. Die erste hatte bereits eine lange Reihe von Jahren hinter sich, denn sie war schon 1799 begründet; die andere, bedeutend jünger, bestand erst seit 1818. Sehen wir uns die Geschichte beider Gesellschaften etwas näher an.

Die Anfänge der Elberfelder Missions-Gesellschaft liegen in einer öden und stürmischen Zeit, in welcher der Glaube weit und breit erstorben und die Liebe erkaltet war, während die Revolutionsstürme von Frankreich her unser deutsches Vaterland mit giftigem Hauche erfüllten. In der evangelischen Kirche Deutschlands herrschte der starre Tod. In den untersten Schichten des Bürger- und Bauernstandes fand sich wohl noch eine ehrenfeste Frömmigkeit, aber die Vornehmen waren meist aufgeklärte Leute, die über den veralteten Aberglauben lächelten. Da faßte zuerst der Senior Dr. Urlsperger zu Augsburg den Gedanken einer Verbindung aller zerstreuten Kinder Gottes zu einer „deutschen Christentums-Gesellschaft". Die erste Erscheinung eines freien christlichen Vereins auf deutschem Boden, welcher über alle Schranken der Kirchen, Konfessionen und Parochialgrenzen hinaus sich die Hand reicht, um einen gemeinsamen Zweck ohne Vermittelung der Kirchenbehörden zu verfolgen. Wie viele christliche Vereine sind nach

diesem Muster später gegründet, zum Teil aus ihm hervorgegangen! Die Aufgabe, welche die Christentums-Gesellschaft sich stellte, war die Erhaltung der reinen Lehre und eines christlichen Lebenswandels. Die Mitglieder sollten sich gegenseitig stärken im Glauben und Bekenntnis, sie verbanden sich zu regelmäßigem Gebet, gewissenhafter Heilighaltung des Sonntags, zur Aufrechthaltung des häuslichen Gottesdienstes, zur strengen Zucht und Selbstprüfung. Wo nur immer Personen sich fänden, „die Freude an dem Evangelium Jesu haben, ihn als ihren Gott und Herrn, einigen Mittler und Seligmacher anerkennen, ihm anhangen, folgen und durch ihn selig werden wollen, und die sich gern mit wahren Christen verbinden möchten, die Reinigkeit der Lehre und die Gottseligkeit des Lebens zu erhalten", die sollten in dieser Gesellschaft Aufnahme finden können. In London und Basel fand dieser Plan sofort Beifall. An beiden Orten errichtete man einen engeren Ausschuß, der sich am Anfang jeden Monats versammelte, die eingelaufenen Briefe und Aufsätze durchging, über wichtige Wahrheiten sich unterhielt, und alles Merkwürdige der Session den übrigen Mitgliedern in einem Protokoll mitteilte. In vielen deutschen Städten — von Stuttgart bis nach Magdeburg und Berlin hin — wurden gleiche Gesellschaften errichtet. Alle standen untereinander und mit Basel als ihrem Mittelpunkt in enger Verbindung. Dorthin schickten sie ihre Berichte und Protokolle, und von dort wurde der umfassende allgemeine Bericht oder das Hauptprotokoll wiederum allen einzelnen Gesellschaften mitgeteilt.

Nach diesem Muster ist auch die Elberfelder, und in ihrer weiteren Gliederung die gesamte Rheinische Missions-Gesellschaft eingerichtet worden. Statuten, Ausschuß, monatliche Zusammenkünfte, Protokollführung, zusammenfassende Berichte, die jedem Mitgliede mitgeteilt werden, das sind ja die bekannten Formen unseres Vereinslebens. Lange Zeit stand Elberfeld mit der Baseler Christentums-Gesellschaft im regen Verkehr. Aber der eigentliche Anstoß zur Gründung eines Missionsvereins in Elberfeld kam nicht aus Basel, sondern aus England. Dort war im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts der Missionseifer in überraschender Weise erwacht, und über alle kirchlichen Parteien verbreitet. 1792 war die Baptisten-Mission gegründet, 1795 die Londoner, 1796 die Schottische, 1799 die englisch-kirchliche. Besonders die Londoner Missions-Gesellschaft, die im Jahre 1796 auf ihrem Missionsschiff „Duff" unter dem frommen Kapitän Wilson 29 Missionare nach den Südsee-Inseln sandte, erregte in unseren Gegenden große Teilnahme. Schon die Wahrnehmung, daß doch noch gläubige und eifrige Christen existierten, welche ein so großes Vertrauen zu den göttlichen Verheißungen hatten, daß sie sich in ein solch' ungewöhnliches und schwieriges Unternehmen einließen, wirkte wie ein elektrischer Funke auf die erstarrten Glieder der deutsch-evangelischen Kirche. Auch in Elberfeld war Tod und Erstarrung genug zu finden. Zwar fehlte es nicht an ausgezeichneten altehrwürdigen Christen, mächtigen Betern, voll Opferfreudigkeit für die Bedürfnisse der Gemeinde, tief gegründet in der heiligen Schrift, in all ihrem

Wandel ehrenhaft, aber sie liebten es in kleinem Freundeskreise sich abzuschließen, mit wenigen Auserwählten erbaulich zu reden und zu beten, statt durch öffentliches Hervortreten auf die ganze Gemeinde einzuwirken. In dieser Weise trat auch der Elberfelder Missionsverein zusammen. Während heutigen Tages bei Gründung eines Vereins das erste ist, so viel Mitglieder als möglich heranzuziehen, durch Wort und Schrift die Zwecke des Vereins jedermann darzulegen, die Thätigkeit und Erfolge vor die größtmögliche Oeffentlichkeit zu bringen, gelobten sich die Gründer des ersten Missionsvereins die strengste Verschwiegenheit, und daß nie mehr als 12 Mitglieder aufgenommen werden sollten. Ganz nach Art der Konventikel begannen die Versammlungen der kleinen Schar von Missionsfreunden, am 3. Juni, am Pfingstmontag des Jahres 1799 in dem Hause des ehrwürdigen Ball in Elberfeld, des werten Greises, dessen Name in weiteren Kreisen durch seine Söhne bekannt geworden ist. Es waren ihrer anfangs nur 9, alles Laien, nur ein Prediger unter ihnen, der reformierte Pastor Wever. Später trat auch sein jüngerer Kollege Nourney mit ein und noch zwei Bürger. Was thaten nun diese werten Alten? Jeden ersten Montag im Monat, abends 8 Uhr, kamen sie zusammen und beteten, lasen mit einander die eingelaufenen Missionsberichte, und die Briefe, die etwa von den christlichen Freunden in England, Holland, Ostfriesland, Frankfurt, Basel eingegangen waren, berieten und entwarfen die Antwort, redeten mit einander von geistlichen lieblichen Dingen, legten beliebige Beiträge in eine Büchse, und gingen betend wieder heim. „Es waren jedesmal Festtage, sagt ein Zeuge der Versammlungen, worauf sich das ganze Haus tagelang rüstete und freute. In jenen Tagen tiefster Erniedrigung und des Umsturzes aller Reiche dieser Welt sammelten sie sich meist trübe und gedrückt um den einfachen Tisch, aber fröhlich und erquickt verließen sie in später Abendstunde das Gemach, denn sie hatten sich getröstet an dem Reich, dessen Herrlichkeit ihnen aus den großen Thaten Gottes in der Heidenwelt entgegenstrahlte.“ Sich auf wirkliche Unternehmungen einzulassen, selbstthätig ins Missionswerk einzugreifen, dazu fühlten diese stillen Beter keinen Beruf. Die Aufforderungen des vielunternehmenden, für die Ausbreitung von Bibeln, Traktaten und Missionsschriften überaus thätigen Herrn v. Schirnding auf Dobrilugk, der eine förmliche aussendende Missions-Gesellschaft nach englischem Muster in Deutschland zu stande bringen wollte, fanden bei den lieben Alten in Elberfeld wenig Anklang. Sie gaben zwar einen kleinen Beitrag zu der auf Schirndings Betrieb von Jänicke in Berlin errichteten Missionsschule, lehnten aber jede bestimmte Verpflichtung für die neue Anstalt von sich ab. Was sonst an Beiträgen zusammen kam, wurde nach England geschickt. Anfangs schwankte man zwischen Rotterdam und London, aber die Nachricht von dem Unglück des Missionsschiffes Duff, welches von den Feinden gekapert war, entschied für die Londoner Missions-Gesellschaft. Die ersten 50 Pfd. Sterl., welche hier von einem Freunde geschenkt waren, wurden mit der Bemerkung nach London gesandt, daß man später dafür

eine Begünstigung von hier ausgehender Missionare erwarte. (Als im Jahre 1829 die ersten Rheinischen Missionare ausgesandt wurden ist ihnen wirklich durch den Superintendenten der Londoner Gesell-schaft sehr viele Liebe erwiesen, wiewohl jener Vorfall längst vergessen war.) Solche Aussichten lagen aber den zwölf Männern in Elber-feld noch sehr fern. Die einzige bescheidene Thätigkeit, mit welcher sie öffentlich hervortraten, war die Herausgabe kleiner Schriften, besonders der „Nachrichten von der Ausbreitung des Reiches Jesu," welche in zwanglosen Heften erschienen und von dem ehrwürdigen Peltzer, dem Präsidenten des Vereins, der zu diesem Zweck noch in seinem 66. Jahre die englische Sprache lernte, aus englischen Missionsjournalen übersetzt wurden. Jedoch fand diese Schrift bei dem damaligen geringen Interesse für die Mission nur sehr unbe-deutenden Absatz. Schneller waren die kleinen Traktate, Predigten, Reden, Lieder, welche der Verein von Zeit zu Zeit herausgab, vergriffen, besonders eine Reihe sogenannter Dorfgespräche, die mehrmals neu aufgelegt wurden. Außerdem vereinigten sich die Mitglieder des kleinen Vereins im Jahre 1802 jährlich nach Weise der Londoner Sozietät eine Anzahl neuer Testamente und Gesangbücher zur Verteilung an dürftige Konfirmanden anzuschaffen: „damit auch auf diese Weise unter denen, die uns am nächsten sind, das Wort Gottes ausgebreitet werde." Das fand großen Beifall, und es blieb nicht bei der Verteilung an Konfirmanden; Prediger, Schullehrer, Familienväter bestellten und erhielten Bibeln; bis ins Hessische und Lippische, nach Schlesien, ja nach Oesterreich und Ungarn wurden Bibeln gesandt, und zu gleicher Zeit fanden die „Nachrichten vom Reiche Jesu" ihren Weg bis nach Dänemark und Nord-Amerika. Das war im Jahre 1805. Damals stand der Verein der 12 Männer in seiner höchsten Blüte. Und doch wie klein und gering war alles. Die Ein-nahme betrug nur 345 Thaler, wovon $^2/_3$ der Missionskasse, $^1/_3$ der Bibelkasse angehörte. Aber nun kam das schreckliche Jahr 1806, welches alle Wirksamkeit nach außen hin lähmte; es kamen die noch schwereren Jahre 1809—1812, und die Mitglieder des Vereins, von außen ohne Unterstützung gelassen, selbst unter schweren Sorgen dahin-gehend, durch die Not des Augenblicks oft selbst am Besuch der Ver-sammlungen gehindert, konnten jetzt nichts anders mehr thun, als, wozu sie gleich anfangs vorzugsweise sich vereinigt hatten, beten, und immer brünstiger beten um die Ausbreitung des Reiches Gottes. Das haben sie denn aber auch mit seltener Treue gethan. Unter allen Kriegesunruhen und Regentenwechsel (wie schnell folgten sich auf dem Herzogstuhl des Bergischen Landes erst aus dem Bayerischen Hause Karl Theodor von Pfalz Neuburg, Max Joseph von Zweibrücken, Herzog Wilhelm von Bayern, dann Joachim Murat, Louis Napoleon, dann russische Generalgouverneure, endlich Preußens Friedrich Wilhelm) sehen wir diese herrlichen Alten regelmäßig zu der immer erneuerten Bitte zusammentreten: Herr, laß dein Reich kommen! In ihre fried-lichen Versammlungen darf das Getümmel des Krieges nicht dringen; die schlimmen Zeitungsberichte, die eigenen traurigen Erlebnisse drängen

nur zu desto anhaltenderem und eifrigerem Bitten, daß aus all' diesem Elend und Wirrwarr heraus der Herr möge seiner Sache und seinem Volke zum Siege helfen. Und hat nicht solch' gläubiges Gebet eine herrliche Erhörung gefunden?

Der Friede kehrte wieder 1814, dann noch gesicherter 1815. Jetzt that eine neue Bahn des Handelns und Wirkens für alle Freunde des Reiches Gottes sich auf. Nun mußte auch der alte Beterbund eine neue Gestalt annehmen. Die ganzen ersten 14 Jahre waren es immer dieselben 12 treuen Knechte Gottes gewesen, welche mit seltenen Unterbrechungen jeden Monat in demselben Lokal sich vereinigt hatten. Jetzt aber riß der Tod schnell eine Lücke nach der andern in die eng verschlungene Kette, und etliche Mitglieder mußten fortziehen. Die bisher fast alleinige Thätigkeit des Vereins, die Verteilung von Bibeln und Traktaten, wurde von der im Jahre 1814 gestifteten Bergischen Bibelgesellschaft und Wupperthaler Traktatgesellschaft übernommen und in umfassenderer Weise fortgeführt. Sie waren beide geistliche Töchter der kleinen Missionsgesellschaft, und nahmen beide ihren Anteil an dem Gebetskapital, das die Mutter aufgehäuft hatte, mit sich hinweg. Das konnte man merken an ihrem gesegneten Anfang und gesegnetem Fortgang. Die Missionsgesellschaft selbst blieb zwar, so lange der Altvater Peltzer noch lebte — bis 1817 — trotz der Veränderung fast des ganzen Personals, noch wesentlich in den alten Geleisen. Das Gebet war noch immer die Hauptsache, die Herausgabe einzelner Hefte „Nachrichten von der Ausbreitung des Reiches Jesu" dauerte noch fort; aber man schaute doch schon fleißig aus, besonders die neu eingetretenen jüngeren Mitglieder (die Zwölfzahl war bereits überschritten), ob der Herr nicht noch andere Arbeit für sie habe, und sie zu unmittelbarer Teilnahme am Missionswerk berufen wolle. Da meldete sich der erste Jüngling, der sich durch Vermittelung des Elberfelder Vereins zum Missionsdienst wollte ausbilden lassen. Man kann denken, mit welchem freudigen Dank gegen den Herrn er angenommen ward. Seine Prüfung und Ausrüstung, seine Sendung nach Berlin, um dort zum Heidenboten ausgebildet zu werden, galt den Freunden als erstes Unterpfand, daß der Herr ihren Gebeten dereinst auch die Möglichkeit zur selbständigen Aussendung von Missionaren eröffnen werde. Der 84jährige Präsident Peltzer sah wie Moses vom Berge Nebo noch hinüber in das Land der Verheißung, sah im Glauben schon aus dem Wupperthal die Friedensboten hinausziehen in die Heidenwelt. Dann starb er. Nun waren nur noch zwei aus jenem alten Beterbunde der Zwölf übrig. Ein Josua und Kaleb ragten sie noch hinein in die neue Entwickelung der Missionsgesellschaft, die noch erst durch viel Kampf und viel Schwanken gehen sollte, ehe sie wirklich zu dem erflehten Ziele gelangte.

Es trat zunächst nach 1817 eine Zeit ein, wo die neu eingetretenen jungen Kräfte erst sich üben sollten. An vielen Orten erhoben sich neue Missionsvereine, und forderten den alten Elberfelder Verein zum Wetteifer auf. An Thatkraft und gutem Willen fehlte es ihm auch nicht, wenn ihm nur erst einmal ein klar erkennbares Arbeitsfeld

angewiesen würde. Da wurden mehrere Mitglieder in ganz besonderer Weise zu einer Wirksamkeit unter den Juden in ihrer nächsten Umgebung veranlaßt, und dies gab den Antrieb, daß der Verein, ohne die Heidenmission aus den Augen zu verlieren, sich für einige Zeit fast ausschließlich die Verbreitung des Evangeliums unter den Juden angelegen sein ließ. Nun ist aber die Judenmission bekanntlich eine höchst schwierige Aufgabe, reich an Täuschungen und bitteren Erfahrungen. Und noch dazu hatte sich unsere Gesellschaft den allermißlichsten Teil der Judenmission ausgesucht, nämlich die Proselytenpflege.

Wenn irgendwo Weisheit, Geduld, unermüdliche Liebe, verbunden mit eiserner Beharrlichkeit und unnachsichtiger Strenge nötig ist, so ist das bei der Pflege der zum Christentum übergetretenen Juden der Fall. Unsere Gesellschaft sollte das auch erfahren. Zwar der brennende Liebeseifer der drei Männer, welche schon seit 1818 sich zur Wirksamkeit unter dem alten Bundesvolk verbunden hatten, hob über die ersten Schwierigkeiten leicht und siegreich hinweg. Schon gleich im Jahre 1820, da die Gesellschaft zuerst beschlossen hatte, sich an der Judenmission zu beteiligen, ward der Erstling aus den Juden getauft, ein Lehrer aus Solingen. Nach vielen, vielen Sorgen ihn unterzubringen, ward er endlich von einem Freunde nach Amerika gesandt und dort im Dienste des Evangeliums verwendet. Aber schon hatten sich andere gemeldet. Aus Nassau, aus Kreuznach, aus Frankfurt, aus Bayern, aus Prag, ja gar aus Polen, kamen jüdische Jünglinge und Männer hergezogen, begehrten und erhielten die Taufe. Aber was mit ihnen machen nach der Taufe? Sie hatten meist durch ihren Uebertritt zum Christentum die Mittel zu ihrem Unterhalt verloren; sollte man sie ohne weitere Hilfe und Unterstützung lassen? Man ließ sie Lehrer, Handwerker, Schreiber werden, wie es gehen wollte; man scheute keine Mühe und Kosten, um ihnen zu helfen. Aber fast noch schlimmer schien es zu stehen mit denen, welche sich zur Taufe nur erst gemeldet hatten, erst unterrichtet werden mußten, und doch schon um ihres Verlangens nach der Taufe willen von den Ihrigen verstoßen und aus ihrem bisherigen Broterwerb vertrieben wurden. Für sie konnte man kein neues Unterkommen suchen, so lange der Unterricht bei dem nunmehrigen Präses der Gesellschaft, dem Pastor Döring, und etlichen anderen Geistlichen währte, und der Unterricht selbst hatte wieder seine besonderen Schwierigkeiten, weil die Taufkandidaten nicht zusammen und unter christlicher Aufsicht waren. Daher der Gedanke, ein Proselytenhaus zu gründen, oder noch lieber eine kleine Kolonie von Proselyten, in der sie selber beginnen könnten, ihr Brot sich auf christliche Weise zu verdienen. Dieser Gedanke, wie er nur ausgesprochen war, fand überall bei den Freunden Israels den größten Anklang. Ein englischer Judenmissionar aus Polen, und der Agent der englischen Judenmissions-Gesellschaft aus Frankfurt boten zur Ausführung die Hand. In Stockamp bei Düsseldorf ward das neue Institut errichtet. Um diese Zeit, von 1823—1825 sehen wir die Elberfelder Gesellschaft auf der Höhe ihres Wirkens für Israel und ihres Ruhms. Von allen Seiten kamen Besuche, Anfragen, Deputierte, um die neue, damals

noch einzig in ihrer Art dastehende Proselytenanstalt kennen zu lernen. Da kamen Missionare und Abgeordnete aus London, aus Glasgow, aus Edinburg, aus Basel, aus Berlin, aus Dresden, aus Frankfurt, ganz zu schweigen von den häufigen Besuchen aus der näheren Umgebung; da kamen Beiträge und Briefe aus dem Norden und Süden, Osten und Westen und wünschten Glück oder verlangten nähere Kunde von der Einrichtung und von dem Umfang des neuen Unternehmens. Eine größere Anzahl Israeliten meldete sich zur Aufnahme, als man unterbringen konnte. Die erfreulichsten Berichte kamen von der Wirksamkeit des Missionars Becker unter den Juden (früher in Warschau, später in Hamburg), der zuerst für die Heidenmission bestimmt, später in die Dienste der englischen Judenmissions-Gesellschaft getreten war. Noch wurden zwei andere Jünglinge auf Kosten unserer Gesellschaft im Berliner Missionsseminar ausgebildet, die sich beide ebenfalls für die Judenmission entschieden und später im Segen wirksam waren, Reichard und Nösgen. Aber unter all dieser fröhlichen Ausbreitung des Werkes waren die Arbeiter in Elberfeld, vor allem diejenigen Mitglieder der Gesellschaft, welche das besondere Komitee für die Judenmission bildeten, mit Schwierigkeiten und Sorge überladen. Mit dem Institut auf Stockamp wollte es nicht fort. Die Unternehmer, von viel Krankheit gehindert, waren nicht im stande, die Anstalt mit fester Hand zu leiten. Auch wich ihr Plan etwas von dem der Gesellschaft ab. Sie hätten lieber ein Judenmissionsseminar gegründet, statt einer vorübergehenden Zufluchtsstätte für Taufkandidaten und eben getaufte Israeliten. So mußte Stockamp nach zwei Jahren wieder aufgegeben werden. Ein neuer Versuch wurde gemacht in dem nahe gelegenen Düsselthal durch den Grafen von der Recke. Das hielt sich einige Zeit, blühte schön auf, dann zerfiel es ebenfalls. Schwere Täuschungen, bittere Erfahrungen hatte die Gesellschaft durchmachen müssen, aber Gottlob, sie hatte unter den 16 oder 18 Getauften auch einzelne köstliche Früchte ihrer mühevollen Wirksamkeit für Israel reifen sehen, durch welche die vielen niederbeugenden Erfahrungen reichlich vergütet wurden. Was aber die Hauptsache ist, die jungen Streiter der Gesellschaft hatten in einem fast zehnjährigen Kampfe zur Ehre des Herrn recht aus dem Grunde gelernt, die Waffenrüstung zu gebrauchen, welche Eph. 6 beschrieben steht. Das war der Hauptgewinn. Denn der Herr wollte die so geübten Streiter auf dem größeren Kampfplatz der Heidenmission gebrauchen.

Wir müssen aber nicht glauben, daß in den letzten 8 oder 10 Jahren die Elberfelder Gesellschaft sich um die Heidenmission gar nicht mehr bekümmert hätte. Mehrere Jünglinge, welche als Boten des Evangeliums unter die Heiden zu gehen gedachten, ließ sie auf ihre Kosten im Jänickeschen Institut in Berlin unterrichten; unter anderen den trefflichen, leider so früh vollendeten Missionar Terlinden, der im Dienst der niederländischen Missions-Gesellschaft arbeitete. Auch mit dem aus Elberfeld gebürtigen Missionar Krnse in Aegypten unterhielt sie einen regelmäßigen Verkehr. Einen anderen jungen Mann, Bonekemper, ließ sie in Basel ausbilden, um ihn nach den Küsten

des schwarzen Meeres zu den dort wohnenden Deutschen zu senden. Sie unterstützte die Brüdergemeinde und einzelne grönländische Missionare. Ja sie hatte schon einen Heiden aus Mohrenland, der als wilder Mensch hier für Geld gezeigt, nachher auf seine Bitten von der Gesellschaft aufgenommen und in Düsselthal untergebracht war, dort in den Tod des Herrn taufen lassen und sich an seinem gottseligen Sterben erquicken können. Ferner hatte sie fast durch alle evangelische Kreise unserer westlichen Provinzen (93 verschiedene Gemeinden werden genannt) Lesekreise errichtet, welchen von hier aus die Missionsnachrichten regelmäßig zugesandt wurden, um die Kunde von dem Bedürfnisse der Heidenwelt und der Thätigkeit der verschiedenen Gesellschaften weiter zu verbreiten. Aber das alles, so wichtig es war, sollte doch nach dem Willen des Herrn nur erst eine Vorbereitung sein für die Hauptaufgabe, nämlich für die Bildung einer Rheinischen Missions-Gesellschaft zur unmittelbaren Aussendung von Friedensboten unter die Heiden, zur Anlegung Rheinischer Stationen in den fernen Weltteilen. Als hierzu die bestimmte Zeit gekommen war, da ließ der Herr die bisherigen Lieblingsbeschäftigungen der Elberfelder Gesellschaft ein Ende nehmen. Zu Anfang des Jahres 1828 löste er die 28-jährige Verbindung mit dem Jänickeschen Missions-Institut auf, denn nach dem Tode des alten Vaters Jänicke war es unmöglich, sie noch fortzusetzen; und zugleich setzte er der bisherigen Proselytenpflege in Düsselthal ein Ziel. Dagegen ließ er nun die Barmer Gesellschaft hervortreten mit dem Antrag, ihr bei der Aussendung ihrer Missionszöglinge zu helfen. Wer es weiß, welche ganz besondere Gaben und Erfahrungen zur Auswahl, Leitung, Aussendung und Beratung von tüchtigen Missionaren gehören, der wird auch ermessen können, welch eine Gnadenführung des Herrn es war, daß er gerade in Elberfeld und Barmen auf zwei ganz verschiedenen Wegen sich Männer erzogen und ausgerüstet hatte, die solchem Werk gewachsen waren.

Sehen wir uns die kurze Geschichte der Barmer Missions-Gesellschaft auch etwas näher an. Es hatte lange gedauert, ehe Barmen sich entschloß, sich ebenfalls an dem Missionswerk zu beteiligen. Als früher im Anfange des Jahrhunderts die Elberfelder Missions-Gesellschaft die Freunde in Barmen zur Teilnahme eingeladen hatte, war ihnen eine zurückweisende Antwort gegeben worden. Es war eben alles noch unklar und im Werden. Aber als nach der Ueberwindung der fremden Unterdrücker ein neues Frühlingswehen durch die deutschen Gauen ging, als unter der milden und gerechten Herrschaft der Hohenzollerschen Könige alle Kräfte sich zu regen begannen, und ein Gefühl der Sicherheit und des Wohlseins alles durchdrang, da hoben auch in Barmen die verschüchterten Freunde des Reiches Gottes ihr Haupt empor. Ihren Mittelpunkt fanden die neuen Regungen an einem jungen eifrigen Prediger, dessen Andenken als des eigentlichen Stifters der Barmer und später auch der Rheinischen Missions-Gesellschaft in Segen bleiben wird. Es war der Pfarrer Leipoldt, anfangs Hilfsprediger in Wichlinghausen, nachher Pastor an

der vereinigten Gemeinde Unterbarmen. Schon länger hatte derselbe daran gearbeitet einen Verein von Bibel- und Missionsfreunden, ähnlich dem Elberfelder, zu stande zu bringen: aber die Sache war den Gemeindegliedern noch zu fremd, und dazu war alles eben in einer gewissen religiösen Gärung, aus welcher sich ein neues frisches Gemeindeleben erst gestalten sollte. Da half ein Besuch des Pastor Blumhardt über die ersten Schwierigkeiten hinweg. Dieser, Inspektor der neu gegründeten Missions-Gesellschaft zu Basel, suchte auch in hiesiger Gegend Hilfsvereine für Basel zu gründen. Er fand den Boden in Barmen jedoch noch so wenig vorbereitet, daß er anfangs nur mit der Bibelsache hervorzutreten wagte. Als er dann aber auf vertrauliches Befragen sich weitläufig über den Zweck der Baseler Gesellschaft und die Fortschritte der Heidenmission ausließ, wurde sofort eine neue Versammlung beschlossen, und am 8. September 1818 hielt Blumhardt vor einer ziemlich zahlreichen Versammlung einen Vortrag, welcher zündete. Mit dem jungen Leipoldt hatte er bereits vorher ganz Barmen durchlaufen, um die tauglichsten und wärmsten Männer persönlich aufzusuchen und heranzuziehen. Von diesen ging dann der Beschluß aus, sich zu einem Hilfsverein für die Baseler Missions-Gesellschaft zu konstituieren, und zunächst einen der dortigen Missionszöglinge durch hiesige Beiträge zu unterhalten. Der Lehrer Roßhoff wurde Präsident, Herr Abr. Siebel wurde Kassenführer, Leipoldt übernahm das bescheidene Amt eines Sekretärs, war aber in der That die Seele des Ganzen. Ganz Barmen wurde jetzt in eine Anzahl Rotten oder Distrikte geteilt, und die Mitglieder oder Direktoren der Gesellschaft übernahmen es, eine jährliche Hauskollekte in jedem Distrikt abzuhalten. Durch eine besondere Einladungsschrift wurden die Freunde in den benachbarten Städten aufgefordert, sich dem Barmer Verein anzuschließen, es wurden sogenannte auswärtige Direktoren ernannt, und bald mehrten sich die eingehenden Gaben und Geschenke so bedeutend, daß statt des einen gleich 3 Baseler Missionszöglinge von hier aus unterhalten werden konnten, unter ihnen der junge Salzet aus Köln, der später eine gesegnete Wirksamkeit in Grusien am Kaukasus gehabt hat. Und auch nachdem die erforderliche Summe nach Basel abgesandt war, blieb gleich in den ersten Jahren noch immer ein so hübscher Rest in der Kasse, daß auch der Brüdergemeinde, der Halleschen Missionsanstalt, dem Jänickeschen Seminare noch ansehnliche Geschenke gemacht werden konnten. Der aufstrebende, unternehmende Sinn des emporblühenden Barmen, der Kampfesmut und die fröhliche Siegeshoffnung der aus langem Druck und Schlummer wieder erwachenden Gemeinden war auch in dem kleinen Verein so vorherrschend, die jugendlichen Kräfte der ersten Mitglieder so begierig nach selbstthätiger Wirksamkeit, daß man sich hier mit Sammlung und Versendung von Beiträgen, mit regelmäßigen Sitzungen und Verbreitung von Missionsschriften nicht begnügen konnte. Nachdem im Herbst 1823 der treffliche Präsident gestorben und der damals in der frischesten Jugendkraft stehende Pastor Sander an seine Stelle getreten war, wurden sofort Missionsbetstunden begonnen, es

würden kleinere Vereine von Mädchen und Dienstboten, Jünglingen und Jungfrauen gegründet, durch deren bescheidene Beiträge die Einnahme bald fast verdoppelt wurde, und 1824 wagte die Gesellschaft sogar mit der Feier eines öffentlichen Missionsfestes hervorzutreten — damals eine ganz unerhörte Neuerung, wegen der sich das Komitee bei den Freunden fast entschuldigen zu müssen glaubte.

Wie nun der Herr die Gesellschaft in allen diesen Dingen sichtlich segnete und förderte, da that sie in fröhlichem Vertrauen auf seinen ferneren Segen noch kräftigere Schritte vorwärts, und faßte im Jahr 1825 den Plan zu zwei Unternehmungen, deren Frucht wir noch heute genießen. Sie gründete nämlich das Barmer Missionsblatt, welches mit Anfang 1826 zuerst erschien, und noch in demselben Jahre in 6000 Exemplaren verbreitet, im folgenden schon in 12000, später in 21000 Exemplaren gedruckt worden ist. Wer hätte solchen Erfolg sich damals träumen lassen, als man in dem kleinen Verein zuerst über die großen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens ratschlagte, und es schon für bedenklich hielt, auf den Absatz von mehr als 1000 Exemplaren zu rechnen. Damals machte man sich auf große pekuniäre Verluste gefaßt, und wie viele Tausende von Thalern hat später das Blatt eingetragen, welcher Segen ist durch dasselbe unter uns und bis in weite Ferne hinein gestiftet! Und wie auf das Missionsblatt, so legte der Herr seinen reichsten Segen auch auf das zweite Unternehmen, welches die Barmer Gesellschaft in demselben Jahr 1825 begann, die Gründung einer Missionsschule. Wie klein, wie nichtssagend waren auch diese Anfänge, wie weit entfernt war man von allen weit aussehenden Entwürfen. Es war nichts, als daß sich etliche Prediger des Thales und etliche Lehrer verabredeten, ein paar mal in der Woche solchen jungen Handwerkern einigen Unterricht zu erteilen, die einen Trieb zum Missionsdienst fühlten, es aber doch nicht wagten und wünschten, aufs ungewisse hin nach Basel oder Berlin zu gehen, und zu versuchen, ob sie dort aufgenommen würden. Zu diesem Schritt waren die hiesigen Freunde gleichsam gedrängt. Man vergegenwärtige sich nur die geistliche Physiognomie des Thales in den ersten zwanziger Jahren, besonders seit dem Jahr 1823. Es waren die Tage, „da durch das schon längere Zeit von den begabten und begeisterten Predigern mit gewaltiger Kraft geschwungene Schwert des Geistes eine neue Lebensregung durch alle Gemeinden ging. Die Gotteshäuser faßten die sich herzudrängenden Hörermassen nicht mehr, die Wochengottesdienste wurden nicht minder stark besucht, als die sonntäglichen. Die Wälder umher erklangen namentlich an den Sonntagabenden von geistlichen Gesängen, wie an den Wochentagen die Häuser und Werkstätten. Das religiöse Interesse verschlang bei Tausenden jedes andere. Die gesellige Unterhaltung drehte sich meist um kirchliche Vorgänge oder um Wahrheiten der heiligen Schrift. Eine erwartungsvolle Heiterkeit bildete den Grundton in der Stimmung aller Gläubigen, und ein lebhaftes Bedürfnis nach Herzensergießung und Gedankenaustausch führte die Erweckten täglich nach gethaner Arbeit zu unzähligen trauten Brüderkreisen zusammen.“ So schilderte ein Augenzeuge und

selbst reich begabter Knecht Gottes jene gesegnete Zeit. Was wunder, daß sehr viele Jünglinge, namentlich die von außen her nach Barmen oder Elberfeld gekommen waren, mit hineingezogen in den so mächtig durch das Thal flutenden Lebensstrom, in dem Feuer der ersten Liebe sich selbst ganz und gar dem Herrn zum Opfer weihen wollten, und sich zum Dienste unter den Heiden meldeten. Aber sollten sie ihre geistliche Geburtsstätte, die reichen Gnadenschätze, die sich ihnen hier aufgethan hatten, ihre geliebten Prediger und Seelsorger so schnell wieder verlassen? Am liebsten wären sie von ihnen selber unterwiesen und angeleitet worden. Sie wollten ja auch nicht viel. Sie dachten nicht daran, selber als Prediger ausgesendet zu werden, nur zum Gehilfendienst meinten sie in ihrem bescheidenen Sinn vielleicht noch tauglich zu sein und als Schullehrer unter die Heiden gehen zu können. Und diesem demütigen, aus dem Glauben gebornen Verlangen kam der freudige Eifer der jungen Prediger entgegen. Es schien etwas Leichtes, daß die jungen Leute, auch wenn sie bei ihrem Handwerk blieben wie bisher, doch an dreien Tagen der Woche in einem gemieteten Lokal zusammenkämen, um Unterricht in der Bibelkenntnis und Glaubenslehre, Sprachen und Geschichte zu empfangen. Am 11. Juli 1825 ward diese Barmer Missionsschule mit angemessener Feierlichkeit eröffnet. Nun zeigte es sich freilich bald, daß man sich die Sache zu leicht vorgestellt hatte, daß solches Studium, wenigstens bei jungen Leuten, die beim Handwerk heraufgekommen und keinerlei tüchtige Vorbildung gehabt haben, sich nicht so als Nebensache behandeln läßt. Aber das war grade ein Beweis des hier waltenden regen göttlichen Lebens, daß man selber durchaus nichts machen, nichts festhalten wollte, sondern in allen Punkten gelehrig und demütig den Winken des Herrn nachging, und sich von seinen Fingerzeigen leiten und bestimmen ließ. Das Bedürfnis nach Unterricht war einmal da, die Weise, wie er erteilt wurde, konnte aber nicht genügen. Sogleich war man entschlossen, die Sache zu ändern. Die jungen Leute mußten zusammenwohnen, der damals unbeschäftigte Pfarrer Lindl übernahm die unmittelbare Beaufsichtigung und den größten Teil des Unterrichts. Das war anfang Mai 1826. Es waren damals erst fünf Zöglinge förmlich aufgenommen, bald traten noch vier andere hinzu, unter ihnen waren zwei unserer späteren Veteranen im Kapland, nämlich unser Missionar Leipoldt im afrikanischen Wupperthal, und etwas jünger unser Superintendent Zahn in Tulbagh. Die jungen Leute arbeiteten freilich auch jetzt noch in den Zwischenzeiten bei ihren Meistern, aber sie konnten sich dadurch natürlich ihren eigenen Unterhalt nicht mehr verdienen, sie mußten zum größten Teil, endlich ganz, aus der Missionskasse unterhalten werden.

Dadurch war die ganze Sache ziemlich kostspielig geworden. Zehn junge Männer zu nähren und zu kleiden, dazu ihren Hausvater, ein Lokal für sie zu mieten und die Unterrichtsmittel zu beschaffen — es fragte sich, ob denn das auch dem Zweck entspräche, so lange man hier nichts anderes beabsichtigte, als Schullehrer und Gehilfen für andere Missionare auszubilden. Und wie sollten am Ende die

jungen Leute ausgesendet werden? Welche Missions-Gesellschaft wollte sich anheischig machen, die in Barmen vorgebildeten Männer in ihr Missionsgebiet aufzunehmen und mit ihren Missionaren auszusenden? Zwar hatte Basel sich bereit erklärt, tugliche junge Leute aus der hiesigen Präparandenanstalt zu übernehmen, und hat auch wirklich zwei oder drei nach Basel kommen lassen, aber — das Urteil über die Tauglichkeit ist eben ein verschiedenes, und man wurde beiderseits die Unzuträglichkeit einer solchen Praxis bald inne. Da blieb also nichts anderes übrig, als entweder das ganze Unternehmen aufzugeben, oder noch einen Schritt vorwärts zu thun, und aus der Vorschule ein förmliches Missionsseminar zu machen. Wie hätte aber in jener Zeit der Glaubensfreudigkeit und des Liebeseifers eine Sache aufgegeben werden sollen, welche bis dahin vom Herrn so reich gesegnet war und so schöne Früchte verhieß? Bei Gelegenheit des Barmer Missionsfestes am 23. August 1826 wurde die Frage von einer größern Versammlung von Missionsfreunden erörtert, und es zeigte sich gleich, daß die kleine Anstalt schon in ihrer damaligen Gestalt so viel Liebe und Gunst im ganzen Thale genoß, daß man sie um keinen Preis sich wieder entreißen lassen wollte. Vielmehr bewegte man sich in großen Entwürfen. Man sprach schon von dem Bau eines eignen Missionshauses, man faßte Sumatra und China als etwaige Missionsfelder ins Auge, man meinte über Rotterdam und mit Hilfe der dortigen Missions-Gesellschaft die Zöglinge am leichtesten in die Heidenwelt befördern zu können. Das lag denn freilich alles noch in der Zukunft. Zunächst galt es, die königliche Erlaubnis zur Gründung eines Missionsseminars zu erlangen. Die erfolgte am 25. Oktober 1826. Dann mußte man sich nach einem tüchtigen Lehrer und Inspektor des Seminars umsehen. Den führte der Herr der glaubensfreudigen Gesellschaft zu in der Person des bisherigen Oberlehrers am Schullehrerseminar zu Halberstadt, H. Richter, der dort schon um seines mutigen Bekenntnisses willen manche Kämpfe zu bestehen gehabt hatte. Am 28. Mai 1827 zog er mit seiner jungen Frau in Barmen ein. Ein eigenes Schulkomitee war von der Gesellschaft mit der Prüfung und Aufnahme von neuen Zöglingen, Feststellung des Lehrplans, Beaufsichtigung des Unterrichts, Beschaffung und Instandhaltung der nötigen Lokale beauftragt. Ein geräumiges Haus wurde gemietet auf der Diekerstraße am östlichen Ende des Wupperthales, in welchem die Zöglinge mit dem Inspektor und dem Pfarrer Lindl zusammenwohnten. Für die Beköstigung und Wäsche der jungen Leute hatte eine zuverlässige Wirtfrau zu sorgen. Das Ziel des Unterrichts wurde auch jetzt noch möglichst niedrig gesteckt. „Wir fanden, sagte der sel. Leipoldt, daß auf dem bei weitem größten Teil des Missionsgebiets hohe Erkenntnis und weit ausgebreitetes Wissen auch nicht einmal der äußern Umstände wegen erforderlich und daß also eine völlig gelehrte Bildung der Zöglinge für uns vergeblicher Zeit- und Kostenaufwand sei.“ Sonach verzichtete man zunächst darauf, die Zöglinge in den Grundsprachen und den philosophischen und theologischen Disziplinen zu unterweisen. Gründliche

Kenntnis und Verständnis des Wortes Gottes und der Heilslehre blieb die Hauptsache, daneben Geschichte in ihren verschiedenen Zweigen, deutsche und englische Sprache, Erdbeschreibung, Naturkunde, Zeichnen und Singen. Es fehlte auch nicht an Redeübungen und Anleitung zum Unterricht in Elementarschulen.

Kaum aber war dieser Plan einigermaßen in Wirksamkeit getreten, so zeigte sich schon eine Hemmung. Der Pfarrer Lindl, dem die neue Gestaltung der Dinge nicht ganz angenehm war (er hatte sich einer mystischen Sekte zugewandt) kündigte seinen Rücktritt an. Um seine Stelle provisorisch auszufüllen, übernahm der zufällig anwesende Bruder des Inspektors, Kandidat W. Richter, den Elementarunterricht im Seminar (Mai 1828), und die Gesellschaft übertrug ihm bald darauf förmlich die Stelle eines zweiten Lehrers, in welcher er auch bis 1845 wirksam geblieben ist. Mittlerweile waren die Zöglinge rasch gefördert, es war bereits eine zweite Klasse aufgenommen worden, der Kursus der ersten Klasse neigte sich zu Ende, und man konnte es wagen, mit den Gereiftesten unter ihnen eine Probe zu machen, wie sie sich etwa den Heiden gegenüber benehmen würden. Man entschloß sich, zwei von ihnen zu den noch mitten in Deutschland wohnenden Heiden zu senden, nämlich zu den Zigeunern.

Diese rätselhaften Fremdlinge aus dem Orient, welche seit 1417 die europäischen Länder durchziehen, halten sich jetzt zwar fast ausschließlich in den noch am wenigsten zivilisierten, oder halb barbarischen Gegenden unseres Weltteils auf, in der Türkei, in Rußland, in Portugal und Spanien, aber auch in Deutschland, in Preußen sind einige Reste zurückgeblieben. Etwa 300 Köpfe hausten in der Gegend von Bleicherode und Nordhausen in Friedrichslohra, in einem ganz vernachlässigten und rohen Zustande. Ihr einziger Erwerb war Stehlen, Betteln und Wahrsagen; ihr Leben ein beständiges Umherschweifen. Im Sommer war der Wald ihr ständiger Aufenthalt, im Winter drängten sie sich im Dorf in einzelne Häuser zusammen, und hockten fast unbekleidet in jedem Winkel des Hauses, wo Raum war. Nun kam grade im Frühjahr 1828 etlichen Gliedern der Gesellschaft ein Hilferuf zu von einem reisenden Freunde, der selber den jammervollen Zustand dieser verwahrlosten Geschöpfe in der Nähe gesehen hatte. Demnach wurden die beiden Zöglinge Leipoldt und Wefelmeyer beauftragt, eine Untersuchungsreise zu den Zigeunern zu machen, und zu sehen, was sie etwa dort für Kinder und Alte thun könnten. Den Zustand der wilden braunen Gestalten fanden sie denn freilich traurig genug: die äußerste Armut, ekelhaften Schmutz, und die traurigste Unbekanntschaft und Gleichgültigkeit gegen alles, was zum seligen Leben und Sterben gehört. Manche Kinder gingen ganz nackend, andere nähten sich des Morgens etliche Lumpen um ihre Glieder. Nur zwei Kinder waren zur Schule gegangen und konnten lesen. Sonst wuchsen sie alle ohne jegliche Erziehung auf, und wurden was ihre Eltern waren, Müßiggänger, Diebe, Betrüger, ausgerüstet mit aller Schlauheit einer durch und durch verderbten Natur. Daß sie aber Heiden wären, wollten sie durchaus nicht zugeben. Wir beten

den dreieinigen Gott an, sagten sie, wir sind katholisch. In die Kirche kam nur ein einziger, aber ihre Kinder waren fast alle getauft, und viele Ehen kirchlich eingesegnet. Die beiden Brüder suchten sie mit der Quelle alles innern und äußern Elends bekannt zu machen, und wiesen sie dabei auf ihr eignes Gewissen, das sie von dem Unrecht der Lügen, der Betrügereien und der schändlichen Lebensweise, die sie führten, überzeugen müßte. Da meinte einer, es sei wirklich so, diese Unruhe habe er schon manchmal gefühlt, und ein anderer sagte, die beiden unbekannten Männer müßten wohl Naturforscher sein, denn sie wüßten, was der Mensch dächte. Daß Christus für die Sünder am Kreuze gestorben sei, das sagten sie, wüßten sie wohl. Als aber die beiden Zöglinge weiter drangen und von der Gerechtigkeit Christi und vom Glauben und von der dankbaren Gegenliebe sprachen, da wiesen sie die Worte des Evangeliums von sich und meinten, wenn sie in ihrem jetzigen Zustande keine Christen wären, so wären auch die übrigen Menschen keine, denn die wären nicht besser als sie. Nach der Ueberzeugung der beiden zurückkehrenden Zöglinge und nach allen übrigen Nachrichten über das arme Volk mußte demselben mit der geistlichen Hilfe zugleich leibliche Handreichung zu teil werden. Nur wenn sie in eine wohl beaufsichtigte Kolonie gesammelt, durch eigene Arbeit ihr Brot fänden, könnte den Jungen und Alten die heilsame Lehre mit Erfolg gepredigt werden. Wir werden bald sehen, wie wesentlich diese Ueberzeugung, welche wir als das Resultat der Missionsreise nach Friedrichslohra ansehen können, auf die Gestaltung der Mission unter den zigeunerähnlichen Heiden des Kaplandes einwirkte, zu welchen jetzt die Barmer Zöglinge hinausgesandt werden sollten.

Gründung der Rheinischen Missionsgesellschaft.

Neben den beiden Missionsvereinen in Elberfeld und Barmen waren noch zwei andere in der Rheinischen Provinz emporgekommen, zu Köln und zu Wesel. Von Barmen aus angeregt, hatten sich daselbst kleine Hilfsvereine für Barmen gebildet, die aber, nachdem sie etwas erstarkt waren, und auch die nächst wohnenden Gemeinden mit herangezogen hatten, es vorzogen, sich ebenso wie damals Barmen (erst 1827 hörte die Verbindung des Barmer Vereins mit Basel auf) direkt an Basel anzuschließen, und daselbst einige junge Leute aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Das war während der Jahre 1822—1828 geschehen. An diese beiden Vereine, oder an Elberfeld und Barmen hatten sich je nach lokalen Verhältnissen oder nach persönlichen Verbindungen fast alle Missionsfreunde im Rheinlande angeschlossen. Nur wenige hielten sich abgesondert, und blieben mit Berlin und der Brüdergemeinde verbunden. Wo die Prediger warme Missionsfreunde waren, hatten sie in ihren Gemeinden förmliche Hilfsvereine mit regelmäßigen Beiträgen und Missionsstunden, sogar Missionsfeste stiften können. An anderen Orten dagegen fand man

nur vereinzelte Freunde, die sich um die sogenannten auswärtigen Direktoren einer der vier genannten Gesellschaften sammelten. In Westfalen war noch am wenigsten für die Mission geschehen. Ein förmlicher Verein bestand dort noch gar nicht, außer im Ravensbergischen, von dem teueren Gottesmanne Jacobi gestiftet, der sich an Köln angeschlossen hatte. Von Barmen aus war viel daran gearbeitet, auch in der Mark einen Verein zu stande zu bringen, aber damals noch vergebens.

Nun war im Jahre 1828 die Zeit da, wo die Barmer alles Ernstes daran denken mußten, wie sie ihre wohl unterrichteten Zöglinge in die Heidenwelt hinaussenden könnten. Der Herr hatte in der bisherigen Schule nicht bloß die Schüler, sondern auch die Lehrer und Leiter selbst zu solchem Werke tüchtig gemacht. Wie manches hatten die raschen Männer, welchen die Hauptarbeit bei allen bisherigen Unternehmungen zugefallen war, erst lernen müssen, ehe sie selber ans Aussenden denken konnten. „Der Herr ließ uns, so bekannte der selige Leipoldt, auf dem Wege, auf den er uns so sichtlich gewiesen hatte, mancherlei Erfahrungen machen, auch viele betrübende. Es hatten sich bald mehr Jünglinge zur Aufnahme gemeldet, als unsere kleine Anstalt fassen konnte, und ob wir gleich sorgfältig prüften, und manche gleich zurückwiesen, so konnten wir doch nicht ins Herz sehen, und mußten uns bei manchen erst später überzeugen, daß entweder kein Ruf des Herrn zu diesem großen Werke an sie ergangen sei, oder daß sie die Kosten noch nicht recht überschlagen hatten, oder daß ihre Fähigkeiten nicht zureichten, auf einem so schwierigen Arbeitsfelde dem Werk des Herrn zu dienen. Diese mußten wir dann mit wehmütiger Liebe entlassen, oder sie baten auch selbst wohl darum". Wie groß die Zahl solcher Enttäuschungen gewesen sei, ergiebt sich daraus, daß von den 24 Jünglingen, welche von Mitte 1825 bis Ende 1828 in die Missionsschule aufgenommen wurden, nur acht haben wirklich zu den Heiden hinausgesandt werden können, und daß gleich unter den vier ersten Sendlingen der eine nach etwas mehr als Jahresfrist ausgeschlossen werden mußte. Da waren also tüchtige und gewiegte Mitarbeiter not. Der Herr aber hatte, wie früher erzählt wurde, schon dafür gesorgt, daß die glaubensfeurigen und liebeseifrigen Männer der Barmer Gesellschaft, so bald die Zeit da war, eine treffliche Ergänzung an den Elberfelder Brüdern fanden, die durch die langjährige höchst schwierige Missionspraxis in Stockamp und Düsselthal zur Leitung einer eben erst beginnenden Heidenmission in besonderem Maße vorbereitet waren.

Als auf Leipoldts Betrieb im Mai 1828 in einer Zusammenkunft der beiderseitigen Abgeordneten zuerst eine Verbindung der Elberfelder und der Barmer Gesellschaft angebahnt wurde, waren beide Teile darüber einig, daß zur Aussendung der ersten vier Barmer Missionare die Kraft der beiden Wupperthaler Gesellschaften wohl ausreichen möchte. Aber doch urteilten sämtliche Abgeordnete, daß der geordnete Weg ein brüderliches Zusammenwirken aller verfügbaren Kräfte erheische, und daß die Verbindung aller vier rheinländischen Missions-Gesellschaften höchst wünschenswert. Aber sollte

diese Verbindung eine Verschmelzung sein? sollte die Selbständigkeit der einzelnen Gesellschaften aufgegeben werden müssen? Dazu konnte sich vor der Hand noch niemand entschließen. Vielmehr wurde für gut erkannt, daß die Gesellschaften mit gesonderten Vorständen und Kassen jede ihre eigentümliche Wirksamkeit fortführen und nur bei dem einen zunächst vorliegenden Erfordernis, der Aussendung von Missionaren, mit Rat und That einander helfen wollten. Man sieht, die vorsichtigen Elberfelder gingen zunächst keinen Schritt weiter, als durch die Umstände geboten und vom Herrn ihnen gezeigt war. Die aufgestellten Stipulationen wurden den beiden Missionsgesellschaften zu Köln und Wesel mitgeteilt, und beide aufgefordert, am bevorstehenden Fest der Bergischen Bibelgesellschaft durch einige Deputierte mit den Vorständen der beiden Wupperthaler Gesellschaften zusammen zu treten und sich über die beabsichtigte Vereinigung zu erklären. Auch an sämtliche Missionsvereine außerhalb der Provinz erging eine ähnliche Einladung, sogar nach Berlin, welches aber mit einer Gegenproposition antwortete, auf die man nicht eingehen konnte. Von auswärtigen Vereinen erschien niemand, dagegen schickte Köln und Wesel zum anberaumten Tage wirklich einige Abgeordnete, von denen der Kölner sofort im Namen seiner Gesellschaft zu allen Vorschlägen der Wupperthaler Vereine seine völlige Zustimmung erklärte, die Weseler aber erst weitere Instruktionen einholen zu müssen erklärten. Es war nämlich unter den Weseler Missionsfreunden eine Spaltung eingetreten; die einen wollten den Anschluß sofort vollziehen, die anderen dagegen meinten, man müsse erst abwarten, was aus der Sache werden würde. Man hatte sich in Wesel noch nicht geeinigt, als am 23. September 1828 die Abgeordneten der 3 übrigen Gesellschaften aufs neue in Mettmann zusammentraten, um ein Statut zu entwerfen und die beschlossene Vereinigung definitiv zu vollziehen.*) Da die Sache dringlich war, und man auf die Entschließung der Weseler nicht länger warten konnte, so traten also zunächst Köln, Elberfeld und Barmen in einen Bund unter dem Namen: Vereinigte Rheinische Missions-Gesellschaft. Anfangs dachte man daran, einen größeren und einen kleineren Ausschuß zu ernennen; der größere, aus mehreren Deputierten der verschiedenen Gesellschaften bestehend, sollte sich regelmäßig einmal des Jahrs abwechselnd in einer der 3 oder 4 Städte versammeln, und sich über den Geschäftsgang im großen und ganzen beraten, der kleinere von ihm ernannte Ausschuß sollte dagegen die eigentliche Geschäftsleitung haben. Da jedoch zunächst nur der kleinere als der eigentliche Verwaltungsausschuß eine praktische Bedeutung hatte, so wurde nur ein solcher gewählt. Er bestand aus drei Mitgliedern der Elberfelder, drei von der Barmer Gesellschaft und einem Mitglied für Köln, das aber auch im Wupperthal seinen Wohnsitz

*) Im folgenden Jahre erklärte auch Wesel seinen Beitritt, starb nun aber natürlich gegen Köln im Nachteil, da es nicht mit in den Statuten genannt worden war. Doch wurde ihm verstattet, ein Mitglied des Komitees, das in Elberfeld wohnhaft sein müßte, zu wählen. Herr Davidis wurde gewählt.

haben mußte. Der Geschäftskreis, welcher dieser „Deputation der Rheinischen Missions-Gesellschaft" übertragen werden sollte, war noch nicht genau begrenzt. Man wollte nicht zu viel Einzelheiten bestimmen, sondern die ganze Sache sich weiter entwickeln lassen. Deshalb wurde nur festgesetzt, daß 1. bei der Wahl und Anlegung eines Missionsplatzes, 2. bei der Bestimmung der dahin auszusendenden Missionare, 3. bei der ihnen zu erteilenden Instruktion, 4. bei außerordentlichen Ausgaben größerer Summen, die Deputation an die Genehmigung der drei verbundenen Missionskomitees gebunden sein sollte. Ueber das Verhältnis der Barmer Missionsschule zur Deputation ließ der erste Statutenentwurf noch eine Lücke. Durch besondere Verabredung wurde später am 8. Dezember darüber festgesetzt, daß das Barmer Schulkomitee die unmittelbare Leitung derselben und namentlich die Besorgung aller äußeren und ökonomischen Verhältnisse in Händen behalten, die Deputation dagegen in betreff der innern Angelegenheiten, als: Aufnahme der Zöglinge, Unterrichtsplan, Disziplin u. s. w. mit zu Rate gezogen werden solle. Diese Teilung der Aufsicht zwischen Deputation und Schulkomitee erwies sich aber bald genug als unausführbar, und nachdem man es etwa ein halbes Jahr in der angegebenen Weise versucht hatte, wurde anfangs Oktober 1829 unter allseitiger Zustimmung das Schulkomitee aufgelöst und alle Geschäfte der Deputation übertragen.

Alle Verabredungen und Statuten konnten jedoch nichts helfen, ehe nicht die landesherrliche Genehmigung zur Bildung der neuen Gesellschaft eingeholt war. Bei Nachsuchung dieser Genehmigung aber kam es darauf an, sich nicht durch Einreichung einer großen Menge einzelner Bestimmungen für die Zukunft die Hände zu binden, sondern einen möglichst freien Spielraum für künftige Abänderungen zu behalten. Deshalb ließ man die 18 Paragraphen des in Mettmann entworfenen Statuts wieder fallen, und stellte zunächst nur folgende fünf Punkte auf. 1. Die in Köln, Elberfeld und Barmen bestehenden evangelischen Missions-Gesellschaften vereinigen sich unter der Benennung: Rheinische Missions-Gesellschaft zur Ausbildung und Aussendung von christlichen Missionaren unter nichtchristliche Völker. 2. Ihre Einnahme bildet sich aus Beiträgen der drei genannten und aller sich ihr noch anschließenden Gesellschaften, aus eigenen Kollekten, Geschenken, Vermächtnissen und sonstigen Gaben. 3. Die Barmer Missionsschule tritt in die Dienste dieser vereinigten Gesellschaft, und ihre Zöglinge werden auf eine dem Zweck derselben entsprechenden Weise ausgebildet. 4. Die Geschäfte der Rheinischen Missions-Gesellschaft werden durch eine Deputation von Mitgliedern der vereinigten Gesellschaften besorgt. Sie hat ihren Sitz im Wupperthal, wählt aus ihrer Mitte einen Präsidenten, zwei Sekretäre und einen Kassenführer und führt über ihre Verhandlungen Protokoll. 5. Die sich der Rheinischen Missions-Gesellschaft anschließenden Hilfsgesellschaften genießen mit jener gleiche Freiheiten und Rechte. Diese wenigen Sätze wurden im Mai 1829 dem Ministerio in Berlin zur Genehmigung vorgelegt, und unter dem 24. Juni geruhte der König, sie zu bestätigen. Zu gleicher Zeit wurde

auch die mit eingereichte Bitte um Erlaubnis zur Ordination der auszusendenden Missionare gewährt, und zwar so, daß die Prüfung im Beisein der Konsistorialräte Krafft in Köln und Kortum in Düsseldorf geschähe, und die Ordination nur zum Behuf des Dienstes unter nichtchristlichen Völkern vollzogen werden sollte. Hiermit hatte die Gesellschaft nun den gesicherten Rechtsboden erlangt und zögerte keinen Augenblick, von den ihr nun zustehenden Rechten Gebrauch zu machen und ihre ersten Missionare auszusenden.

Die ersten Sendboten.

Wie wir sahen, war das Hauptmotiv zur Konstituierung der Rheinischen Missions-Gesellschaft das Bedürfnis eines Zusammenschlusses zur Aussendung der in der Barmer Missionsschule unterrichteten Zöglinge. Natürlich wurde dieser Gegenstand denn auch gleich in den ersten Sitzungen der Deputation (regelmäßig jeden Monat, nötigenfalls auch öfter versammelten sich die acht deputierten Direktoren) in ernstliche Beratung genommen. Man muß es als ein besonderes Glück ansehen, daß gleich zu Anfang ein so schwieriger Gegenstand vorlag, welcher eine außerordentliche Anspannung aller Kräfte erheischte, über manche Zwischenfrage, über viele unfruchtbare Theorieen hinweghob und die innigste Verbindung unter den mit ihren verschiedenen Einsichten und Kräften hier zu einem Ziele zusammenwirkenden Deputationsmitgliedern herbeiführte.

Anfangs nun schien es mit der Aussendung noch in gar weitem Felde zu stehen. Man wußte noch gar nicht mal, *wohin* man senden solle, man hatte weder die Geldmittel für die nötige Ausrüstung und Ueberfahrt bereit liegen, noch die nötige Erfahrung, um den Sendboten die geeignete Instruktion mitgeben zu können. Aber hier kam der Herr wunderbar zu Hilfe. So im allgemeinen hatte man schon Südafrika als den vermutlich geeignetsten Punkt für eine erste Aussendung ins Auge gefaßt, hatte auch schon hierhin und dorthin geschrieben, um sich darüber näher zu erkundigen. Da fand sich gerade in der Berliner Kirchenzeitung eine Anzeige, daß der Superintendent der englischen Missions-Gesellschaft, Dr. Philipp in London, im Begriff sei, nach Kapstadt zurückzukehren, und außer einigen englischen auch die ersten drei französischen Missionare mitzunehmen gedenke. Einige Mitglieder der Barmer Gesellschaft hatten sich dadurch bewogen gefühlt, an den Dr. Philipp zu schreiben, und anzufragen, ob er nicht, wenn die Deputation sich zu einer solchen Aussendung nach Südafrika entschlösse, geneigt sei, auch unsere Missionare mit unter seine Obhut zu nehmen. Die Antwort des würdigen Mannes war überaus freundlich. Ein Goldsucher, schrieb er, der in der ganzen Welt umherreist, um Schätze aufzuspüren, und der nun plötzlich ganz in seiner Nähe eine reiche Goldader entdeckt, könne nicht mehr erfreut sein, als er über den Inhalt

unsers Schreibens. Es war dem Engländer noch gar keine Kunde zugekommen von dem Wiedererwachen der evangelischen Kirche Deutschlands, von den mehrfachen frischen Regungen deutschen Missionssinns. Es war ihm aber ganz unzweifelhaft, daß deutsche Missionare sich unter englische Oberleitung stellen müßten, wenn sie in der Heidenwelt Stationen gründen wollten. In diesem Gedanken ging er mit Freuden auf die an ihn ergangene Anfrage ein, und bot allen seinen Rat und Einfluß an, um unsern Missionaren ihre ersten Schritte zu erleichtern. Er lud sie ein, gleich mit ihm zu gehen, wenn er Ende Juni nach Kapstadt abreise, und versprach, die Seereise mit ihnen dazu zu benutzen, um sie in manchen Dingen noch zu unterweisen, die ihnen bei ihrer Ankunft in Afrika von wesentlichem Nutzen sein könnten. Ueber das alles stellte er einen Besuch im Wupperthal in Aussicht, anfangs Juni, wo er mit der Deputation alles umständlich zu bereden gedenke.

Dieser Brief traf anfangs Mai in Barmen ein. Man kann denken, wie sehr er alle Missionsfreunde in Aufregung setzte. Die Deputation zweifelte keinen Augenblick, daß sie diesem Fingerzeig folgen müsse, und obgleich bei der Kürze der Zeit die Vollendung aller Vorbereitungen kaum möglich schien, so faßte sie doch ein frisches Vertrauen, daß der Herr, der ihr seinen Willen so klar und entschieden kund gethan habe, ihr auch helfen werde, ihn zu seiner Ehre zu vollbringen.

Und so geschah es auch. Alles gelang, alles traf ein. Auf wunderbare Weise ward das Werk gefördert, daß die Freunde rühmen und die Feinde sich schämen mußten. Zunächst wurden diejenigen Zöglinge bezeichnet, welche die nötige Qualifikation zur Aussendung zu haben schienen. Es waren ihrer vier: von Wurmb, Leipoldt, Zahn, Lückhoff. Dann wurde für die nötigen Geldmittel gesorgt, und eins der thätigsten Deputationsmitglieder, Herr Abr. Siebel aus Barmen, zum Schatzmeister der Gesellschaft ernannt. Elberfeld bot sogleich eine Summe von 2400 Thlr., Barmen, dessen Kasse durch Unterhalt des Missionsseminars erschöpft war, konnte für den Augenblick nicht mehr als 1250 Thlr. anweisen. Man forderte Köln zu gleicher Beteiligung auf, und erließ einen Aufruf an alle Missionsfreunde, die erste Aussendung Rheinischer Missionare kräftig zu unterstützen. Ein Ausschuß, bestehend aus Pastor Sander, Pastor Gräber und Konsistorialrat Krafft in Köln, machte sich an die Anfertigung einer ausführlichen Instruktion für die Sendboten. Mit der Brüdergemeinde und der Pariser Gesellschaft wurden Korrespondenzen eröffnet, um eine freundliche und förderliche Verbindung zwischen deren Missionaren in Süd-Afrika und den unsern einzuleiten. Die Punkte, welche mit Dr. Philipp zu besprechen waren, wurden sorgfältig abgewogen — kurz es wurde nichts versäumt, was zur Beschleunigung des Vorhabens angemessen schien.

Endlich kam der Tag der Abordnung heran, und mit ihm alles, was bisher noch fehlte. Die Gnade und der Segen des Herrn ruhte sichtlich auf dieser ersten Aussendung. Der 30. Juni war zur Abord-

nung angesetzt; am 28. kam der ehrwürdige Dr. Philipp, wie er versprochen hatte, in Begleitung zweier englischer Prediger und des Missionars Stockfeld, der ihnen als Dolmetscher diente. An demselben Tage traf auch die ersehnte Erlaubnis zur Ordination der Sendboten von Berlin hier ein, und der unterdes in Halle zum Doktor promovierte Zögling von Wurmb (früher Leutnant, als Zögling in Barmen Wundarztgehilfe), welcher auch schon Hochzeit gemacht hatte, war ebenfalls zur rechten Zeit wieder da.

Auf der Konferenz, welche am folgenden Tage mit den englischen Freunden gehalten wurde, fielen denn freilich manche Pläne, welche die hiesigen Missionsfreunde gehabt hatten, vor der reiferen Erfahrung des Dr. Philipp dahin; z. B. daß die Missionare sich durch Betreibung eines Handwerks in Süd-Afrika selber würden ernähren können, stellte der umsichtige Mann entschieden in Abrede: die Niederlassung außerhalb der Grenzen der Kapkolonie schilderte er als höchst mißlich und gefährlich, die baldige Aufrichtung einer Heidengemeinde, welche den Unterhalt ihrer Missionare selbst übernähme oder auch nur zur Mithilfe willig wäre, erklärte er für sehr zweifelhaft. Nach seinen Vorschlägen instruierte die Deputation ihre Zöglinge so, daß sie für die ersten Monate in der Heidenwelt gleichsam als Lehrlinge auf englischen Stationen sich aufhalten, in allen Stücken sich an den Dr. Philipp um Rat wenden, und auch die Anlegung eigner Stationen von seiner Entscheidung abhängig machen sollten. Doch wurde die Deputation durch die gute Hand Gottes verhindert, daß sie sich nicht selber der obersten Leitung ihrer Missionare völlig entäußerte und nicht zu einer bloßen Hilfsgesellschaft der Londoner Mission herunter sank. Sie schärfte ihren Missionaren wiederholt ein, daß sie sich nicht unter die Leitung einer fremden Gesellschaft stellen sollten. Die Instruktion war übrigens sehr ausführlich und so vortrefflich, daß sie noch immer jedem unserer Sendboten mitgegeben wird. Nach einer gesalbten Einleitung und Anweisung zu einer gesegneten Missionswirksamkeit im allgemeinen und nach einigen Ratschlägen für den ersten Aufenthalt im fremden Lande, folgten sehr durchdachte und weise Vorschriften über den Umgang mit den Heiden, die allmähliche Bildung und Behandlung einer Gemeinde (Taufe, Kommunion, Seelsorge, Zucht), dann über die zulässigen Privatbeschäftigungen, (Schriftforschung, Sprachstudium u. s. w.), über das Verhältnis der Brüder zu einander (ordinierte Prediger und nicht ordinierte Katecheten), endlich über ihre Stellung zur Deputation; und nachdem ihnen noch eine regelmäßige ausführliche Berichterstattung zur Pflicht gemacht war, ward ihnen der Segen des Herrn als ihr Schild und ihre Stütze mit auf den Weg gewünscht. Diese Instruktion ward ihnen bei der feierlichen Abordnung am 30. 1829 Juni nachmittags in der kleinen Unterbarmer Kirche vor versammelter Gemeinde und in Gegenwart vieler Prediger wie auch des Dr. Philipp und seiner Begleiter, durch Pastor Gräber überreicht. Darauf empfingen alle 4 Sendboten die Ordination, denn sie hatten am Vormittag das vorschriftsmäßige Examen vor dem Königlichen Kommissarius und dem Moderamen der Kreissynode sämt-

lich bestanden. Eine Menge Ansprachen folgten darauf, auch von den englischen Freunden, die gedolmetscht werden mußten; dann sprach Lückhoff im Namen der Abgehenden ein Abschiedswort, und Pastor Krummacher hielt das Schlußgebet, (vgl. die Beschreibung der Abordnungsfeier im Barmer Missionsblatt, 1829, Nr. 15). Die Teilnahme des Publikums bei diesem Fest war außerordentlich. Nicht bloß die übermäßig gefüllte Kirche bezeugte das, so wie die 23 Prediger, welche den Ordinanden die Hände mit auflegten, sondern noch mehr die reichen Gaben und Geschenke, die von allen Seiten für die auszusendenden Boten zusammenströmten. Da wurden goldene Ketten, Ringe, Uhren, Geld und alle Art Schmucksachen auf die Opferteller gelegt, da kam Leinwand, Haushaltungs- und Handwerksgerät, Bücher und alles, was zur Ausrüstung der Missionare nützlich sein konnte, und wunderbar: so reichlich alles zufloß, so war es doch, als nun die Summe gezogen wurde, nicht mehr und nicht weniger, als zur Ausrüstung und Absendung der 4 Missionare grade nötig war.

Die englischen Missionsfreunde mußten gleich nach der Ordination wieder abreisen, unsere Sendboten schieden erst am 4. Juli aus unserer Mitte. Sie gingen über Rotterdam, wo sie mit großer Liebe von der dortigen Missions-Gesellschaft aufgenommen wurden, nach London. Die Freundlichkeit des Dr. Philipp und seiner Frau, welche die Reise ebenfalls mitmachte, die Zuvorkommenheit der deutschen, englischen und französischen Missionare und Missionsfreunde daselbst war ihnen überaus wohlthuend. Unter mannigfaltigen Zurüstungen zur Abreise nahte der Tag der Abfahrt. Der Ostindienfahrer Charles Kerr, von 1000 Tonnen, nahm sie am 17. Juli in Gravesand auf, und lichtete am 19. die Anker, um sie, begleitet von den Gebeten der Christen Englands, Frankreichs und Deutschlands, nach Afrika hinüberzuführen. Und wie freundlich hat der Herr die Gebete erhört. Die Zöglinge sollten eigentlich auf einem andern Schiffe die Ueberfahrt machen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich an der übermäßigen Geldforderung. Und dieses Schiff scheiterte an der Insel Wight; die sämtliche Bagage der Passagiere ging zu Grunde. Der Charles Kerr dagegen mit seiner Bevölkerung von 90 Personen, unter den 50 Passagieren allein 20 Missionare, mit seinem frommen Kapitän und gesitteten Mannschaft fuhr freudig und sicher seines Weges dahin. Ein Sturm, der sie etwas aus der Richtung trieb, ein Seeräuberschiff, das ihnen begegnete, längere Windstille kurz vor dem Ziele der Fahrt durfte ihnen doch keinerlei Schaden thun. Am 7. Oktober betraten sie nach fast dreimonatlicher Seereise den Boden Afrika's, und wir sind genötigt, zum Verständnis des Folgenden sie bei ihren ersten Schritten und Unternehmungen zu begleiten.

Nach ihrer Instruktion sollten sie sich erst mit der englischen Missionspraxis etwas näher bekannt machen. Allein sie hatten schon auf der Seereise und noch mehr jetzt in der Kapstadt gesehen, daß die Anschauungen, Bedürfnisse und Arbeiten der englischen Missionare sehr wesentlich von ihren deutschen Begriffen über Mission und Missionare abwichen. Sie hatten von Hause mitgebracht das Bild einer

Missionskolonie, in welcher die Brüder durch Handarbeit sich selber fortzuhelfen suchen, dabei die Heiden auf eignem Grund und Boden um sich sammeln, und zum Glauben und zur Gesittung und Arbeitsamkeit anleiten. Kurz, sie hatten die Stationen der Brüdergemeinde als das Ideal im Auge, welches sie gleichfalls verwirklichen wollten. Sie hatten sich ferner vorgestellt, im Kapland werde es jedem freistehen, sich nach Belieben auf einem noch unbewohnten Platze niederzulassen, und daselbst das Eigentumsrecht in Anspruch zu nehmen. Desto mehr wurden sie niedergeschlagen durch die Wahrnehmung, daß der Grund und Boden des Kaplandes ganz und gar Eigentum der englischen Regierung sei, und daß niemand anders zum Besitz eines Landguts gelangen könne, als durch Kauf oder Erbschaft. Sie hätten nun wohlgethan, über diese Lage der Dinge erst an die Deputation in der Heimat zu berichten. Allein der Drang nach einer selbständigen Thätigkeit, der Rat der Kapschen Freunde (die das Geld eben nicht sehr anzusehen pflegten), das Beispiel der Brüdergemeinde, die vor kurzem den Missionsplatz Elim gekauft hatte, das vermeintliche Heils-Verlangen der Heiden in den Zederbergen, worüber v. Wurmb, der dorthin gereist war, vieles berichtet hatte; das alles wirkte zusammen, um die Brüder schnell an den Gedanken eines Ankaufs zu gewöhnen. Für zwei von ihnen hatten sich freilich schon andere Thüren aufgethan. Lückhoff war von einer Gesellschaft von Sklavenbesitzern in dem nahe bei Kapstadt gelegenen Stellenbosch zum Lehrer und Prediger für ihre Schwarzen berufen, und in ähnlicher Weise Zahn nach Tulbagh. Beide sahen ihre Stellungen jedoch nur als provisorisch an, denn auch sie dachten nicht anders, als daß eine rechte Missionsthätigkeit nur in der kolonialen Weise der Brüdergemeinde ausgeübt werden könne. Hatte doch Leipoldt noch immer seine Erfahrungen von Friedrichslohra in Gedanken. So entschloß er sich denn, mit v. Wurmb eine Reise zu machen nach den von letzterem so sehr gerühmten Zederbergen, wo ein Bauer so eben sein Gut zum Verkauf ausbot. Es lag etwa 55 Meilen nördlich von Kapstadt, und die Brüder brauchten zur Hin- und Rückreise mit dem Ochsenwagen drei Wochen. Ach wie vieles war doch ganz anders, als sie es sich zu Hause vorgestellt hatten, und wie viel Geld mußten sie aufwenden, um nur die ersten Einleitungen zu treffen. Und nun sollten sie gar für das Gut 4000 Thaler zahlen. Es war gut genug gelegen, und gegen die Kaufsumme ließ sich eben nichts einwenden. Ein kleines Wohnhaus stand schon da, Ackergrund und Gartenland war reichlich vorhanden, ein klares Flüßchen floß durch das Thal, und es dünkte ihnen bald so heimisch darin, daß sie es Wupperthal nannten. Das Gouvernement benahm sich sehr entgegenkommend. Es verhieß Abgabenfreiheit und Erlaß der Kaufunkosten, so lange Missionare auf dem Platze wohnten, und ließ sofort den Namen Wupperthal in die Regierungskarten eintragen. Aber bei alledem war doch das Herz der Brüder sehr unruhig bei dem Gedanken, was die Gesellschaft in der Heimat zu den 4000 Thalern sagen würde. Sie schrieben flehentliche Briefe hierher, man möge sie doch nicht im Stiche lassen, und sie zwingen,

ihren Turmbau mit Schande und Schaden wieder aufzugeben. Sehen wir, welchen Eindruck diese Nachricht in der Heimat machte.

Nach der aufregenden Geschäftigkeit in der ersten Hälfte des Jahres 1829 war daheim eine etwas stillere Zeit eingetreten. Die Deputation gewann wieder Zeit, manches, was unter dem Drange der vielen Geschäfte hatte liegen bleiben müssen, jetzt nachholend zu besorgen. So wurde jetzt das Verhältnis zur Weseler Gesellschaft geordnet, es wurde ein Schema zu Statuten angefertigt für alle Hilfsvereine, die sich etwa anschließen wollten — jetzt eben hatten sich solche Hilfsvereine gebildet in Düsseldorf und Gütersloh — ferner wurde die Missionsschule näher ins Auge gefaßt, und was schon längst sich als notwendig erwiesen hatte, geschah jetzt, sie wurde völlig unter die Leitung der Deputation gestellt. Ein ausführlicher Unterrichtsplan ward von Inspektor Richter entworfen, von allen vier Gesellschaften gebilligt und den beiden Prüfungskommissaren zugestellt. Neue Zöglinge wurden ausgewählt zur Aufnahme, und an das Ministerium wurde der Antrag gestellt, unsere Missionszöglinge vom Militärdienst zu befreien, ebenso wie die Schullehrer und Theologen — was aber nicht gewährt wurde. So ging man in das Jahr 1830 hinüber, und hatte gleich um Neujahr die Freude, die Nachricht von der Ankunft der ersten Sendboten in Süd-Afrika zu vernehmen. Das galt als ein gutes Omen für das neue Jahr. Auch kam im April eine ganze Kiste nach, mit Tagebüchern und mancherlei Naturalien und mit den Berichten über die Eröffnung der Missionswirksamkeit an drei verschiedenen Punkten. Aber darnach kamen schlimmre Nachrichten. Das Jahr 1830 war bekanntlich ein Revolutionsjahr und Vorläufer von 1848. In Frankreich brach's los, und im Osten und Westen hallte es nach. In Polen und in Belgien wütete der Krieg, die Fürstenthrone schienen zu zittern. Dazu kam von Rußland her die Cholera, damals noch unbekannt in deutschen Landen, Handel und Gewerbe stockten, es war eine teure, nahrungslose Zeit. Da mochte wohl den Leitern der Missions-Gesellschaft bisweilen bange werden, was nun doch aus ihren Stationen werden solle. Sie hatten sich früher der Hoffnung überlassen, daß die Missionare in Afrika sich selbst unterhalten oder doch nur anfänglich einen geringen Zuschuß brauchen würden. Statt dessen kam nun die Nachricht, daß die Brüder ein Gut für 4000 Thaler angekauft hätten, die von der Gesellschaft bezahlt werden sollten. Das gab natürlich ernste Beratungen und viel Kopfschütteln. Es galt nicht bloß den geschehenen Ankauf bestätigen und das erforderliche Geld dazu herbeischaffen, sondern es war ja vorauszusehen, daß zur Einrichtung und Instandhaltung eines solchen Guts noch viel nachfolgende Geldsendungen nötig sein würden. Hätte nicht den hervorragendsten Leitern der Gesellschaft beständig das Bild der Brüdergemeindestationen vorgeschwebt, hätten sie nicht einen festen Grundbesitz für unerläßlich gehalten, um einen Knotenpunkt zu gewinnen für alle weitern Unternehmungen unter den Heiden nach rechts und links — sie würden kaum den Kauf genehmigt haben. So aber thaten sie es, wenn auch unter vielen Bedenken. Ihre Gründe

waren: unsre Missionare haben unter viel Gebet, nach dem Rat bewährter Männer und nicht gegen ihre Instruktion diesen Schritt gethan, ein anderer Ausweg zeigte sich nicht, das Begehren der Heiden kam ihnen entgegen, das Gouvernement riet zu, der Ort ist sehr günstig gelegen. In der Folgezeit hat sich freilich manches anders herausgestellt, als man damals annahm, und erst nach 20 schweren Jahren hatte der Herr so weit geholfen, daß das „Wupperthal" sich selber unterhalten konnte.

Natürlich hatte die Ansicht von der Notwendigkeit einer Missionskolonie den bedeutendsten Einfluß auch auf alle weitern Beschlüsse der Deputation. So verfügte sie, daß Lückhoff, dem ein besonders praktisches Talent beigemessen wurde, Stellenbosch verlassen und nach Wupperthal ziehen und daß Zahn seine Wirksamkeit in Tulbagh aufgeben, und Lückhoff in Stellenbosch ersetzen solle. Jedoch kamen beide Anordnungen nicht zur Ausführung, da die genannten Brüder mit überzeugenden Gründen die Unzweckmäßigkeit solcher Versetzung darthaten. Als das Wichtigste erschien aber der Deputation die Sendung von tauglichen Kolonisten; sie suchte nach einem tüchtigen Oekonomen, einem Schmied und andern Handwerkern; sie dachte sogar an allerlei industrielle Unternehmungen, z. B. Anlegung einer Eisenschmelze, die Hottentotten sollten durch Erbpacht oder sonstige Beiträge Handreichung thun, unter den am Kap wohnenden Deutschen sollte eine deutsche Hilfs-Gesellschaft errichtet werden. Indes, das waren Dinge, die in weiter Ferne lagen. Zunächst mußte man sich darauf beschränken, aus der Missionsschule selbst die nötige Verstärkung zu gewinnen, und ersah sich zu diesem Zwecke Terlinden, der mit der Oekonomie Bescheid wußte, und Knab, der früher Gärtner gewesen war und jetzt auch noch das Schmiedehandwerk lernen sollte. Uebrigens sollten beide ordiniert werden, wozu das Ministerium auch dies Mal bereitwillig die Erlaubnis erteilte. Die Prüfung erfolgte am 3. Mai 1831, die feierliche Abordnung 2 Tage darauf in der Kirche zu Gemarke durch Dr. Gräber, Sup. Hülsmann, Pastor Snethlage, Pastor E. Krummacher. Einige Tage später reisten sie ab (vergl. Barmer Missionsblatt 1831. Nro. 10). Die Teilnahme des Publikums bei dieser zweiten Abordnung war wiederum sehr groß, wiewohl nicht so viel fremde Geistliche zugegen waren. Nach dem Fest wurden die Abgeordneten der Hilfsvereine zu einer besondern Beratung zusammenberufen. Es war so zu sagen die erste Generalversammlung. Doch hatte diese Versammlung noch keinen offiziellen Charakter, es wurden in ihr keine förmlichen Beschlüsse gefaßt, es war nur eine vertrauliche Besprechung, gewürzt durch ein gemeinsames Mahl. Hier konnten nun die Leiter der Gesellschaft mit frohem Munde rühmen, was der Herr bisher zur Förderung ihres Werkes gethan, welche erfreuliche Nachrichten sie bisher aus Afrika empfangen hätten, von der geistlichen Erfrischung in Zahns Tulbagher Gemeinde, von der großen Liebe, welche Lückhoff in Stellenbosch genieße, von der weiten Thür, die dem v. Wurmb wegen seiner wundärztlichen Geschicklichkeit nach allen Seiten hin geöffnet sei, und von dem im Juni 1830 getauften Erstling im afrikanischen Wupperthal.

Durch die Jahresberichte, welche seit 1830 regelmäßig jedes Jahr herausgegeben wurden, waren auch die entfernten Freunde von dem Fortgang des Werkes in Kenntnis gesetzt. Außerdem wurden Auszüge aus den Briefen und Tagebücher der Missionare im Barmer Missionsblatt abgedruckt. Da hierfür der Raum nicht genügte, so wurde seit 1832 alle 2—3 Monate ein Bogen mit solchen Auszügen separat gedruckt als „Beilage zum Jahresbericht". Seit 1844 traten monatliche Berichte an deren Stelle, die etwas verändert und in stärkerem Umfange noch jetzt erscheinen. Vertrauliche Mitteilungen, welche sich nicht fürs größere Publikum eigneten, wurden anfangs abschriftlich unter dem engeren Kreis der verbundenen Freunde und Vereine verbreitet; darnach wurden vierteljährig handschriftliche Zirkulare an jeden einzelnen Verein gesandt, in welchen das Wichtigere aus den „Verhandlungen der Deputation der Rheinischen Missions-Gesellschaft" berichtet wurde. Jetzt werden etwa halbjährig solche Zirkulare gedruckt und an die Mitglieder der Generalversammlung versandt, wie auch an die Vorsitzenden der Hilfsvereine.

Bau des Missionshauses.

Die Missionsschule war bis dahin in einem gemieteten Hause auf der Diekerstraße, am äußersten Ende des Thals, gehalten worden. Natürlich war es schon lange der Wunsch der Deputation, dieselbe an eine gelegenere Stelle zu bringen. Die Missionsblattkasse hatte schon seit längerer Zeit einen Fonds gesammelt, um ein passendes Lokal anzukaufen oder neu zu bauen. Auch waren schon einige ziemlich bedeutende Legate zu diesem Zweck vorhanden, besonders von Johenneken und Wwe. Wülfing. Wenn nun auch die bereits vorhandenen Summen zum Bau noch nicht reichten, so glaubte die Deputation doch einen Anfang machen zu können. Es handelte sich zunächst um einen passenden Platz. Da hatte unser seliger Präses, Kommerzienrat Ketmann, den rechten Blick. Er fand in der Mitte des Thals, etwas abgelegen und doch in unmittelbarer Verbindung mit den Hauptstraßen der Stadt ein vortreffliches Grundstück bei der Loher Schule in Unterbarmen. Dies Feld kaufte er und bot es dann der Rheinischen Missions-Gesellschaft zum Geschenk an, unter der Bedingung, daß sie daselbst ein Missionshaus errichte. Die Direktoren der Elberfelder und der Barmer Missions-Gesellschaft, eingeladen, diesen Platz in Augenschein zu nehmen, versammelten sich daselbst am 9. August 1830, und konnten nicht müde werden, die passende Wahl zu rühmen, und Gott zu danken, daß er dem edlen Geber zu solcher überraschend großen Gabe das Herz gelenkt. Eine Baukommission wurde ernannt, um den Bau zu beaufsichtigen, die Zustimmung der verbundenen Gesellschaften lief ein: und noch im Spätherbst 1830 geschah die Abräumung des Bauplatzes. Denn bis Mai 1832 sollte das Haus fertig und im bewohnbaren Zustande sein, weil bis dahin das gemietete Gebäude auf der Diekerstraße gekündigt war.

So finden wir denn beim Jahreswechsel von 1830 auf 31 alles in voller Thätigkeit für den Hausbau. Die Baukommission fertigte Planzeichnung und Kostenanschlag, beriet über Herbeischaffung von Steinen und Ziegeln, und die Deputation zählte die disponibeln Gelder nach. In Kassa fanden sich 8420 Thlr., der Bau war veranschlagt auf 13000 Thlr. Um das Fehlende herbeizuschaffen, erbot sich ein Freund in Elberfeld 2600 Thlr. zinsenfrei anzuleihen. Das gäbe 11000 Thlr. Den Rest wollten dann einige andere Freunde in gleicher Weise vorstrecken. Diese Schulden hoffte man in kurzer Zeit durch die Hälfte des Ueberschusses der Missionsblattkasse zu tilgen, und wenn solches binnen fünf Jahren nicht geschehen wäre, wollte man die dann noch restierende Summen hypothekarisch auf das Missionshaus aufnehmen, was aber glücklicherweise nicht nötig wurde. Ferner schlug die Deputation vor, von nun an die Kassen der beiden Gesellschaften völlig zu verschmelzen; die Elberfelder und die Barmer erklärten sich mit diesem Vorschlage einverstanden, nur bedang sich die Barmer Gesellschaft die Disposition über die Hälfte der Missionsblattkasse aus, bis der Bau vollendet sei, „damit die Gesellschaft beständig nachweisen könne, daß sie kein für die Heidenwelt geschenktes Geld zum Hausbau verwandt habe". Am 1. Juni 1831, am Tage des Elberfelder Missionsfestes konnte man den Grundstein legen. Außer den Mitgliedern der Deputation waren sämtliche Direktoren der Missions-Gesellschaften in Barmen und Elberfeld eingeladen, und fanden sich mit mehreren auswärtigen Freunden, die zur Festfeier nach Elberfeld gekommen waren, vormittags 9 Uhr in Barmen auf dem Bauplatz ein. Pastor Döring, als Präsident der Elberfelder Missions-Gesellschaft, hielt die Weihrede über Jesaias 28, 16: Siehe, ich lege in Zion einen berühmten Stein u. s. w. Darauf redete noch der Pastor Gräber als Präsident der Barmer Missions-Gesellschaft, und nach den üblichen Hammerschlägen wurde mit Gebet und Schlußvers geendigt. Der zweite Rheinische Jahresbericht sagt davon: „Mit welcher Rührung und Freude legten wir den Grundstein zu dieser Herberge und Heimat der Missionssache unter uns, die vor wenig Jahren als ein Fremdling bei uns eingekehrt war, und seitdem so viel Segen verbreitet hatte. Mit Preis und Dank gedachten wir daran, wie der Herr zu gleicher Zeit uns würdigte, ihm an der Südspitze Afrikas (auf der Station Wupperthal) eine Heidenkirche zu bauen, und es war uns, als wolle er in dieser wichtigen und bewegten Zeit dem europäischen und dem afrikanischen Wupperthal an diesem Feste die Zusage geben, daß sein Name auch ferner daselbst wohnen solle. Nun, er mache das europäische und afrikanische Haus zu einem Segenshause und fülle es mit seiner Herrlichkeit."

Das Missionshaus stieg rasch in die Höhe und sämtliche künftige Hausbewohner des neuen Gebäudes waren im Frühling 1832 bereit, in dasselbe einzuziehen, aber der Bau war noch nicht beendigt. Es mußte noch erst eine Interimswohnung für den Inspektor und die Zöglinge gemietet werden. Erst im September 1832 war das neue Missionshaus so weit im bewohnbaren Zustande, daß für die innere Einrichtung und Aus-

stattung gesorgt werden konnte. Und noch 5—6 Wochen weiter, am 25. Oktober 1832 konnte endlich die feierliche Einweihung geschehen. Sie traf zusammen mit der Einweihung der neu erbauten Unterbarmer-Kirche, welche am Tage zuvor geschehen war. „Am Tage nach der Eröffnung," erzählt der selige Leipoldt, „war der erste Gottesdienst in dieser neuen und nun dem Herrn geweihten Kirche unsere Missionsfeier. Vor einer gedrängt vollen Kirche, vor etwa 60 Predigern, die aus nah und fern zusammen gekommen waren, predigte Pastor Krebs aus Gladbach über Matth. 21, 43. An Stelle des Inspektor Richter, den eine Unpäßlichkeit verhinderte, den Bericht vorzutragen, übernahm es Dr. Gräber denselben abzustatten. Unter dem Posaunenschall, womit der Gesang begleitet wurde, tönte dem Herrn manch Lob- und Danklied in dieser Stunde. Auf diese kirchliche Feier sollte noch eine stille häusliche folgen: die Einweihung des neu erbauten Missionshauses. Wir wollten nicht zu laut davon reden, weil wir fürchteten, der Platz möchte zu beschränkt sein für die Menge der Teilnehmenden. Aber was geschah? Die Glieder der Gesellschaft waren nicht so schnell von der Kirche zu dem nahen Hause gezogen, als schon das Haus von unten bis oben gefüllt war, und ein dichter Haufen den Platz und die Landstraße füllte. Da entschlossen wir uns denn gerne zu einem Gottesdienst unter freiem Himmel. In die Dämmerung des schönen Herbstabends hinein tönte der Festklang der Posaunen und der Lobgesang der Menge. Dann trat Herr Pastor Sander auf die Schwelle des Hauses und weihte dasselbe dem Herrn und seinem Dienste. Wie thut es uns wohl, alles dem Herrn übergeben zu können. Das war auch der Inhalt des Gebets, womit Herr Pastor Dr. Krummacher von Elberfeld die Feierlichkeit schloß. Die erste Stunde nach der Feier wurde von den Missionsfreunden im Missionshause zu traulichen Besprechungen und Begrüßungen benutzt. Bald sammelten sich die einzelnen Gruppen zu einer allgemeinen Besprechung und Mitteilung. Schriftliche und mündliche Grüße aus der Nähe und Ferne erfreuten die Anwesenden, die zum Teil von beträchtlichen Liebesgaben für die Mission begleitet waren". Einen besonderen Schmuck hatte das Haus aus London empfangen, nämlich mehrere interessante Gegenstände aus der Heidenwelt. Kurz vorher war Pastor Fliedner aus Kaiserswerth nach England gereist, und hatte ein brüderliches Schreiben und Berichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft nach London überbracht. Bei seiner Rückkunft brachte er nun nebst einer freundlichen Antwort etliche passende Geschenke als Liebesgaben der Londoner Missions-Gesellschaft, und Beglückwünschung zur Vollendung des Hausbaus mit. Es waren hölzerne, steinerne und metallene Götzenbilder von den Südseeinseln und aus Ostindien, die bereits vor dem Schall des Evangeliums gefallen waren und als überwundene Feinde da lagen. Dazu mehrere Teile der heiligen Schrift in verschiedenen Südseesprachen, in den Missions-Druckereien der Südsee gedruckt, ein tamulischer Katechismus auf Palmblätter eingegraben, ein anderer für die Betschuanen in Süd-Afrika u. s. w. Diese Gabe wurde mit mehreren schon früher durch unsere Brüder in Afrika ein-

gesandten Merkwürdigkeiten als eine kleine Sammlung im Missionshause aufgestellt. Dadurch ward der Grund zu dem jetzigen vielbesuchten Museum gelegt. Auch die kleine Bibliothek des Missionshauses erhielt ansehnliche Geschenke, eine bedeutende Anzahl holländischer Schriften aus der Bibliothek des kürzlich verstorbenen Pastors Krall zu Gemarke, und mehrere schätzenswerte Bücher durch Herrn Watermeyer am Kap.

In dem neuen schönen Hause sammelten sich nun die ganze Missions-Familie: Der Inspektor mit Weib und Kind, sein (unverheirateter) Bruder als zweiter Lehrer, der Oekonom der Anstalt mit seiner Familie, und die 12 Zöglinge. Sie hatten ihre besonderen Lehr- und Wohnzimmer, ihre Handwerksstube, ihr größeres Versammlungszimmer, wo sie Dienstags abends 7 Uhr Besuch annehmen durften. Dazu waren noch ein paar Fremdenstuben eingerichtet für durchreisende Missionsfreunde. Weiter wurde ein Lesezimmer eingerichtet, wo am Dienstag und Freitag nachmittag 3 Uhr die einlaufenden wichtigen Missionsnachrichten für sämtliche Direktoren der verbundenen Gesellschaften zur Durchsicht vorliegen sollten. Auch zur Beiwohnung beim Unterricht wurden die Direktoren aufgefordert. Man trug sich überhaupt mit mancherlei Plänen. So sollte die Konferenz der Wupperthaler Prediger von der Farbmühle ins Missionshaus verlegt werden; die Festversammlung nach der kirchlichen Feier bei den Barmer Missionsfesten sollte im Missionshause gehalten werden, und im dritten Stock wurden um deswillen die Zwischenwände durch große Flügelthüren ersetzt. Doch zeigte sich bald, daß dazu die Räume nicht reichten, und man gab den Gedanken wieder auf.

Die Deputation mußte sich in dem neuen Hause, in der neu eingerichteten „Deputationsstube", zunächst mit Revidierung der Hausordnung beschäftigen. Sie hatte vor der Hand noch manches unbestimmt und späterer Revision überlassen, bis eine reichere Erfahrung hinsichtlich des Zusammenlebens der jungen Männer gesammelt, bis namentlich der Uebelstand abgestellt wäre, daß durch Zwischenstellung eines besonderen Oekonomen die Zöglinge von der Familie des Inspektors getrennt blieben. Die schwereren Erfahrungen auf diesem Gebiete der Missionsleitung sollten überhaupt noch erst kommen. Man war bisher in der Auswahl und Aufnahme der Zöglinge ziemlich rasch zu Werke gegangen, und hatte die Angemeldeten meist schon nach ihren eingereichten Papieren und einer ganz kurzen persönlichen Bekanntschaft entweder aufgenommen, oder doch zur Probe ins Missionshaus eintreten lassen. Daraus ergab sich natürlich die Notwendigkeit immer wieder eine ganze Menge Neuaufgenommener zu entlassen. Das hinderte aber nicht, daß das Barmer Missionshaus weit und breit eines sehr guten Rufes genoß. Unter anderem erwähnten wir, daß die Berliner Missions-Gesellschaft ihre ersten fünf Sendlinge noch erst einige Monate in unser Haus brachte, ehe sie in die Heidenwelt hinausgingen. Sie gingen auch nach Süd-Afrika und sollten hier besonders sich mit der englischen und holländischen Sprache bekannt machen, nahmen jedoch auch am biblischen Unterricht teil.

Pred. Couard brachte sie aus Berlin im Juni 1833; sie waren schon ordiniert, und standen überhaupt mit unseren Zöglingen nicht auf gleicher Stufe. Es war das ein Experiment, welches sich bald beiden Teilen als unratsam herausstellte, so daß fernerhin keine ähnlichen Anträge mehr an unsere Gesellschaft gestellt wurden.

Erweiterung der Gesellschaft.

Bis gegen Ende 1832 bestand die Rheinische Missions-Gesellschaft aus den vier verbundenen Hauptvereinen: Elberfeld, Barmen, Köln, Wesel, von denen jeder wieder einige Hilfsvereine als zu ihm gehörig aufzählen konnte. Der erste Hilfsverein, welcher sich an die Rheinische Gesellschaft anschloß, war der Langenberger, gestiftet am 22. Novbr. 1826, welcher früher seine Einnahme zu gleichen Teilen an Barmen und Elberfeld abgegeben, aber dabei immer zur Verbindung der beiden Gesellschaften aufgefordert hatte. Ihm folgte Mettmann, und bildete am 24. April 1828 einen Missionshilfsverein für die Stadt, dem sich aber bald die evangel. Gemeinden des ganzen Kreises Mettmann anschlossen. Von dem Anschluß der Hilfsvereine Düsseldorf (1829, Novbr. 2) und Gütersloh, zu dem dann 1831 auch Herford sich gesellte, war schon die Rede. (S. 23.) Somit fing jetzt unsere Gesellschaft schon an, nicht nur eine Rheinische zu sein, sondern eine Rheinisch-Westfälische zu werden. Denn unabhängig von dem Verein in Gütersloh bildeten sich zu derselben Zeit auch an anderen Orten, besonders in der Grafschaft Mark, ähnliche Vereine, die anfangs vereinzelt und zusammenhangslos blieben. Dann wurde auf einer Predigerkonferenz in Iserlohn der Vorschlag gemacht, daß die Missionsfreunde sich zu einem größeren Vereine verbinden sollten, und infolgedessen trat am 28. Juli 1830 die Märkische Missions-Gesellschaft in Limburg zusammen. Indem sich diese Gesellschaft etwas weiter entwickelte, erkannte sie bald, daß sie in ihrer Vereinzelung und Unthätigkeit bald wieder werde untergehen müssen, wenn sie nicht an einen frischen und lebendigen Stamm sich anschließen könne. So kam denn im Oktober 1832 der Antrag an die Rheinische Missions-Gesellschaft, daß sie den Märkischen Verein künftig mit für einen ihrer Hauptvereine ansehen wolle. Die Deputation antwortete darauf mit Dank und Freude über den neu erwachten Missionseifer, erklärte jedoch, daß der beabsichtigte Anschluß erst der Beratung der vier verbundenen Gesellschaften unterliege. Das Gutachten derselben fiel dahin aus, daß, wenn der Märkische Verein sich den gleichen Pflichten unterziehe, er auch gleiche Rechte haben solle, wie sie, nämlich ein Deputationsmitglied zu ernennen, und demselben etwa noch einen Substituten beizugeben, sei es aus dem Wupperthal oder anderswoher. Die Märkische Gesellschaft wählte den Pastor Snethlage, Leipoldt's Kollegen, zu ihrem Deputierten. Von Wesel aber wurde dabei das Bedenken geäußert, daß am Ende zu viele Vereine kommen und in ähnlicher Weise die Gleichberechtigung in Anspruch nehmen könnten.

Man müsse doch irgend eine Grenze angeben, etwa eine bestimmte Beitragssumme fordern. Die Deputation verbesserte: sobald ein größerer Bezirk sich zu einer Missions-Gesellschaft verbunden hätte, würde er als ebenbürtig aufzunehmen sein. Als sich daher im August 1833 die Missions-Gesellschaft der Grafschaft Tecklenburg-Oberlingen zum Beitritt meldete, wurden ihr dieselben Rechte eingeräumt, wie Wesel, Köln und Mark, und Herr Winkhaus in Elberfeld wurde von seiten der Tecklenburger zum Mitgliede der Deputation erwählt. Es lag in der Natur der Sache, daß diese vom Mittelpunkte der Geschäfte entfernten Gesellschaften sehr wenig Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten üben konnten; doch kamen von Zeit zu Zeit Abgeordnete der Tecklenburger Gesellschaft nach Barmen, um von dem Stande der Dinge genauere Kenntnis zu nehmen.

Die Hauptpersonen blieben immer die Direktoren der beiden Vereine Elberfeld und Barmen. Wenn eine sehr wichtige und zweifelhafte Angelegenheit die Deputation beschäftigte, pflegte sie die Direktoren aus beiden Städten zu einer kombinierten Sitzung zusammen zu berufen. Außerdem waren öfter bei Gelegenheit der Jahresfeste oder der Abordnung von Sendboten allgemeine brüderliche Besprechungen mit den anwesenden Gliedern der Hilfsgesellschaften vorgekommen und man verkannte nicht, daß bei solchen Zusammenkünften „der Austausch der Ideen, die gemeinsame Beratung, die gestärkte Ueberzeugung unserer Einigkeit in allem Wesentlichen, die Freude, die aus dem Gefühl und Bewußtsein dieser Gemeinschaft hervorgeht, für die Missionssache nicht ohne gesegnete Wirkungen blieb." Auf diesen Wahrnehmungen weiter bauend gelangte man zu den General-Versammlungen. Die erste Versammlung, welche diesen Namen trug, trat zusammen am 29. August 1833, bei Gelegenheit des Barmer Missionsfestes. Zwar trug auch diese noch mehr den Charakter einer formlosen freundschaftlichen Besprechung. Die Festgenossen fanden sich zusammen im Wäldchen hinter dem Missionshause, ein Verzeichnis der Anwesenden ward nicht aufgenommen, ein Protokoll wurde nicht geführt, über die Stationen und die eigentlichen Arbeiten der Gesellschaft wurde nichts beraten, sondern nur einige Uebelstände, welche die Erweiterung der Gesellschaft in der Heimat hervorgerufen, von der Deputation zur Sprache gebracht. Dahin gehörte, daß die abschriftliche Versendung der Protokolle an die entfernteren Gesellschaften und Vereine immer schwieriger werde, auch dem ursprünglichen Zwecke durchaus nicht mehr entspräche und deshalb ganz aufhören möchte, was auch gut geheißen wurde. Ferner, daß die Leiter der verschiedenen Vereine zur Teilnahme an den Arbeiten der Deputation herbeigezogen werden sollten; z. B. die Direktoren der beiden Vereine im Wupperthal, sollten jeder sich den einen oder anderen auswärtigen Haupt- oder Hilfsverein auswählen, und mit dem Vorstand desselben eine regelmäßige Korrespondenz eröffnen, ihm alles Wissenswerte, was hier oder in den Stationen vorgehe, mitteilen, dagegen die Wünsche, Ratschläge, Beiträge u. s. w. des Vereins in Empfang nehmen, und in dieser Weise eine lebendige Verbindung zwischen dem Wupperthal

und den verbundenen Freunden vermitteln. Das wurde auch angenommen. Es zeigte sich aber bald, daß, so schön der Gedanke, doch die Ausführung ungemein schwierig, ja unmöglich war, und schon nach wenigen Jahren ward diese Einrichtung als unpraktisch wieder bei Seite gelegt. Da nun diese Mittel, um die einzelnen Glieder mit dem Herzen und Mittelpunkt der Gesellschaft in frischem und wirksamem Verkehr zu erhalten, nicht ausreichten, so kam man auf den Gedanken zurück, daß von Zeit zu Zeit, bei wichtigeren Veranlassungen, nicht bloß die beiden Wupperthaler Vereine, sondern die Deputierten aller verbundenen Haupt- und Hilfs-Gesellschaften sich zu förmlichen Beratschlagungen und Beschlußnahmen im Missionshause versammeln müßten. Dieser Plan kam zuerst im Sommer 1834 zur Verwirklichung. Bis dahin hatten sich noch manche neue Vereine angeschlossen, nämlich Ende 1833 der Jülichsche, im Frühling 1834 mehrere Vereine im Hannoverschen (Lüneburg, Celle, Lauenburg) und im Ravensbergischen (Lübbecke, Bielefeld u. a.). Die Verbindungen der Gesellschaft hatten sich ausgedehnt nach Hamburg, Leipzig, Karlshuld, Königsberg, ja es kamen Beiträge von Hilfsvereinen in Odessa und von Sredneroqatka bei Petersburg. Von so weit entfernten Vereinen, die auch nicht einmal die Absicht hatten, sich gliedlich in den Organismus der Rheinischen Missions-Gesellschaft einzureihen, konnte man natürlich keine Abgeordneten erwarten, dagegen erschienen auf ergangene Einladung am 4. Juni 1834, am Tage des Elberfelder Missionsfestes, 15 Abgeordnete der verbundenen Vereine mit 13 Barmer und sechs Elberfelder Direktoren und versammelten sich mit den Mitgliedern der Deputation im Saale des Missionshauses unter Vorsitz des Dr. Gräber, um über die Beibehaltung und Nenbesetzung der Station Eben Ezer, sowie über den Beginn einer neuen Mission auf den Sunda-Inseln Beschluß zu fassen. Das war die erste förmliche Generalversammlung.

Seitdem sind bis Ende 1865 (in welchem Jahre eine anderweitige Versammlung von Freunden und Mitarbeitern als „Beirat" konstituiert wurde) noch 31 Generalversammlungen in ähnlicher Weise gehalten worden. Lange Zeit geschah das nur nach einer stillschweigenden freundlichen Uebereinkunft, ohne irgend ein Statut oder festes Schema. Die Deputation war durch keinerlei Verpflichtung dazu verbunden, überhaupt Generalversammlungen einzuberufen, noch viel weniger waren die einzelnen Fälle bestimmt, in welchen die Entscheidung von solchen Versammlungen ausgehen müsse, eben so wenig die Form, in welcher die Entscheidung erfolgen müsse, auch nicht wie viel oder wie wenig Abgeordnete von jedem Verein geschickt werden sollten, und wie viele zu endgültigen Entscheidungen erforderlich wären — kurz, es ruhte alles auf gegenseitigem Vertrauen und gutem Willen, ohne irgend welches gesetzliche Band. Als dann endlich im Jahre 1842 sich etliche Bedenken darüber vernehmen ließen, ob bei diesem Verfahren auch wohl die Rechte aller verbundenen Gesellschaften und Vereine hinlänglich gewahrt seien, war die Deputation sogleich bereit, zur Feststellung einer förmlichen Organisation der Rheinischen Gesellschaft die Hand zu bieten, und berief eine Versammlung, zu welcher jeder

einzelne Verein einen Abgeordneten ſenden ſollte, um ein förmliches Organiſationsſtatut zu ſtande zu bringen. Es wurde dann auch ein ſolches zu ſtande gebracht, d. h. es wurde der Geſchäftskreis der Deputation beſtimmt, es wurde die Wahl ihrer Mitglieder lediglich den 3 von Anfang an verbundenen Geſellſchaften, Elberfeld, Barmen und Köln, zugeſtanden, die Fälle wurden feſtgeſtellt, in welchen Generalverſammlungen berufen werden mußten; aber in der Hauptſache, in der Form der Verſammlungen, Beratungen und Beſchlußnahmen, blieb nach dem Wunſch ſämtlicher Abgeordneten alles beim Alten, d. h. in möglichſt freier, ungebundener Art, der man es anmerken könnte, daß ſie ſich nicht innerhalb ſtrenger, geſetzlicher Schranken bewege, ſondern auf freies Vertrauen gegründet und durch herzliche, gegenſeitige Liebe getragen ſei.

Beginn der Borneſiſchen Miſſion. Verſuch in Nord-Amerika.

Schon im Jahre 1831 hatte der Inſpektor Richter, angeregt durch einen Aufſatz über Borneo im Baſeler Miſſionsmagazin, (1830. Heft 2.), die Aufmerkſamkeit der Deputation und der verbundenen Geſellſchaften auf jene große Inſel zu lenken geſucht, die noch von keiner Miſſions-Geſellſchaft in den Kreis ihrer Wirkſamkeit gezogen war. Die Deputation erklärte jedoch nach genauem Einblick in die Sachlage: ſie würde gern die weiteren Winke des Herrn erwarten, ob er ihr dort oder ſonſtwo in der Heidenwelt einen weiteren Wirkungskreis eröffnen wolle; zunächſt aber nähme die Aufrichtung neuer Stationen in Süd-Afrika (Worceſter und Eben-Ezer) alle ihre disponiblen Kräfte in Anſpruch, und es ſchiene ſich dort unter Namaqua und Buſchmännern noch ein weiteres Arbeitsfeld zu eröffnen. Inzwiſchen verſäumte doch der Inſpektor Richter keine Gelegenheit, noch weitere Erkundigungen über Borneo einzuziehen, und die erlangte Kunde unter den hieſigen Freunden möglichſt zu verbreiten. Eine Korreſpondenz mit dem holländiſchen Miſſionar Röttger ward eröffnet, und von ihm kam ein dringendes Einladungsſchreiben, in jenes Miſſionsgebiet einzutreten, ebenſo von dem Miſſionar Medhurſt auf Java die ausgedehnteſten Verſprechungen, daß er den von hier geſandten Miſſionaren alle möglichen Dienſte erweiſen und ſie in ihr neues Arbeitsfeld einführen wolle. Als nun im Jahre 1834 es ſich doch ſo anließ, als ob fürs erſte in Süd-Afrika keine neue Stationen mehr angelegt und dort nicht viele Brüder mehr zu verwenden ſein würden, glaubte die Geſellſchaft ſich wirklich nach einem zweiten Arbeitsfeld umſehen zu müſſen. Sie war unterdeſſen auch auf Madagaskar, auf Palamcottah, auf Birma hingewieſen, und beſonders aus letzterem Lande war ein ebenſo anregender als einladener Hilferuf an ſie gelangt. (Barm. Miſſ.-Bl. 1834 Nr. 5). Doch verdiente Borneo ohne Zweifel den Vorzug. Seit Jahren, erzählt der ſel. Leipoldt, hatten mehrere Glieder der Geſellſchaft die 5 Millionen tief verſunkener, aber der Belehrung nicht unzugänglicher Menſchen auf

Borneo betend auf ihrem Herzen getragen, und bei jeder Gelegenheit ihre Not und Finſternis wieder bei den Miſſionsfreunden in Anregung gebracht. So entſchied ſich denn die General-Verſammlung am 4. Juni 1834, wenn gleich nicht ohne viel Bedenken, doch dafür, daß die Rheiniſche Geſellſchaft in Gottes Namen einen Verſuch auf Borneo machen ſollte. Zwei ordinierte Miſſionare, Heyer und Barnſtein, ſollten dahin abgeſandt werden. Das war für den Inſpektor Richter ein Tag großer Freude.

Die Abordnung und Abreiſe der beiden Brüder mußte ſehr beſchleunigt werden. Denn bis zum Kap ſollten ſie die Reiſe zuſammen machen mit den von der genannten Verſammlung zur Verſtärkung der afrikaniſchen Miſſion beſtimmten Brüdern Külpmann, S. Hahn und Häfele. Da es ſich aber nicht häufig trifft, daß ein Oſtindienfahrer am Kap anlegt, ſo mußte eine eben ſich darbietende paſſende Gelegenheit ſchnell benutzt werden. Sämtliche Reiſende ſollten Ende Juli in Amſterdam ſein, um ſich auf dem prächtigen Schiff de Nederlande nach dem Kap und nach Batavia einzuſchiffen. Da mußten ſich denn alle Hände wacker rühren, und das thaten ſie auch mit Freuden. Die Frauen- und Jungfrauen-Vereine ſchickten reichliche Beiträge an Leinwand, Wäſche und anderen Kleidungsſtücken, von fernen und nahen Miſſionsfreunden kamen eine Menge Geſchenke und Ausrüſtungsgegenſtände (aus Hildesheim eine Glocke 20 Pfund ſchwer). Es wurde geordnet, gezeichnet, gepackt, etliche chirurgiſche Anweiſungen wurden noch gegeben, Medikamente und eine kleine Druckerei für die Borneſiſchen Brüder herbeigeſchafft, die Päſſe wurden beſorgt, die Erlaubnis zur Ordination erbeten. Die Abordnung geſchah am 15. Juli in der Unterbarmer Kirche, wo ſich wieder eine Verſammlung von 3000 Menſchen zuſammen gedrängt hatte. Sander hielt die Einleitungspredigt, Gräber vollzog dann die Ordination an Külpmann, Heyer und Barnſtein, wobei 30 anweſende Prediger die Hände mit auflegten (Feſtbericht, Barm. Miſſ.-Bl. 1834 Nr. 16). Wenige Tage darauf fand im Miſſionshauſe die Trauung der beiden Miſſionsgehilfen Hahn und Häfele ſtatt, worauf die ſämtlichen Miſſionsgeſchwiſter am 24. Juli von Vaterland und Freundſchaft ſchieden und ihre Reiſe zunächſt nach Amſterdam antraten. Inſpektor Richter ſelber begleitete ſie dorthin.

Heyer und Barnſtein ſtiegen nach etwa 14tägigem Aufenthalt in der Kapſtadt am 23. Dezember 1834 wohlbehalten in Batavia ans Land. Kaum hatten ſie ihre Füße auf trockenem Boden, ſo wurde ſchon nach ihnen gefragt, und Miſſionar Wentink auf Depok, ſpäter Miſſionar Medhurſt auf Parapatan, empfingen ſie ſehr freundlich und boten ihnen vorläufig Herberge in ihren Häuſern an. Der General-Gouverneur behandelte ſie in einer Audienz ſehr gnädig, geſtattete ihnen den Aufenthalt auf Java, wollte ſie jedoch nicht eher nach Borneo gehen laſſen, als bis er weiteren Bericht über ſie aus Europa empfangen hätte. Sie richteten ſich deshalb für etwas längeres Bleiben auf Java ein. Barnſtein wollte ſich auf Depok bei Wentink niederlaſſen, um malaiiſch zu lernen, und Heyer ſollte auf Parapatan

mit Medhurst chinesisch treiben, denn beide Sprachen, hieß es, seien auf Borneo in Gebrauch. Etliche Monate gingen unter solchem Sprachstudium hin, da wurde Barnstein eilends nach Parapatan gerufen — an das Krankenbett Heyers. Nach einigen Wochen schien die Krankheit zu weichen; Heyer stand wieder auf und ging umher; allein in kurzem kehrte der frühere Zustand wieder, und endlich erklärte der Arzt, Heyers Körperbeschaffenheit sei der Art, daß wenn er in diesem Lande bleibe, er in kurzem sterben werde. Das war ein Donnerschlag. Aber alles Klagen und Sperren half nichts. Barnstein mußte sich entschließen, für den kranken Bruder nach einer Schiffsgelegenheit nach Süd-Afrika, und als dorthin sich keine fand, nach Europa sich umzusehen. Am 23. April 1835 fuhr Heyer von Java wieder ab, nach Europa zurück, kam am 21. August nach Rotterdam, und langte am 3. September zur größten Ueberraschung wieder im Missionshause an. Man kann denken, daß seine Rückkunft allgemeine Betrübnis erregte, daß der traurige Anfang der neuen Mission vielen den Mut lähmte, und daß man sich doch erst eine Zeitlang besann, ehe man auf seinen Antrag, sofort eine namhafte Verstärkung nach Borneo zu senden, einging. Heyer erzählte, daß Barnstein sich vorgesetzt habe, sogleich nach Heyers Abreise nach Pontianak und Bandjermasin auf Borneo zu reisen (was er auch that), dort die nötigen Erkundigungen über Anlegung einer Station einzuziehen, dann nach Batavia zurückzukehren, und die neuen Brüder, auf deren Zusendung er gewiß rechne, in Empfang zu nehmen.

Was war hier zu thun? Eine General-Versammlung wurde angesetzt auf den 10. Februar 1836, um die Sache zur Entscheidung zu bringen, und dieselbe beschloß nicht nur die Aussendung dreier Zöglinge nach Borneo (Becker, Hupperts und Krüsmann), sondern auch — gewiß zur höchsten Ueberraschung vieler Missionsfreunde — den Beginn einer neuen Mission in Nord-Amerika. Dieser letztere Entschluß scheint durch alles Vorhergehende so wenig vermittelt, daß wir uns zum Verständnis desselben daran erinnern müssen, daß eben damals ein lebhaftes Interesse für die ausgewanderten Deutschen in Nord-Amerika erwacht war, daß im Bergischen Lande die eifrigen und von Christi Liebe erfüllten Leute schon bereit standen und auch in jener Versammlung mit vertreten waren, welche zwei Jahre später den gesegneten Langenberger Verein zur Sendung von Predigern nach Nord-Amerika bildeten. Bei der mangelhaften Kenntnis der amerikanischen Verhältnisse hielt man es für möglich, ja für wünschenswert, daß die von hier gesandten Missionare sich erst eine Zeitlang unter den Ausgewanderten als Lehrer und Prediger aufhielten, dort in seelsorgerischer und missionarischer Wirksamkeit sich noch weiter vorübten, und dann von den deutschen Gemeinden aus eine Gelegenheit suchten, die Mission unter den Indianern zu beginnen. Der veröffentlichte Bericht über jene Versammlung erwähnt zuerst, daß die Kosten des Missionshausbaus jetzt gänzlich getilgt seien, daß die Missionskasse einen Ueberschuß von 3000 Thaler nachweise, daß eine Anzahl aussendungsfähiger Zöglinge bereit ständen, und fährt dann

folgendermaßen fort: „Endlich wurde noch nach einem ganz neuen Weltteil, nach Nord-Amerika, unser Blick gerichtet. Es ist für jede Missions-Gesellschaft über kurz oder lang Bedürfnis, Stationen auch in einem gemäßigten und dem unseren ähnlichen Klima zu haben, wohin sie diejenigen ihrer Zöglinge senden kann, die heißere Himmelsstriche körperlich nicht vertragen können. Wir fühlen schon jetzt dieses Bedürfnis, da unser lieber Bruder Heyer nach ärztlichem Zeugnis und eigener Erfahrung heißere Gegenden nicht bewohnen kann. Ihn und einen anderen Zögling, bei dem der Arzt ähnliche Besorgnisse hegte — Nies — beschloß die Versammlung deshalb zu den Indianern Nord-Amerikas zu senden. Die vielen hirtenlosen Ausgewanderten, welche sich an den Grenzen des Indianergebiets finden dürften, könnten dann ebenfalls Gelegenheit darbieten, auch diesen nützlich zu sein. So gern nämlich die Versammlung diese Deutschen, deren manche in 17 Jahren keinen Prediger sahen, als den Hauptpunkt der Wirksamkeit unserer Missionare bezeichnet hätte, so glaubte sie doch als Missions-Gesellschaft gehörten ihre Kräfte und Zöglinge nur den Heiden. Dagegen aber sprach sich sehr laut der Wunsch aus, daß ein eigener Verein es sich zur Aufgabe stellen möchte, Kandidaten und Predigern, die im Glauben an den Herrn Jesum und in seinem Namen dieser verlassenen, verkommenen deutschen Brüder sich annehmen wollten, Ueberfahrt und Unterhalt dort zu sichern."

Die Osterzeit des Jahres 1836 verging also wieder unter Vorbereitungen aller Art für die bevorstehende große Aussendung nach zweien Weltteilen. Die Prüfung von Hupperts, Becker, Nies und Krüsmann hatte am 24. März in der üblichen Weise statt. Die Ordination wurde am 4. Mai vor einer zahlreichen Festversammlung an den drei erstgenannten durch Superintendent Hensler vollzogen (Krüsmann war zum Katecheten bestimmt). Auch diesmal legten 30 Prediger die Hände mit auf. Schiffsgelegenheit war für die Ostindischen Brüder in Rotterdam, für die Amerikanischen in Bremen bestellt. Die Schilderung ihrer gemeinschaftlichen Abreise von hier ist für jene Zeit, wo man hier noch nicht an Eisenbahnen dachte, und für das warme Interesse, welches man damals im Thal und im Bergischen Lande noch allgemein an solchen Aussendungen nahm, zu charakteristisch, als daß wir es uns versagen möchten, sie hier einzurücken:

„Nachdem die drei Brüder für Borneo nebst den für Amerika bestimmten Heyer und Nies, sowie den zurückbleibenden neun Zöglingen und der übrigen Missionsfamilie am 17. Mai das heilige Abendmahl genossen und nach einem einfachen Abschieds-Liebesmahl im Saale des Missionshauses die fünf Abgehenden von der dazu versammelten Deputation die nötigen Papiere empfangen und unterzeichnet hatten, versammelten sich dieselben am 18. Mai früh morgens nochmals mit den Bewohnern des Missionshauses und anderen Freunden der Scheidenden im Saal, wo sie unter Gesang und Gebet von dem Inspektor Richter feierlich entlassen wurden. In Elberfeld, und zwar im Hause des Herrn Nettelbeck, empfingen

die Abgehenden noch einen Segen durch Herrn Paſtor Krummacher ſen., der dies Liebeswerk an der Stelle des heimgegangenen Vaters Diedrichs freundlichſt übernommen hatte. Hierauf ging der Zug unter Leitung des Herrn Rettelbeck, der Lehrer und Zöglinge des Miſſionsſeminars, wie anderer Freunde und Verwandte der Miſſionare zunächſt nach Mettmann, wo die Liebe der dortigen Miſſionsfreunde in ihrem Verſammlungslokal einige Erfriſchungen bereitet hatte, und dann die Scheidenden mit Geſang und Gebet entließ. In Düſſeldorf übernachtete man in einem ſtillen Gaſthauſe, worauf am 19. Mai morgens zunächſt die drei nach Borneo beſtimmten Brüder per Dampfſchiff nach Holland, ſowie nachmittags die nach Amerika beſtimmten Heyer und Nies per Poſt nach Bremen reiſten. Die erſtgenannten drei fanden durch die thätige Liebe des Herrn Ledeboer in Rotterdam und J. C. Seym in Amſterdam ſehr freundliche Aufnahme, wo ſie denn auch ohne viele Mühe von dem niederl. Miniſter der Kolonieen ihre Päſſe für Oſtindien erhielten. Am 2. Juni ſind ſie die Schleuſe von Nieuwendiep paſſiert und in See gegangen u. ſ. w.“

Wir fügen zu dieſer Erzählung abſchließend hinzu: am 20. Sept. landeten ſie in Batavia, holten den wartenden Bruder Barnſtein dort ab, und betraten mit ihm am 3. Dezbr. 1836 zu Bandjermaſin den Boden ihrer neuen Heimat. Krüsmann ſtarb daſelbſt ſchon nach einem halben Jahre, und Becker machte noch lange weit ausgedehnte Unterſuchungsreiſen auf der Borneſiſchen Weſtküſte. Da wir ſpäter noch weiter von den Schickſalen der Borneſiſchen Brüder zu reden haben, ſo brechen wir hier ab und wenden uns zu den Schickſalen der Brüder in Nord-Amerika.

Am 18. Juli 1836 waren Heyer und Nies nach einer beſchwerlichen Seefahrt glücklich in New-York angelangt (vgl. die Reiſebeſchreibung Barm. Miſſ.-Bl. 1836, Nr. 26). Dort und in Boſton, wo ſie genauere Erkundigungen einzogen, erfuhren ſie zu ihrem Leidweſen, daß es jetzt ſehr ſchwer halten dürfte, unter die heidniſchen Indianer zu gehen, weil dieſe infolge der fortdauernden Bedrückungen im Kampf gegen die N.-A. Freiſtaaten begriffen ſeien. Es wurde ihnen geraten, zunächſt in die Miſſionsſeminare zu Gettysburg oder Baltimore zu gehen und ſich dort auf die Indianer-Miſſion vorzubereiten. Mit ſolchen weit ausſehenden Vorbereitungsplänen war aber die Deputation gar nicht einverſtanden, ſondern ſchickte die gemeſſenſte Weiſung hinüber, ſofort ſo weit nach Weſten vorzudringen wie möglich, um doch wenigſtens in die Nähe der Indianer zu kommen. Die Brüder machten ſich denn auch auf den Weg nach St. Louis am Miſſouri. Aber als ſie dort ankamen, war der Winter bereits angebrochen, vor der Hand war an eine Weiterreiſe zu den Indianern nicht zu denken; dagegen hatten ſie ſchon auf ihrer Reiſe durchs Land und nun wieder von allen Seiten am Miſſouri eine Menge Aufforderungen erhalten, ſich doch lieber der dort wohnenden verkommenen Deutſchen anzunehmen. Das wollten ſie denn auch thun, und fuhren auf wiederholte Einladungen nach St. Charles, 70 Meilen

aufwärts am Miſſouri, um dort einer verlaſſenen deutſchen Gemeinde die Predigt des Worts und die Sakramente zu bringen. Aber das Dampfſchiff, auf welchem ſie die Reiſe machten, verunglückte unterwegs, ihre Sachen wurden zum großen Teil verdorben, ſie mußten mehrere Nächte im Freien und in der Näſſe zubringen, und hier holte ſich Nies, der ſchon vorher immer kränklich geweſen war, den Keim zu ſeiner Todeskrankheit. Der arme Nies, er hatte ſich die Strapazen und namentlich die Winterkälte in Nord-Amerika nicht ſo beſchwerlich vorgeſtellt, als er ſie nun fand. Wenn er nicht auf ſeinem Krankenlager liegen mußte, unterrichtete er die Kinder eines deutſchen Bauers bei St. Charles, bei dem er auch wohnte. Aber ſein Uebel nahm zu und die Indianer waren faſt vergeſſen. Nur einmal ſah er eine Gruppe von fünf Indianern am Ufer des Miſſouri, aber niemand konnte ihm ſagen, wo ſie wohnten und wie ſie zu erreichen wären. Auch hätte er allein ſie unmöglich erreichen können, und ſein Gefährte hatte längſt den Gedanken an das Weiterziehen aufgegeben. Er hatte ſich von Nies getrennt und war Prediger unter den Deutſchen zu St. Charles geworden, wo er durch ſeine ganze Haltung deutlich genug ſeine Abſicht kund gab, von der Heiden-Miſſion ſich gänzlich los zu ſagen.

Die Deputation hatte mit Betrübnis den langſamen Fortgang ihrer Nord-Amerikaniſchen Miſſion angeſehen. Sie erkannte wohl, daß der Grund dieſer Zögerungen keineswegs allein in den Umſtänden zu ſuchen ſei, ſondern vielmehr in den Perſonen, und daß nicht bloß Nies Schwäche, ſondern Heyers Verkehrtheit das ganze Unternehmen vereiteln werde. Vielleicht hätte ſie jetzt die Nord-Amerikaniſche Miſſion wieder fallen laſſen, wenn nicht die Schilderungen von der großen Not der hirtenloſen Deutſchen, welche Nies fortwährend herüberſandte, und die Anträge der Langenberger Freunde ſie zu einem neuen Verſuch gedrängt hätten. Es hatte ſich nämlich im Okt. 1836 ein baieriſcher Kand. Oertel zum Miſſionsdienſt gemeldet, darnach aber den Wunſch ausgedrückt, lieber nach Nord-Amerika zu den Deutſchen geſendet zu werden. Dieſen Umſtand hatten die genannten Freunde aufgefaßt, und trugen bei der Generalverſammlung, die am 7. Juni 1837 über die Miſſion in Nord-Amerika weitere Beſchlüſſe faſſen ſollte, darauf an, daß die Rheiniſche Miſſions-Geſellſchaft theologiſche Kandidaten zu den deutſchen Gemeinden nach Amerika ſenden, und damit einen beſonderen Ausſchuß beauftragen möge. Die General-Verſammlung aber beſchloß, dieſe Miſſion lieber einem Privat-Verein zu überlaſſen, deſſen Zwecke ſie dann gerne fördern wolle. Wenn der neu zu gründende Verein für den Unterricht der deutſchen Kinder in Nord-Amerika einen unſerer Miſſionszöglinge als Katecheten und Schullehrer anzuſtellen wünſche, ſo ſei die Deputation ermächtigt, dieſem Wunſche zu willfahren, jedoch ſo, daß der hierzu beſtimmte Zögling zur Dispoſition der Geſellſchaft bleibe. Alſo konſtituierte ſich der Langenberger Verein für die proteſtantiſchen Deutſchen in Nord-Amerika, und erbat ſich zu ſeinem Kand. Oertel den Miſſionszögling Mühlhäuſer, der als Schullehrer in New-York

angeſtellt werden ſollte, ſpäter aber als Stifter der lutheriſchen Wisconſin-Synode ſein Pfarramt in Milwaukee in großem Segen geführt hat bis er 1867 ſtarb. Das Verhältnis der Rheiniſchen Miſſions-Geſellſchaft zu dem Langenberger Verein iſt fortwährend ein freundliches und dienſtwilliges geblieben. Erſtere war gern bereit, die Zöglinge des Vereins für Nord-Amerika neben den eignen Zöglingen im Miſſionshauſe ausbilden zu laſſen, wogegen letztere die Hand bot, um ſolche Miſſionszöglinge, welche für die Heidenmiſſion nicht qualifiziert ſchienen, zu den Deutſchen nach Nord-Amerika zu ſenden.

Die eben erwähnte Generalverſammlung hatte weiter beſchloſſen, den Zögling Nollau aus dem Miſſionshauſe dem Br. Nies zu Hilfe zu ſenden, dagegen Heyer, wenn er ſich wegen ſeines bisherigen Benehmens nicht in genügender Weiſe rechtfertigen könne, aus dem Verband der Rheiniſchen Miſſions-Geſellſchaft zu entlaſſen. Somit erfolgten denn hier wieder die gewöhnlichen Feierlichkeiten und Vorbereitungen, das Examen von Mühlhäuſer und Nollau am 8. Auguſt, die Ordination des letzteren bei der kirchlichen Abordnungsfeier am folgenden Tage, wobei der Kand. Oertel, der in Baiern bereits ordiniert worden war, und Br. Nollau die üblichen Abſchiedsreden hielten, dann die Abreiſe der abgeordneten Brüder nach Bremen, wo ſie ſich nach New-York einſchifften. Am 3. Oktbr. 1837 kamen ſie daſelbſt an, und Oertel und Mühlhäuſer begannen ſogleich Hausbeſuche bei den proteſt. Deutſchen, worüber im Barm. Miſſ.-Bl. 1838 Nr. 12. 20. Anziehendes berichtet iſt. Wir haben aber die Wirkſamkeit dieſer und der ſpäteren Langenberger Sendboten hier nicht weiter zu verfolgen, ſondern reiſen ſofort mit dem Br. Nollau nach dem Weſten. Schon auf dem Wege hatte er mit viel Geſchick und Glück die nötigen Erkundigungen eingezogen, Verbindungen angeknüpft, notwendige Papiere ſich verſchafft, und alle Einleitungen getroffen, um im nächſten Frühjahr mit der großen Karavane, welche jährlich von St. Louis aus in das Oregongebiet hinüberzog, bis zu den Indianern vorzudringen. Als er in St. Charles ankam, fand er Heyer nach Art der dortigen Landwirte (Farmer), wohl verſehen mit Aecker und Vieh, welche er vom Miſſionsgelde angeſchafft, verheiratet, und in aller häuslichen Bequemlichkeit eingerichtet, als feſt angeſtellten Prediger der dortigen Gemeinde. Er berichtete darüber nach Hauſe, und die Deputation erklärte dann ſofort Heyers Ausſchließung, „als eines Mannes, der ſeinen Miſſionsberuf aufgegeben hat“. Der kränkelnde Br. Nies dagegen war über Nollaus Ankunft höchſt erfreut, und gleich bereit ſich zu rüſten, um im April mit der Karavane, der ſich auch mehrere amerikaniſche Miſſionare anſchließen wollten, zu den Plattkopf-Indianern am Oregon zu ziehen. Allein der Herr hatte ihnen den Weg mit Dornen vermacht. Ende Febr. 1838 ward Nies abermals auf ein langwieriges Krankenlager geworfen, und als er im April langſam ſich zu erholen anfing, da war die Karavane ſchon abgegangen und die vier amerikaniſchen Miſſionare mit ihr, und ein ganzes Jahr hindurch war keine Gelegenheit wieder, um die 500—600 deutſchen Meilen durch die Wildnis zurücklegen zu können.

Allein wäre es natürlich ganz unmöglich gewesen. Das war für die Brüder und für die Gesellschaft eine neue schwere Demütigung. Der Plan, den Rollau jetzt vorlegte, nämlich von New-York aus zur See um das Kap-Horn herum nach Oregon zu reisen, und durch die Seereise den kranken Nies wieder zu stärken, war denn doch gar zu absonderlich und weit aussehend, als daß man hier hätte darauf eingehen mögen. Die Deputation schlug vielmehr vor, daß Nies mit Mühlhäuser tauschen, und letzterer mit Rollau zu den Indianern gehen möchte. Aber das konnte doch immer erst im nächsten Frühjahr geschehen, und die Gemeinde zu Rochester, wohin Mühlhäuser inzwischen berufen war, protestierte gegen dessen Abberufung. Mittlerweile löste der Tod des Bruder Nies alle Zweifel. Nachdem der arme Bruder im Mai und Juni ziemlich wohl gewesen war, auch mit Rollau alles eingerichtet hatte, um nach der Ostküste zurückzureisen, wurde er am 24. Juli von der roten Ruhr befallen, die seine Kräfte schnell aufzehrte, und nach einem langen überaus schmerzlichen Krankenlager verschied er, im Glauben reichlich getröstet, am Morgen des 30. September 1838 auf der Farm bei St. Charles, wo er etwa ein Jahr lang als Prediger einer kleinen deutschen Gemeinde fungiert hatte. Rollau erklärte sich zwar auch jetzt noch bereit, entweder allein zu den Indianern zu gehen, oder auf weiter nachzusendende Brüder zu harren. Allein die Gesellschaft hatte durch alle diese Erfahrungen hinlänglich die Ueberzeugung gewonnen, daß sie zur Betreibung der Indianermission in Nord-Amerika nicht berufen sei. So wurde denn beschlossen, die Indianermission aufzugeben. Rollau aber, der inzwischen angefangen hatte, bei einer deutschen Gemeinde in Gravois Settlement im Segen zu arbeiten, und sich in dieser Wirksamkeit sehr wohl fühlte, sollte Erlaubnis haben, bei seiner Gemeinde so lange zu bleiben, bis er von hier aus wieder abberufen würde, um nach Afrika oder Borneo zu gehen.

Der Dönberg.

Die Zöglinge und die Hausordnung.

In den ersten Jahren der Rheinischen Missions-Gesellschaft waren die Zöglinge bei vielen Pfarrern der Umgegend stets willkommene Gäste und liebe Hausfreunde. Viel beschäftigte Seelsorger zogen sie auch wohl zu Hilfeleistungen in abgelegenen Punkten ihrer Diözese heran. Solche gelegentliche Aushilfe trug aber immer nur den Charakter einer persönlichen Freundlichkeit, und wechselte mit den Zöglingen und deren Beziehungen zu den einzelnen Pfarrern. Nur an einem Punkte sollte aus dem fast zufälligen Hinzutreten unserer Zöglinge sich eine dauernde Arbeitsschule für die angehenden Missionare entwickeln, nämlich auf dem Dönberg. Das war eine ziemlich abgelegene Berggegend zwischen dem Wupperthal und dem schon mehr erwähnten Städtchen Langenberg, dort und in Elberfeld eingepfarrt, aber von beiden Seiten her schwer erreichbar. Die Bewohner, fast durchgehends

arme Leute, waren im höchsten Grade verwildert, man fürchtete sich fast vor ihnen. Aber das christliche Erbarmen regte sich destomehr über diesen Verlassenen, und aus den vielfachen Gesprächen und Beratungen, welche der liebe und eifrige Zögling Kähler bei seinen häufigen Besuchen in Langenberg mit den dortigen Pastoren über die Mittel und Wege hielt, wie diesen armen Leuten wohl möchte zu helfen sein, reifte endlich der Plan, daß jeden Sonntagnachmittag 3 Uhr in dem Schullokal auf dem Dönberg von den älteren Zöglingen abwechselnd eine öffentliche Bibelstunde sollte gehalten werden. Am 12. Juni 1831 machte Kähler damit den Anfang, und fand zu seiner Freude die Versammlung zahlreich besucht. Bald nahm die Teilnahme so zu, daß die Schule viel zu klein wurde, und beinahe die Hälfte der Anwesenden draußen stehen mußte. Daß es nicht bloß Neugierde war, erkannte man bald aus den lieblichen Früchten der Buße, die bei mehreren Dönbergern sich spüren ließen. Das machte Mut an die Herstellung eines eigenen Kirchleins zu denken. Doch woher die Mittel dazu nehmen, besonders in damaliger so bedrängter Zeit? Die Missionszöglinge rechneten nicht erst lange, sondern machten sich frisch ans Werk. Mit Hilfe der Dönberger selbst und wohlwollender Freunde in Langenberg brachten sie es bald dahin, daß sie wenigstens einen großen Teil des nötigen Holzes zum Geschenk erhielten. Da nahe und ferne Wohnende gern ihr Scherflein beitrugen, namentlich die Glieder der Missions-Gesellschaft, so wurde im Aufblick auf den Herrn und mit Genehmigung der höheren Behörde der Bau des Bretterkirchleins im Frühjahr 1832 begonnen, und stand schon Ende Juni zweckmäßig eingerichtet da. Am 8. Juli fand die Einweihung statt. Von da an wurde jeden Sonntagnachmittag dort eine Predigt oder Bibelstunde von einem der älteren Zöglinge des Barmer Missionshauses gehalten, und es war lieblich anzuschauen, wie der Hunger nach dem Worte Gottes immer mehr rege ward, die äußere Roheit sichtlich abnahm, selbst die Kegelbahnen mit Gras bewuchsen, und der schrecklichen Branntweinflut Einhalt gethan ward. Einer der Langenberger Prediger konnte den Zöglingen das Zeugnis geben: „Der Herr hat sich zu eurem Wort gar gnädiglich bekannt. Verschiedene Seelen sind gründlich erweckt und noch mehr tragen einen Stachel im Gewissen, der sie, wie wir hoffen dürfen, also stacheln und verwunden wird, daß ihnen das Löcken dagegen schwer werden möchte. Noch vor wenig Jahren war der Dönberg, als eine Wüstenei der Lasterhaftigkeit, allgemein gefürchtet und verabscheut. Niemand wagte es bei einbrechender Nacht hindurch zu pilgern, weil man die Bewohner fürchtete, die zu Raubtieren hinabgesunken waren. Und siehe, jetzt beginnt diese Einöde zu blühen. Auch im Aeußeren ist schon der Segen Gottes in mancher Beziehung sichtbar, denn da stilles zurückgezogenes christliches Leben immer allgemeiner wird, kann es nicht anders sein, als daß auch der äußere Wohlstand zunehmen muß u. s. w.“ — Fügen wir aus der späteren Zeit noch gleich die folgenden Notizen hinzu. Bis zum Jahre 1847 war die geistliche Bewegung auf dem Dönberg noch immer im Zunehmen. Der stets sich mehrende

Kirchenbesuch machte den Bau einer neuen steinernen Kapelle nötig. (Die Beschreibung der Einweihung dieser Kapelle siehe Barm. M.-Bl. 1846 Nr. 22.) In dem nächstfolgenden Jahrzehnt zeigte sich zwar eine größere Lauheit in der Gemeinde, doch fehlte es nicht an eifrigen Jüngern und Jüngerinnen des Herrn, und die christlichen Vereine blühten unter der Leitung der befähigten Zöglinge. Seit 1859 aber trat eine durchgreifende Veränderung ein. Die Gemeinde sollte aus dem Verband mit Elberfeld und Langenberg losgelöst werden und sich als eine selbständige Pfarrgemeinde konstituieren. Ein Pfarrverweser ward berufen, ein Pfarrhaus gebaut, und die Missionszöglinge, obwohl als liebe Freunde noch stets willkommen geheißen, erkannten bald, daß ihre Mithilfe auf dem Dönberg nunmehr entbehrlich geworden sei.

Mehrere Jahre hindurch hatten die Zöglinge eine ganz ähnliche Thätigkeit in der mehrere Meilen weiter an der Ruhr gelegenen Winzermark, und wurden durch diese Arbeiten nicht wenig erfrischt und geübt. Das Halten der Predigt war ja nicht die Hauptsache, sondern die Einrichtung und Leitung der vielen Gebetsversammlungen und Vereine, Missionsstunden, Sonntagsschulen, Enthaltsamkeitsvereine, Gesangübungen, vor allem aber die Hausbesuche, von denen weder Eis und Schnee, noch Wind und Regen oder glühende Sonnenhitze dispensierten. Zeitweise kam noch hinzu die Arbeit unter den Arrestanten im Elberfelder Gefangenhaus, unter den Arbeitern an der Düsseldorfer Eisenbahn u. dgl. Besonders in den ersten Jahren kamen dergleichen Anträge und Zumutungen so häufig, daß die Deputation doch endlich Maß und Ziel setzen mußte. Die Missionszöglinge sollten alles können und thun; und wie sich denn viele der jungen feurigen Gemüter zu großen Thaten im Reiche Gottes berufen glaubten, erschien ihnen wohl gar der langsame Gang des methodischen Unterrichts als eine drückende Fessel. Wohl wurde es ihnen immer wieder gesagt, daß erst bei ihnen selbst der Grund in Christo recht fest gelegt sein müsse, ehe sie es wagen dürften, in der Heidenwelt die Hand an den Pflug zu legen. Dergleichen ernste und freundliche Mahnungen fanden gewiß bei treuen und bescheidenen Herzen eine gute Aufnahme, aber wie viele verkehrte Köpfe und Herzen sich unter den jungen Männern müssen gefunden haben, geht schon aus dem Umstande hervor, daß von den 38 während des ersten Jahrzehnts von der Gesellschaft aufgenommenen Zöglingen nur die Hälfte zur Aussendung kam.

Ein anderer Uebelstand, der aber erst im Laufe der Jahre vollständig erkannt und beseitigt werden konnte, war, daß die Zöglinge zum Teil als Missionsprediger und Katecheten, zum Teil als Kolonisten ausgesandt wurden. Für diejenigen jungen Leute, welche einen Teil des Kursus in derselben Weise im Missionshause durchgemacht hatten wie ihre Brüder und Hausgenossen, darnach aber wegen mangelnder Begabung als Kolonisten ausgesandt waren, erforderte es immer eine schwere Selbstverleugnung, sich ihren früheren Kameraden draußen willig unterzuordnen, und statt die Kanzel zu besteigen, bescheiden an der Hobelbank oder in der Schuhmacherwerkstätte zu arbeiten. Die Deputation, um diesem Uebelstande abzuhelfen, traf deshalb im Jahre

1834 die Anordnung, daß solche Zöglinge, die sich nur zum Kolonistendienst eigneten, nach Ablauf eines Jahres, nachdem sie in den Heilswahrheiten und einigen Hilfswissenschaften Unterricht empfangen hätten, an ihr Handwerk zurückgehen und für ihren Unterhalt selbst weiter sorgen sollten, bis die Gesellschaft ihrer Dienste bedürfe und es für geeignet erachte, sie hinauszusenden. Aber diese Maßregel erwies sich bald als unzweckmäßig. Auch hatten sich allmählich die Verhältnisse auf den afrikanischen Stationen so gestaltet, daß man vor der Hand von der Aussendung von Kolonisten und Handwerkern Abstand nehmen konnte. Aehnlich ging es mit den Schullehrern und Katecheten. Sie sollten nach zweijährigem Unterricht im Missionshause in eine Schule gethan und dort zu ihrem künftigen Beruf praktisch vorgebildet werden. Auch diese Bestimmung kam nur in wenigen Fällen zur Ausführung. Doch war dadurch wenigstens für die nächste Zeit der Grund zu vielen Klagen und Mißverständnissen bei den Brüdern abgeschnitten.

Noch größere Schwierigkeiten bereitete ein anderer Punkt, nämlich die Verheiratung der Missionare. Bei der Gründung der Missionsschule wurde es als eine sich von selbst verstehende Sache angesehen, daß die hier gebildeten Missionare unverehelicht ausgehen müßten, und die Leiter der Gesellschaft waren mit den Zöglingen darin eins, daß die Willigkeit zur Ehelosigkeit ebenso sehr, wie jede andere Verleugnung ein Probierstein ihres wahren Missionsberufes sei. Erst als es sich erwies, daß mehrere Missionsstellen in Südafrika, besonders die der Kolonisten auf den Instituten, die Verehelichung wünschenswert, fast notwendig machten, äußerten mehrere Brüder den Wunsch, verheiratet auszugehen, und fanden von seiten des Vorstandes kein Hindernis. So gingen Schröder und Häfele verheiratet nach Wupperthal, Sam. Hahn nach Eben-Ezer und auch Kähler, der für Kommaggas oder Eben-Ezer bestimmt war, hatte seine Frau mitgenommen. Allein der Umstand, daß Kähler starb, ehe er noch seine Missionsarbeit hatte beginnen können, und eine junge Witwe samt nachgeborenem Kinde zurückließ, sowie etliche Fälle, wo Missionare in Afrika sich dort selbst nach Frauen umsahen und ohne weitere Nachfrage und Beratung sich verehelichten, mußten die Deputation bedenklich machen. Sie erwog, daß die Gaben, welche ihr für die Betreibung der Heidenmission anvertraut wurden, nur dann auch für Frauen, Witwen und Kinder der Missionare verwendet werden dürften, wenn die Verheiratung im Interesse der Mission notwendig sei, nicht aber, wenn sie in das Belieben des Missionars gestellt bliebe. Sie erwog ferner, daß die Missionstüchtigkeit des ausgesendeten Bruders draußen auf seinem Arbeitsfelde — auch in leiblicher und klimatischer Hinsicht — erst näher zu erproben sei, ehe er zu einer Heirat schreiten dürfe, und daß die Anfänger in der Heidenwelt die ersten Schwierigkeiten leichter überwinden könnten, wenn sie noch nicht durch häusliche Pflichten gebunden seien. Sie bemerkte ferner im Missionshause, daß die Zöglinge anfingen, das verheiratete Ausgehen sich als Regel zu denken, daß eine Menge heiratslustiger Aspiranten sich meldeten, die den Eintritt in die Missionslaufbahn als die bequemste Versorgungsanstalt für

Frau und Kinder ansahen, daß in den mit der Mission in Verbindung stehenden Kreisen christlicher Jungfrauen allerlei Erwartungen aufgeregt wurden, daß das Studium und die Gemütsruhe der jungen Männer, wiewohl sie nach der Hausordnung in keine Verbindung mit einem Frauenzimmer sich einlassen durften, durch mancherlei fremde Gedanken gestört wurde.

Allen diesen Mißständen suchte die Deputation zu begegnen durch die Bestimmung, daß in der Regel die Missionare unverheiratet ausgehen und erst nach fünfjähriger Wirksamkeit in der Heidenwelt die Erlaubnis haben sollten zu heiraten, nötigenfalls selber nach Europa zurückzukehren, um hier ihre Wahl zu treffen; daß sie jedoch die obwaltenden Verhältnisse jedesmal in Betracht ziehen werde, wenn ein Bruder aus besonderen Gründen es wünschen sollte, schon früher in die Ehe zu treten. Diese so höchst milde ausgedrückte (in der Praxis noch milder gehandhabte) Beschlußfassung fand bei den verbundenen Gesellschaften, denen zugleich alle Motive derselben in einem Quartalbericht d. J. 1835 mitgeteilt wurden, ungeteilte Zustimmung; und unsere bereits in Afrika stationierten Brüder fanden gegen dieselben nichts Wesentliches einzuwenden. Anders aber gestaltete sich die Sache bei den damaligen Zöglingen. Sie erklärten die Forderung einer fünfjährigen Ehelosigkeit für unerfüllbar, und etliche zeigten ihren Austritt an, andere mußten bald hernach entlassen werden, weil sie sich weigerten, einen zu der Hausordnung hinzugefügten Paragraphen zu unterschreiben, welcher jedem Zögling die Verpflichtung auflegt, eine Wartezeit von fünf Jahren sich gefallen zu lassen, und, falls er dem Verbot zum Trotz hier eine dem Verlöbnis gleichkommende Verbindung bereits angeknüpft habe, um deswillen des Ausschlusses gewärtig zu sein. Das gab natürlich eine große Erschütterung, nicht bloß im Missionshause, sondern in weiten Kreisen der Missionsfreunde. Es kann ja bei keiner Entlassung fehlen, daß nicht eine Anzahl von Personen sich findet, welche für den Entlassenen Partei nimmt, und in der Ausschließung ein demselben angethanes Unrecht zu sehen meint. So wurden auch damals die vier Ausgeschlossenen von vielen Seiten sehr bedauert, es wurden schreckliche Dinge von der Gewissenstyrannei erzählt, unter welche die Zöglinge geknechtet würden, es kamen Briefe, Anfragen, Vorwürfe von nah und fern. Die Deputation wußte zwar recht wohl, daß es der Christen Los ist, durch böse und gute Gerüchte zu gehen, und ließ sich in dem Bewußtsein ihres guten Rechts von solchen Stimmen nicht anfechten; aber um nicht die Lügen um sich greifen und der Missionssache Schaden bringen zu lassen, berief sie auf den 1. Mai 1838 eine Generalversammlung, der sie alle mit den Zöglingen stattgehabte Verhandlungen und die Gründe ihrer Ausschließung auf das bündigste darlegte. Die Generalversammlung gab zu den Grundsätzen, nach denen die Deputation gehandelt habe, ihre volle Zustimmung, und erklärte es für eins der unumgänglich notwendigen Prärogative des Vorstandes einer solchen Anstalt, mit jedem Zögling zu jeder Zeit, selbst ohne ausführliche Entwickelung aller Gründe (die ja nicht immer mitteilbar sind) das bestehende Verhältnis

aufzulösen, und lieber einen Zögling noch unmittelbar vor seiner Aussendung aus dem Missionshause zu entfernen, als ihn nur mit halbem Vertrauen in die Heidenwelt ausgehen zu lassen.

Bei der Aufnahme neuer Zöglinge wurde natürlich von jetzt an doppelte Vorsicht beobachtet. Kein Aspirant sollte mehr aufgenommen werden, der sich nicht eine Zeitlang im Thale auf seine eigene Kosten als Handwerker oder Schulgehilfe aufgehalten, und der Deputation gehörig bekannt gemacht hätte — eine Maßregel, die sich bis auf den heutigen Tag bewährt hat. Den auswärtigen Freunden aber wurde geschrieben, „daß sie sich nicht wundern dürften, wenn etwa von ihnen empfohlene oder auch schon vorläufig geprüfte und unterrichtete Aspiranten hier doch nicht aufgenommen würden. Denn es seien nicht wenig Fälle vorgekommen, wo von mehreren Seiten Jünglinge einstimmig aufs vorteilhafteste empfohlen seien, die für ihre Person recht wackere Christen sein mochten, die sich aber zum Missionsdienst unter nichtchristlichen Völkern als ganz untauglich erwiesen. Die Deputation aber sei für die von ihr aufgenommenen Zöglinge der ganzen Rheinischen Missions-Gesellschaft, nicht bloß einzelnen Freunden und Vereinen verantwortlich, dürfe sich also in dieser Beziehung nicht die Hände binden lassen." Die hier ausgesprochenen Grundsätze gelten noch jetzt. Nur in dem Punkte der Verheiratung der Missionare ist insofern eine Veränderung eingetreten, als sich später die Notwendigkeit herausgestellt hat, denjenigen Brüdern, welche nach Niederländisch-Indien oder ins Nama- und Damaraland gesandt werden, eine kürzere Probefrist zu setzen. Nach mehrfachem Schwanken ist man schließlich bei der Praxis stehen geblieben, die Erlaubnis zur Verehelichung den Missionaren schon zwei Jahre nach dem Eintritt in das heidnische Arbeitsfeld zu erteilen.

Beginn der Mission im Namaland.*)

Mit dem Jahre 1838 gingen die ersten zehn Jahre der Rheinischen Missions-Gesellschaft zu Ende. Während dieser ganzen Zeit waren die Gründer der Gesellschaft mit den ihnen beigegebenen Freunden ungestört beisammen geblieben. Die Leitung der Geschäfte blieb unverändert in denselben Händen, in demselben Sinn und Geist, worin es begonnen, wurde das Werk fortgeführt, und die genaueste Kenntnis aller Einzelheiten setzte die erfahrenen umsichtigen Männer in Stand, die einzelnen Ereignisse richtig zu würdigen und die geeignetsten Maßregeln zur Förderung des Missionsinteresses in der Heimat wie auf den Stationen zu ergreifen. Aber bei alledem war das Jahr 1838 doch nicht mehr das Jahr 1828. Die geistliche Atmosphäre, in welcher die Bewohner des Missionshauses sich bewegten, war eine andere geworden. Das Frühlingswehen der in den ersten zwanziger Jahren neu erwachten Glaubensbegeisterung und Liebesinbrunst in den Gemeinden war dahin.

*) Die bisher gebräuchliche Schreibart Namagua und Namaqualand ist jetzt fast allgemein verlassen, und man schreibt Nama, Mehrzahl Naman, und Namaland.

Eine beklagenswerte geistliche Trägheit hatte in vielen früher lebensfrischen Kreisen sich eingestellt, „das kirchliche Leben der Gemeinde trägt die Prediger nicht mehr wie weiland, und die jubelnde Freude, mit der einst das Botschafteramt zwischen unsern Bergen verwaltet wurde, ist eine seltene Perle geworden, und verkehrte sich vielfach in schmerzliches Seufzen". Die angeführten Worte, welche eine Klage aus dem Jahre 1845 enthalten, hatten schon zur Zeit des zehnjährigen Bestehens der Gesellschaft ihre Berechtigung, wiewohl damals erst der Beginn einer trüberen Zeit sich bemerklich machte.

So stand es in der nächsten Umgebung. Die Rheinische Gesellschaft reichte aber weit über die engen Schranken des Thales und des bergischen Landes hinaus. In der Rheinprovinz wie in Westfalen traten von Jahr zu Jahr immer neue Vereine hervor, die mit frischen Kräften und großem Eifer ihr zu Hilfe kamen: aber von der andern Seite „hatte auch die Liebe in manchen kleineren Missions-Vereinen, die so wacker begonnen, sichtbar abgenommen; mancherlei Ansichten über einzelne Einrichtungen oder über die ganze Weise unserer Missionswirksamkeit sind leider nicht immer in einsichtsvollen, milden und offenen Urteilen kund geworden." Indes das waren damals doch immer nur vereinzelte Erscheinungen, im allgemeinen dürfen wir rühmen, daß das Interesse und der Eifer für die Mission unter den Gemeinden der beiden westlichen Provinzen in stetem Wachsen blieb, wenn auch nicht immer in gleichem Maße unter den Pastoren. Namentlich die Rundreisen, welche in jenen Jahren gemacht wurden vom sel. Leipoldt und Richter, bisweilen in Begleitung des Pastors Sander, dienten dazu, um auch in den entfernteren und abgelegeneren Gegenden die Bekanntschaft mit der Missionssache und die Liebe zu ihr in weiten Kreisen zu erwecken.

Wie stand es aber weiter mit den Freunden im deutschen Vaterland? „Viele unserer früheren Genossen haben eine eigene Missionswirksamkeit begonnen, unser Kreis hat sich dadurch verengert." Nämlich die norddeutschen Vereine, besonders im Hannöverschen und Mecklenburgischen, von denen die ersteren früher als Hilfsvereine unserer Gesellschaft gegolten hatten, waren 1836 zu einer norddeutschen Missions-Gesellschaft zusammengetreten, die ihren Mittelpunkt in Hamburg hatte, und nun alle die Kräfte jener nördlichen Gegenden, die sich bis dahin für Barmen geregt hatten, für Hamburg absorbierte. Ferner hatte der sächsische Verein in demselben Jahre eine eigene lutherische Missions-Gesellschaft in Dresden gegründet, und wiewohl damals die konfessionelle Agitation noch kaum begonnen hatte, so war es doch natürlich, daß viele Gaben, die bisher ins Wupperthal zu fließen pflegten, ihren Weg nach Dresden nahmen. Indes es blieben noch immer genug treue Freunde, und wo man sie am wenigsten erwartet hätte, traten neue auf. Besonders in den Ländern rund um die Ostsee her, Norwegen mit eingeschlossen, ferner in Oldenburg und Ostfriesland, in Frankfurt und Hessen, Schwaben und Pfalz, ja am schwarzen Meer war die Rheinische Missions-Gesellschaft wohl bekannt, und Jahr für Jahr flossen von dort die Gaben, begleitet von freund-

lichen Zuschriften. Es ist leicht zu begreifen, daß, als an die so kräftig aufstrebende Gesellschaft neue Aufforderungen zu weiteren Missionsunternehmungen gelangten, dieselben nicht zurückgewiesen, sondern freudig begrüßt und alsbald verwirklicht wurden.

Es war am 30. April 1839, als von einer Generalversammlung die Aussendung zweier Zöglinge nach Borneo (Hardeland und Himmelmann) und des Seminaristen Budler nach Afrika beschlossen wurde. Budler bekam den besonderen Auftrag, eingeborne Jünglinge zu Nationalgehilfen heranzubilden. Als nun so weit alles geordnet schien, und Hardeland und Himmelmann, Budler und der Katechet Andreas zur Aussendung bereit standen, kam ein Brief vom alten Missionar Schmelen aus Kommaggas an. Schmelen war ein Zögling der Jäneckeschen Missionsschule in Berlin, und im Jahre 1808 von der Londoner Missionsgesellschaft nach Süd-Afrika gesandt. Er hatte nach vielem Umherreisen in Groß-Namaland sich schließlich in Klein-Namaland auf der Station Kommaggas niedergelassen, und forderte nun die Rheinische Missionsgesellschaft dringend auf, sich der armen Heiden in dortiger Gegend (Buschmänner, Naman, Damra) zunächst durch Zusendung eines Hilfsmissionars für Kommaggas anzunehmen, da er selbst samt seinem Mitarbeiter Wimmer auf Steinkopf, alt und schwach werde, und seine Londoner Gesellschaft ihm durch Dr. Philipp erklärt habe, sie habe die Westseite Süd-Afrika's unserer Rheinischen Missions-Gesellschaft überlassen. Ferner wurde in einem Tagebuch von Terlinden, sowie in einem Briefe der Schwester Hahn (beide in Eben Ezer) einiges von den Gesprächen mitgeteilt, welche unsere Brüder mit dem Namakapitän Jan Frederik bei seiner Durchreise durch Eben Ezer hatten. Dieser heidnische Häuptling war mit etlichen seiner Leute ausgezogen, um einen Lehrer (Missionar) für sein Volk zu gewinnen. Er pries die Stationsbewohner von Eben Ezer glücklich, und klagte ihnen seine Not, daß er ohne christliche Unterweisung mit seinen Leuten dahin fahren müsse.

In diesen Rufen und Einladungen erkannte die Deputation einen Wink vom Herrn in das neue Arbeitsfeld unter den Naman einzurücken. Sie zweifelte auch nicht, daß sie gleich jetzt mit den zur Sendung nach Süd-Afrika bereits designierten Brüdern dem lieben Schmelen einen Gehilfen zusenden müsse. Da sie aber unmöglich gleich noch einmal eine Generalversammlung für diesen Zweck berufen, und doch nicht willkürlich Beschlüsse fassen wollte, so wählte sie den Mittelweg und berief wie in früherer Zeit eine Plenarversammlung der Direktoren der beiden Gesellschaften von Elberfeld und Barmen. Diese versammelten sich am 17. Juni im Saal des Missionshauses. Pastor Leipoldt entwickelte in einem ausführlichen Vortrage die Zustände der Namamission, und stellte dann namens der Deputation den Antrag, bei der bevorstehenden Aussendung einen der jüngeren Zöglinge, und zwar Kleinschmidt aus Blasheim, nach Kommaggas als Gehilfen des Missionar Schmelen abzuordnen, der, wenn er erst die Sprache der Naman erlernt habe, weiter ins Innere des Landes, nach einer früher angelegten Station Bethanien, gehen könne, worauf etliche

andere Brüder von hier aus nachgesandt werden sollten. Die Versammlung erklärte, daß sie schon lange gewünscht habe, dem armen verlassenen Volk der Namaqua näher zu treten, und gab einstimmig ihre Zustimmung, sowohl hinsichtlich der vorgeschlagenen Person, als auch der Weise, wie die Mission begonnen werden solle. Diese Entscheidung ward den bei dieser Versammlung nicht vertretenen Gesellschaften schriftlich mitgeteilt, und da nirgendher ein Einspruch geschah, sofort mit der Aussendung vorgeschritten. In aller Eile mußte sich Kleinschmidt fertig machen, um noch an dem Examen mit teil zu nehmen, welches Hardeland und Himmelmann, Budler und Knudsen zu bestehen hatten. Der Bildungsstufe nach wäre Knudsen viel geeigneter gewesen, nach dem Namaland zu gehen, als Kleinschmidt, denn ersterer war bereits drei Jahre im Missionshause und bestand sein Ordinations-Examen, während letzterer erst ein Jahr dem Unterricht im Missionshause beigewohnt hatte. Aber Knudsen war erst 23 Jahr, Kleinschmidt 27, und schien innerlich mehr Reife für einen so schweren Beruf zu haben. Dazu hatte Knudsens Vater gebeten, ihm seinen Sohn noch einmal zum Besuch nach Norwegen zu schicken, und die Deputation glaubte diesen Anlaß benutzen zu sollen, um durch Knudsen womöglich den Sinn für die Missionssache in seinem Vaterlande zu wecken, und zugleich seine eigene Erstarkung daselbst abzuwarten. So reiste also Knudsen auf ein Jahr nach Norwegen, Kleinschmidt mit Budler und Andreas nach Süd-Afrika. Himmelmann und Hardeland fuhren mit ihnen bis zum Kap auf demselben Schiff und dann weiter nach Borneo.

Beginn der rheinischen Mission in China.

Wir müssen hier ein paar Jahre überspringen, um der neuen Unternehmung zu gedenken, welche seit dem Jahr 1846 auch das chinesische Reich in unsern Arbeitskreis zog. Es war grade — ein sonst seltener Fall — Ueberfluß an Kräften im Missionshaus. In Borneo schien die Thür für neue Missionen verschlossen, und für Süd-Afrika war durch die letzten Aussendungen überreichlich gesorgt. Da geschah es, daß der Blick der Gesellschaft nach dem ungeheueren Reiche des hintern Asiens gelenkt wurde. Missionar Gützlaff in China schrieb Ende 1845, daß Se. Majestät der König von Preußen die Kosten hergeben wolle zur Aussendung zweier Missionare nach China, und lud die Rheinische Missions-Gesellschaft sehr dringend ein, diesem Wink des Herrn zu folgen, und in die durch den englisch-chinesischen Krieg weit geöffneten Thore Chinas zur Bekämpfung des Heidentums einzurücken. Die Deputation war zwar über diese Nachricht sehr erfreut, erkundigte sich jedoch erst weiter in Berlin, wie sich die Sache verhielte, und erfuhr dort, daß der liebe Gützlaff, der in seinem hoffnungsfreudigen Eifer in Europa wie in China oft zu viel sah und erwartete, eine ganz allgemeine Zusage des Königs, „die Mis-

sionsbestrebungen für China zu fördern,“*) gleich in seiner Weise interpretiert habe. Es wäre also wohl dieser Anstoß ohne Folgen geblieben, wenn nicht mehrere hiesige und benachbarte Freunde, vor allen der Inspektor Dr. Richter, selbst den Gedanken an eine chinesische Mission mit großer Begeisterung aufgefaßt, und auf der Generalversammlung am 11. Februar 1846 den Beschluß herbeigeführt hätten, weitere Erkundigungen bei Gützlaff einzuziehen, und falls dieselben nach Wunsch ausfielen, eine Mission in China zu versuchen. Ehe nun Gützlaffs Antwort auf die an ihn gestellten Fragen hier ankam, kam von Kassel aus ein ganz anderer Antrag. Der Vorstand des dortigen Missions-Vereins beabsichtigte nichts Geringeres, als „eine deutsch-chinesische Mission“ zu stande zu bringen, d. h. sämtliche deutsche Missions-Gesellschaften zum Zweck der Aussendung deutscher Missionare nach China unter eine gemeinsame Oberleitung zu vereinigen. Die Deputation, welche sofort die Unausführbarkeit dieses Plans erkannte, machte zwar ihre Bedenken dagegen geltend, beeilte sich auch nicht sehr zu den beabsichtigten und zum Teil auch gehaltenen vielen Konferenzen über diesen Gegenstand die Hand zu bieten, jedoch um sich den Brüdern in Kassel freundlich zu erweisen, deputierte sie ihr Mitglied, den eben bei der sogenannten General-Synode in Berlin anwesenden Dr. Gräber, zur Teilnahme an der Konferenz, die im Juni 1846 in Berlin gehalten wurde. Dort kam kein anderer Beschluß zu stande, als daß jährlich eine Zusammenkunft der Inspektoren oder Direktoren aller deutschen (aussendenden) Missions-Gesellschaften gehalten, und daß im September auf einer derartigen Zusammenkunft in Berlin weiter über den Beginn einer deutsch-chinesischen Mission beraten werden solle. Ehe aber diese abermalige Versammlung in Berlin zusammentrat, waren hier von zwei Seiten Nachrichten eingegangen, welche den Weg, den die Rheinische Gesellschaft in dieser Angelegenheit einzuschlagen habe, schon näher an die Hand gab. Es kam nämlich aus Basel die Nachricht, daß die dortige Missions-Gesellschaft, welche eine ähnliche Aufforderung von Gützlaff empfangen hatte, beschlossen habe, in etlichen Monaten zwei Missionare nach China zu schicken, und einige chinesische Gehilfen Gützlaff's auf ihre Kasse zu übernehmen; sie wünsche gern mit Barmen gemeinsam in diesem neuen Unternehmen vorzugehen, könne sich aber mit dem Plan einer allgemeinen deutsch-chinesischen Mission nicht befreunden. Die zweite Nachricht war von Gützlaff selbst: er schrieb, er habe schon vierzig chinesische Prediger um sich gesammelt; China könne nur durch Chinesen bekehrt werden, und seine Prediger seien willig, in alle Provinzen des Landes zu gehen. Es komme nur darauf an, die nötigen Geldmittel zu ihrem Unterhalt zu beschaffen (für jeden etwa 10 Dollar monatlich) und junge Männer zu senden, welche für die Prediger in jeder einzelnen Provinz einen Mittelpunkt bilden und

*) Wir merken hier gleich an, daß der treffliche Monarch sein königliches Wort in königlicher Weise erfüllt hat. Denn kaum ward ihm die Kunde von der von uns begonnenen chinesischen Mission mitgeteilt, als er auch sofort Befehl gab, ein Geschenk von 1000 Thaler an die Rheinische Missions-Gesellschaft auszuzahlen.

ihnen in hingebender Liebe, Eifer und Weisheit zum Vorbilde dienen möchten. Für die Rheinischen Missionare habe er bereits die Insel Hainan, sowie etliche Distrikte der Provinzen Kwangsi und Kwangtong bestimmt.

Nach Eingang dieser Nachrichten wurde aufs neue die General-Versammlung einberufen, bei Gelegenheit des Barmer Missionsfestes am 26. August 1846. Einstimmig wurde hier der Beschluß gefaßt, auf die Propositionen Gützlaffs einzugehen, und die beiden Zöglinge, Köster und Genähr zugleich mit den beiden Baseler Missionaren Hamberg und Lechler dem Dr. Gützlaff zuzuschicken. Aber zu der September-Versammlung in Berlin wollte sich niemand deputieren lassen. In einem eingehenden Schreiben wurde den dortigen Brüdern mitgeteilt, daß die Rheinische Gesellschaft zwar ihr Bestes thun werde, um eine möglichst innige Verbindung der deutschen Missionare in China möglich zu machen, daß sie aber auf die angetragene Vereinigung deutscher Missions-Gesellschaften zu einer gemeinsamen chinesischen Mission sich nicht einlassen könne. Wie vorauszusehen war, erkannte denn auch die Versammlung in Berlin selber, daß dieser Plan unausführbar sei, und die Sache nahm nun die Wendung, daß Kassel selbst eine deutsch-chinesische Mission versuchen, und eigene Missionare aussenden wollte. Eine andere Frucht dieser Verhandlungen war die im Jahr 1847 August 26.—28. in Barmen gehaltene allgemeine Missions-Konferenz, ein vertraulicher Austausch der Vorsteher verschiedener deutscher Missions-Gesellschaften über wichtige und schwierige Fragen bei der Leitung des Missionswerkes. Diese Konferenz brachte sämtlichen Teilnehmenden reichen Segen. Ihr folgte noch eine andere in Kassel im folgenden Jahr, und seitdem keine mehr, bis im Jahr 1866 infolge einer neuen Anregung eine regelmäßig alle zwei Jahre wiederkehrende allgemeine Missions-Konferenz (zu Bremen) beschlossen wurde.

Die beiden Brüder Genähr und Köster hatten die Weisung bekommen, von Basel aus den Ueberlandweg einzuschlagen, nämlich von Marseille mit dem Dampfschiff nach Alexandrien, von Suez nach Bombay u. s. w. Am 20. Oktober 1846 wurden sie abgeordnet, acht Tage später machten sie sich mit den Baseler Fremden auf die Reise, und fuhren in zahlreicher Begleitung bis nach Ostindien, von da mit den Brüdern Hamberg und Lechler allein nach Hongkong. Es waren dies die ersten Rheinischen Missionare, welche auf der Dampfschiffs-Route nach Asien gesendet wurden. Doch wurde noch zwei Jahrzehnte lang nur in Ausnahmsfällen von dieser Route Gebrauch gemacht. Wie damals die Verhältnisse lagen, fand die Gesellschaft diesen Weg zu kostspielig, und der demütigen Form, in welcher die Missionare einherzugehen haben, nicht recht entsprechend. Unsere Brüder hatten das auch selber gefühlt, und hatten deshalb zur Weiterfahrt von Bombay nach Hongkong, statt des Dampfschiffs ein bescheidenes Segelschiff benutzt. Am 19. März 1847 betraten sie den Boden Chinas, zunächst die englische Insel Hongkong, wurden von Gützlaff mit Freuden empfangen, in dem chinesischen Stadtteil

unter der verrufensten heidnischen Umgebung untergebracht, und sofort nach dem eigentümlichen Missionsplan Gützlaffs durch beständiges Umherreisen mit den chinesischen Gehilfen in eine so angestrengte Thätigkeit gesetzt, daß die schwächere Konstitution des für Gützlaff ganz besonders begeisterten und übereifrigen Köster schon nach einem halben Jahre unterlag († 1847 Oktober).

Gleich nach der Ankunft der deutschen Brüder in China kamen schon weiter greifende Vorschläge Gützlaffs in Barmen und in Basel an. Er schrieb, er habe die Provinz Kwangtong in zwei Hälften geteilt, und die östliche Hälfte für die Baseler Missionare, die westliche für die Rheinischen bestimmt, sie sollten die daselbst bereits thätigen zwölf eingebornen Arbeiter in ihre Dienste nehmen, und außerdem sich bei der Mission des chinesischen Vereins in Hongkong und Umgegend persönlich beteiligen. Wenn sie sich ganz als Chinesen kleideten und hielten, würde die chinesische Mission der Rheinischen Gesellschaft nicht mehr als 1900 Dollar jährlich kosten. Noch beriet die Deputation über diese Proposition, nach welcher den beiden jungen Anfängern bereits viel zu große Dinge zugemutet wurden, da kam schon ein anderer Vorschlag: Gützlaff gedenke in kurzem Hongkong zu verlassen, und wünsche die Leitung des ganzen Vereins den deutschen Brüdern zu übergeben, deren Arbeitskräfte und Geldmittel natürlich bedeutend vermehrt werden müßten. Auf solche Zumutung konnte sich die Deputation nicht einlassen. Ebensowenig die Baseler Gesellschaft. Jedoch (als hätte sie schon den frühzeitigen Tod Kösters vorausgesehen) schlug sie der demnächst, den 21. Juli 1847, zusammentretenden Generalversammlung vor, den Zögling Lobscheid zur Verstärkung nach China zu senden. Die Generalversammlung genehmigte zwar die Aussendung Lobscheids, und erklärte ihre Zustimmung zu der Verwendung von 1900 Dollar für die chinesische Mission, stimmte aber auch darin mit der Deputation überein, daß die Uebereinkunft mit Gützlaff über die Verwendung unserer Missionare nur provisorisch auf zwei Jahre zu schließen sei, und daß, wenn unsere dortigen Brüder nach zwei Jahren der chinesischen Sprache mächtig und der Verhältnisse kundig seien, mit ihnen weitere Rücksprache über die geeignetste Weise die Mission in China fortzuführen genommen werden möge. Aber Lobscheid war kaum abgereist, so kam wieder ein Brief von Gützlaff, welcher erklärte, daß sein früherer Vorschlag vermutlich mißverstanden sei; nicht beide Rheinische Missionare zusammen sollten zwölf chinesische Gehilfen unter ihre Aufsicht nehmen, sondern jeder. Es müsse also jeder unserer Missionare monatlich etwa 100 Dollar für seine chinesischen Mitarbeiter verwenden können. Darnach steigerte sich die bisher ausgesetzte Summe von 1900 auf 2400 Dollar, welche jährlich für die chinesische Mission zu verwenden wären. Die Deputation erschrak doch etwas vor diesen stets sich steigernden Zumutungen, und es war wohl nur dem damals noch völlig ungebrochenen Ruhm und Ansehen Gützlaffs, sowie der noch immer nachwirkenden Chinabegeisterung bei den Missionsfreunden zuzuschreiben, daß die Generalversammlung vom 1. Dezember 1847, auch diese erneute Forderung

zugestand, aber wiederum nur für die ersten zwei Jahre, und nicht ohne daß mancherlei Bedenken und Warnungen laut geworden wären.

Die Verbindung unserer Missionare mit dem Gützlaff'schen Verein nahm aber bald ein Ende. Köster war tot, und Genähr, der eine eigene Station auf dem Festlande in China bezogen hatte, sowie der nach ihm kommende Lobscheid überzeugten sich bald (und die Baseler Missionare ebenfalls), daß die sogenannten chinesischen Gehilfen und Prediger, die ihnen von Gützlaff zugewiesen wurden, fast durchgehends untaugliche, zum Teil sogar bedenkliche Subjekte seien. Sie schickten deshalb die meisten zurück, andere versuchten sie allmählich heranzubilden, indem sie sie selber in den Anfangsgründen des Christentums unterrichteten, sie dann aber nicht weiter sendeten, als bis wohin sie ihnen mit ihren Augen nachfolgen und ihr Thun und Treiben überwachen konnten. Das alles brachte natürlich ein sehr gespanntes Verhältnis zwischen den deutschen Missionaren und Gützlaff hervor, auf seiten Genährs wurde diese Spannung noch gesteigert durch eine Geldforderung, die Gützlaff an ihn machte, und die nach des ersteren Ueberzeugung unbillig war. Indes hielten sich die Brüder, der von hier aus an sie ergangenen Instruktion gemäß, doch immer in den Schranken eines anständigen, bürgerlich freundlichen Verhältnisses zu Gützlaff, welches mit der Zeit sogar wieder etwas wärmer und inniger wurde. Wie viel schwerere Schläge mußte der gefeierte Mann von anderen Missionaren hinnehmen, namentlich von den englischen. Besonders seitdem er im Jahre 1849 Hongkong verlassen hatte, um Europa zu besuchen. Er hatte wie im Fluge den Norden und Süden, Osten und Westen Europas durchkreuzt, überall chinesische Provinzen ausgeteilt und Betvereine zusammengerufen. Aber die Vereine, die er gegründet, sind meist schnell wieder zu Grunde gegangen. Seine Erscheinung im Wupperthal und die Begegnung mit dem Vorstand der Rheinischen Missions-Gesellschaft war zwar eine sehr freundliche, aber doch nicht geeignet, die Differenzen hinsichtlich dessen, was in der chinesischen Mission not sei, auszugleichen. Gützlaff ist dann bald nach seiner Rückkehr nach Hongkong von seinen vielleicht allzukühnen Unternehmungen abgerufen, und eingegangen zu seines Herrn Freude. Er starb in seligem Frieden 1851, den 9. August. Unser Missionar Genähr hielt ihm die Leichenrede. Die Rheinische Gesellschaft hatte 1849 statt des kränkelnden Lobscheid den Missionar Krone gesandt, und er sowohl wie Genähr, waren bis zu Gützlaffs Tode ununterbrochen mit ihm in dem freundschaftlichsten Verkehr, wenn auch ohne alle amtliche Beziehungen. Ueber das, was an dem Gützlaff'schen Missionsverfahren richtig oder unrichtig war, ist das Urteil noch nicht abgeschlossen. Der Herr, der allein weise ist, wird alles, auch das in guter Meinung etwa verkehrt Begonnene, nach seiner Barmherzigkeit zu wenden wissen, daß es am letzten Ende ebenfalls zur Förderung seines Reiches dienen muß.

Personalveränderungen.

Während der ersten zehn Jahre waren die Mitglieder der Deputation und die Lehrer des Missionshauses stets dieselben geblieben. Nur die eine Aenderung wäre zu bemerken, daß im Jahre 1837 an Stelle des Elberfelder Deputierten, Herrn Davidis, (S. 16) der für Wesel gewählt war, Herr Frickenhaus eintrat. Aber seit 1838 erfolgte eine Reihe von Veränderungen, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen. Pastor Sander, Präsident der Barmer Missions-Gesellschaft, wurde in dem genannten Jahre nach Elberfeld versetzt, und an seine Stelle trat für Barmen in die Deputation Pastor Rud. Stier, Sanders Nachfolger in Wichlinghausen, und gehörte ihr an bis 1845. Etwas später wurde jedoch auch Sander von seiten der Elberfelder Gesellschaft wieder in die Deputation gewählt, und blieb mit der regsten und wärmsten Vorliebe ihr angehörig bis zu seiner Berufung nach Wittenberg im Jahre 1854. Wenige Monate nach Stiers Eintritt nahm der Tod schon eine jener Säulen hinweg, welche seit Gründung der Rheinischen Missions-Gesellschaft mit unermüdlicher Treue und Thätigkeit das Beste derselben gesucht hatten, nämlich den alten Herrn Abr. Siebel, den einsichtsvollen und aufopfernden Kassierer der Gesellschaft. Der Herr aber fügte es, daß die Deputation an dem Sohne des Verstorbenen dem Kommerzienrat H. Siebel, einen nicht minder treuen und uneigennützigen Kassenführer erhielt (Mai 1839). Noch tiefer wurde bald darauf die Gesellschaft getroffen durch den vielbeklagten Tod des Past. Leipoldt, (1842) der, wie schon öfter bemerkt, von allen als Mittelpunkt und Hauptträger des ganzen Werkes anerkannt war. Ohne den Titel als Präsident zu führen, leitete er in der That alle Verhandlungen, arbeitete die Entwürfe aus, führte die Korrespondenz mit den Freunden und Hilfs-Vereinen, und einen bedeutenden Teil der Korrespondenz mit den Brüdern auf den Stationen. Wie viele Protokolle, wie viele Referate, Berichte, Zirkulare sind von ihm ausgearbeitet. Wie viele Aufsätze im Barmer Missionsblatt — meistens unter dem Titel: Chronik der Rheinischen Missions-Gesellschaft — sind Produkte seiner fleißigen und gewandten Feder. Und wie viel mehr würde er noch wohl geleistet haben, wenn nicht sein siecher Leib ihn fortwährend gehemmt hätte, so daß er viele Jahre hindurch als ein Sterbender umherzugehen schien, und selten die Kanzel bestieg, ohne zu fürchten, daß unter der Predigt ein Blutsturz seinem Leben plötzlich ein Ende machen könnte*) Fast zu gleicher Zeit mit Leipoldt wurde auch sein treuer Kollege Snethlage dem Thale und dem Vorstand unserer Gesellschaft geraubt, und nach Berlin als Konsistorialrat versetzt. Beider Nachfolger im Amt an der Unterbarmer Gemeinde die Pastoren Balke und Banning wurden auch ihre Nachfolger in der Deputation und blieben es bis an ihren Tod (Balke † 1848, Banning † 1866). Zunächst wurde an Leipoldts Stelle der Past. Nofffack in Gemarke

*) Barmer Miss.-Bl. 1842 Nr. 26.

gewählt, welcher bis 1853 die Arbeiten der Deputation mit derselben teilte. Das Jahr 1842 brachte überhaupt mancherlei Neues. Es wurde nämlich am 16. Nov. die schon früher (S. 31) erwähnte Versammlung gehalten, durch welche die Organisation der Rheinischen Missions-Gesellschaft festgestellt wurde. Zufolge derselben behielt nur der Missionsverein zu Köln das Recht, selber ein Mitglied für die Deputation zu wählen; für die übrigen Vereine konnte die Deputation einen oder etliche Vertreter aus ihrer Mitte bestimmen. Die Zahl der Deputierten ward deshalb etwas vermehrt; es waren im ganzen zehn, dazu noch der Insp. Richter, der von amtswegen die Sitzungen beizuwohnen hatte.*) Für etliche Vereine, besonders für die größeren Gesellschaften Mark, Tecklenburg u. a. wurden bestimmte Vorstandsmitglieder als deren spezielle Vertreter bezeichnet, z. B. für die Mark der Past. Balke, für Tecklenburg Herr Winkhaus. Aber diese Ernennung hatte praktisch keine weitere Wirkung; denn alles, was die Märkische Gesellschaft mit der Deputation etwa zu verhandeln hatte, ging doch am Ende immer direkt an das Missionshaus ohne Vermittlung des besonderen Vertreters. Das den Kölnern zugestandene Recht, selber einen Deputierten zu ernennen, ist ebenfalls ohne praktischen Wert geblieben. Früher war Dr. Gräber ihr Vertreter, welcher auch bis zu seinem Abgang als General-Superintendent nach Westfalen im Nov. 1846 Mitglied der Deputation blieb. Darnach hatten zwar die Kölner den Pfarrer Küpper zu ihrem Deputierten erwählt, aber den Sitzungen der Deputation hat derselbe niemals beigewohnt.

Dagegen brachte der Pfarrer Küpper ein anderes Werk auf die Bahn. Er stellte nämlich bei der Deputation den Antrag zur Konstituierung eines Rheinischen Hilfsmissionsvereins für Israel, der sich insonderheit mit Verbreitung des Wortes Gottes unter den Juden beschäftigen, auch nöthigenfalls eine Zufluchtsstätte für ausgestoßene Israeliten begründen solle. Die Deputation ging jedoch auf diesen Antrag nicht ein. Zur Verteilung des Wortes Gottes, sagte sie, seien Bibel-Gesellschaften da, gegen die Errichtung einer Zufluchtsstätte müsse sie sich nach den früher in Elberfeld gemachten Erfahrungen (S. 7) auf das Entschiedenste erklären; sollte dagegen ein Missionar für Israel angestellt werden, so werde sie sich freuen, wenn sich einer unter den Zöglingen des Missionshauses angeregt und geeignet fände, dem Volk Israel den gekreuzigten Christus zu predigen, und werde auch gern einen solchen Jüngling ins Missionshaus aufnehmen. Der Inspektor Dr. Richter, welcher sich dieser Sache sehr warm und speziell angenommen hatte, fand sich durch diesen Bescheid nicht befriedigt, und brachte deshalb die Angelegenheit in der nächsten Generalversammlung abermals zur Sprache, legte auch einen Statutenentwurf zur Genehmigung vor. Allein es kam auch hier nicht weiter, als zu der allgemeinen Erklärung: daß die

*) Der Insp. Richter, welcher 1840 seine Frau verloren hatte, verheiratete sich 1841 zum zweitenmale und übernahm 1844 auch die Oekonomie des Missionshauses.

Generalversammlung sich ihrer Verpflichtung gegen Israel von neuem bewußt geworden sei, mit Freuden die Mitteilungen vom Inspektor Richter vernommen habe, und diese Angelegenheit der Deputation zu angemessener Berücksichtigung dringend empfehle. Die Deputation nahm auch wirklich die Sache noch einmal in die Hand, ernannte den Past. Sander zum Korrespondenten und Referenten in dieser Angelegenheit, erwählte auch eine Kommission aus ihrer Mitte, um mit den Kölner Freunden ein neues Statut zu entwerfen u. s. w. Aber auch damit kam sie nicht zum Ziele; sie hatte die Hände voll zu thun mit ihren eigenen Angelegenheiten, und erklärte wiederholt, es sei viel besser, daß ein besonderer Verein in Köln sich zu diesem Zwecke konstituiere. Das geschah dann auch noch im Laufe des Jahres 1842. Die Deputation freute sich, daß somit diese Frage in Beziehung auf die Rheinische Missions-Gesellschaft erledigt sei, und wünschte dem neu gegründeten Rheinisch-Westfälischen Verein für Israel zu Köln ein recht gesegnetes Gedeihen, sowie viele thätige Teilnehmer aus unserer Gesellschaft. Das Barmer Missionsblatt hatte schon seit einigen Jahren angefangen, jährlich ein- bis zweimal, etwa um die Passionszeit, Aufsätze zu liefern mit der Ueberschrift: „Von und für Israel“. Diese Aufsätze wurden jetzt noch häufiger, bis im Jahre 1845 ein eigenes Blatt entstand: „Rheinisch-Westfälisches Missionsblatt für Israel“, dessen erste fünf Jahrgänge der bekannte liebe Redakteur des Barmer Missionsblattes herausgab, und in welchem auch von den Schicksalen und Erfolgen des neuen Kölner Vereins hin und wieder Bericht erstattet wurde. (Näheres über die Konstituierung des Vereins s. Barm. Miss.-Bl. 1844, Nr. 10).

Im Laufe des Jahres 1844 machte die Deputation wiederholentlich Versuche, durch Anstellung eines besonderen Agenten und Kondirektors am Missionshause ihre Arbeitskräfte zu vermehren. Der Gedanke dazu war schon im Jahre 1841 von dem Pastor Bräm in Neukirchen angeregt. Er zeigte in einer ausführlichen Eingabe, wie wünschenswert und notwendig es sei, einen Mann anzustellen, dessen besondere Aufgabe es sei, unsere Hilfsvereine regelmäßig zu besuchen, und mit des Herrn Hilfe das Missionsinteresse teils zu wecken, teils anzufrischen. Die Deputation antwortete darauf, die Wichtigkeit dieser Angelegenheit habe ihr schon lange auf dem Herzen gelegen, und sie sei sehr gern dazu bereit, einen wirklich dazu geeigneten Mann anzustellen, wenn er nur zu finden wäre. Bei der bald darauf gehaltenen Generalversammlung (am 4. März 1841), war Past. Bräm selber zugegen und entwickelte nach dem Wunsch der Deputation seine Ansichten noch ausführlicher. Er hob besonders das Vorteilhafte und Gesegnete der *persönlichen* Berührung hervor, sowohl für Gegenden, wo schon Vereine bestehen, als wo noch kein Missionsinteresse sich findet. Es müsse aber ein Mann, der solche persönliche Anregung unternehme, dazu von der Gesellschaft offiziell *beauftragt* sein, sei er nun ein Mitglied der Deputation und Lehrer des Missionshauses oder auch irgend ein anderer befreundeter Prediger. Am füglichsten, darin kam die ganze Versammlung überein, würde sich zu

solchem Posten ein aus der Heidenwelt zurückkehrender Missionar eignen, kein anderer sei so sehr befähigt, das Vereinzelte zusammen zu halten, das Schwache zu stärken und den Missionsgeist zu beleben. Dabei blieb es nun aber fürs erste, denn man hatte eben keinen Missionar zur Disposition. Erst im Jahre 1844 veranlaßte die häufig hervortretende Kränklichkeit der beiden Brüder Richter, besonders des jüngeren, die Deputation zu ernstlicheren Versuchen, den angegebenen Plan zu verwirklichen. Sie erkannte, daß ihr nicht bloß ein umherreisender Agent nötig sei, sondern ein Mann, der an den Verhandlungen und Arbeiten der Deputation, an den Prüfungen, dem Unterricht und der Seelsorge der Zöglinge teilnehme, kurz dem Inspektor selber als Kollaborator zur Seite trete. Sie wandte sich deshalb mit den geeigneten Vorschlägen sofort an den Mann, der zuerst diesen Gedanken angeregt hatte, und da der Pastor Bräm nicht abgeneigt schien einen solchen Beruf anzunehmen, so wurde eine General-Versammlung berufen (den 26. Juni 1844) und die ganze Sache nochmals gründlich erörtert. Es ließ sich nicht leugnen, daß der Plan manche Schwierigkeiten hatte. Wie sollte der Kollaborator zum Inspektor gestellt sein? wie sollte er umherreisen und doch zugleich unterrichten? Man fühlte wohl, daß die Individualität des zu berufenden Mannes erst die Entscheidung geben müsse, wie die Geschäftskreise am zweckmäßigsten abzugrenzen seien. Die Generalversammlung gab deshalb der Deputation Vollmacht, die Vokation nach ihrem Ermessen einzurichten, und erklärte ihre Zustimmung zu der Wahl des Pastor Bräm. Aber es zeigte sich bald, daß der teure Mann sich doch nicht entschließen konnte, sein Pfarramt gänzlich aufzugeben. Er reiste zwar, da ihm von hier aus ein Hilfskandidat verschafft wurde, im Auftrag der Gesellschaft zu mehreren Missionsfesten, wohnte auch einige Male den Sitzungen bei, und gab brieflich gute Ratschläge; aber ganz nach Barmen ziehen wollte er nicht.

Da gab, nachdem dies unklare Verhältnis sich fast ein Jahr lang hingezogen hatte, der Tod des lieben W. Richter im Jahr 1845 der ganzen Sache eine andere Wendung. Der liebe Bruder hatte schon seit mehr als Jahresfrist anhaltend gekränkelt, und war vielfach verhindert gewesen, seine Berufspflicht zu erfüllen. Jedoch erholte er sich immer wieder etwas. Aber seit dem Frühjahr 1845 legte er sich fest, und es stellte sich bald heraus, daß er an der Lungenschwindsucht litt. Am 20. Juni 1845 starb er, nach langem Leiden, aber „so sanft und selig, so mit vollem Bewußtsein und voller Gewißheit seiner Erlösung, daß die Art und Weise seines Abscheidens vielen eine mächtige Predigt war über die Kraft der Gnade". Er starb in seinem 41. Jahre, nachdem er über 17 Jahre in seinem Amt gestanden und durch seine hingebende Liebe und Freundlichkeit die Herzen seiner Schüler in ganz besonderem Maße zu gewinnen verstanden hatte. Die Last der Geschäfte fiel jetzt mit verstärkter Wucht auf den Inspektor Richter, der selbst keiner festen Gesundheit genoß. Zwar kamen mehrere Vorstandsmitglieder ihm in den äußern Arbeiten nach Kräften zu Hilfe, zwar waren auch etliche Zöglinge im stande, den hier und da

nötigen Elementarunterricht, auch einigen Sprachunterricht zu erteilen, und eine neue Klasse von Aspiranten wurde fürs erste nicht aufgenommen. Aber es lag auf der Hand, daß anderweitige schleunige Hilfe not thue. Anfänglich suchte man einen jungen Mann, der ganz in dieselbe Stelle eintrete, wie der selige Richter, also das Archiv beaufsichtige, die Kopialien besorge, den Sprachunterricht (englisch und holländisch) erteile, und auch in einigen andern Lehrfächern die Zöglinge anleite. Dagegen bemerkte aber der Pastor Bräm, daß notwendig jetzt gleich zwei Männer gewählt werden müßten, ein theologisch gebildeter Lehrer und ein Archivar. Ohne solche Gliederung würde die Masse der Geschäfte heraufdrücken und entweder die Kraft absorbieren oder dem Inspektor die Zeit für Besseres rauben. Wenn aber jeder sein bestimmtes Ressort habe, dann sei auch kein Kollaborator mehr nötig, er selbst habe ohnehin nicht zu der Freudigkeit kommen können, sein bisheriges Pfarramt zu verlassen.

Da nun also Bräm ganz zurücktrat, so blieb der Gesellschaft nichts anderes übrig, als sich nach zwei Männern zu gleicher Zeit umzusehen. Den einen, „einen Mann von kaufmännischer Bildung, der das Archiv in Ordnung halte, die Rechnungsführung mit den Stationen wahrnehme, die Kopialien und die Expedition übernehme, und sich der besuchenden Missionsfreunde annehme," fand die Deputation bald in dem Kaufmann R. Gemeiner in Bremen, dem es seit längerer Zeit ein besonderer Wunsch und Trieb gewesen war, seine ganze Thätigkeit der Sache des Herrn zu widmen. Nachdem persönlich mit ihm schon das Nötige verhandelt war, wurde die Wahl von der Generalversammlung (den 21. November 1845) bestätigt, und schon um Neujahr 1846 konnte der Gewählte in Barmen in die Wohnung des seligen W. Richter einziehn, und seine Geschäfte im Missionshause übernehmen. Etwas länger dauerte es mit der Wahl des neuen Lehrers. Auf der genannten Generalversammlung berichtete die Deputation über die Schwierigkeiten, auf welche sie in dieser Angelegenheit gestoßen sei, und wurde, um die Sache zu erleichtern, von der Versammlung autorisiert, sobald sie im Aufblick auf den Herrn den qualifizierten Mann gefunden zu haben glaube, ihn sogleich und ohne an die Bestätigung der Generalversammlung gebunden zu sein, zu berufen und das Gehalt zu bestimmen. Indes machte die Deputation von dieser Vergünstigung keinen Gebrauch. Ende Januar 1846 wählte sie den bisherigen Lehrer in Lübeck, Kandidat v. Rohden, der auf ihre Einladung zum Besuch herübergekommen war, und präsentierte denselben der am 11. Februar einberufenen Generalversammlung, welche die geschehenen Verhandlungen einfach bestätigte. Die Instruktion für den Neugewählten wurde absichtlich sehr weit gefaßt, da seine künftige Wirksamkeit sich ganz nach den jedesmaligen Bedürfnissen des Missionshauses und der Gesellschaft bemessen mußte.

Nachdem auf diese Weise für die Unterstützung des oftmals leidenden Inspektors Dr. Richter vollständig gesorgt war, und auch der zuletzt Erwählte am 1. Mai 1846 sein Amt angetreten hatte,

konnte sogleich eine neue Klasse von Zöglingen aufgenommen, ein neuer Kursus begonnen, Missionsfeste besucht, und was während der längeren Stockung liegen geblieben war, erledigt werden. Es war damals eine frische Regsamkeit im Missionshause. Die Zöglinge bauten nämlich die neue steinere Kapelle auf dem Dönberge (S. 40, vgl. Barm. Miss.-Bl. 1845, Nr. 8. 21.; 1846, Nr. 22.); aus Afrika waren fünf junge Kapländer, vier Studenten und ein Bastardjüngling angekommen, und nahmen am Unterricht im Missionshause teil, aus Borneo war die Witwe des Halleschen Missionars Berger mit ihren zwei Kindern gekommen, und verweilte einige Zeit hier auf der Durchreise nach Halle aus Nord-Amerika war der ehemalige Zögling, jetzt seit Jahren Pastor einer deutschen Gemeinde, Nollau (S. 38 ff.), zurückgekehrt, um sich aufs neue zum Missionsdienste unter den Heiden darzubieten;*) in China sollte eine neue Mission begründet werden, und die jüngeren Freunde und Zöglinge schwärmten für das neu geöffnete chinesische Reich.

Wirklich wurden noch im Jahre 1846, wie bereits erzählt (S. 49), die ersten rheinischen Missionare nach China gesandt, die Bornesische Mission wurde wieder aufgenommen, auch wurden nachdem nach längerer Unterbrechung 1844 Rath, Scheppmann, Beinecke und Kolbe nach Afrika gesendet waren wieder zwei Missionare dahin dirigiert, Weich und Vollmer. Diese verschiedenen Aussendungen mit den Prüfungen und Abordnungen, der wiederholte Zusammentritt der General-Versammlungen, die große Zahl der eignen und fremden Zöglinge im Missionshause, die beginnende große Teuerung, wachsende Schuldenlast, zunehmende Lauheit der nähern Vereine und Freunde, litterarische Fehden, häusliches Leiden (eines seiner Kinder starb ihm), das alles machte das letzte Jahr des Inspektor Richter äußerst schwierig und bewegt. Das letzte Jahr! Nach ganz kurzer Krankheit, allen unerwartet, starb er am zweiten Ostertage 5. April 1847. (Vgl. Barm. Miss.-Bl. 1847, Nr. 8 und 11.) „Sein Abschied war überaus friedlich und schmerzlos", hieß es in dem Zirkular, durch welches die Trauernachricht den Freunden bekannt gemacht wurde, „er schmeckte den Tod nicht. Was aber die Seinen, was namentlich die Missionsfreunde und die Gesellschaft an ihm verlieren, läßt sich weder leicht übersehen, noch schnell in Worten aussprechen. Der Herr wolle diese Lücke in Gnaden wieder ausfüllen." Außer mehreren kleinen Schriften hinterließ der Inspektor das weitverbreitete Richter'sche Bibelwerk (6 Bände), welches von den damaligen Zöglingen nicht bloß beim Unterricht beständig benutzt, sondern auch als ein teures Vermächtnis ihres geliebten Lehrers mit hinausgenommen wurde in die Heidenwelt und auf die Stationen. Er selbst rühmte sich gerne der „Reichstheologie", die er mit seinen Schülern getrieben und in diesem Bibelwerk niedergelegt habe.

*) Nollau wurde wirklich im Herbst 1846 nach dem Kapland gesandt, kehrte aber schon 1849 nach Nord-Amerika zu den deutschen Gemeinden bei St. Louis zurück, zu welchen er sich in ganz besonderer Weise hingezogen fühlte. Daselbst ist er nach einer reich gesegneten Wirksamkeit im Jahre 1869 gestorben.

Fürs erste war natürlich an eine Wiederbesetzung des so überaus wichtigen Postens nicht zu denken. Man mußte erst ein Provisorium einrichten. Nachdem das Begräbnis des werten Mannes, dessen Wirksamkeit so tief in alle einzelne Zweige unserer Missionsthätigkeit eingegriffen hatte, und vom Herrn so reich gesegnet war, am 9. April unter zahlreicher Teilnahme sowohl der Mitglieder der Deputation, als auch der Direktoren der Missions-Gesellschaften in Barmen und Elberfeld und vieler Geistlichen mit großer Feierlichkeit und Rührung begangen war, trat die Deputation zusammen, um die nun nötig gewordenen Maßregeln zu beraten. Die Oekonomie des Missionshauses konnte glücklicherweise in den Händen der Witwe des Entschlafenen bleiben, die Oberaufsicht im Hause wurde dem Archivar Gemeiner übertragen, der als Hausvater bis zum Eintritt des neuen Inspektors im Missionshause wohnte. Die Direktion des Seminars und der Unterricht der Zöglinge mußte dem zweiten Lehrer überlassen werden. Nur einige Monate hindurch trat der gerade unbeschäftigte holländische Domine de Liefde mit ein, und erteilte den Sprach- und Musikunterricht an die Zöglinge. Doch dauerte dies Verhältnis schon deshalb nicht lange, weil die kapländischen Studenten, für deren spezielle Unterweisung er zunächst berufen war, schon im Herbst eine holländische Universität bezogen. Auch die übrigen fremden Gäste und Zöglinge verließen nach und nach das Haus, der junge Farbige W. Crosley wurde bei einem Elementarlehrer untergebracht, ebenso zwei schwarze Knaben, die erst nach dem Tode des Inspektors aus Afrika ankamen und hier auf Kosten eines deutschen Fürsten zu Lehrern ihrer Landsleute ausgebildet werden sollten. So ward Raum im Missionshause, daß, nachdem noch eine neue Aussendung nach Borneo veranstaltet war, gegen Ende 1847 zu den noch zurückbleibenden fünf Missions-Zöglingen und vier Langenberger Zöglingen, die für Amerika bestimmt waren noch Hofmeister, Rott, Gorth und Köster als Zöglinge aufgenom,men werden konnten.

Dies waren die Bewohner des Missionshauses, als der neue Inspektor Wallmann am 27. April 1848 mit seiner lieben Frau und Söhnlein in dasselbe einzog. Den Missionsfremden war Wallmann bereits wohl bekannt durch sein weitverbreitetes Buch „die Missionen der evangelischen Kirche“ und durch seine neubegonnene Zeitschrift „der Missionsfreund“. Man wußte von dem Eifer, mit welchem er sich in Quedlinburg und Umgegend der Missionssache angenommen, Missionsstunden, Missionspredigten gehalten, Missionsreisen gemacht u. s. w., und erkannte bald, daß man schwerlich einen andern Theologen finden würde, dem die Mission in gleichem oder höherem Maße Herzenssache wäre, wie unserem Wallmann. So war er denn auch nach einem Besuche bei Gelegenheit des Barmer Missionsfestes 1847 sofort von der Deputation zum Inspektor gewählt, hatte anfangs zwar ablehnend geantwortet, dann aber nach weiteren Verhandlungen sich bereit erklärt, sein Pfarramt in Quedlinburg aufzugeben, und in die Stelle des sel. Dr. Richter einzutreten. Die Generalversammlung vom 1. Dezember 1847 hatte die Wahl bestätigt, doch konnte der Gewählte seine

Gemeinde nicht vor Ostern verlassen. Inzwischen war die Revolution in Paris, und die Märzstürme in Deutschland losgebrochen, die Zeit sah sich überaus ernst an, und auch unser Thal blieb nicht unberührt. Gleich die erste ordentliche Sitzung, welche mit dem neuen Inspektor den 8. Mai 1848 gehalten werden sollte, kam nicht zu stande, weil die in Elberfeld ausgebrochene und das ganze Thal durchziehende Anarchie es den meisten Mitgliedern der Deputation unmöglich machte, ihr Haus zu verlassen. In anbetracht dieser schweren Zeitverhältnisse (die Gesellschaft hatte 18000 Thlr. Schuld) schien es notwendig, eine Generalversammlung zu berufen, um über den ferneren Gang der Thätigkeit der Rheinischen Missions-Gesellschaft Rat zu pflegen. Zugleich wurden die Missionare aller afrikanischen Stationen durch ein Zirkularschreiben von der hiesigen Lage der Dinge in Kenntnis gesetzt, und ihnen Anzeige gemacht, daß ihnen ihr Gehalt nicht mehr in gleicher Höhe wie bisher könne ausgezahlt werden. Das gab zwar einen großen Schrecken unter den Brüdern, aber sie fügten sich der Notwendigkeit, und zum Glück war die Maßregel eine vorübergehende. Auch wurde das Herz der hiesigen Freunde nicht wenig erquickt durch die Beweise herzlicher Teilnahme und die Erklärungen einer freudigen Opferwilligkeit, an welchen es in den Briefen unserer afrikanischen Brüder nicht fehlte. Besondere Propositionen wurden auf der am 10. Mai 1848 gehaltenen General-Versammlung nicht gemacht, es vermochte auch niemand neue zweckmäßigere Ratschläge zu geben. Man empfahl sich gegenseitig die größte Sparsamkeit, übrigens aber beschloß man die unverkürzte Fortsetzung der bisherigen Thätigkeit im freudigen Vertrauen auf die Wunderhilfe des Herrn, dessen Arm nicht verkürzt sei auch mitten unter den Revolutionsstürmen dieser schweren Zeit.

Rheinische Missionare in der Heimat.

Es ist schon früher bemerkt worden, wie lebhaft von Zeit zu Zeit das Bedürfnis gefühlt und ausgesprochen wurde, einen Agenten in der Heimat zu haben, der die hiesigen Vereine und einzelne Freunde besuchen und anregen könnte, und sie in beständigem Verkehr mit dem Vorstand der Gesellschaft und ihren Missionaren erhalten. Man war auch gleich anfangs darüber einig, daß zu dem Posten eines solchen Agenten niemand geeigneter sei, als ein von seinem Arbeitsfelde zurückkehrender Missionar. Die Deputation hatte nicht versäumt, mit dem Missionar Terlinden aus der Kapkolonie, den sie 1842 zum Besuch einlud, einen solchen Versuch zu machen. Leider fiel derselbe etwas mangelhaft aus und ermunterte nicht sehr zur Wiederholung.

Fünf Jahre vergingen, ehe wieder einer unserer Missionare aus Afrika herübergerufen wurde. Es war klar, daß nicht jeder Missionar und nicht unter allen Verhältnissen anregend auf die Freunde und Hilfsvereine einzuwirken im stande sei, und daß gerade diejenigen, von denen dergleichen am ersten zu erwarten stände, ihren Posten nicht wohl auf längere Zeit verlassen dürften. Deshalb hatte die Deputation

in Uebereinstimmung mit ihrer ganzen sonstigen Geschäftsführung, stillschweigend den Gang eingeschlagen, daß sie nicht willkürlich diesen oder jenen Missionar von draußen berief, sondern bestimmte Winke des Herrn und besondere Umstände abwartete, die den Besuch dieses oder jenen Missionars in der Heimat notwendig oder doch wünschenswert machten. Der erste Fall dieser Art trat ein kurz vor dem Tode des Insp. Richter. Einer seiner liebsten Schüler war ihm immer der Norweger Knudsen gewesen, Maler von Profession, aus dessen Christenwandel noch immer der geniale Künstler hervorschaute. Er hatte auf seiner Station Bethanien im Namaland eine außerordentliche Erregung unter dem Heidengeschlecht hervorgerufen und die frischen Schilderungen seiner dortigen Wirksamkeit nahmen noch mehr für ihn ein. Eine Reihe von Jahren hatte er ohne weibliche Hilfe sich durchgeschlagen, ließ aber zuletzt merken, daß er gerne nach Norwegen reisen möchte, um selbst von dorther die Frau zu holen, die er schon lange im Auge habe. Als er hier ankam (den 7. Januar 1848) lag der liebe Inspektor schon neun Monate im Grabe, und der Eintritt seines Nachfolgers stand nahe bevor. Nach Erledigung der speziellen Fragen, über welche die Deputation mit Knudsen zu verhandeln hatte, und als die Jahreszeit etwas günstiger wurde, machte er sich von hier auf die Reise in seine Heimat. Als er noch hier in der Nähe etliche Missionsfreunde besuchte, brach die Revolution in Paris, dann auch in Wien und Berlin und in ganz Deutschland aus. Desto mehr eilte Knudsen, den gefährlichen Boden vorerst zu verlassen. Noch im März besuchte er die Freunde in Osnabrück und Minden, und reiste von da gleich weiter über Hamburg und Kiel nach Norwegen. Nicht lange darnach kam die Nachricht, daß er bereits Hochzeit gemacht, und im Juli mit seiner Frau wieder hier einzutreffen gedenke. Hinzugefügt war noch, daß er seine ganze Familie, Vater und Geschwister, mitbringen und mit ihnen ins Namaland ziehen werde. Daß die Deputation ihm dazu keine Mittel aus der Missionskasse gewähren könne, wußte er wohl, aber er hoffte privatim die nötige Unterstützung zu finden. Da ihm das nicht gelang, so entschloß sich der Vater, mit den Seinigen statt nach Afrika nach Nord-Amerika zu gehn, wo er Verwandte hatte. Er reiste zugleich mit seinem Sohne, von hier ab nach Bremen, dort bestiegen sie zwei verschiedene Schiffe (den 10. Novbr. 1848). Miss. Knudsen mit seiner Frau und den Bräuten unserer afrikanischen Missionare Vollmer und Beineke fuhr auf dem „Diamant“ nach Kapstadt, wo er am 4. Febr. 1848 wohlbehalten ankam. Der Vater mit seinem jüngeren Sohn und Tochter schiffte sich auf der „Burgundy“ nach Nord-Amerika ein. Aber schon gleich in einer der folgenden Nächte litten sie Schiffbruch im Kanal, und kamen fast nackt und hilflos an die englische Küste. Dort wurden sie von Menschenfreunden sehr wohlwollend aufgenommen und unterstützt, blieben den Winter in England, noch immer mit der Absicht im nächsten Frühjahr nach Nord-Amerika zu reisen. Aber als das Frühjahr kam, hatten sie sich doch eines bessern besonnen, und kehrten wieder in ihre Heimat zurück.

Im Juni 1849, als sich die revolutionären Bewegungen in Elberfeld und Umgegend eben wieder etwas gelegt hatten, kam Hardeland mit Frau und Pflegetochter hier an und begann sogleich Missionsreisen durch das westliche und nördliche Deutschland. Ueberall auf Missionsfesten und in kleineren Freundeskreisen wußte er das Elend der Heidenwelt und die Notwendigkeit der Hilfe in so drastischer Weise zu schildern, daß sein Besuch nach allen Seiten hin begehrt und sein Name in den Zeitungen genannt wurde. Natürlich waren es immer die Dajacken, für welche er am eifrigsten das Wort nahm. Für sie schrieb er die Bitte um Auslösung der Pandelinge ins Missionsblatt (Jahrg. 1849, Nr. 22), welche einen überraschend reichen Erfolg hatte. Schon früher im Jahre 1843 war eine solche Bitte an die deutschen Missionsfreunde ergangen. In Borneo wurden nämlich die verschuldeten Dajacken, wenn sie ihre Schuld nicht bezahlen konnten, Pandelinge oder Leibeigene ihrer Gläubiger, oder mußten ihnen mit Weib und Kindern so lange dienen, bis ein anderer die Schuld für sie bezahlte. Dies wollten nun die Missionare thun und aus den losgekauften Pandelingen sich ihre ersten Gemeinden zu gewinnen suchen. Das leuchtete den Freunden in Deutschland sehr ein, und sie freuten sich, einmal recht unmittelbar am Missionswerk sich beteiligen zu können. Die einzelnen Geber bestimmten, wie der mit ihrem Gelde losgekaufte Pandeling bei seiner Taufe genannt werden sollte und meinten später in lebendigem Verkehr mit ihrem Schützling bleiben zu können. Das hat sich nun wohl nicht im ganzen Umfang erfüllt, aber viel Segen ist doch aus dieser Verbindung hervorgegangen. Hardeland wollte nicht wieder als Missionar nach Borneo gesandt werden, sondern als Bibelübersetzer, denn in litterarischen Arbeiten glaubte er seine Lebensaufgabe zu finden. Weil aber die Rheinische Missions-Gesellschaft nur Missionare und keine Uebersetzer aussendet, so hatte sich Hardeland bereits an die holländische Bibel-Gesellschaft gewandt. Dieselbe hatte viele Jahre hindurch einen Uebersetzer auf Java unterhalten, um die Bibel ins Javanische zu übertragen. Hardeland bot sich ihr an, um in ähnlicher Weise das Alte Testament (das Neue war bereits fertig), ins Dajackische zu übertragen. Die Bibel-Gesellschaft ging nach einigem Zögern auf diesen Antrag ein, und die auf den 31. Oktbr. 1849 einberufene Rheinische Generalversammlung gab zu diesem Arrangement ihre Zustimmung. Somit trat Hardeland aus dem Dienst unserer Gesellschaft, aber nicht aus aller Verbindung mit ihr. Denn er mußte ja auf Borneo unter den Dajacken wohnen; das konnte er nicht wohl anders thun, als auf einer unserer Stationen. Deshalb gab die Deputation ihm Erlaubnis auf der Station Pulopetak zu wohnen; sie that noch mehr, sie erlaubte, daß Hardeland an der Leitung der Station und an dem gesamten Missionswerk unserer Brüder auf Borneo sich mit beteilige, was aber doch nachher zu manchen Mißständen Anlaß gab. Ferner aber hatte Hardeland aus Deutschland eine große Summe Pandelingsgeld (an 5000 Thaler) mitgebracht, und kaufte nun die Pandelinge zu hunderten los, ließ sie sich auf seiner Station ansiedeln, und verpflichtete sie nicht bloß zu allerlei Dienstarbeiten, sondern

auch zum regelmäßigen Besuch der Schule und des Gottesdienstes. Er wollte aus seiner Pandelingskolonie eine kirchliche Mustergemeinde machen. Es ergab sich aber an Ort und Stelle bald, daß solche massenhafte Loskaufung und die Gründung und Leitung einer solchen Pandelingskolonie doch mancherlei Bedenken hat und wenigstens nicht auf allen Stationen und von allen Missionaren ins Werk gerichtet werden kann. Nur auf der Station Palingkau, wo Hardeland seinen Wohnsitz genommen, und auf der jenseits des Pulopetak-Stroms in der Nähe liegenden Station Bethabara unter van Höfens Leitung konnte man zur Ausführung schreiten; zunächst wie es schien mit recht günstigem Erfolge. Wie die weitere Entwickelung dieser Musterkolonien gewesen sein würde, läßt sich jedoch kaum sagen, da Hardelands Rückkehr nach Europa 1856, (nachdem er die Bibelübersetzung vollendet hatte) und die bald darnach folgende Katastrophe auf Borneo dem ganzen Unternehmen einen schweren Stoß versetzte, und bald darnach die von der Regierung gebotene Aufhebung aller Pandelingschaft die Fortführung desselben ganz unmöglich machte. Hardeland trat, (um dies noch hinzuzufügen), nachdem er in Holland den Druck seiner Bibelübersetzung vollendet hatte, 1859—64 als Superintendent der afrikanischen Missionare in den Dienst der Hermannsburger Mission und ist später in der inneren Mission thätig gewesen.

Etwas mehr als ein Jahr war seit Hardelands Abreise von hier verflossen, da kam die betrübte Nachricht aus China, daß unser Missionar Lobscheid daselbst schwer erkrankt sei, und nach dem Urteil der Aerzte notwendig China verlassen müsse. Noch ehe die Weisung der Deputation dorthin gelangen konnte, daß Lobscheid nicht nach Deutschland, sondern nach Süd-Afrika reisen solle, war letzterer schon im Februar 1851 von Hongkong abgereist, und kam über England und Holland am 13. September 1851 in Barmen an. Die Reise hatte ihn zwar leiblich gestärkt, aber an Missionsreisen und öffentliche Vorträge war zunächst doch nicht zu denken, deshalb wollte die Deputation ihm eine stille und regelmäßige Beschäftigung im Missionshause und auf dem Dönberg anweisen. Aber das war es nicht, was Lobscheid wünschte. Sein Wunsch war vielmehr, einen medizinischen Kursus durchzumachen, und als Arzt und Missionar wieder baldmöglichst nach China zurückzukehren. Denn das hielt er für das beste Mittel die Chinesen zu bekehren, wenn man durch ärztliche Heilungen ihre Liebe und Dankbarkeit zu gewinnen suche. Da die Deputation ihn nicht noch Medizin studieren lassen wollte, so wandte sich Lobscheid nach England, wo sich eine sogenannte Medico-Missions-Gesellschaft gebildet hatte. Diese Gesellschaft nahm Lobscheid in ihre Dienste und sandte ihn nach einem kurzen medizinischen Kursus wieder nach China. Die Rheinische Gesellschaft machte keine Schwierigkeit, ihn aus ihrer Verbindung zu entlassen. Im September 1852 kehrte er, nachdem er sich verheiratet, wieder nach China zurück. Missioniert hat Lobscheid in China nicht viel mehr, sondern hat sich mehrenteils mit litterarischen Arbeiten beschäftigt und ist daneben auch als Schulinspektor der englischen Regierung für die Schulen der Insel Hongkong,

und als Vermittler für die Auswanderung chinesischer Kulis nach Süd-Amerika thätig gewesen. In den Jahren 1860 und 62 war er selber in Amerika und reiste noch öfter zwischen Europa, China und Amerika hin und her. Eine Zeitlang hatte er nicht übel Lust, zu dem Rebellenkaiser Hung tsau tsün zu ziehn, fand aber bei seiner abermaligen Rückkehr nach China die Lage der Rebellen bereits so mißlich, daß er es vorzog, zu seinen friedlichen litterarischen Arbeiten zurückzukehren.

Unser Missionar Hugo Hahn war mehrmals in Europa Zehn Jahre lang war er an der äußersten Nordgrenze unseres afrikanischen Missions-Gebietes, meistenteils unter dem schwarzen Damravolk, den Ovaherero, thätig gewesen. Er hatte den Acker dort so hart, so steinigt, so unfruchtbar gefunden, wie auf keinem anderen Punkte unserer missionarischen Wirksamkeit. In den unabläßigen Gefahren Leibes und Lebens unter den nimmer ruhenden Fehden jener grausamen und raubsüchtigen Heidenstämme, unter den aufreibenden Sorgen und Mühen seines schweren und erfolglosen Amtes hatte seine Gesundheit gelitten. Mehrmals schon hatte er durch Reisen in die Kap-Kolonie sie zu stärken und sich zu erfrischen gesucht. Der Deputation lag der Wunsch nahe, durch mündliche Beratung sich über die Zustände auf diesem dornenvollen Missionsacker gründlicher zu unterrichten, um die Frage, ob diese Mission aufzugeben oder zu verstärken, sicher und endgültig entscheiden zu können, und lud deshalb ihren Missionar zu einem Besuch in Europa ein. Am 13. September 1853 kam er mit seiner Familie im Missionshause an. Nachdem er den Winter über fleißig an seinen litterarischen Arbeiten über die Hererosprache beschäftigt gewesen, konnte er am 4. Mai 1854 mit seiner ganzen Familie seine Reise nach Rußland antreten und bis zum Anfang des folgenden Jahres daselbst verweilen. Trotz des Krieges in welchen Rußland gegen die Westmächte verwickelt war (Krimkrieg), wurde Hahn, als Landeskind von den evangelischen Gemeinden in den Ostseeprovinzen ungemein freundlich aufgenommen. Ueberall wurden ihm die Kirchen geöffnet, von den Kanzeln Livlands und Kurlands, selbst der Prachtstädte Petersburg und Moskau durfte er Zeugnis ablegen für die Mission, und empfing von allen Seiten schöne Beiträge für Damraland und für unsere Rheinische Gesellschaft (vergl. Berichte der Rhein. Miss.-Ges. 1855, Nr. 8).

Nachdem Hugo Hahn aus Rußland zurückgekehrt war, machte er noch eine kurze Reise nach England, und war während des Sommers 1855 fast unaufhörlich in Bewegung, um den vielen Einladungen zu genügen, welche ihn nach allen Seiten zu den Missionsfesten und zum Besuch der einzelnen Freunde riefen. Inzwischen wurde hier die Frage über seine Wiederaussendung verhandelt. Die Verhältnisse waren auf seiner bisherigen Station wesentlich andere geworden. Durch den herrschsüchtigen Häuptling Jonker Afrikaner waren Hugo Hahns Pfleglinge die Ovaherero gänzlich unterdrückt und den Missionaren der Eingang ins Damraland verschlossen. Aber jetzt schien sich ein ganz neues Arbeitsfeld darzubieten unter einem bisher noch so gut wie unbekannten Volke. Es war nämlich in den Jahren 1850 und 1851

einem Engländer gelungen, als der erste Europäer, das Land der Ovambo zu betreten, welches alle Erfordernisse zu einer dauernden Niederlassung zu bieten schien. Er schilderte es als ein reiches, fruchtbares und wohlangebautes Land, welches von einem seßhaften und echten Negervolk bewohnt wird (vgl. Nr. 7 der Rheinischen Berichte von 1855) und schrieb einen Brief an die Rheinische Missions-Gesellschaft, um sie aufzufordern, an diesem Punkte eine Missionsthätigkeit zu beginnen. Unser Hugo Hahn hatte große Lust, einen Versuch unter den Ovambo zu machen, und war auch wohl der dazu geeignete Mann. Das war auch die Meinung der Generalversammlung, die am 18. April 1855 im Missionshause gehalten wurde. Sie erklärte sich bereit, eine Mission unter den Ovambo zu beginnen, sofern es eine Möglichkeit sein würde, zu ihnen zu gelangen. Aber dies war nicht der Fall. Im Jahr 1857 war es, als Hahn den Versuch machte, mit seinem alten Freund und Gefährten Missionar Rath die Ovambo zu erreichen. Sie kamen wirklich bis zu dem Ovambo-Häuptling Nangoro zu Ondonga, dem südlichen Grenzpunkte des Ovambolandes. Aber hier wurden sie sehr übel empfangen, und konnten nur mit höchster Lebensgefahr sich und ihre Begleiter in Sicherheit bringen. Das Damraland aber war und blieb verschlossen. Alle Missionare hatten es verlassen müssen. Auch Hahn mußte nach Deutschland zurückkehren, wenigstens so lange, bis sich eine neue Möglichkeit zeigte, im Damralande festen Fuß zu fassen.

Zugleich mit Hahn kam auch Missionar Krone zum Besuch in die Heimat. Er war seit 1850 in China gewesen und hatte, nachdem er die schwere Sprache gelernt, sehr viele Predigtreisen und Missionsausflüge in dem Landstrich zwischen Hongkong und Canton gemacht, bis diese Thätigkeit durch die Unruhen und Bürgerkriege in China gestört war. Einige Jahre später hatte er sich mit einer Württembergischen Pfarrerstochter verheiratet, die ihm nach China gefolgt war. Aber die junge Frau spürte bald den verderblichen Einfluß des Klimas, dem schon so manche europäische Frauen in China zum Opfer gefallen sind. Da die Krankheit keinem Mittel weichen wollte, und auch Krone selbst nicht aufhörte zu kränkeln, so entschloß er sich, dem Rat des Arztes zu folgen, und in der deutschen Luft für sich und seine Frau Heilung zu suchen. Im Jahre 1860 kam er hier an, mit drei Kindern und einem 12jährigen chinesischen Mädchen. Die Ueberfahrt war sehr mühsam und man fürchtete auch hier noch für das Leben der Frau. Aber allmählich erholte sie sich doch, und konnte ihren Mann auf manchen seiner größeren Reisen begleiten. So machte er mit ihr im Herbst 1861 eine Reise in die russischen Ostseeprovinzen. Denn auch Krone war in den Ostseeprovinzen sehr wohl bekannt. Er hatte in seinen jüngeren Jahren als Hauslehrer beim Baron v. d. Brüggen in Kurland gewohnt, fand deshalb viele alte Freunde dort, und konnte seine Reise bis Petersburg ausdehnen. Aber es stand ihm doch im Wege, daß er kein russischer Unterthan war, wie Hugo Hahn. Deshalb blieben ihm auch die Kirchen und Kanzeln meist verschlossen, und die Gaben flossen auch nicht so reichlich als bei

Hahns Besuch, der im folgenden Jahre abermals nach Rußland kam. Dazu war auch die konfessionelle Strömung in den Ostseeprovinzen stärker und tiefer geworden, so daß ein Rheinischer Missionar als solcher keineswegs überall auf freundliche Aufnahme rechnen durfte. Gleichwohl glaubte Krone nicht wieder von Europa scheiden zu dürfen, ehe er nicht Kurland nochmals besucht und auch in Süd-Rußland, bei den zahlreichen Förderern und Freunden unserer Mission in den deutschen Kolonieen von Odessa bis zum asowschen Meere und tief in die Steppe hinein, einen Besuch gemacht hätte. Wirklich reiste er im Herbst 1862 nochmals nach Rußland, und besuchte auch die beiden Hauptstädte Petersburg und Moskau, was ihm jetzt so viel leichter fiel, da er inzwischen die offizielle Erlaubnis zum Predigen in den evangelischen Kirchen Rußlands empfangen hatte. Ehe er diese Reise antrat, hatte er noch die Freude, sein mitgebrachtes Chinesenmädchen Afuk zu taufen und dann mit einer günstigen Gelegenheit wieder nach China zurückzusenden. (Näheres über die Afuk s. Kleiner Missionsfreund 1862, Nr. 4.) Im Frühjahr 1863 nahm Krone dann mit seiner Frau Abschied von den drei Kindern, die hier bei den Verwandten zurückbleiben sollten, und fuhr die Donau hinunter, um die Sommer-Monate zur Reisepredigt in den südrussischen Kolonieen zu benutzen. (Vgl. über diese Reisen die Rhein. Berichte 1863 Nr. 7 und 11 und 1864 Nr. 4, 5, 8). Die Anstrengungen dieser Reise müssen aber wohl zu stark für unsern Missionar gewesen sein. Er war schon leidend, als er in Odessa sich wieder einschiffte um über Konstantinopel, Smyrna und Beirut, nach Jerusalem und von da nach Alexandria zu reisen. Es war anfangs November, als sie dort eintrafen, und Krone hatte sich diesen Monat selbst ausgewählt, als die günstigste Reisezeit für die Dampfschiffahrt auf dem Roten Meere. Aber für ihn war es eine Todesfahrt. Schon schwer erkrankt, schiffte er sich in Suez ein, und gleich die nächsten Tage schien er nicht mehr überleben zu sollen. Doch kam er noch lebend bis Aden, wurde dort auf einer Matratze ans Land getragen, und starb am folgenden Tage (14. November), unter treuester Pflege seiner Gattin und mehrerer englischen Freunde, die sich des Sterbenden und darnach auch seiner trauernden Witwe, aufs herzlichste annahmen. Letztere reiste gleich mit dem nächsten Dampfschiff zu den Ihrigen nach Württemberg zurück. Noch ein schwerer Schmerz war ihr aufbehalten. Acht Tage nach dem Vater war auch das älteste Kind gestorben, und sie fand nur die beiden jüngeren Kinder bei den Geschwistern noch vor.

Einige Jahre nachher (1865—66) war auch Missionar Krönlein in Deutschland. Er hatte das Neue Testament in die Namasprache übersetzt und reiste damit nach der Kapstadt, um den Druck selber zu leiten. Inzwischen hatte die Deputation hier mit der britischen Bibel-Gesellschaft verhandelt, und dieselbe hatte sich in gewohnter Liberalität bereit erklärt, nicht bloß die eigentlichen Druckkosten zu tragen, sondern auch die sämtlichen Unkosten, welche dem Missionar oder der Gesellschaft aus der Leitung und Beaufsichtigung des Druckes erwachsen

würden, auf ihre Kasse zu übernehmen. Da lag nun nichts näher, als den Druck nicht am Kap sondern in Deutschland, durch eine der rühmlichst bekannten Offizinen in Berlin oder Leipzig ausführen zu lassen, zumal da auch aus andern Gründen ein Besuch Krönleins in Deutschland und eine Besprechung mit der Deputation wünschenswert schien. Krönlein folgte der Einladung nach Deutschland sehr gern und kam im Sommer 1865 mit seiner Frau, und mehreren Knaben, die er vom Kap mitgebracht, in Barmen an. Selbstverständlich war es, daß, nachdem er zunächst seine Verwandten besuchte, er sich als Reiseprediger an den zahlreichen Missionsfesten in Rheinland und Westfalen und bis nach Holstein und Schleswig hinauf beteiligte. Den ganzen Sommer und Herbst blieb er in dieser Weise am Umherreisen, und erst zum Winter konnte der Druck der Nama-Uebersetzung in Berlin beginnen. Nachdem dort alles eingerichtet war, hatte Krönlein noch einige ruhige Monate bei seiner Schwester, der Witwe des Missionars Rott in Gütersloh, wo er nicht bloß die von Berlin gesandten Korrekturbogen revidierte, sondern auch mit anderweitigen Uebersetzungen für seine Nama beschäftigt war. Im Sommer 1866 war freilich wegen des Krieges an Missionsreisen und Festpredigten nicht viel zu denken, doch wurde im Spätsommer und Herbst noch manches nachgeholt, und vom August bis zum November war des Reisens kein Ende. Erst im Dezember konnte er in Southampton das Dampfschiff besteigen, welches ihn denn auch wohlbehalten mit seiner Begleitung nach Kapstadt zurückbrachte.

Noch wäre an diesem Orte zu erwähnen der Besuch des Missionars Esselen aus Worcester, der während des Sommers 1868 unsere deutschen Länder unermüdlich als Reiseprediger durchzog und so manche deutsche Gemeinde durch die beredte Schilderung seiner schwarzen afrikanischen Gemeinde beschämt und erfrischt hat. Ferner unser Missionar Zimmer, der im August des Jahres 1868 kam, und für 1869 und bis zum Herbst 1870 das Amt eines Reisepredigers und Festredners übernommen hatte. Aber da seither fast in jedem Jahre erholungsbedürftige Missionare bald aus Afrika, bald aus Indien oder China nach Deutschland kommen, und auf den Missionsfesten thätig sind, so würde es zu weit führen, wollten wir noch weiter jeden einzelnen namhaft machen und ihn auf seinen Reisen begleiten. Die Sache hat sich inzwischen so gestaltet, daß manche Missionare, welche in der Heimat Erholung suchen, durch die unausgesetzten Forderungen, welche die Missionsfreunde an sie stellen, zum Teil überangestrengt und ruhebedürftig auf ihre Stationen zurückkehren.

Abermaliger Wechsel des Inspektorats.

Im Jahr 1857 verließ der Inspektor Wallmann Barmen zum großen Leidwesen seiner zahlreichen Freunde, um nach Berlin überzusiedeln. Er hatte neun Jahre mit einer außerordentlichen Thatkraft und gänzlicher Hingebung unserer Mission gedient, und in der Ver-

waltung, im Unterricht der Zöglinge, in der Korrespondenz, im Reisen und Predigen, im Reden und Schriftstellern für die Mission seine Kräfte fast verzehrt. Schon als er nach Barmen kam, litt er an einem empfindlichen Leibesübel, welches von Zeit zu Zeit in schweren und schmerzlichen Anfällen über ihn kam, und etliche Mal seinem Leben ein schnelles Ende drohte. Doch wurde es damit allmählich etwas besser. Dafür stellte sich aber ein anderes Leiden ein, ein Halsleiden, welches er sich durch Ueberanstrengung der Stimme zugezogen und durch wiederholte schwere Erkältungen verschlimmert hatte. Denn dazu war der spartanische Mann nie zu bewegen, daß er seinem Leibe irgend welche Bequemlichkeit oder Schonung angedeihen ließe. Es kam oft vor, daß er unmittelbar aus dem Unterricht kommend in den Wagen stieg, etwa die Nacht durchfuhr, und am andern Morgen von der Bahn oder von der Post sofort zur Kanzel ging, nachmittags wohl noch gar eine andere Predigt hielt, und in der nächsten Nacht wieder nach Hause fuhr, um wieder zur rechten Zeit auf dem Platze zu sein, und keine Unterrichtsstunde zu versäumen. Immer wußte er durch seinen energischen Willen den schwachen Leib zum Gehorsam zu zwingen, und wenn seine Freunde meinten, ihn schwach und im Bette zu finden, fanden sie ihn meist in irgend eine wichtige Arbeit vertieft am Pulte stehn. Dieser Platz an seinem Pulte, nächst der stillen Sofaecke, wo er sich mit seinem Herrn unterhielt, war die wohlbekannte Stelle, wo er außer dem Unterricht ziemlich den ganzen Tag und meist tief in die Nacht hinein zu finden war. Es waren nicht bloß die Vorbereitungen für den täglichen Unterricht und die unaufhörliche Korrespondenz mit den Missionaren draußen und mit den Freunden in der Heimat, die ihn hier gefesselt hielt, sondern daneben auch die schriftstellerischen Arbeiten im Interesse der Mission, für welche Wallmann eine besondere Vorliebe zeigte. Er besaß im hohen Maß die Gabe der fließenden populären Erzählung und verstand es auch aus geringfügigen Begebenheiten eine interessante und erbauliche Geschichte zu machen. Anstatt, wie es bisher geschehen war, monatlich etwelche Auszüge aus den Briefen und Berichten der Rheinischen Missionare drucken zu lassen, gab er sich die Mühe aus alten und neuen Nachrichten über diese oder jene Station anmutige und lehrreiche Erzählungen zusammenzustellen, die er in seinen (seit 1849 erscheinenden) vierzehntägigen „Berichten der Rheinischen Missionsgesellschaft“ veröffentlichte. Diese Erzählungen wurden so gern gelesen, daß er sie später in einem besondern Büchlein zusammendrucken ließ, unter dem Titel: Leiden und Freuden Rheinischer Missionare, welches noch jetzt eine Lieblingslektüre des deutschen Missionspublikums ist. Daneben aber trieb es ihn noch etwas für die Kinder zu thun, und so gab er seit 1855 auch den „Kleinen Missionsfreund“ heraus, von welchem er monatlich eine Nummer erscheinen ließ. Außerdem schrieb er aber noch manche andere kleine Missionstraktate, ließ auch sein früheres Werk „die Missionen der evangelischen Kirche“ in einer stark veränderten neuen Ausgabe erscheinen. Da geographische Studien und Kartenzeichnen zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörten, so entwarf

er mit ganz besonderer Vorliebe den Plan zu einem Rheinischen Missionsatlas, der nach überaus mühevollen Vorarbeiten im Jahr 1853 herausgegeben wurde. Ganz besonders nahm ihn das Studium der heidnischen Sprachen auf unserm Missionsgebiet in Anspruch, namentlich die dajackische und die Nama Sprache. Er selbst versuchte von diesen fremden Idiomen Sprachlehren zusammenzustellen. Im Jahr 1856 erschien seine Grammatik der Pulopetak-Dajackensprache für Anfänger. Schon zwei Jahre früher hatte er ein Vokabular der Nama Sprache nebst einem Abriß der Formenlehre veröffentlicht, dem 1857 eine (in Berlin gedruckte) größere Formenlehre der Nama Sprache folgte.

Was hier erwähnt wurde, ist nebst den wiederkehrenden Jahresberichten und gelegentlichen Aufrufen dem größeren Publikum bekannt geworden. Nebenher gingen die Arbeiten, welche ausschließlich für unsere Missionare und deren Gemeinden bestimmt waren. In der afrikanischen Kapkolonie waren damals die Gemeinden aus den schwarzen und braunen Eingeborenen schon so zahlreich und so gefördert, daß für sie eine einheitliche Organisation und gemeinsame Formulare nötig schienen. Auf Wallmanns Anregung wurde für sie eine Kirchenordnung ausgearbeitet, welche noch bis jetzt in den Gemeinden Geltung hat. Ebenso wurden Formulare für alle kirchlichen Handlungen zusammengestellt, und in die holländische Sprache, als welche in allen unseren Kapischen Gemeinden gesprochen wird, übertragen. Schon früher war ein Gesangbuch, und später wurde ein Katechismus nach dem Muster des Rheinischen Provinzialkatechismus den Missionaren zugesandt. Bei der Beschäftigung mit diesen kirchlichen Aufgaben konnte es freilich nicht ausbleiben, daß die konfessionelle Differenz sich geltend machte, welche von Anfang her zwischen dem bei aller Milde doch ausgeprägten lutherischem Bewußtsein des Inspektors und der mehr unierten Strömung bestand, die in dem Vorstand der Rheinischen Mission herrschend war. Als im Jahr 1854 der Ruf an ihn kam, als geistlicher Inspektor an der Fürstenschule des Liebfrauenklosters zu Magdeburg einzutreten, lehnte er denselben nur unter der Bedingung ab, daß der Vorstand der Rheinischen Mission sich mit seiner Auffassung der Union als einer Konföderation, in welcher der lutherischen Konfession ihr volles Recht gewahrt blieb, einverstanden erkläre. Indessen der Hauptgrund seiner Ablehnung war doch ein anderer. Wallmanns ganze Liebe und ganze Kraft gehörte der Heidenmission, und nur die zwingendsten Gründe hätten ihn bewegen können, aus dieser Arbeit, in der allein er sich wohl fühlen konnte, zu scheiden.

Anders aber wurde die Sache, als kaum 2 Jahre später eine andere Missions-Gesellschaft die Frage an ihn richtete, ob er ihr nicht in ihrer Not zu Hilfe kommen wolle. Es war die Berliner Gesellschaft, der Wallmann selbst früher mit ganzem Herzen angehört hatte, in welcher alle seine frühesten Missionserfahrungen und Thätigkeiten wurzelten und in welcher er alle seine alten Freunde wiederfand. Diese Gesellschaft bedurfte gerade damals eines erfahrenen Steuermannes und sah in Wallmann den einzigen, der ihr wirksame Hilfe

zu bringen im stande sei. Da neigte sich das Zünglein der Wage sehr auf die Berliner Seite. Die Differenzen zwischen der Deputation und ihm hätten ihn schwerlich zum Fortgehen veranlaßt, denn in allen Hauptpunkten wußte er sich doch mit ihr einig. Allein es kam sonst doch so manches zusammen, was ihn im Wupperthal und in der Rheinischen Provinzialkirche nicht recht heimisch werden ließ, und ihm die Sehnsucht nach den altgewohnten Zuständen der östlichen Provinzen immer wieder erneuerte. Der Blick auf seine Kinder, die er nicht gerne in einer unierten Gemeinde wollte groß werden lassen, war allem Anschein nach das entscheidende Moment für seine Zusage in Berlin.

So sehr man im Wupperthal seinen Austritt bedauerte, so glaubte man doch, diese Sache seiner eignen freien Entscheidung überlassen zu müssen. Man gab ihm alle Beweise von Freundlichkeit und Vertrauen, und benutzte jede Gelegenheit um ihm zu zeigen, wie sehr man sein bisheriges Wirken zu schätzen wisse. Wallmann selbst erwiderte diese Liebesbeweise mit um so größerer Hingebung, je näher die Stunde des Abschieds kam, doch erklärte er wiederholt, daß er nicht umhin könne, den Ruf aus Berlin als einen vom Herrn an ihn ergangenen anzusehen, dem er in Gehorsam zu folgen habe. Am 18. Mai 1858 verließ er mit seiner Familie das Rheinische Missionshaus und das Wupperthal.

Es mußte zunächst wieder ein Provisorium eingerichtet werden. Erleichtert wurde es dadurch, daß es diesmal dem vieljährigen Lehrer am Missionshause, L. v. Rohden, der von da an den Titel als zweiter Inspektor bekam, durch seine häuslichen Verhältnisse möglich gemacht war, auf einige Monate selbst das Hausvater-Amt im Missionshause zu übernehmen. Somit blieb Haushaltnng und Unterricht im ungestörten Geleise, bis im August die gewöhnlichen Ferien eintraten und im September der neue Inspektor erwartet werden durfte. Die Entscheidung wer Wallmanns Nachfolger sein solle, war verhältnismäßig leicht und rasch erfolgt. Gleich nach Wallmanns Abreise war Prof. Auberlen aus Basel zu einem Besuch eingeladen, weil man in ihm den richtigen Mann zu finden hoffte. Auberlen kam und machte durch sein höchst liebenswürdiges und geistvolles Wesen den angenehmsten Eindruck, erklärte auch, daß es ihm eine herzliche Freude sein würde, der Mission und speziell der Rheinischen Mission zu dienen; allein alles wohl überlegt, glaube er doch nicht der Mann zu sein, der gerade das Amt eines Missions-Inspektors auszufüllen von Gott berufen sei. Dagegen wisse er einen Mann, der ganz wie gemacht sei für ein solches Amt, und der wie er glaube, eines göttlichen Rufes harre, um sein bisheriges Pfarramt aufzugeben und in diese neue und vielseitigere Thätigkeit einzutreten; das sei sein teurer Freund der Pfarrer Dr. Fabri in Bouland. Man hätte wohl den lieben Auberlen gern selber behalten, allein da er dabei blieb, er sei nicht der rechte Mann, und sich dagegen erbot selber mit Fabri die Verhandlung einzuleiten, so war der Weg gezeigt, der nun beschritten werden mußte, und der denn auch sehr bald zu einem erwünschten Resultat leitete. Schon

im Juni kam Fabri selber zu einem Besuch nach Barmen, machte sich mit allen Einzelheiten des Hauses und der Verhältnisse bekannt, besprach sich mit den Mitgliedern der Deputation, wohnte einer Sitzung bei, und nachdem er einen ungefähren Einblick gewonnen in die ganze Sachlage, erklärte er, daß er sich zwar die letzte Entscheidung noch vorbehalten müsse, daß er aber für seine Person sich wohl geneigt fühle, den ihm angetragenen Posten zu übernehmen; eine andere Frage aber sei, ob auch seine Frau, die schwächlich und oft leidend sei, den Anforderungen, welche an die Inspektorin gemacht würden, entsprechen könne; in der Weise wie die Inspektorinnen Wallmann und Richter werde sie sich des Haushalts persönlich nicht annehmen können. Indes legte man darauf kein Gewicht, sondern meinte ihr stets die entsprechende Hilfe verschaffen zu können. Nach einigen Wochen kam denn auch die definitive Zusage des Dr. Fabri, die auf den 13. Juli einberufene Generalversammlung gab ihre freudige Zustimmung zu der geschehenen Wahl, und am 4. Oktober 1857 konnte der neugewählte Inspektor mit seiner Familie ins Missionshaus einziehen.

Mit dem neuen Inspektor kam ein neues, süddeutsches Element in den Vorstand der Rheinischen Missionsgesellschaft, dessen weitherzige etwas theosophisch angelegte Natur zunächst nach allen Seiten hin beruhigend und anregend wirkte. Die kirchlichen und konfessionellen Schärfen traten in den Hintergrund, desto mehr wurde die biblische Forschung und die Ausgestaltung des Reiches Gottes hervorgehoben. Der Unterricht, die Leitung des Hauses, der Verkehr mit den heimischen Freunden und Vereinen, die Korrespondenz mit den Missionaren, alles bekam allmählich ein etwas verändertes Gepräge. Das den Süddeutschen fast ausschließlich bekannte Basel mit seinen besondern Grundsätzen und Einrichtungen in Missionssachen schwebte vielfach als Muster vor und diese oder jene Einrichtung wurde auch in die Barmer Mission übertragen. Im ganzen freilich waren die Geleise, in welchen sich unsre Mission bewegte, schon zu fest und erprobt, als daß sie hätten verlassen und statt ihrer ganz neue Wege eingeschlagen werden können. Vielmehr fand sich der klare Blick und das praktische Wesen des neuen Inspektors bald in ihnen zurecht und begann mit aller Sicherheit sich in diesen Geleisen zu bewegen und das anvertraute Werk in ihnen weiterzuführen.

Das Kinderhaus.

Die Gründung des Kinderhauses oder des Hauses zur Erziehung der Kinder unsrer Missionare war noch ein Werk des sel. Wallmann. Er hat es noch eröffnen und einweihen können kurz vor seinem Abgang und hat den ersten Lehrer und Hausvater selbst erwählt und eingeführt. Die ersten Pläne und Instruktionen für die neue Anstalt waren noch von ihm entworfen. Die Entwicklung ist freilich eine vielfach andre geworden, als er sie in Aussicht genommen.

Schon im Jahr 1849 waren die ersten drei Missionarssöhne aus Afrika zur Erziehung nach Deutschland geschickt. Es waren die ältesten Söhne unserer Missionare Lückhoff in Stellenbosch, Zahn in Tulbagh, und Samuel Hahn in Groß-Namaland. Sie wurden hier anfangs nicht grade gern gesehn. Man berechnete schnell, welche Kosten ihre Ueberfahrt, ihr Aufenthalt in Deutschland, ihre Rücksendung verursachen würde, und sah mit Schrecken eine weite Perspektive von schweren Verlegenheiten und Unkosten vor sich, wenn nach und nach die Kinder aller unsrer Missionare den nämlichen Weg einschlagen würden. Man war etwas ungehalten auf die Missionare, die, selbst Lehrer und Prediger, doch wohl im stande sein mußten, ihre Kinder selbst zu erziehen und zu unterrichten; und schrieb auch in diesem Sinne nach Afrika. Die Antwort der Missionare war: „Hier giebt es keine Schulen, in die wir unsere Kinder schicken könnten. Sie selber zu unterrichten, dazu fehlen uns Zeit und Kräfte, denn wir müssen alle unsre Zeit und Kraft auf das Werk unter den Heiden verwenden. Wir haben zwar Schulen für die Heidenkinder; aber wer bedenkt, welch sittlicher Schmutz und welche Roheit des Gemüts bei diesen Kindern sich findet, der wird uns nicht raten, unsre eignen Kinder mit ihnen zusammen zu thun. Noch viel mehr müssen wir unsere Kinder, besonders wenn sie größer werden, vor dem Umgang mit den erwachsenen Heiden in acht nehmen. Das Anhören der unflätigen heidnischen Reden, das Anschauen der unzüchtigen Handlungen kann ja nicht ohne Einfluß auf die Kinderherzen bleiben."

So etwa äußerten sich die Missionare. Besonders die im Innern des Landes wohnenden Missionare hatten auch früher schon vielfach geklagt über die sittlichen Gefahren, denen ihre Kinder auf den Stationen mitten unter den Heiden ausgesetzt seien, und hatten beantragt, auf einer der südlichsten Stationen, also in der Nähe der europäischen Bewohner, eine Art Pensionsanstalt zu errichten für die Kinder, die tiefer aus dem Innern des Landes zur Erziehung gesandt würden. Miss. Budler, von Haus aus ein Schulmann, sollte die Leitung übernehmen. Schon in den Jahren 1845 und 46 beschäftigte man sich mit solchen Plänen. Aber sie kamen nicht zur Ausführung. Die Brüder halfen sich dann so gut sie konnten, schickten ihre Kinder nach Stellenbosch und Worcester und baten die dortigen Missionare, sich doch nach Kräften der armen Kinder anzunehmen. Das haben sie auch gethan, besonders Missionar Esselen in Worcester hat viele Jahre hindurch Kinder anderer Missionare in seinem Hause gehabt und mit seiner Frau sich treulich ihrer angenommen. Andre Missionare hatten ihre Kinder nach der Kapstadt zu Verwandten gebracht. Aber durch alle diese Mittel wurde der Not nicht abgeholfen. Auch in den südlicheren Stationen, auch in der Kapstadt mangelte es an Schulen, denen die Eltern ihre Kinder mit Zuversicht hätten anvertrauen mögen. So war's denn geschehen, daß 1849 jene drei ersten Missionarssöhne nach Deutschland geschickt wurden. Es sollte ein Versuch sein, eine kräftige Anfrage, ob denn hier nichts für die Kinder der Missionare geschehen werde.

Mit jenen ersten drei Söhnen machte sich nun die Sache ziemlich leicht. Die Söhne von Zahn und Lückhoff fanden bei ihren Verwandten in Mörs und Elberfeld freundliche Aufnahme. Samuel Hahn kam nach etlichen Jahren selber nach Deutschland (1852) als Emeritus, konnte also selber für die weitere Erziehung seines Sohnes und der übrigen Kinder, die er mitgebracht, sorgen. Aber mit ihm zugleich war noch ein andrer invalider Missionar, Külpmann, zurückgekommen, der vier kleine Kinder mitbrachte. Witwer und kränklich wie er war, konnte er sich der Kinder nicht selbst annehmen, sie auch nicht bei sich behalten. Sie waren meist noch klein und bedurften aufopfernder Pflege. Anfangs hatte man wohl darauf gerechnet, daß sich genug Familien finden würden, denen es eine Freude wäre, das Kind eines Missionars ins Haus zu nehmen und zu erziehen. Allein die Sache stellte sich anders heraus. Zwar wurden drei Kinder nach und nach bei lieben Freunden untergebracht, aber schon beim vierten fing die Verlegenheit an. Es mußte vorläufig im Missionshaus bleiben, wo die Inspektorin Wallmann sich seiner mütterlich annahm.

Von neuem und dringender wurde die Frage angeregt, als mit Hugo Hahn im Herbst 1853 eine neue Gruppe von Missionarskindern im Missionshause ankam. Hahn hatte nicht bloß vier eigene Kinder mitgebracht, von denen er drei hier zurückzulassen gedachte, sondern auch drei Töchter seines alten Freundes und Kollegen des Missionars Kleinschmidt auf Rehoboth. Um deren Unterbringung handelte es sich zunächst. Für die eine Tochter fand sich zwar wenigstens zeitweise eine Unterkunft bei einer gottesfürchtigen Familie im Wuppertal; die beiden andern Töchter aber mußten in Pension gegeben werden, und zwar in der Heimat des Vaters, damit dessen alte Freunde Gelegenheit hätten, hier und da etwas für die Kinder zu thun. Wegen Hugo Hahns eignen Kindern war man lange ziemlich ratlos. Durch die persönlichen Verbindungen, welche der Vater bei seinen vielen Rundreisen angeknüpft hatte, gelang es noch ganz zuletzt, auch für sie eine Bleibstätte zu gewinnen, so daß sie erst in Bielefeld, dann in Gütersloh die Schulen besuchen konnten.

Unter den vielfachen Schwierigkeiten, auf welche die Deputation bei Unterbringung der Kinder stieß, hatte sich allmählich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß es doch nicht zu umgehen sei, hier in Deutschland eine besondere Erziehungsanstalt für die Missionarskinder zu errichten. Man hatte bereits erkannt, daß es mit dem Verteilen der Kinder bei befreundeten Familien nicht bloß ein höchst ungewisses, sondern auch ein bedenkliches Ding sei. Schon daß die Geschwister von einander getrennt und bei verschiedenen Familien, nach verschiedenen Grundsätzen erzogen würden, mußte als ein Uebelstand gelten. Ferner aber: meist nur wohlhabende Familien sind in der Lage, fremde Kinder ins Haus zu nehmen — wird es denn für die Zukunft der Kinder zweckdienlich sein, sie in ihrer Jugend an Wohlstand zu gewöhnen? Man hatte auch schon die Erfahrung gemacht, daß der erste Eifer und die Freudigkeit, die bei der Aufnahme der Kinder sich kund giebt, hernach bald erlischt, wenn die Schwierigkeiten anfangen

fühlbar zu werden; daß die Pflegeeltern selber die Kinder gern wieder los sein möchten; und wohin dann mit ihnen? Die Missionare selbst verlangten und erwarteten, daß die Deputation sich ihrer Kinder annehmen und Vaterstelle bei ihnen vertreten würde. Eine allgemeine Heimat, ein stets offener Zufluchtsort für sämtliche Missionarskinder mußte geschaffen werden, und da nach allgemeinem Urteil ein solcher in den Heidenlanden nicht herzustellen war, so blieb nichts anderes übrig, als hier im Lande selbst und in möglichster Nähe des Missionshauses eine solche Erziehungsanstalt zu errichten. Insp. Wallmann, der damals in einem Memorial alle Gründe für und wider, und namentlich auch die bei der künftigen Erziehung der Missionarskinder ins Auge zu fassenden Ziele beleuchtete, sprach sich dafür aus, daß das Kinderhaus in möglichst nahe Verbindung mit dem Missionshause gesetzt würde, damit es den heranwachsenden Kindern desto näher gelegt würde, in die Fußstapfen ihrer Väter zu treten.

Da traf es sich nun, daß unmittelbar neben dem Missionshause ein schönes großes Grundstück käuflich wurde. Einige Mitglieder der Deputation, an ihrer Spitze wie immer bei solchen Gelegenheiten der teure Präses Keetman gaben größere Summen her, um nur sofort den Bauplatz zu gewinnen. Etliche Freunde beteiligten sich ebenfalls, und noch vor Ende 1854 konnte der Platz gekauft, und im folgenden Frühjahr der Bau begonnen werden. Von Anfang an war der Beschluß gefaßt, daß die Missionskasse nicht für den Bau des Kinderhauses in Anspruch genommen werden dürfe. Nur Vorschüsse mußte sie eine Zeitlang leisten, die aber allesamt bei Vollendung des Baues aus den für diesen Zweck besonders eingehenden Beiträgen wieder zurückgezahlt wurden. Somit wurde das Haus samt Grund und Boden freies Eigentum der Gesellschaft und nur die Erziehungs- und Unterhaltungskosten für die Kinder fielen der Missionskasse zur Last. Die Einweihung des Hauses geschah am 28. August 1856. (Ueber die Grundsteinlegung und über die Einweihung vgl. Kl. Missionsfreund 1855 Nr. 6 und 1856 Nr. 8.)

Schon ehe das Haus fertig war, war der neue Hausvater mit seiner Familie angekommen, Lehrer Heydecke aus Thüringen. Wallmann hatte ihn in seiner Vaterstadt Quedlinburg kennen gelernt und ihn der Deputation als den geeigneten Mann empfohlen. Daraufhin war der Lehrer Heydecke berufen, und noch ehe das neue Haus bezogen werden konnte, im Juni 1856 im Missionshaus eingetroffen. Mit fünf eignen und fünf fremden Kindern (deren Zahl sich aber schnell auf 24 vermehrte) zog er in das Kinderhaus ein. Er sollte die Kinder nicht bloß erziehen, sondern auch unterrichten, und der Plan war, daß die Kinder nicht nötig haben sollten, eine Schule zu besuchen, sondern in dem Erziehungshause selbst so weit gefördert würden, wie es für ihren künftigen Lebensberuf erforderlich sei. Aber gerade an diesem Punkte zeigten sich bald Schwierigkeiten. Es waren in dem Hause drei größere Mädchen von Kleinschmidt, ein Knabe und ein Mädchen von Külpmann, beide noch klein; dazu kamen zwei Mädchen und ein Knabe von Juffernbruch und sieben Knaben, die zum

Sommer 1857 aus Afrika gesendet wurden und fünf Knaben und zwei Mädchen aus Borneo. Diese alle von dem verschiedensten Alter, den verschiedensten Kenntnissen und Fähigkeiten, zusammen von einem Mann unterrichtet, das konnte nicht viel Frucht schaffen. Noch andere Uebelstände traten hervor, an die man kaum gedacht hatte. Die zuerst aufgenommenen Kinder, die schon eine Zeitlang in Deutschland gewesen waren, fanden sich bald in die Hausordnung; aber die eben erst frisch aus der Heidenwelt ankommenden Kinder ließen sich nur schwer in die hiesigen ihnen völlig fremden Verhältnisse eingewöhnen. Sie waren nicht gewöhnt an deutsches Lernen und Arbeiten, an deutsches Essen und deutsche Kleidung, ja, an deutsche Zucht und Ordnung, die meisten hatten sogar noch mit der deutschen Sprache zu kämpfen. Das Zusammenwohnen von Knaben und Mädchen, die zum Teil erst eben aus den heißesten Heidenländern gekommen waren, erregte ebenfalls allerlei Bedenken.

Somit konnte der abgehende Inspektor Wallmann nicht gerade mit einem Gefühl der Befriedigung von dieser Erziehungsanstalt scheiden, die zu einem großen Teil seine Schöpfung war. Doch hielt er an der Hoffnung fest, daß der wenig versprechende Anfang sich doch noch zu frischerem Gedeihen entwickeln werde. Und das ist auch geschehen. Freilich für den Augenblick schien sogar der Bestand der Anstalt ganz in Frage gestellt zu werden. Denn nur wenig Wochen nach Wallmanns Abgang starb ganz plötzlich der Hausvater, der Lehrer Heydecke, nach kaum einjähriger Amtsführung und in der rüstigsten Mannes-kraft (den 5. Juli 1857), und das Haus wurde verwaist grade in dem Augenblick, als wieder sieben neue Knaben aus Afrika angekommen waren. Auch im Missionshause fehlte grade der Inspektor. Erst im Oktober, wenig Wochen nach dem Eintritt des neuen Inspektors (Dr. Fabri) konnte auch der neuerwählte Hausvater eintreten (31. Oktober), nämlich Herr Konrad Busch aus Baden, bisher Lehrer an einer Fabrikschule in der Nähe von Basel, mit der Baseler Mission und der Mission überhaupt aufs innigste verbunden. Diese beiden süddeutschen Männer nun, die sich bald in unserm Thale zurecht gefunden hatten, wußten die gestörte Kinderanstalt wieder neu zu beleben und ein frisches Aufblühen zu erzielen.

Zunächst wurde ein Gedanke wieder aufgenommen, den schon Wallmann mehrfach ventiliert hatte, ob es nämlich nicht möglich sei, wenigstens für die Töchter unserer afrikanischen Missionare in Afrika selbst eine Bildungsanstalt zu gründen. Dann konnte das hiesige Kinderhaus ausschließlich für die Knaben reserviert bleiben, und eine ganze Anzahl von Uebelständen fiel weg. Für die Mädchen aus den bornesischen und chinesischen Stationen mußte dann noch in anderer Weise gesorgt werden. Aber die letztere Frage lag damals noch nicht vor, sondern es handelte sich zunächst nur um die Erziehung der afrikanischen Mädchen. Hier griff nun der neue Inspektor sofort kräftig ein. Nur wenige Monate nach seinem Eintritte hatte er bereits zwei Lehrerinnen ausfindig gemacht, die sich willig erklärten im Dienst der Rheinischen Missions-Gesellschaft nach Süd-Afrika zu gehen,

und dort ein Töchter-Pensionat zu errichten. Nachdem sie sich einige Zeit in Holland und England aufgehalten, um sich in der holländischen und englischen Sprache zu vervollkommnen, wurden sie im Herbst 1859 nach Afrika geschickt und am 1. Mai 1860 konnte das Pensionat in Stellenbosch eröffnet werden. Von Missionarstöchtern wurden zunächst neun aufgenommen (später wurden es 12—14), aber neben ihnen auch andere Mädchen christlicher Eltern, welche ihre Töchter teils aus entfernteren Gegenden als Pensionärinnen ins Haus schickten, teils aus Stellenbosch und der Umgegend sie zur Schule in das Töchterhaus gehen ließen. Die beiden Missionare in Stellenbosch, Lückhoff und Terlinden wurden den beiden Lehrerinnen als männlicher Beistand zur Seite gestellt. Der Superintendent nebst den Missionaren Esseleu und Budler traten von Zeit zu Zeit mit ihnen zusammen und bildeten das Kuratorium der Anstalt. Ein passendes Haus war erworben, an Räumlichkeiten und Lehrmitteln fehlte es nicht. Gleichwohl war der Erfolg in den ersten Jahren ein sehr geringer. Fremde Eltern wollten ihre Töchter nicht gern in die deutsche Anstalt schicken. Was für die Deputation ein Hauptgesichtspunkt gewesen war, nämlich den Töchtern ihrer Missionare den Vorteil einer deutschen Erziehung zuzuwenden, das war nach dem Urteil der kapischen Familien gerade verkehrt. Sie wollten ihre Töchter keineswegs deutsch, sondern holländisch oder vielmehr englisch erzogen wissen, und würden es lieber gesehen haben, wenn unsere Gesellschaft ein Paar englische Lehrerinnen engagiert hätte; die aus Deutschland gekommenen Lehrerinnen, die nicht einmal die Landessprachen fertig und fehlerfrei zu sprechen vermochten, konnten bei aller sonstigen deutschen Gründlichkeit unmöglich ihren Ansprüchen genügen. Zwar wurde eine am Kap wohnhafte englische Lehrerin noch mit zugezogen. Aber Kost, Sitte, Kleidung, Behandlung der Zöglinge erschienen dem afrikanischen Publikum noch immer viel zu ausländisch. Erst nach und nach gelangte man dazu, diese Unzuträglichkeiten zu erkennen und nach Möglichkeit abzustellen. Nachdem im Jahr 1864 die Leitung des Hauses dem Miss. Altheit, der nach Stellenbosch berufen wurde, übergeben war, der Haushalt verändert, und die ältere deutsche Lehrerin Julie Pieper nach Deutschland zurück gekehrt war, lenkte das Institut mehr und mehr in diejenigen Geleise ein, welche die kapischen Eltern wünschten. Unterricht und Erziehung bekam mehr und mehr einen englischen Anstrich, der deutsche Charakter trat in den Hintergrund. Demzufolge war die Zahl der fremden Schülerinnen in den Jahren 1865 und 1866 auf nahezu zwanzig gestiegen. Mit den elf oder zwölf Missionarstöchtern wurden ungefähr ebensoviel fremde Töchter im Hause selbst erzogen; so daß dadurch die Kosten der Anstalt wesentlich verringert wurden. Später ist freilich mehrfache Konkurrenz eingetreten.

Im Barmer Kinderhause machte sich die Einrichtung der neuen Anstalt in Stellenbosch sofort bemerklich. Nicht bloß kamen von jetzt an keine Mädchen mehr aus Afrika, sondern auch die schon anwesenden wurden allmählich aus dem Hause entfernt. Kleinschmidts Töchter kehrten alle nach Afrika zurück, und sind dort verheiratet. Unsere

emeritierten Veteranen Juffernbruch, Külpmann, Beyer, nahmen ihre Töchter selber zu sich und behielten sie in ihrem eignen Familienkreis. Lina Denninger und Anna Becker kehrten in den Jahren 1864 und 1866 nach Borneo und nach Sumatra zurück, und sind ebenfalls beide verheiratet. Hofmeisters verwaiste Töchter fanden bei ihren Verwandten liebreiche Aufnahme. Kurz es legte sich alles so, daß das Kinderhaus seit dem Jahr 1860 keine Mädchen mehr aufzunehmen brauchte, sondern ausschließlich den Knaben reserviert blieb.

Aber auch für die Knaben konnte das Kinderhaus in der bisherigen Weise nicht mehr genügen. Im Jahr 1858 waren 17 Missionarssöhne in Barmen, abgerechnet diejenigen, welche bei Verwandten und Freunden wohnten. Einer von ihnen, Johann Schröder, war schon 28 Jahr, und war auch nicht eigentlich hergekommen, um hier noch die Schule zu besuchen, sondern um zum Missionar ausgebildet zu werden. Er wurde deshalb im genannten Jahr ins Missionshaus aufgenommen, ist dort mit den übrigen Zöglingen unterrichtet, und 1862 als ordinierter Missionar nach Afrika gesandt. Auch Johann Leipoldt, der damals 19 Jahr alt war, ist als ordinierter Missionar nach Afrika gesandt, nur 3 Jahre später; aber er war nicht als Missionszögling ausgebildet, sondern er hatte Theologie studiert in Basel und Tübingen, und darnach in Koblenz sein theologisches Examen gemacht. Vorher hatte er in Elberfeld das Gymnasium besucht mit Jakob Lückhoff, der ein paar Jahre jünger war, und der, nachdem er in Holland studiert hatte, 1867 als Prediger nach Afrika zurückkehrte. Nach Abzug dieser drei ältesten blieben also noch 14 Missionarssöhne im Kinderhause übrig. Von denen war der jüngste Knabe 7 Jahr, und von da an ging es durch alle Altersjahren hinauf bis zu 14 Jahren. Es war klar, daß diese nicht alle von dem Hausvater allein unterrichtet werden konnten. Denn sie sollten doch nicht bloß eine elementare Bildung haben, wie sie in den einklassigen Dorfschulen gewährt wird. Wollte man aber eine zweite Klasse errichten, so mußte man auch einen zweiten Lehrer haben. Und selbst damit wäre das Bedürfnis noch nicht gedeckt worden, besonders da in den nächsten beiden Jahren noch 11 andere Knaben aus Borneo und aus Afrika hinzukamen, ebenfalls von dem verschiedensten Alter und den verschiedensten Kenntnissen und Fähigkeiten. Für eine Schar von 25 Knaben aber zwei oder drei Lehrer anzustellen, das konnte nicht die Meinung der Gesellschaft sein. Man ergriff den Ausweg, die älteren Knaben im Herbst 1858 auf die Stadtschule zu schicken, und nur die jüngsten samt den neuen Ankömmlingen im Kinderhaus zu unterrichten. Bald aber wurde von allem förmlichen Schulunterricht im Kinderhause Abstand genommen, und nach dem Wunsch der Lehrer die Knaben sämtlich schon gleich nach ihrer Ankunft in die öffentlichen Schulen geschickt. Die Lehrkraft des Hausvaters wurde seitdem gänzlich für das Missions-Seminar und die Vorschule des Missionshauses verwendet.

Immerhin waren auch so die Bedenken, zu welchen das Kinderhaus Anlaß gab, noch keineswegs alle beseitigt. Mußte man ja doch

je länger je mehr die Beobachtung machen, daß von den vielen Knaben, die aus Afrika oder Asien hierher gebracht wurden, nur die wenigsten hier fest anwurzelten und ein rechtes Gedeihen hatten. Schon die Fremdheit der deutschen Sprache wirkte störend. Nur die als kleine Kinder herübergebracht, oder mit besonderer Tüchtigkeit und Thatkraft ausgerüstet waren, konnten den Anforderungen, die an die deutsche Jugend gestellt werden, genügen. Weiter aber hatte sich die Erfahrung herausgestellt, daß die herangewachsenen Knaben, auch wenn sie ausdrücklich zu dem Zweck ausgebildet waren, daß sie hier in Deutschland sich ihr Brot erwerben sollten, dennoch niemals Deutschland als ihre Heimat ansehen lernten. Immer ging ihr Streben wieder nach dem Land zurück, wo ihre Eltern wohnten; die Wüste oder der Sumpf, wo sie die Freuden der ersten Kinderjahre genossen, verklärte sich in ihrer Erinnerung zum Inbegriff aller irdischen Herrlichkeit: jeder hoffte für sich von einer Rückkehr in die Heimat Glück und Freude. Wie sehr wird nun aber durch solchen doppelten Transport der Kinder die Kasse unserer Gesellschaft in Anspruch genommen, und wie mißlich ist es, daß durch die Erziehung der Kinder in Europa das natürliche Band zwischen Eltern und Kindern in einer gewaltsamen Weise zerrissen wird.

Daher wurden immer neue Versuche gemacht, die Kinder von ihren Eltern selbst, oder doch in der Nähe und unter dem Einfluß ihrer Eltern erziehen zu lassen. Zwar für China und für die asiatischen Inseln hat sich eine solche Möglichkeit nicht gezeigt. Aber in Süd-Afrika schien es gelingen zu sollen. Es war nämlich im Jahr 1866 in Stellenbosch eine höhere Schule, ein Gymnasium eröffnet worden, und damit in Verbindung gebracht ein Pensions- und Erziehungshaus für solche Knaben unserer Missionare, welche von entlegneren Stationen nach Stellenbosch geschickt werden, um diese höhere Schule zu besuchen. Schon mehrere Jahre vorher war unsere Gesellschaft mit dem Gedanken umgegangen, selber die Errichtung eines Gymnasiums in Stellenbosch in die Hand zu nehmen. Das Bedürfnis lag klar vor, nicht bloß für unsere Missionare, sondern für alle christlichen Eltern in Süd-Afrika, welche ihre Söhne gern etwas Tüchtiges lernen lassen, aber sie doch nicht in die englischen Bildungs-Anstalten und das Kolleg der Kapstadt schicken wollten. Diejenigen unserer Missionare, welche ihre Söhne auf die Schule in Kapstadt geschickt hatten, erklärten, daß nicht bloß die Kosten des Aufenthaltes in Kapstadt unerschwinglich, sondern auch die Eingewöhnung in den englischen Unterricht und englische Erziehungsmethode sehr unersprießlich für die Kinder sei. Im Jahr 1865 hatte sich in Stellenbosch ein Komitee gebildet, welches die Sache in die Hand nahm, und einen Rektor und Lehrer aus Schottland berief. Zur selben Zeit hatte auch schon die Deputation den Miss. Albeit von Schietfontein nach Stellenbosch berufen und ihm die Eröffnung und Leitung eines Erziehungshauses für Knaben anvertraut, und da sich der Eintritt des erwarteten neuen Schuldirektors verzögerte, so hatte Albeit nach dem Rat der Brüder und in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Deputation es frisch gewagt, und gleich selbst eine

höhere Schule angefangen. Am 6. Novbr. 1864 hatte er begonnen mit 38 Schülern, die sich bald bis zu 60 vermehrten. Im Erziehungshause hatte er 12 Missionarsknaben und 8 andere Pensionäre. Seine Schule hatte zwar keine lange Dauer, denn nach einigen Monaten kam der erwartete Rektor an und das beabsichtigte Gymnasium ward wirklich eröffnet. Aber Altheit hatte jetzt den Vorteil, daß er bereits als renommierter Lehrer am Platze war, daß man also nicht ihn einfach ignorieren, sondern mit ihm unterhandeln mußte. Und so kam denn der vorteilhafte Vertrag zu stande, daß Altheit eine Anzahl von Unterrichtsstunden am Gymnasium übernahm, und dafür eben so viele Missionarssöhne aus seinem Pensionat Freistellen auf der Schule bekamen. Seitdem war nun für die Kinder unserer afrikanischen Missionare in Afrika aufs beste gesorgt, dagegen aus den asiatischen Stationen wurden fast jedes Jahr mehr Kinder zur Erziehung nach Deutschland gesandt. Dieselben sollten nur bis zum 16. Lebensjahre auf Kosten der Gesellschaft erzogen, dann aber mit einer mäßigen Abfindungssumme entlassen werden, wenn nicht etwa der Sohn später geradezu in den Dienst unserer Gesellschaft trat und von ihr als Missionar in die Heidenwelt gesandt wurde. Bis 1874 ist letzteres bei sechs der hier erzogenen Missionarssöhne der Fall gewesen, nämlich bei drei Söhnen von Leipoldt und je einem von Schröder, von Knab und von Bam.

Erweiterung des Missionshauses. Die Vorschule.

Die Zahl der Zöglinge war während der Amtsführung der beiden ersten Inspektoren (Richter und Wallmann) nie viel über zwölf gestiegen, mehrenteils sogar noch darunter geblieben; und es konnten in der Regel jährlich nur ein oder zwei Missionare ausgesandt werden. Die Ausbildung, welche den Zöglingen im Missionshause zu teil werden sollte, war anfänglich nicht hoch bemessen: man verlangte von ihnen außer den gewöhnlichen Elementarkenntnissen eine gründliche Bibelkenntnis, Glaubenslehre und Kirchengeschichte, dazu Kenntnis der holländischen und englischen Sprache, welche beide draußen auf unsern Arbeitsgebieten gesprochen werden. In den alten Sprachen wurde nicht unterrichtet und eine gelehrte Bildung der Zöglinge wurde nicht erzielt. Indessen war die Sache doch schon unter Wallmanns Inspektorat dahin abgeändert, daß wenigstens die befähigteren Zöglinge auch etwas Latein und Griechisch lernten, ja auch mit dem Hebräischen wurde schon ein Anfang gemacht. Doch geschah das alles mehr privatim und nur auf den eignen Wunsch der Zöglinge. Es hatte sich nämlich zweierlei bereits herausgestellt, erstens, daß unsere Missionare unter den Naman und Ovaherero, unter den Dajacken, Malaien und Chinesen im stande sein mußten, die Bibel in die heidnischen Sprachen zu übertragen, also selber den Grundtext verstehen mußten; ferner aber, daß die Erlernung der heidnischen Sprachen übermäßig erschwert würde durch den Mangel genügender linguistischer und grammatikalischer Uebungen.

Der neu eingetretene Inspektor Fabri faßte sofort diesen Mangel scharf ins Auge. Ihm genügte auch die private Unterweisung der befähigteren Zöglinge nicht, er verlangte, daß der Unterricht in den alten Sprachen obligatorisch gemacht werde, und welcher Zögling dafür nicht die nötige Begabung zeige, solle nicht als Heidenbote verwendet werden. Nun war aber klar, daß man für eine so erweiterte Ausbildung der Zöglinge mit dem bisherigen Kursus von drei oder vier Jahren nicht mehr auskommen werde. Es wurde deshalb festgestellt, daß alle Zöglinge einen vierjährigen Kursus im Missionshause durchmachen, und daß nach dem Muster der Baseler Missionsanstalt eine Vorschule eingerichtet werden sollte, in welcher die jungen Meldlinge oder Aspiranten nicht bloß eine Art Vorprüfungszeit oder Noviziat bestehen, sondern auch in den Elementarkenntnissen, so weit sie es noch bedurften, gründlich unterwiesen würden. Diese Vorschule trat schon im April 1858 ins Leben, und wurde allmählich so eingerichtet, daß die Schüler derselben, gewöhnlich fünf oder sechs, nach Verlauf eines Jahres in das Missionsseminar versetzt wurden, vorausgesetzt, daß die Prüfung zu ihren Gunsten ausgefallen war.

Natürlich reichten die bisherigen Lehrkräfte für die neue Einrichtung und den erweiterten Unterricht nicht aus. Bisher hatten Wallmann und sein Kollege v. Rohden ziemlich alles allein gethan; nur für Musik und für holländische und englische Sprache war bisweilen etwas Hilfe nötig geworden. Der Unterricht in den beiden genannten Sprachen wurde jetzt dem 1857 aus Afrika zurückgekehrten Missionar Juffernbruch übertragen, der ihn auch bis 1863 behielt. Aber da sich bei der stetigen Vermehrung der sonstigen Inspektoratsgeschäfte, Dr. Fabri nicht mehr in dem gleichen Maßen wie seine Vorgänger am Unterricht beteiligen konnte, und die Vermehrung der Klassen und der Unterrichtsfächer dazu kam, so mußte noch für eine weitere theologische Lehrkraft gesorgt werden. Es wurde deshalb im Jahre 1858 der Kandidat Rösler berufen, dem 1861 Kand. Och aus Duisburg, und nach dessen frühzeitigem Tode 1863 Kand. Bunz aus Württemberg folgte. Diese jungen Theologen übernahmen nicht bloß einzelne Klassen und Unterrichtsfächer im Missionsseminar, sondern auch die Leitung und den Hauptunterricht in der Vorschule. Nach etlichen Jahren änderte sich jedoch dies Verhältnis. Die Vorschule war nämlich von Anfang an in das Kinderhaus verlegt. Dort in den obersten Räumen hatten sich die jungen Männer selbst etliche Mansarden und ein geräumiges Lehrzimmer zurecht gemacht, und konnten außer den Lehrstunden auch bei der Beaufsichtigung der Kinder und bei den häuslichen Arbeiten, im Garten u. s. w. sich mit beteiligen. In dem Maße nun als die Unterweisung der Missionarskinder im Kinderhause ein Ende nahm (sie wurden allmählich alle in die öffentlichen Schulen geschickt, S. 76) und dadurch dem Hausvater die Hände frei wurden, konnte dieser sich selber der jungen Männer annehmen, ja schließlich ging deren Unterweisung und die Leitung der Vorschule überhaupt gänzlich an den Hausvater über, und letzterer gewann noch Zeit, sich auch an dem Unterricht der Zöglinge im

Missionshause mitzubeteiligen. Durch längeren Aufenthalt in England und Holland wurde er in den Stand gesetzt, auch den englischen und holländischen Unterricht zu übernehmen, und etliche Fächer, welche er schon in der Vorschule getrieben, auch im Missionshause mit den Zöglingen eine Zeitlang fortzusetzen.

Eine solche kräftige und ausgiebige Hilfe war aber nun so mehr nötig, da sich die Zahl der Zöglinge bedeutend vermehrte. Dieselbe war im Jahr 1859 schon auf 17, im folgenden Jahr auf 20 gestiegen. Es konnte nicht fehlen, daß die Frage auftauchte, ob nicht eine Erweiterung des Missionshauses notwendig geworden sei. Der Inspektor erklärte einen Anbau für unerläßlich. Er machte geltend, daß da die Bedürfnisse in der Heidenwelt von Jahr zu Jahr wüchsen, auch die Anstrengungen und somit die Lokalitäten der Missions-Gesellschaft wachsen müßten; daß eine Erweiterung des Hauses als ein im Glauben gethaner Schritt auf die Missionsfreunde in der Heimat, wie auf die Missionare draußen einen ermutigenden Eindruck machen werde, und daß der sehr günstige Kassenabschluß (mit 17000 Thlr. Ueberschuß) als ein Wink vom Herrn gelten könne, gerade jetzt mit solcher Vergrößerung des Werkes vorzugehen.

Der Anbau wurde beschlossen im April 1861 und die gewöhnlichen Vorbereitungen zum Bau sofort getroffen; eine Baukommission gewählt, Baupläne angefertigt, Vermessungen vorgenommen, und die erforderlichen Erdarbeiten begonnen. Das alte Missionshaus blieb vorläufig ganz unberührt; es sollte künftig den linken Flügel des Gebäudes bilden. Das neue Haus oder der künftige rechte Flügel wurde in den bisherigen Garten des Missionshauses hineingebaut und erstreckte sich in gleicher Frontlinie mit dem linken Flügel, mit welchem er durch eine gemeinsame Vorhalle und einem größeren Versammlungs- oder Betsaal zusammenhing. Das durch den Bau verlorene Stück des Missionsgartens konnte durch eine neu acquirierte Wiese, die gerade feil war, wieder ersetzt werden. Diese Wiese, welche sich als ein langer ziemlich schmaler Streifen zwischen dem Garten und der Chaussee entlang zog, war an den beiden Endpunkten durch zwei kleine Häuser abgegrenzt, welche beide ehemals Schulhäuser gewesen waren. Das eine dieser Häuser, welches dem Missionshaus am nächsten lag, hatte die Gesellschaft schon drei Jahre früher angekauft und zu einer Wohnung für den zweiten Inspektor umbauen lassen. Jetzt wurde auch das andere Häuschen nebst dem ganzen zwischenliegenden Wiesenstreifen angekauft oder vielmehr durch die allezeit freigebige Hand des teuren Präses geschenkt, und das Missionsgehöft dadurch wesentlich erweitert und verbessert.

Am 5. Juli 1861 wurde der Grundstein zum Neubau gelegt.. Der äußere Bau ging dann im Laufe des Sommers und Herbstes ungestört vorwärts, und konnte schon vor Eintritt der strengeren Jahreszeit unter Dach gebracht werden. Die innere Einrichtung dauerte länger; zumal nun auch, indem sich der neue Bau seiner Vollendung näherte, im alten Missionshause oder linken Flügel wesentliche Veränderungen notwendig wurden. Es galt die nötigen Verbindungen mit dem

neuen Flügel zu gewinnen, durch alle Stockwerke, und nach Einziehung der bisherigen Hauptausgänge den gemeinsamen Eßsaal, der längst zu klein geworden war, zu vergrößern. Im neuen Flügel waren im obersten Stock Schlaf- und Arbeitsräume für die Zöglinge und für die Lehrer samt dem Lehrsaal, im mittleren die Wohnung des Inspektors, und im untern die nötigen Expeditions- und Büreaulokalitäten, das Sitzungszimmer, Kontor, und vor allem der schöne neue Betsaal, in welchem am 5. Novbr. 1862 das Fest der Einweihung des neuen Gebäudes mit aller Feierlichkeit begangen werden konnte. (Beschreibung desselben in den Berichten 1862 Nr. 12.)

Schon vor Beginn des neuen Jahres konnte der Umzug auch in die übrigen Räume des neuen Flügels allmählich bewirkt werden. Die Deputation verließ ihr stilles Zimmer im oberen Stockwerk, wo sie 30 Jahre ihre Sitzungen gehalten hatte, und zog in das neue geräumige Sitzungslokal zu ebener Erde im neuen Flügel. Neben an richteten sich die Herren des Kontors oder Büreaus ihre Geschäfts- und Expeditionszimmer ein, und freuten sich der schönen lichten Räume, nachdem sie sich so lange in ungeeigneten Lokalitäten hatten behelfen müssen. Der neue Lehrsaal wurde in Gebrauch genommen und bot anfangs fast überreichlichen Platz. Die Zöglinge konnten sich in den neuen Arbeitszimmern und Schlafkammern ausbreiten, und hatten von da an mehrere Jahre sehr bequemen Raum; aber sämtliche Zimmer und Kammern, auch die anfangs noch reserviert gebliebenen, mußten nach und nach, und schneller als man vermutet hatte, ebenfalls mit Möbeln versehen und in Gebrauch gegeben werden, und bald waren die sämtlichen Zöglingsstuben wieder so besetzt, daß fast kein Räumlein mehr übrig blieb. Durch die Uebersiedlung der Inspektorsfamilie in den neuen Flügel wurden in dem alten Gebäude eine Anzahl von Besuchs- und Fremdenzimmern frei, und es schien anfangs beinahe als wären ihrer zu viel. Aber besonders während des Sommers und der Reisezeit der späteren Jahre hat sich herausgestellt, daß sie oft kaum reichen wollten, und in den Tagen der Festwoche wurde es oft geradezu unmöglich, für die große Zahl der Festgäste den nötigen Raum zu schaffen.

Die leibliche Verpflegung der Missionshausbewohner hatte die Frau Inspektorin zu besorgen, bis am Schlusse des Jahres 1868 eine Aenderung beliebt, und der Haushalt des Inspektors gänzlich vom übrigen Missionshaushalt getrennt wurde, den eine ältere Dame zu selbständiger Führung übernahm. Zu diesem Haushalt gehörten außer den Mägden, Hausknecht und Pförtner, die sämtlichen Zöglinge und der Kandidat oder Hilfslehrer, wenn nämlich ein solcher im Missionshause wohnte. Die Zahl der Zöglinge aber wuchs von 24 im Jahr 1863 auf 36 im Jahr 1870. Es waren das freilich nicht alles künftige Heidenboten. Auch die Langenberger Gesellschaft für Nord-Amerika (S. 38) ließ gewöhnlich zwei bis drei junge Männer im Missionshause ausbilden, andere wurden von dem Komitee für die Deutschen in Südbrasilien ausgesandt, andere studierten auf Privatkosten, doch so, daß sie sich den Ordnungen des Hauses und den Vorschriften,

welche für die Zöglinge bestehen, unterwerfen mußten, und daß die Regel, nur lebendig gläubige Leute im Missionshause zu haben, nach Kräften gewahrt blieb. Besonders häufig wurden junge Männer aus den deutschen Kolonieen Südrußlands hierher gesandt. Sie sollten bei dem Mangel geeigneter Unterrichts-Anstalten in ihrer Heimat, hier im Missionshause die nötige Vorbildung empfangen, um hernach auf deutschen Universitäten oder Seminarien vollends ausgebildet zu werden zu Predigern und Lehrern ihrer Landsleute. Eine andere Verbindung wurde angeknüpft mit dem Düsseldorf-Kölner Komitee für Smyrna und den Orient. Durch Vermittlung des Pastor Arenfeld in Smyrna und des evangelisch gesinnten Archimandriten Koliatsos in Athen kamen etliche junge Griechen ins Haus, welche auf deutschen Universitäten Theologie studieren, zum Universitätsstudium aber sich erst im Missionshaus vorbereiten wollten.

Auf diese Weise wurde die Mischung der Bewohner des Missionshauses immer stärker. In den Arbeitsstuben, Lehrsälen und Schlafzimmern fand man nicht bloß junge Männer aus allen Provinzen unseres deutschen Vaterlandes, sondern aus Rußland, aus England, aus Nord-Amerika, aus Griechenland und Klein-Asien trafen sie hier zum Lernen und Arbeiten, zur Vorbereitung auf einen ernsten und schweren Dienst im Reiche Gottes zusammen. Jeder brachte sozusagen ein Stück von der geistigen Atmosphäre seiner besonderen Heimat mit. Aus den verschiedensten Lebenskreisen, Anschauungen, Gewohnheiten herkommend, sollten sie sich hier in einander fügen und alle nach einer Regel einhergehn. Daß dergleichen nicht ohne fortwährenden Kampf, nicht ohne innere und äußere Arbeit und allseitige große Geduld und Selbstverleugnung möglich ist, sieht jeder ein. Aber gerade diese unaufhörliche Reibung der jungen strebsamen Geister an einander, und die Mannigfaltigkeit der persönlichen Kenntnisse und Erfahrungen, die im täglichen Verkehr gegen einander ausgetauscht wurden, hatten ein überraschend günstiges Resultat für die innere und äußere Zucht und Förderung der gesamten Zöglingschar. Nicht bloß die äußerliche Abschleifung geschah in viel wirksamerer Weise als früher, wo meist nur acht oder zehn junge Handwerker beisammen waren, sondern die Bloßlegung und Bekämpfung des alten Menschen, dazu Vorbild, Auffassung, kräftige Gebetshilfe für die schwächeren Glieder, war in weit ausgiebigerem Maße vorhanden als je zuvor. Ganz besonders aber ist der intellektuelle Fortschritt hervorzuheben, der durch diese Begegnung so verschiedenartiger Elemente im Missionshaus herbeigeführt wurde. Jeder neu eintretende Zögling hörte und sah hier so außerordentlich viel Neues, wurde von so mannigfaltigen Mitteilungen, Behauptungen, Entgegnungen überrascht, daß es meist erst eine geraume Zeit dauerte, bis er sich in dieser neuen Welt zurecht finden konnte. Schwache und unfähige Köpfe wurden bisweilen gänzlich zurückgeschreckt. Aber wenn ein wirkliches Talent, mit kräftigem Streben nach Erkenntnis und eignen Gedanken, zwischen dies bewegte Leben hineintrat, dann zog es bald aus den täglichen Gesprächen und Diskussionen mit dem großen Kreis anderer talentvoller Leute einen augenscheinlichen Gewinn,

der eigene Horizont erweiterte sich, das Auge wurde klar, der Blick freier, eine neue und reiche Ideenwelt auf biblischem Grunde baute sich auf. Und auch in den einzelnen Fachstudien half diese lebendige Gemeinschaft der vielen Zöglinge unter einander unverkennbar vorwärts. Es waren immer einige da, die schon eine größere Summe von Kenntnissen und eine Uebung im Unterweisen andrer mit ins Haus brachten. Die halfen dann den übrigen vorwärts, und die Lehrer konnten hundert Einzelheiten getrost dem Privatfleiß und der gegenseitigen Nachhilfe überlassen, die sonst die beste Zeit und Kraft in den Unterrichtsstunden hinweg nahmen. Ja es bildete sich allmählich eine gewisse Summe von Kenntnissen, die gleichsam als Tradition im Hause blieb, die jedes jüngere Geschlecht von dem älteren sozusagen als eine Erbschaft überkam, eine Summe, die mit jedem Jahrgang wo möglich noch etwas vermehrt und erweitert wurde, so daß bei den geweckteren und talentvolleren Zöglingen zum Teil überraschende Leistungen erzielt werden konnten.

Wenn wir aber hier die günstigen Ursachen und Einwirkungen zusammenstellen, durch welche in den letzten Jahrzehnten die früher so häufigen Ausschließungen einzelner Zöglinge immer seltner geworden sind, und die Ausbildung der jungen Männer so bedeutend gefördert werden konnte, so dürfen wir eins der wichtigsten Momente dabei nicht vergessen, nämlich das Bestehen einer Vorschule. Der ganze Klärungs- und geistige Akklimatisationsprozeß der neu aufgenommen Zöglinge, der sonst im Missionshaus seinen Verlauf nahm, die Gewöhnung an Denken und Auswendiglernen, an schriftliche Arbeiten, die Einübung der nötigen Handgriffe und Geschicklichkeiten um sich eine fremde Sprache zu eigen zu machen, die Unterordnung der eignen vermeintlichen Weisheit unter eine fremde Autorität, das Verständnis fremder Gedankenreihen und Ausdrucksweisen, ja die Gewöhnung an beständigen Verkehr mit andersgearteten Persönlichkeiten, an eine feste Hausordnung überhaupt — das alles und wie vieles noch mehr, was ein neu eintretender Zögling erst hinter sich haben muß, ehe er mit rechtem Nutzen und Behagen die Studien im Missionshause fortsetzen kann, wurde nun schon in der Vorschule abgemacht. Was aber mehr wert war als alles andere, die jungen Männer standen dort unter der lebendigen Einwirkung einer gesalbten Persönlichkeit, welche ihnen mit seelsorgerlicher Treue nachging, und mit geduldiger Hand über die ersten Schwierigkeiten hinweg half.

Katastrophe auf Borneo. Gründung der Mission auf Sumatra.

Während diese Aenderungen im Missionshause noch in der Vorbereitung begriffen waren, war die Deputation und die ganze Heimatgemeinde durch eine Trauernachricht aus Borneo überrascht worden, wie sie zum Glück nur selten in dem weiten Bereich der evangelischen Missionsgebiete vorzukommen pflegt. Die rheinische Mission auf

Borneo war nach langem Kränkeln und vielfachen Hemmnissen gerade in einer höchst gedeihlichen Entwickelung begriffen. Von Bandjermasin aus, der Hauptstadt der holländischen Besitzungen, und von dem dajackischen Zentrum am Pulopetakstrom, waren Absenker ausgegangen nach dem Westen, Norden und Osten. Zwei neue Stationen wurden angelegt am oberen Kapuas und Kahajan, die beiden Missionare Kind und Wiegand, die sie beziehen sollten, waren gerade zum Abschied versammelt auf Tanggohan bei Missionar Rott, die Pulopetak-Missionare Beyer, Zimmer, Van Höfen empfingen oder erwarteten die Besuche von Missionar Klammer und Denninger aus dem Sihong-Gebiet, da brachen jene blutigen Tage zu Anfang des Mai-Monats 1859 herein, und zerstörten in einem Augenblick die saure Arbeit von 23 Jahren, und raubten sieben unserer Missionsgeschwister das Leben. Rott, Wiegand und Frau, Miss. Kind und Frau, Hofmeister und Frau und etliche Kinder wurden von den Mördern geschlachtet, und sämtliche Stationen ausgeraubt und vernichtet.

Die Deputation, welche bei Ankunft dieser schrecklichen Nachricht gerade versammelt war um mit dem Lordbischof von Kapstadt über unsere kapische Mission zu beraten, nahm mit tief gebeugtem Herzen Kenntnis von den Einzelheiten dieser schweren Heimsuchung, wandte sich mit Gebet und Flehen zu Gott, und rief ihn an um Trost und Schutz für die noch übrig gebliebenen lieben Geschwister, und um Niederwerfung der Empörung auf Borneo. Auch der mitanwesende Bischof von Kapstadt ergriff das Wort, um seine Teilnahme auszudrücken an der schmerzlichen Nachricht, die er soeben mit angehört, sein Mitgefühl sei um so inniger, da in dem ganz ähnlichen Aufstand in Indien vor zwei Jahren seine Kirche nicht minder schweren Verlust erlitten und den Tod von acht Geistlichen und Missionaren zu beklagen gehabt habe. Weil er aber selber solche Erfahrungen durchgemacht, so könne er auch mit um so größerem Nachdruck tröstend hinweisen auf die schnelle Wendung, welche in Indien eingetreten sei, und auf den großen Vorschub, welchen der Aufstand der seither in Segen wieder begonnenen Missionsarbeit geleistet habe. Aehnlichen Zuspruch und Versicherungen der Teilnahme empfing die Deputation, sobald die schrecklichen Geschichten von Borneo bekannt wurden, bald von allen Seiten. Nicht bloß aus dem Bereich der eignen Gesellschaft, und dem Kreis von Freunden der durch ganz Deutschland verstreut ist, sondern auch aus dem Bezirk anderer Gesellschaften, aus Holland, aus Frankreich, aus Amerika und Indien, überallher kamen Trostbriefe und Geldbeiträge zur Wiederaufrichtung der Stationen. Aber auch andere Stimmen ließen in Zeitblättern und Flugschriften sich hören. Da hieß es: niemand anders als die Missionare seien Ursache des Aufstandes auf Borneo. Sie hätten durch ihren Bekehrungseifer den Fanatismus der Mohammedaner gereizt und den Kampf des Islam gegen die Christenpredigt herausgefordert. Solche Lügen wurden, wie alle Schmähungen des Herrn und seiner Knechte, gern geglaubt. Daß unsere Missionare mit den Mohammedanern gar nicht in Berührung gekommen, daß sie ihre Wirksamkeit nur unter den Heiden gehabt,

daß die Heiden aber nur durch den Haß der mohammedanischen Bevölkerung gegen die Maßregeln der holländischen Regierung zur Teilnahme am Aufstand gedrängt seien — das alles wurde natürlich verschwiegen oder abgeleugnet; gerade wie zwei Jahre früher bei dem Aufstand in Indien.

Die Deputation ließ sich durch diese Schmähungen nicht weiter beirren, sondern nahm nur Gelegenheit, der holländischen Regierung selber die Sachlage klar zu machen. Zunächst aber hatte sie die Pflicht, die noch übrigen Missionare in Borneo zu trösten und für ihre Zukunft zu sorgen. Von den Dajackenmissionaren waren nur fünf noch übrig, und dazu die Brüder Barnstein und Dietrich in Bandjermasin. Hofmeister am Kahajan war der letzte, der unter den Mörderstreichen gefallen war, er und seine heldenmütige Frau; die vier kleinen Kinder wurden von den Mördern weggeschleppt, aber hernach durch einflußreiche Vermittelung gerettet. Ueber das Schicksal des einsamen Missionar Klammer, tief im Innern des Landes, in Patei, war man am längsten in Ungewißheit. Die Nachricht war hierher gekommen, man habe seinen verstümmelten Leichnam den großen Dussonfluß hinabtreiben sehn. Nur wenige Wochen früher hatte sich Klammer verlobt. Seine Braut war auch aus Wesel gebürtig, wie er selbst. Fast die erste Nachricht, die sie von ihrem Bräutigam erhielt, war die, daß er erschlagen und verstümmelt sei. Aber die Braut mit ihren Freunden in Wesel begegnete dieser Nachricht nach dem ersten Schrecken mit der festen Zuversicht, das könne nicht wahr sein, blieb auch bei dieser Ueberzeugung trotz aller Gegenrede, und wirklich, sie sollte Recht behalten. Nach etlichen Wochen kam die Freudenbotschaft, daß Klammer, noch im letzten Augenblick, auf höchst wunderbare Weise von einem befreundeten Häuptling gerettet sei. Er war nach Bandjermasin geflüchtet, und mußte dort mit den übrigen geretteten Brüdern Denninger, Van Höfen, Zimmer, Beyer in den engen Räumen bei Barnstein und Dietrich sich unterzubringen suchen. Es war das überaus schwer, nicht bloß weil die Brüder fast alle Frau und Kinder bei sich hatten, dagegen ihr Hab und Gut, ihre Kleidung und Wäsche bis auf weniges eingebüßt hatten, sondern auch weil sie in Bandjermasin wohnten als in einer belagerten Stadt, jeden Augenblick eines Ueberfalls von den Feinden gewärtig, die Missionare wurden selbst mit dem Gewehr in der Hand auf die Wachtposten gestellt, wie alle übrigen Europäer auch, einmal erfolgte sogar eine allgemeine Flucht aller Weißen in das Fort, weil es hieß, daß die Feinde schon in die Stadt drängen.

Bei all dieser Not tröstete sich jedermann mit der Hoffnung, das alles werde bald vorübergehn, der Friede wiederkehren, und die Missionsarbeiten wieder aufgenommen werden. Auch die Deputation teilte diese Hoffnung und hatte sie gleich in dem ersten ausführlichen Trostschreiben ausgesprochen, welches sie an die übriggebliebenen Brüder richtete (vgl. Bericht 1859, August S. 272). Wir wollen nur den Schluß desselben hier einrücken: — Wir brauchen es Euch kaum zu sagen, welche Wehmut und Trauer die Schreckensnachrichten im weitesten Kreise verbreitet haben. Man hat's erkannt und gefühlt, daß die Not, die über

Euch gekommen, auch für die ganze Heimatgemeinde ein gewaltiger Mahn- und Weheruf ist; eine ernste Stimme Gottes, die nicht ohne Segensfrucht verhallen wird. Uns und viele hat sie auf die Kniee geworfen vor dem Herrn, und tausende von viel brünstigeren Gebeten, denn je zuvor, steigen jetzt für Euch und Eure Arbeit zum Gnadenthron auf. Ist nicht das schon eine tröstliche und köstliche Frucht des Todes unsrer Geschwister und der Leiden die über Euch gekommen sind? Darum seid getrost und unverzagt, alle die Ihr des Herrn harret, denn wir werden ihm noch danken, daß er unsres Angesichts Hilfe und unser Gott ist. — Möge der Herr geben, daß der Aufstand bald siegreich und völlig niedergeworfen werde. Wir werden bedacht sein, sobald es die Umstände irgend erlauben, in die Lücken der Erschlagenen neue Streiter zu stellen. Mit verstärkter Kraft soll, so Gott will, das Evangelisations-Werk in den nächsten Jahren auf Borneo von uns getrieben werden. Wir haben Anweisung auf Batavia gegeben, daß Euch die nötigen Mittel, deren Ihr zur vorläufigen Ergänzung der äußeren Verluste bedürft, baldigst verabfolgt werden. Eine Sendung von Wäsche, Kleidungsstücken u. s. w. wird in diesen Tagen nach Rotterdam abgehen. Der Herr wird Herzen erwecken, die auch unsern äußern Verlusten und dem Mangel, der Euch gegenwärtig drücket, abzuhelfen willig sind. Er wird durchhelfen nach Leib und Seele: Er wird schaffen, daß es auch von Euch heißen darf: als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich."

Diese Hoffnungen einer baldigen Wiederaufnahme der Arbeit, sollten nicht in Erfüllung gehn. Von den jungen Männern, welche sich damals im ersten Eifer meldeten, um sich an die Stelle der Ermordeten senden zu lassen, ist keiner nach Borneo gekommen. Von den kleinen Kreisen und Vereinen, welche sich zu besonderer Fürbitte für Borneo verbanden, sind wohl die meisten erlahmt und müde geworden, als sich von Jahr zu Jahr, sieben Jahre lang, keine Aenderung zeigen wollte, und jeder Hoffnungsstern schnell wieder erlosch. Immer gab es noch hier und da glaubensmutige Beter und Beterinnen, die sich durch keinerlei neue Enttäuschungen, auch nicht durch völligen Anschein der Unmöglichkeit, entmutigen ließen, und schließlich in der That den Sieg davon getragen haben. Aber ihre Zahl wurde immer kleiner, auch in Barmen, auch unter den Vorstehern der Mission. Als es sich immer bestimmter herausstellte, daß nicht bloß der Krieg gegen die Rebellen den Wiederbeginn der Missionsarbeit verhindere, sondern daß es der Wille der holländischen Kolonialbeamten sei, der ganzen Mission auf Borneo ein Ende zu machen, die noch übrigen Häuser und Grundstücke der Mission zu entziehn und keine weitere Missionsarbeit unter den Dajacken zu erlauben, da gewöhnte man sich allmählich an den Gedanken, daß es doch vielleicht mit der Borneesischen Mission nach Gottes Willen vorbei sein sollte, wenn nicht auf immer, so doch auf lange Zeit, und daß die hier gesparten Kräfte fortan auf einem andern Felde zu verwenden seien. Schon waren die Missionare Denninger und Beyer mit ihren Fa-

milien nach Java übergesiedelt, um sich dort neue Arbeit zu suchen, und es lag somit der Gedanke nahe, diesem Fingerzeig zu folgen, und auf Java eine rheinische Mission zu errichten. Andre Stimmen wiesen nach Timor, nach Rotti, nach Bali. Die Entscheidung brachte eine Reise des Inspektors nach Holland im Oktober des Jahres 1859. Als er dort über verschiedene Sunda-Inseln nähere Erkundigungen einzog, wurde seine Aufmerksamkeit gefesselt durch eine Schrift in der Battasprache und er erfuhr zu seinem Erstaunen, daß obwohl unter den Batta auf Sumatra noch niemals ein Missionar sich bleibend niedergelassen, gleichwohl ein Teil der heiligen Schrift schon in ihre Sprache übersetzt sei, und zwar durch einen Gelehrten, der von der holländischen Bibelgesellschaft nach Indien geschickt, sich sieben Jahre als Sprachforscher auf Sumatra aufgehalten, und nun in Holland einige Sprachproben veröffentlicht habe. Eine weitere Unterredung mit diesem gelehrten Bibelübersetzer, Herrn van der Tuuk, verstärkte den Eindruck, daß Sumatra ein für die Mission geöffnetes Feld sei, daß die Batta auf die Predigt des Evangeliums warteten, und daß grade deutsche Missionare weit leichter dort Zugang finden würden als englische oder amerikanische. (Vgl. Berichte 1861 Nr. 1.) Da auch alle sonstigen Erkundigungen neue Ermutigungen brachten, so erteilte die Deputation zweien Missionaren, die in Borneo müßig standen, den Auftrag, eine Untersuchungsreise nach Sumatra zu machen, und namentlich die Verhältnisse des Battalandes genau zu erforschen.

Der eine dieser beiden Kundschafter sollte Missionar Beyer sein, der schon seit Herbst 1859 in Java weilte, allein er konnte den Auftrag nicht erfüllen, sondern kam nach Deutschland zurück, weil seine leidende Gesundheit ihm den längeren Aufenthalt in Indien unmöglich machte. Somit mußte Missionar Van Hoefen allein die Entdeckungsreise machen. Im Frühjahr 1860 machte er sich von Bandjermasin auf, und fuhr über Batavia nach Padang, der Hauptstadt des westlichen Sumatra. Von da fuhr er weiter an der Westküste entlang nordwärts nach der Bai von Tapanuli, dem Hafen für die Battaländer, sowohl die südlicheren, welche schon den Holländern unterworfen, als die nördlichen, welche noch unabhängig waren. Er reiste sodann von der Küste ins Innere des Landes, nach Sipirok, dem Mittelpunkt der holländischen Besitzungen im Battaland. Land und Volk fand er äußerst ansprechend, eine höchst anmutige und gesunde Gegend, ein fruchtbares Land, eine fleißige und gewerbthätige Bevölkerung, ein intelligentes und thatkräftiges Geschlecht, sittlich noch bei weitem nicht so tief gesunken wie die Dajacken, mit denen sie sonst manche Aehnlichkeit haben. In Sipirok fand er auch schon einige holländische Missionare, die von dem thätigen Ds. Witteveen in Ermelo ausgesandt waren. Sie hatten zwar einige Getaufte, aber eigentlich noch keine Gemeinden, da sie um ihren Unterhalt zu gewinnen, sich zum Teil in die Dienste der Regierung hatten begeben und holländische Beamten werden müssen. Mit diesen Männern, meinte Van Höfen, und mit ihrem Haupte, dem ehrwürdigen Witteveen, werde sich die Rheinische Missionsgesellschaft leicht verständigen können, die

Rheinischen Missionare würden an ihnen kundige Führer und Förderer haben, besonders bei Erlernung der Battasprache, die der eine holländische Missionar (van Asselt) fließend sprach. Jedenfalls müsse die Rheinische Gesellschaft, was sie etwa für Sumatra zu thun gedenke, bald thun, denn eine andere Mission sei dort bereits im Werke, die mohammedanische. Schon habe der Islam in den letzten Jahrzehnten sehr bedeutende Eroberungen gemacht auf der Insel, und wenn keine Gegenwirkung erfolge, so lasse sich die Ueberflutung sämtlicher Battaländer durch denselben in verhältnismäßig kurzer Zeit vorhersehen. Daß die holländische Regierung gegen Aufrichtung einer rheinischen Mission unter den Batta nichts einwenden würde, davon meinte sich Van Höfen bei seiner Rückkehr von Sipirok nach Padang, und von dort zurück nach Batavia und Bandjermasin hinreichend überzeugt zu haben.

Auf diese Berichte hin, und da der Aufstand auf Borneo eben wieder in erneuter Stärke aufflammte, beschloß die Deputation in Gottes Namen den Schritt zu wagen, und eine Mission auf Sumatra zu beginnen. Am 26. Oktober 1860 wurde im Missionshause eine Generalversammlung gehalten, in welcher den zahlreichen Freunden und Abgeordneten der Hilfsvereine die ganze Sachlage vorgelegt, und ihre Genehmigung zu dem neuen Unternehmen eingeholt wurde. Nur über zwei Punkte war man noch nicht ganz klar, nämlich ob die holländische Regierung die Erlaubnis zur Niederlassung in diesen Gebieten geben, und wie sich die Vereinbarung mit den bereits vorhandenen holländischen Missionaren, resp. mit dem Ds. Witteveen gestalten werde. Diese beiden Punkte wurden durch eine neue Reise des Inspektors nach Holland im November desselben Jahres zur Zufriedenheit bereinigt. Die Regierung gab ihre Einwilligung; Witteveen kam selbst nach Barmen und verständigte sich mit der Deputation in einer besondern Sitzung vom 14. Febr. 1861. Er trat seine Batta-Mission und die Missionare selbst an die Rheinische Missionsgesellschaft ab, und stellte es der Deputation anheim, mit den einzelnen holländischen Brüdern draußen sich in Verbindung zu setzen. Die Verhandlungen mit den letztern hatten das Resultat, daß zwei derselben förmlich in den Dienst der Rheinischen Gesellschaft übertraten, während die übrigen die gemachten Anerbietungen ausschlugen und selbständig bleiben wollten.

Da die Generalversammlung ihre Zustimmung gegeben, daß außer den disponibeln bornesischen Missionaren auch ein junger Missionar von hier gesandt werden sollte, um den ersten Versuch auf Sumatra zu machen, so reiste noch im Spätherbst 1860 der Zögling Heine aus dem Missionshause nach Sumatra ab. Es war das die erste Sendung eines Missionars von Barmen nach Sumatra, und erregte als solche eine besondere Teilnahme. Heine nahm seinen Weg zunächst nach Batavia, wo er mit seinen Begleitern zusammentreffen und mit Missionar Denninger (da Beyer inzwischen seine Rückreise nach Europa angetreten hatte), und Klammer die Reise nach Sumatra fortsetzen sollte. Für letzteren brachte er eine Braut mit, dieselbe Braut aus Wesel, die den Verlobten bereits als ermordet betrauert,

und dann doch wieder Mut gefaßt und die Todesnachricht für unwahrscheinlich erklärt hatte (S. 85). Klammer stand denn auch wirklich lebendig und frisch auf Batavia bereit, und wenig Wochen nach der Ankunft der Braut wurde die Hochzeit gefeiert. Der liebe Klammer war inzwischen noch einmal wieder in Todesgefahr gewesen. Er hatte bei einer Expedition der holländischen Truppen in das von ihm vormals besetzte Gebiet von Patei als Führer und Dolmetscher mitgehen müssen, und war bei einem Gefecht verwundet worden. Aber die Wunde war nun längst geheilt und vergessen, und mit Freuden schiffte er sich mit seiner jungen Frau und Missionar Heine ein, um als die ersten rheinischen Missionare die Arbeit auf Sumatra zu beginnen. Missionar Denninger, dessen Frau seit vielen Jahren schwer leidend und bettlägerig war, konnte die beiden raschen Brüder nicht begleiten, sondern folgte erst später mit seiner kranken Frau, und ging auch nicht mit ihr ins Battaland, sondern blieb vorläufig in Padang (1861—65) bis er später nach Nias übersiedelte. Dem Missionar Heine folgten in den nächsten Jahren die beiden Schleswiger Nommensen und Johannsen, die sich beide in Silindong niederließen, letzterer im Jahre 1865. Mit ihm zugleich war in Barmen ordiniert und abgeordnet Kandidat August Schreiber aus Bielefeld, der aber erst im folgenden Mai 1866 mit seiner jungen Frau nach Sumatra nachfolgte. Schreiber hatte, nachdem er seine theologischen Studien und seine Examina vollendet, sich längere Zeit in Schottland und England aufgehalten, hatte dort auch einen medizinischen Kursus absolviert, und sich dann der Rheinischen Missionsgesellschaft zur Verfügung gestellt. Anfangs war die Absicht, ihn zu seinem älteren Freunde Hugo Hahn nach Damraland zu senden, als Leiter eines Nationalgehilfen-Instituts in Otjimbingue. Aber die Nachrichten aus Damraland lauteten damals so entmutigend, daß an die Errichtung eines solchen Instituts noch für lange Zeit nicht zu denken war. Darum wollte man ihm vorläufig eine Stellung am Stellenboscher Gymnasium zu verschaffen suchen, bis günstigere Nachrichten von Damraland kämen (S. 77). Aber auch mit Stellenbosch gab es nichts; dagegen wurde das Bedürfnis in Sumatra so dringend, daß die Deputation ihn vielmehr dahin zu senden beschloß. Er sollte dort nicht bloß die gewöhnliche Missionsarbeit thun, sondern die neue für unsere Batta-Missionare festgesetzte Konferenzordnung ins Leben führen, und sollte als Konferenzpräses dieselbe Stellung einnehmen, wie Krönlein im Namaland, Hahn im Damraland und Zimmer in Borneo. Obwohl die erste Einführung solcher neuer Ordnungen mancherlei Schwierigkeiten mit sich zu bringen pflegte, so erwiesen sie sich doch als notwendig und segensreich.

Kolonisten im Damraland.

Verbindung mit den Finnländern.

Missionar Hahn war im Jahr 1860 zum zweitenmal aus dem Damraland in die Heimat zurückgekommen. Er sprach es damals gleich auf das Bestimmteste aus, daß durch bloße Predigt

des Evangeliums ein rohes Nomadenvolk nicht wohl zu einer sittlichen Umwandlung gebracht werden könne, daß zugleich auch andere mehr äußerliche Mittel angewandt werden müßten. Es dauerte lange, bis man diesem Gedanken eine besondere Beachtung schenkte. Zunächst war die Deputation überhaupt in Zweifel, ob die Damra-Mission wieder aufzunehmen sei, und ob Hahn wieder in dies Arbeitsfeld hinausgesendet werden solle. Er hatte vor der Hand in Gütersloh eine Beschäftigung, die ihn für längere Zeit in Anspruch nahm, nämlich die Abfassung eines Lesebuchs für die Damra-Missionare, sowie die Uebersetzung der Alt-Testamentlichen Geschichten und des Katechismus in die Hererosprache. Um in der beständigen Uebung des Sprechens zu bleiben, hatte Hahn eine getaufte Negerin mitgebracht, Johanna Rahendeke, welche nach Vollendung der sprachlichen Arbeiten Ende 1861 wieder nach Afrika zurückkehrte. Außerdem war er vielfach abwesend auf Reisen in Holland, England, Rußland, und besuchte die vielen Missionsfeste im nordwestlichen Deutschland. Der Herr legte auf seine Predigten und Ansprachen so vielfachen Segen, daß längere Zeit davon die Rede war, ihn förmlich als Reiseprediger anzustellen und also in Europa zurückzuhalten. Das war aber keineswegs Missionar Hahns Wunsch. Unter Zustimmung seiner Freunde im Ravensbergischen stellte er vielmehr bei der Deputation den Antrag, daß die Mission im Damraland wieder aufgenommen, und durch Sendung von Kolonisten verstärkt werden möge. Die Deputation antwortete, sie sei sehr bereit die Damra-Mission wieder aufzunehmen, falls ihr durch weitere Winke des Herrn die Wege dazu gewiesen würden. Was aber das Kolonisationsprojekt betreffe, so müsse sie jedenfalls erst die Urteile der erfahrenen älteren Brüder an den Grenzbezirken des Damralandes abwarten, ehe sie sich auf diesen Punkt weiter einlassen könne. Da inzwischen ziemlich günstige Nachrichten aus dem Damralande einliefen, und auch Missionar Kleinschmidt um Sendung von Missionaren für die Herero bat, so wurde noch im Herbst 1862 ein neuer Missionar dorthin gesandt, H. Brincker, der einen Versuch machen und Erfahrungen sammeln sollte, ob die Zeit zum Wiedereintritt in die volle Arbeit im Damraland bereits gekommen sei. Ueber Hahns eigene Wiederaussendung konnte damals um so weniger Beschluß gefaßt werden, da Hahn gerade aus seiner russischen Heimat verschiedene Aufforderungen bekommen hatte, in ein Pfarramt einzutreten, und die Deputation in diese Verhandlungen nicht störend eingreifen wollte.

Allein Hahn entschied sich auf das Bestimmteste, kein Pfarramt annehmen, sondern im Dienst der Rheinischen Missions-Gesellschaft bleiben zu wollen, und somit trat im Lauf des Jahres 1863 an die Deputation und die Generalversammlung die Frage heran, ob sie den Plänen des Missionar Hahn zustimmen, und die Aussendung von Kolonisten ins Damraland genehmigen wolle, oder nicht. Hahn erörterte, daß die Sendung eines Schmiedes, Wagenmachers und verschiedener Bauhandwerker ein unabweisliches Bedürfnis sei, nicht bloß für die Missionare selbst, die fast ausschließlich auf das was-

ihre eigenen Hände machen könnten, angewiesen seien, sondern auch für die Schwarzen. Bisher habe ihnen der Anblick und das Vorbild christlichen Familien- und Gemeindelebens gefehlt, jetzt sollte in ihrer Mitte eine kleine Gemeinde, bestehend aus vier oder fünf weißen Familien, sich niederlassen. Bisher hätten sie noch niemals einen Begriff von christlicher Thätigkeit und Arbeitskraft gewinnen können, noch weniger einen Anlaß und Aufforderung aus ihrem eigenen Schlendrian und Nichtsthun herauszutreten und ihre Hände zur Arbeit zu rühren; von nun an würden sie in den Werkstätten christlicher Handwerker eingeübt, bald selbst tüchtige Arbeiter werden. Die Kosten des ganzen Unternehmens seien nicht sehr bedeutend und würden durch den zu erwartenden Gewinn, auch in finanzieller Hinsicht, reichlich aufgewogen. Briefe, welche aus Afrika kamen, namentlich von dem alten und erfahrenen Bruder Kleinschmidt, schienen diese Ausführungen zu bestätigen. In der Baseler Mission, wo man sich erkundigt hatte, schienen die sogenannten Industriebrüder von wesentlichem Nutzen zu sein. Auf die Brüdergemeinde und auf die Hermannsburger Missions-Kolonie in Süd-Afrika konnte man sich gleicherweise berufen; und so gab denn auch die General-Versammlung die am 25. Juni 1863 im Missionshaus tagte, ihre Zustimmung. Missionar Hahn war selbst zugegen, schilderte aus eigener Erfahrung die Not in welcher sich die Missionare befänden, wenn sie alles mit eigenen Händen thun und also den besten Teil ihrer Zeit auf äußere Arbeit verwenden oder auch fremde, ungläubige, weiße Arbeiter auf ihren Platz ziehen müßten, zum größten Schaden der Getauften aus den Heiden. Trotz dieser Ausführungen blieben zwar noch manche Bedenken zurück, aber man wollte Hahn nicht ohne die Mittel lassen, die nach seinem Dafürhalten unerläßlich waren.

Ein Kolonist hatte sich schon gefunden, ein Schmied Hälbich aus Schlesien, welcher den sämtlichen Mitgliedern des Vorstandes sogleich als wohl geeignet erschien; wegen eines Wagenmachers Tamm aus Thüringen hatte man noch allerlei Bedenken, mehrere andere, die sich gemeldet hatten, wurden sogleich abgewiesen. Schließlich blieb es denn auch vorerst bei den beiden Genannten. Tamm und Hälbich gingen im Herbst 1863 als die ersten Kolonisten nach Damraland. Später wurden noch ein Schmied, ein Wagenmacher und ein Oekonom gesandt. Die Versuche für die Aussendung und den ersten Unterhalt dieser Männer hier einen besonderen Fonds zu gründen, dessen Auslagen durch den Ertrag ihrer Arbeit im Damraland allmählich wieder gedeckt werden könnten, schlugen fehl. Man mußte die Kosten der Aussendung aus der Missionskasse herschießen und that es in der Annahme, daß es eben nur Vorschüsse wären. Nur beliefen sich diese Kosten oder Vorschüsse doch sofort ziemlich hoch. Die Handwerker mußten vollständig mit allem Handwerkszeug ausgerüstet werden, sie mußten Rohmaterial einkaufen, sie mußten sich im Damraland Werkstätten erbauen mit allem Zubehör, sie konnten auf die Länge nicht ohne weibliche Hilfe bleiben, und einer, Hälbich, nahm sogleich seine Braut von hier mit. Das gab

also eine sehr große Aussendung im Herbst 1863. Zuerst Missionar Hahn mit Frau, dann die genannten Kolonisten (drei Personen) dann ein Missionszögling, Böhm; ferner zwei Töchter des Missionar Kleinschmidt, deren Erziehung hier vollendet war, zwei Bräute unserer Missionare Schröder und Wegel, endlich ein Mulattenmädchen, welches in ihre Heimat nach dem Kap zurückkehren sollte. Im ganzen also elf Personen. Die Mulattin ging freilich unsere Gesellschaft nichts an; sie war nur unter Hahns Schutz gestellt, und das Reisegeld wurde für sie zurückerstattet.

Am 8. Oktober 1863 ging das Schiff „Emma" von Bremerhafen mit unseren Reisenden bei sehr günstigem Wind und Wetter unter Segel (eine ausführliche Beschreibung der Abordnung s. Berichte 1863, Nr. 11, über die durch diese Aussendung entstandene Schuldenlast ebendaselbst, Nr. 12), landete am 17. Dezember in Kapstadt, setzte dort die Mulattin und Wegels Braut ab, nahm dafür die Tochter des Missionar Knab von Stellenbosch als Braut für den Missionar Brincker und vier getaufte Damramädchen auf, welche Hahn bei seiner Heimreise am Kap zurückgelassen hatte, und segelte weiter nach Walfischbai, wo es den 9. Januar 1864 ankam. Die Reisenden fanden dort den Bruder Brincker, der ein halbes Jahr vor ihnen ins Land gekommen war, und kamen mit seiner und des Agenten Eggert Hilfe wohlbehalten nach Otjimbingue, wo unser getreuer Nama-Missionar Kleinschmidt sie erwartete.

Im ersten Augenblick machten wirklich die weißen Kolonisten die mit Hahn kamen und die Gewerbe die sie trieben, einen großen Eindruck auf die Schwarzen, aber die Plünderungszüge der Nama unter Jan Jonker und seinen Gesellen hörten darum nicht auf, und machten fortwährend das ganze Land unsicher. Gleichwohl wagte es Missionar Hahn im Mai 1866 die Entdeckungsreise zu den Ovambo zu erneuern, die im Jahre 1858, als er mit Missionar Rath reiste, einen so traurigen Ausgang genommen hatte (S. 64). Seit jener Zeit hatte ein anderer Negerkönig die Herrschaft über die Ovambo geführt, der König Tsikongo, und mehrere europäische Handelsleute und Jäger hatten ihren Weg bis zu ihm hin gefunden, und noch über ihn hinaus, bis an die südlichen Ufer des Kunene. Durch diese weißen Männer, mehr noch durch die eignen Unterthanen, welche ihre Handelsreisen zum Teil bis nach Otjimbingue ausdehnten, hatte Tsikongo und andere benachbarte Negerfürsten Kunde bekommen von der Umwandlung, welche unter der Leitung Hahns „des großen Zauberers" im Damraland erfolgt sei: und sie hatten deshalb Botschaft an Hahn gesandt, er möge auch zu ihnen kommen, und ihrem Volk dieselben wunderbaren Sachen lehren wie den Herero. Als nun Hahn wirklich zu ihnen kam, nach einer langen mühseligen 6wöchigen Reise, fand er, daß diese Negerstämme schon eine Menge Dinge kannten und übten, die den Damra noch fremd geblieben waren, daß sie ein geordnetes Staatswesen, etwas Industrie und Landbau, feste und bequeme Wohnungen und überhaupt ein reicheres und behaglicheres Dasein hatten, als die nomadischen Damra. Aber freilich Lesen und Schreiben

konnten sie nicht, und ihre Religionsbegriffe waren so finster und jammervoll wie möglich. Sie empfingen Hahn sehr gut, und er konnte seine Reise bis zum Kunene ausdehnen. Tjipandeka, der Häuptling der Ovakuenjama wollte ihn gar nicht wieder fortlassen, und bot ihm sein neugebautes Haus zur Wohnung an, Tjikongo, der Ovambohäuptling gab ihm zwei seiner Söhne mit, damit sie auf Otjimbingue von ihm erzogen würden. Beiden hatte er versprochen, daß er Missionare ins Land schicken wolle, Lehrer und Handwerker, und auch von den übrigen Häuptlingen hatte er sich die Zusicherung geben lassen, daß sie seine Boten gut aufnehmen würden.

Somit schien ein außerordentlich großes und einladendes Feld für die Negermission geöffnet, ein so großes, daß Hahn zweifelte, ob unsere Rheinische Mission dasselbe werde besetzen können, wenigstens in der Weise, wie es nach seiner Meinung allein mit günstigem Erfolg geschehen konnte, in Verbindung mit Kolonisation. Da nun um dieselbe Zeit sich sein alter Freund, Probst Sirelius, der Direktor der Finnischen Missions-Gesellschaft mit einer Anfrage an ihn wandte, so lud er diesen und seine Gesellschaft ein, ihre ersten Zöglinge, die 1868 ausgesandt werden sollten, in Verbindung mit rheinischen Missionaren nach dem Ovamboland zu senden, dort sei Raum genug für beide Gesellschaften. Zugleich sandte er einen ausführlichen Plan, wie die Ovambo-Mission einzurichten sei, wobei natürlich die Kolonisation nicht fehlen dürfte, und setzte alle Vorzüge eines solchen Unternehmens auseinander. Er wußte, daß seine finnischen Freunde damals über ziemlich bedeutende Kapitalien zu verfügen hatten.

Die Folge war, daß die Finnische Missions-Gesellschaft eine Anfrage an die Rheinische Missions-Gesellschaft richtete, ob ihr die Mitarbeit finnischer Missionare unter den Ovambo genehm sei. Die Deputation gab gern ihre Zustimmung und erbot sich in der entgegenkommendsten Weise die ersten finnischen Missionare auf etliche Monate gastlich ins Barmer Missionshaus aufzunehmen, um sie mit allen Einzelheiten der neuen Mission bekannt zu machen, und ihnen zur Erlangung von etwa noch mangelnden Vorkenntnissen Gelegenheit zu verschaffen. Die finnische Gesellschaft teilte darauf mit, daß sie im Sommer 1868 etwa sechs ordinierte Missionare und einige Handwerker nach Barmen zu senden gedenke, die mit den hiesigen Missionaren nach dem Damaraland abgehn, sich etwa ein Jahr zur Erlernung der Sprache in Otjimbingue aufhalten und dann, wo möglich in Begleitung von Hahn nach dem Ovamboland vorrücken sollten. Der Probst Sirelius war selber zur Festwoche des Jahres 1867 ins Wupperthal gekommen, und hatte über die Verbindung beider Gesellschaften mit der Deputation verhandelt, hatte auch wegen eines Missionsschiffes allerlei Verabredungen getroffen, welches von den beiden Gesellschaften gemeinschaftlich angeschafft werden sollte. Als man jedoch hernach der Sache näher trat, erwies sich der Besitz eines eigenen Missionsschiffes so wenig vorteilhaft und mit so viel Schwierigkeiten verbunden, daß der Gedanke vorerst wieder aufgegeben wurde.

Während nun im Laufe des Jahres 1867 die günstigsten Berichte aus dem Damraland hierher gekommen waren, so daß eine bedeutende Vermehrung der Prediger und Kolonisten, Beihilfe zum Bau von Kirchen und Schulen, zur Erweiterung der Katechetenschule, zur Besoldung eingeborener Gehilfen in Aussicht genommen, und die Verbindung mit den Finnländern beschlossen ward, kam plötzlich die niederschlagende Nachricht, daß alles bisher Gewonnene wieder in Frage gestellt sei. Die Fehden zwischen den gelben und schwarzen Stämmen seien heftiger als jemals ausgebrochen, Otjimbingue sei infolge eines Angriffs fast von allen Einwohnern verlassen und die Missionare erwarteten täglich einen neuen Ueberfall.

Unter solchen Umständen konnte freilich von Absendung einer neuen Expedition nach dem Damraland nicht wohl die Rede sein. Nach der Abschätzung des Bruder Hahn belief sich der Verlust, den die Gesellschaft beim Ueberfall von Otjimbingue erlitten, wohl auf 300 Pf. Sterl., eine Hoffnung auf baldige Wiederherstellung des Friedens war nicht vorhanden. Alle Wirksamkeit schien den Missionaren abgeschnitten, und sie dachten daran, das Land zu verlassen, wenn es nur möglich gewesen wäre. Mit diesen Unglücksnachrichten wurde der Probst Sirelius empfangen, als er am 30. Juni 1868 mit sieben jungen finnischen Brüdern ins Missionshaus nach Barmen kam. Da war die Not und Verlegenheit groß: niemand wußte, was jetzt zu thun sei. Vier Wochen blieb der Probst selber hier, und die Zeit verging unter vielfachen Beratungen, die von immer neuen Schreckensnachrichten aus Afrika unterbrochen wurden. Jede Aussicht schien abgeschnitten, und der Probst reiste nach vier Wochen mit der ernstlichen Erwägung nach Helsingfors zurück, ob er nicht seiner Gesellschaft raten sollte, völlig von Afrika, wenigstens von Damraland abzusehen, und etwa auf einer Inselgruppe des Indischen Ozeans ihre Mission zu beginnen.

Inzwischen blieben die finnischen Brüder im Missionshause, lernten englisch und holländisch, nahmen auch an einigen anderen Unterrichtsgegenständen Anteil, so weit es die mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache zuließ. Als dann zu Anfang Oktober der Probst Sirelius von Helsingfors wiederkehrte, fand er die Sachlage eigentlich wenig geändert. Aber nachdem er sich mit seinem finnischen Komitee beraten, erklärte er, längeres Warten sei nicht möglich; die jungen Männer, die nun schon seit vier Monaten im Missionshause gewartet hätten, müßten notwendig weiter ziehen, wenigstens nach dem Kapland. Bis sie dorthin kämen, könnten sich im Damraland die Dinge schon geändert haben, und im schlimmsten Falle könnten sie auch vom Kap aus noch nach jedem anderen Missionsgebiet dirigiert werden. Da nun unter allen Umständen für die finnischen Missionare die Schiffspassage bestellt werden sollte, so konnten auch die rheinischen Zöglinge die fürs Damraland bestimmt waren nicht wohl zurückgehalten werden, und so sahen wir sie denn am 20. Oktober im Missionshaus feierlich Abschied nehmen, und am folgenden Morgen — eine Reisegesellschaft von 18 Personen — ihre Reise nach England antreten, um dort

das Schiff nach Kapstadt zu besteigen. Nach schweren Stürmen, die sie im Kanal zu bestehen gehabt, kamen sie am 27. Dezember 1868 wohlbehalten in Kapstadt an, und erfuhren dort zu ihrer Ueberraschung und Freude, daß die Lage der Dinge im Damralande sich wesentlich gebessert, und daß ihrer Weiterreise nach Walfischbai nichts im Wege stände. Am 14. Februar 1869 stiegen also in Walfischbai ans Land die finnischen Missionare Björklund, Jurvelin, Malmström, Weikolin, Kurvinen, Rautanen, Tolonen, mit den Kolonisten Heinonen, Juntanen, Piirainen; ferner die rheinischen Missionare Irle, Diehl und der Kolonist Georg Knab, Sohn unseres emiritierten Missionars Knab in Stellenbosch, endlich noch die Bräute des Missionars Viehe auf Otjimbingue und des Kolonisten Redecker daselbst und zwei Missionarstöchter Kitty Kleinschmidt und Margarita Hahn.

Während die Brüder im Damraland Dankfeste feierten für die glückliche Ankunft, und des fröhlichen Wiedersehens, der willkommenen Hilfe, der vermehrten Gemeinschaft sich freuten, war man in Barmen und auch wohl in Helsingfors noch längere Zeit in Unruhe, welche Aufnahme wohl die neuen Sendboten im Damraland gefunden hätten. Da Missionar Hahn in seinen Briefen immer wiederholt hatte, daß alles von einer Demonstration der englischen Regierung an der Walfischbai abhänge, möchte sie nun bestehen in der Stationierung eines Kriegsschiffes, oder der Errichtung eines Blockhauses mit einer kleinen Besatzung, oder auch nur im Aufziehn der englischen Flagge an der Bai, so hatte die Rheinische Gesellschaft beschlossen, sich nicht bloß mit einer Eingabe an die englische Regierung zu wenden, sondern auch die Intervention des Königs von Preußen anzurufen, damit auf diplomatischem Wege die englische Regierung zum Schutz der deutschen Bewohner des Damralandes aufgefordert würde. Mit seiner gewohnten Freundlichkeit nahm Se. Majestät der König Wilhelm dies Gesuch entgegen, und versprach in einer Audienz dem Inspektor Dr. Fabri seine sofortige Fürsprache und versicherte ihn des lebhaftesten Interesses an dem Missionswerk. Auch das Bundeskanzleramt erwies sich sehr bereitwillig auf die Sache einzugehen, aber — von einem Erfolg dieser Bemühungen trat nichts zutage. Auch nach Empfang der desfallsigen Depeschen aus England beschränkte sich der englische Gouverneur am Kap auf einige Drohbriefe an die Räuberhäuptlinge im Damraland, was er übrigens schon früher gethan hatte, und auf Sendung eines Kommissars in das angrenzende Groß-Namaland, um die dortigen Häuptlinge zur Friedensvermittelung zu bewegen, eine Aufforderung deren Erfolglosigkeit sich voraussehen ließ. Noch einmal, etwa ein Jahr später, nahm die Deputation Veranlassung sich an die königlichen Behörden in Berlin zu wenden, da aus Afrika gemeldet war, daß eine große Anzahl Transvaal-Boers im Begriffe seien, sich im Damraland niederzulassen; es hieß sogar, daß der Präsident der Transvaal-Republik nach Berlin kommen werde, um die Protektion des Königs von Preußen zu erbitten. Hinsichtlich der äußeren Sicherung unserer Mission in Damraland meinte man damals könne kaum etwas Erwünschteres geschehen als die Errichtung

einer preußischen Marinestation an der Walfischbai. Ob freilich dadurch die Missionsarbeit unter den Schwarzen gefördert werden würde, dünkte schon damals den Missionsleuten sehr zweifelhaft. Zunächst hielt es übrigens die Deputation für das Richtige, die neue Entwickelung der Dinge im Damraland, den Beginn der Mission in Ovamboland (der im Mai oder Juni 1870 erfolgte) das Ergebnis der Kolonie und des Handels mit Straußfedern und Elfenbein ruhig abzuwarten, und bei weiterer Entwickelung kaufmännischer Unternehmungen die eigenen Missionare von jeder kommerziellen Verpflichtung vollständig zu entlasten, und diesen ganzen Zweig des missionarischen Betriebs in andere Hände zu legen.

Veränderungen in der Verwaltung und Vermehrung des Personals.

Beim Eintritt des Dr. Fabri als Inspektor der Rheinischen Missions-Gesellschaft (Herbst 1857) bestand der Vorstand oder die Deputation der Gesellschaft aus dem Präses Kommerzienrat Keetman, den Herren Müller und Frickenhaus, Siebel, Klein-Schlatter und Barthels-Feldhoff, lauter älteren Fabrikherren und Kaufleuten aus Barmen und Elberfeld, die zum Teil schon seit Gründung der Gesellschaft oder doch länger als ein Jahrzehnt dem Vorstand angehört hatten. Dazu kamen die Pastoren Krafft, Taube (der 1864 das Wupperthal verließ und als Konsistorialrat nach Bromberg zog), und Past. Banning, der 1866 starb. Noch im Jahr 1858 trat auch Pastor Rinck von Elberfeld ein, und 1865 Pastor Ernst von Barmen, der jedoch schon 1870 als Dekan und Direktor des Herborner Seminars wieder von Barmen schied. Infolge einer Verhandlung mit dem Ravensberger Missionsverein im Jahre 1860 wurde dem letzteren dasselbe Recht zuerkannt, welches statutenmäßig dem Kölner Verein zukam, nämlich einen eigenen Deputierten zu den Sitzungen zu senden. Pastor Volkening, Pastor Huchzermeyer wurden etliche Male gesandt, dann wurde Pastor Siebold der ständige Vertreter. Als später die Märkische Missions-Gesellschaft auf Gewährung des gleichen Rechtes antrug, insofern sie hinsichtlich der Größe und Höhe ihrer Beiträge der Ravensberger Gesellschaft, sowie der Barmer und der Elberfelder Gesellschaft ziemlich gleich käme, ließ sich auch diese Forderung nicht wohl abweisen, und von 1866—1868 sah die Deputation den Pastor Niemann von Mark bei Hamm in ihrer Mitte: als derselbe zu ihrem großen Bedauern bei seiner Berufung zum Konsistorialrat in Münster dies Amt niederlegen mußte, trat Pastor v. Velsen aus Unna, später Pastor Diestelkamp aus Börde an seine Stelle.

Als Mitarbeiter fand der neue Inspektor bei seinem Eintritt nur den Lehrer am Missionsseminar und zweiten Inspektor L. v. Rohden, und den Archivar und Kassenverwalter R. Gemeiner, der auch die Buchführung und die Expedition zu besorgen hatte. Nur die Versendung der Missionsblätter war ihm bereits abgenommen, und unserem emeritierten Miss. Külpmann übergeben, der damals im Missionshaus

wohnte, und diese Arbeit auch bis zu seinem Abgang nach Karlsruhe 1860 (als Geistlicher des Diakonissenhauses) behalten hat. Dann kam die Schriften-Expedition provisorisch in die Hände eines Zöglings, welcher bereits einige Uebung darin hatte, aber schon 1861 mußte ein älterer und erprobter Mann gesucht werden, der die immer mehr sich häufenden Arbeiten des Expeditionszimmers selbständig übernehmen könnte. Man fand diesen Mann in der Person des Herrn Weiswange, früher Militär, der seit Anfang 1862 sämtliche Missionsschriften des Hauses, seit 1863 auch das Barmer-Missionsblatt und Israelsblatt (welche bis dahin von Herrn Könemann besorgt wurden) zur alleinigen Versendung übernahm.

Dringender noch als diese Hilfe bei der Expedition erschien eine Hilfe beim Unterricht, und es ist schon S. 79 erwähnt, wie von 1858 an mehrere Kandidaten nach einander ins Missionshaus berufen und als Lehrer am Missionsseminar und an der Vorschule beschäftigt wurden. Daneben aber trat das auch früher schon oft konstatierte Bedürfnis immer dringender hervor, einen eigenen Reiseprediger anzustellen. Basel pflegte stets vier oder fünf Reiseprediger in Thätigkeit zu halten, und Barmen hatte keinen einzigen. So viel als möglich wurden heimkehrende Missionare als Reiseprediger ausgesandt, sowohl zu den vielen Missionsfesten in den Sommermonaten, als auch zu förmlichen Missionsreisen durch ganze Provinzen, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, um überall das Missionsinteresse zu wecken. So machten z. B. im Jahr 1858 die Missionare Juffernbruch und v. Höfen (letzterer war mit seiner Familie von Borneo herübergekommen um seine älteren Kinder zur Erziehung hierher zu bringen, vgl. S. 73) eine längere Missionsreise in Ost-Preußen, später die Missionare Krone und H. Hahn in Rußland und den Ostsee-Provinzen. Aber die zum Besuch hier weilenden Missionare konnten kaum den unzähligen Einladungen zu Missionsfesten genügen, und nur selten ergab sich eine Gelegenheit zu einer längeren Missionsreise, wie z. B. in Holstein und Schleswig und in manchen andern Gegenden oft dringend gewünscht wurde. Für die größeren Zwischenzeiten namentlich, wo keiner unserer Missionare in Deutschland verweilte, mußte in anderer Weise Rat geschafft werden, und es ergab sich kein andrer Weg, als die Anstellung eines Reisepredigers. Aber wo einen finden? Schon 1858 waren mit einem und dem anderen Manne Unterhandlungen angeknüpft: die am 13. Oktober jenes Jahres gehaltene Generalversammlung hatte die Anstellung eines Reisepredigers auch neben den jeweiligen Besuchen von Missionaren in der Heimat für unaufschieblich erklärt, und fast bei jeder folgenden Generalversammlung kam man auf dieses Votum wieder zurück. Endlich im Jahr 1864 wurde für das in Rede stehende Amt der Pastor Löfflad aus Posen gewonnen, der auch bis 1869 blieb. Er hatte zuletzt als Lazarettgeistlicher den Schleswigschen Feldzug mitgemacht, und war die Strapazen des Reisens und vielen Predigens und Aussprachehaltens gewohnt, fand sich auch überaus schnell in der Geschichte und Statistik der Rheinischen Mission zurecht, und wußte beides in mannigfaltiger Weise zu ver-

werten. Waren die Sommer- und Herbstmonate mit ihrer großen Menge von Missionsfesten vorüber, so machte er im Winter wohl längere Missionsreisen wie z. B. in Ost-Preußen und Ostfriesland, oder hielt einen Zyklus von Vorträgen in größeren Städten, oder arbeitete missionsgeschichtliche Traktate aus oder half bei den sonstigen Drucksachen, die vom Missionshause ausgingen. Allein schon nach den ersten zwei Jahren meinte er zu fühlen, daß diese Art der Thätigkeit zu aufreibend für ihn sei, und daß er wenigstens während der Wintermonate eine längere Ruhezeit oder vielmehr eine anderweitige erfrischende Thätigkeit haben müsse, und da um jene Zeit es gerade an einem Kandidaten oder Hilfslehrer im Missionshause fehlte, bat er sich einigen Anteil an dem Unterricht der Zöglinge aus, und widmete sich denselben mit besonderer Vorliebe. Ueberhaupt interessierte ihn das Missionswerk so sehr, daß er wohl gerne für immer der Mission und der Rheinischen Gesellschaft gedient hätte, wenn nicht in den beiden letzten Jahren eine immer zunehmende Schwäche und Nervenabspannung ihm gezeigt hätte, daß die Anstrengung des unaufhörlichen Reisens und Predigens in den Sommermonaten für ihn zu groß sei. Da er sich auch während des letzten Winters nicht völlig wieder erholen konnte, so sah er selber ein, daß er diesen Posten nicht länger ausfüllen könne, und folgte um Ostern 1869 einem Rufe als Hauptpastor nach Braunsberg in Ost-Preußen. Trotz mannigfacher Versuche konnte seine Stelle erst 1871 wieder besetzt werden, und zwar durch den Dr. Warneck, Pastor im Sächsischen, der am 1. Mai als Mitarbeiter am Missionshause eintrat, und sich ebenfalls schnell in die neuen Verhältnisse einlebte. Als Lehrer, als Schriftsteller war er ganz an seinem Platze, ebenso als Redner und Prediger. Aber schon nach der ersten Sommerkampagne, wo es immer von einem Missionsfeste zum andern ging, mußte er erklären, daß er solche Anstrengungen nicht ertragen könne. Es zeigte sich ein Halsübel, welches auch durch wiederholte Kuren nicht zu beseitigen war, und so geschah es, daß er, so gerne er auch der Mission noch ferner mit allen Kräften gedient hätte, doch bald wieder eine Pfarrstelle suchen mußte und im Jahre 1874 als Pfarrer nach Rothenschirmbach ging, um hinfort noch mehr als bisher mit der Feder für die Mission thätig zu sein.

Noch von einer andern Seite her machte sich das Bedürfnis nach vermehrter Hilfe und einer größeren Anzahl von Mitarbeitern geltend. Die Kollektenvereine und Pfennigsammlungen wurden eingerichtet, (1859) verbreiteten sich schnell über einen großen Teil von Rheinland und Westfalen nicht bloß, sondern auch in entferntere Bezirke, wie z. B. in Lübeck, Königsberg, und wo sonst warme Freunde unserer Mission beisammen wohnen. Aber diese Sammlungen und Vereine mußten gepflegt werden, es mußte etwas für sie geschehen, ein organisatorisches Talent war nötig, um die vielen Spezialfälle zu ordnen, und an Ort und Stelle etwaige Schwierigkeiten hinwegzuräumen. Ueberhaupt war in allen finanziellen Fragen eine befähigte Persönlichkeit erwünscht und bei dem immer verstärkten Verkehr mit den sich mehrenden Stationen die Etablierung eines förmlichen Kontors im Missionshause

nötig. Man mußte sich nach einem Manne umsehen, dem man die gesamten kaufmännischen Angelegenheiten des Missionshauses in die Hände geben konnte. Das Jahr 1860 und 1861 ging hin, ehe man den geeigneten Mann für diesen Posten fand. Endlich gegen Ende des letztgenannten Jahres konnte man den Herrn F. Kämpfer von Barmen als Geschäftsführer engagieren und mit dem Beginn des Jahres 1862 trat derselbe sein Amt im Missionshause an. Zunächst freilich fand er alles noch sehr provisorisch und unfertig, und von einem Büreau oder Kontor konnte eigentlich noch nicht geredet werden. Bis der neue Flügel des Missionshauses fertig war, mußten alle Arbeiten in dem Sitzungszimmer der Deputation geschehen, und ein paar der einfachsten Stehpulte und Schränke mußten für alle Bedürfnisse ausreichen. Nachdem am 5. November 1862 der neue Flügel eingeweiht war (vgl. S. 81), gewann natürlich auch das Kontor eine vorteilhaftere und seinem Namen entsprechende Erscheinung. Es war zu ebener Erde eingerichtet in Verbindung mit dem Expeditionszimmer und mit dem Archiv, und mit Räumen zur Aufbewahrung und Verpackung der vielen Waren, die jährlich zu unsern Stationen nach Afrika und Asien gesandt werden. Für diese Versendungen, die sich von Jahr zu Jahr häuften, mußte bald eine besondere Persönlichkeit gesucht werden, und 1866 trat D. Thümena in diese Stelle ein. Später als sich der Geschäftskreis immer mehr erweiterte mußte noch weitere Hilfe gesucht werden.

Die oberste Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten war bisher immer bei der Generalversammlung gewesen. (S. 31.) Zur Generalversammlung mußten sämtliche Vereine und Hilfsgesellschaften eingeladen werden. Jeder Ort oder Verein konnte so viel oder so wenig Deputierte zur Generalversammlung schicken wie er wollte, und alle Erschienenen hatten das Recht mitzustimmen. Selbstredend kamen die meisten Deputierten aus Elberfeld und Barmen. Gewöhnlich bestand die Versammlung aus $^2/_3$ Wupperthalern und $^1/_3$ Fremden. Oft war das Verhältnis noch ungünstiger für die Auswärtigen. Uebelstände wurden dadurch nicht gerade herbeigeführt, so lange die Generalversammlungen den Charakter behielten, den sie in den letzten Dezennien angenommen hatten, nämlich den eines erweiterten Auditoriums von Missionsfreunden, welche die Vorträge des Präses und des Inspektors über die augenblickliche Sachlage entgegennahmen, und darnach auf Befragen zu den getroffenen oder beabsichtigten Maßregeln ihre Zustimmung gaben. Anders aber gestaltete sich die Sache, als mit dem neuen Inspektor die Mission allmählich in neue Bahnen einlenkte, und die Meinungen in betreff dessen was zweckmäßig oder unzweckmäßig sei, nicht immer einhellig blieben. Da sah man sich gern nach einem festen Kreis von urteilsfähigen Freunden um, der nach der einen oder andern Seite den Ausschlag geben könnte. Zum erstenmal war dies der Fall, als die Frage nach den Grenzen der Union und der Konfession in unsrer Gesellschaft zum Austrag gebracht werden sollte. Bei Abhaltung des elften Kirchentags in Barmen 1860 hatte sich eine günstige Gelegenheit ergeben, eine Anzahl anwesender Autoritäten auf dem Gebiet der Mission zu einer Spezialkonferenz zu vereinigen. Am

13. September 1860 waren im Missionshause mit den Herren der Deputation Vertreter der Missions-Gesellschaften versammelt aus Berlin, aus Bremen, aus der Brüdergemeinde, aus Rotterdam, aus Paris, aus dem Kapland. General-Superintendent Hoffmann aus Berlin führte den Vorsitz. Nur zwei Fragen lagen vor, nämlich die nach der Heranziehung und Aussendung von Missionsgehilfen und christlichen Handwerkern, und die nach dem Maß der Geltendmachung konfessioneller Differenzen, welches unter Umständen einzelnen Missionaren zu gestatten sei. In dieser Beziehung sprach sich die Mehrzahl der Versammlung sehr weitherzig für ein möglichst schonendes und nachgiebiges Verfahren aus. Damit war nun freilich die Frage noch nicht erledigt, namentlich mußte noch mit dem Ravensbergischen Missionsverein verhandelt werden, welcher unseren Stationen in Damaraland den lutherischen Charakter für immer gewahrt haben wollte. Zur Konferenz mit den Ravensberger Brüdern, am 25. Oktober 1860 war wiederum eine Anzahl von Freunden zugezogen, bewährte Missionsleute aus den benachbarten Vereinen, und General-Superintendent Wiesmann führte den Vorsitz. Auch diese Konferenz hatte, so bedenklich anfangs die Sachen zu stehen schienen, ein sehr günstiges Resultat. Den Ravensberger Freunden wurde alles gewährt, was mit der unierten Stellung der Missions-Gesellschaft verträglich war, und sie erklärten sich damit befriedigt.

Hiermit war nun der Weg gefunden, wie man in schwierigen Fällen durch eine möglichst allseitige Diskussion in einem größeren Freundeskreise ein erwünschtes Resultat gewinnen könne. Als daher zu Anfang des Jahres 1861 wiederum Bedenken entstanden waren wegen des proponierten Neubaus am Missionshause (S. 80), wurde eine ähnliche Konferenz veranstaltet, die am 26. Februar 1861 zusammentrat und wiederum von dem General-Superintendent Dr. Wiesmann geleitet wurde. Weil nun aber derartige Versammlungen immerhin den Charakter von etwas Zufälligem und Willkürlichem an sich tragen, und in einem litterarischen Organ der Provinzialkirche der Vorstand der Gesellschaft deshalb angegriffen war (1863,) so wurde von einem befreundeten Pastor der Vorschlag gemacht, die Berufung solcher beratenden Versammlungen statutenmäßig festzustellen, und überhaupt die Statuten etwas zu revidieren, da im Laufe der Jahre manches veraltet und unzweckmäßig geworden sein möchte. Die Deputation, welche auf den Vorschlag sehr gerne einging, hatte bereitwillig die Ernennung einer Kommission zugestanden, welche die gemachten Vorschläge prüfen sollte. Diese Kommission trat am 8. Juni 1864 im Missionshause zusammen. Mancherlei Aenderungen in den Statuten wurden vorgeschlagen. Aber je sorgfältiger man prüfte, desto mehr überzeugte man sich, daß mit allen Aenderungen doch eigentlich nichts gewonnen sei. Die Deputation verhielt sich ziemlich passiv, und der Präses erklärte, „ich gebe zu, daß die bestehende Organisation ihre Mängel hat, die neue wird sie auch haben. In den Zeiten der ersten Liebe zur Sache hat niemand diese Mängel empfunden. So werden wir auch von der besten Aenderung kein Heil zu erwarten haben.

Wesentlich besser kann es nur werden, wenn jeder Beteiligte die Sache recht aufs Herz nimmt, und für sie arbeitet und betet." Kurz, nach allen Erwägungen erklärte schließlich die gesamte Kommission, sie achte es nicht an der Zeit, eine Aenderung in den Statuten vorzunehmen. Dagegen sei die Verbindung der Gesellschaft mit den Hilfsvereinen möglichst zu pflegen und zu stärken, und in geeigneten Fällen ein Beirat (S. 31) zu den Verhandlungen hinzuzuziehn, wie solches in der letzten Zeit bereits mehrfach geschehen sei. Bei dieser Kreierung eines Beirats blieb man schließlich stehen. Die auf den 24. Juli 1864 berufene Generalversammlung trat diesem Vorschlag bei mit der Maßgabe, daß die größeren Vereine das Recht haben sollten, ihre Deputierten zum Beirat selbst zu wählen, daneben aber noch eine Anzahl Vertrauensmänner von der Deputation berufen werden dürften. Zur Ausführung dieses Beschlusses wurden 16 der größeren Hilfs-Gesellschaften und Vereine zur Wahl eines Vertreters aufgefordert, und von seiten der Deputation acht als besondre Freunde des Werks bewährte Pastoren sowie die Spitzen der kirchlichen Verwaltung beider Provinzen aufgefordert, dem Beirat beizutreten. Die erste Beiratssitzung fand am 11. Juli 1865 statt. Gegenstände der Verhandlung waren die Not unsrer Missionare und ihrer Gemeinden auf Borneo; ferner die Errichtung von Erziehungsanstalten für unsre Missionarskinder und endlich die Kassennot. Das Protokoll dieser Konferenz ist in Nr. 8 der „Berichte" vom Jahr 1865. S. 231 ff. abgedruckt. Eigentlich war die Meinung gewesen, daß der Beirat nicht zu selten, wenigstens alle Jahre einmal einberufen würde. Aber die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 ließen es nicht zu, und in den nächstfolgenden Jahren fand sich nichts Besonderes zu beraten. So wurde erst 1869 am 8. Juni der Beirat aufs neue berufen. Wieder war es das Defizit, (es war auf ca. 36000 Thlr. gestiegen,) und die Erziehung der Missionarssöhne, was diese Versammlung beschäftigte. Ein von derselben erlassener Aufruf in Verbindung mit einer Denkschrift des Insp. Fabri hatte den Erfolg, daß in den nächstfolgenden Monaten bis zum Jahresschluß das Defizit sich um zwei Dritteil verminderte.

Diese Veränderungen hatte der langjährige teure Präses der Gesellschaft, der Kommerzienrat Keetman in Elberfeld zwar noch mit einleiten helfen, aber die Ausführung nicht mehr erlebt. Am 10. Oktober 1865 hatte der Herr ihn heimgeholt, nachdem er schon länger als ein Jahr durch ein schweres Leiden von den Versammlungen und Beratungen entfernt gehalten und auf die Stille seines Hauses angewiesen war. Wie viel die Missions-Gesellschaft an ihm verlor, soll hier nicht im einzelnen ausgeführt werden. Wir verweisen in dieser Beziehung auf Nr. 11 der „Berichte" vom Jahr 1865. Wie er einer der Hauptgründer der Rheinischen Mission gewesen war, so blieb er bis zu seinem Ende in einem väterlichen Verhältnis zu allen Gliedern derselben und war seit dem Tode des sel. Pastor Leipoldt die Seele des Ganzen, ohne doch je aus der bescheidenen Stellung, in die er sich so gerne zurückzog, hervortreten zu wollen. Wie viele Tausende er der Mission geschenkt hat, dürfen wir gar nicht verraten, weil er

manche seiner größern Gaben absichtlich mit einem Geheimnis umgab. Aber es verging selten ein Jahr, wo er nicht Gelegenheit fand, unter diesem und jenem Vorwande etliche Tausend Thlr. der Mission zu überweisen. Noch nach seinem Tode fanden sich etwa 6000 Thlr. vor, die auf den Namen der Missions-Gesellschaft gebucht waren. Und wer möchte seine Gebete für dies Missionswerk zählen oder ihren Wert und ihre Wirkung ermessen. Sein alter Freund, Herr E. W. Müller aus Elberfeld, hat seitdem seine Stelle in der Deputation vertreten, bis auch er 1873 von seinem irdischen Tagewerk abgerufen wurde.

Zweiter Abschnitt.

Die Stationen in der Heidenwelt.

Das afrikanische Kapland.

Das den Engländern gehörige Kapland an dem südlichen Ende Afrikas reicht nördlich bis an den Großfluß oder Oranjestrom. Auch über den Oranjestrom hinaus breitet sich das englische Gebiet noch aus über das sogenannte Grigualand und einen Teil der Kalahari-Wüste und des Betschuanenlandes. In diesem weit ausgedehnten Lande wohnen nur etwas über eine Million Menschen, darunter 340 000 Weiße. Im Innern des Landes kann man halbe, ja ganze Tage lang reisen, ohne auch nur einem Menschen, geschweige einer menschlichen Wohnung zu begegnen. Nur am Südrand, besonders nach der Gegend der Kapstadt zu, ist das Land etwas dichter bevölkert. Denn dort ist es lieblich zu wohnen unter den Weinstöcken und Feigenbäumen; der Boden ist fruchtbar und wohl angebaut. Tiefer im Innern ist meist nichts als kahle Steppe, nur hie und da einladende Oasen dazwischen. Gehöfte, Gärten, Ackerland, Wiesen sind natürlich nur an den weit auseinander gelegenen fruchtbaren Punkten zu finden.

Die ersten Europäer, welche das Kapland kennen lernten, waren Portugiesen, kurz vor 1500. Aber die Portugiesen machten sich nicht viel aus dem Lande. Sie hatten ihr Auge auf viel schönere Länder gerichtet, und suchten Gegenden auf, wo Gold und Silber und kostbare Gewürze zu finden sind. Ueber 100 Jahre später, als die Holländer anfingen, ein seemächtiges Volk zu werden, nahmen sie das Land in Besitz und bauten an der bequemsten Stelle am Meer eine Stadt, und nannten sie Kapstadt. Es fanden sich auch genug Auswanderungslustige in Holland, die nach der Kapstadt zogen und von da tiefer ins Innere des Landes. Wo sie ein gut Stück Land fanden, da ließen sie sich nieder und bauten sich an. Sie nannten sich Boers (Buurs), zu Deutsch Bauern, Kolonisten. Zu Anfang dieses Jahrhunderts haben dann aber die Engländer das Kapland besetzt, und seit 1806 ist es eine englische Kolonie und die holländischen Buurs wurden englische Unterthanen. Diese Buurs wohnten von Anfang

an auf einsamen Gehöften und trieben Viehwirtschaft. Besonders die Schafzucht machte sie reich, und die kapische Wolle war berühmt. An gelegenen Stellen bauten sie auch schweren Weizen, der ebenfalls verschifft wurde und viel Geld ins Land brachte. Aber die Zeiten änderten sich. Streitigkeiten mit den englischen Eroberern bewogen viele Hunderte von reichen holländischen Buurs zum Auswandern nach Port Natal, nach Oranjefreistaat und Transvaal-Republik. Dürre und unfruchtbare Zeiten traten ein, Jahrzehnte hindurch war der Ertrag des Ackerbaues und der Viehzucht fast null; dagegen wurden die Staatsausgaben immer bedeutender, seitdem in der Kapstadt ein Parlament tagte, und die Kolonie selber für ihre Bedürfnisse sorgen sollte. Als aber 1871 in dem nördlichen Territorium am Vaalfluß Diamanten und Gold gefunden wurde, strömten wieder tausende von Fremdlingen ins Land, die alle reich werden wollten.

Was wohnten nun für Leute im Lande, ehe die Portugiesen und Holländer und Engländer kamen? Auf der östlichen Seite wohnten die Kaffern, auf der westlichen Seite, mit der wir es allein zu thun haben, wohnten die Hottentotten. Die Hottentotten betrachteten sich als die rechtmäßigen Besitzer des Landes, denn sie hatten es von ihren Vätern geerbt, und zogen mit ihren Viehherden darin umher, wie einst Abrahams Kinder im Lande Kanaan. Die christlichen Völker Europas aber haben nie darnach gefragt, ob sie ein Recht auf ein fremdes Land jenseits des Meeres hätten, sondern sie haben es ohne viele Umstände den Bewohnern weggenommen. Die Art, wie sie das machten, ist überall so ziemlich dieselbe gewesen. Erst thaten sie mit den erstaunten und arglosen Bewohnern der fremden Länder freundlich, schenkten ihnen Korallen und Flitterwerk und schöne Spielsachen; dann setzten sie sich an einem passenden Platze fest, dann forderten sie von den Einwohnern allerlei Dienste, und wenn sie nicht gehorchen wollten, so zwangen sie sie durch Flinten und Kanonen, darauf setzten sie die eingeborenen Fürsten ab, und machten sich selbst zu Herrschern, und endlich beraubten sie die neuen Unterthanen ihrer Güter und ihrer Freiheit und machten sie zu ihren Leibeigenen und Sklaven. Genau so hatten es auch die Holländer am Kap gemacht. Die Hottentotten erschienen ihnen noch dazu so wenig menschenähnlich, daß sie sich kein Gewissen daraus machten, sie nicht besser zu behandeln als die Affen. Erst kauften sie ihnen den Grund und Boden ab für allerlei Tand, dann nahmen sie was ihnen gut schien mit Gewalt. Aber die Hottentotten waren damals noch keineswegs so unkriegerisch, daß sie sich alle Betrügereien und Gewaltthaten der weißen Menschen nur so gutmütig gefallen ließen. Sie setzten sich zur Wehre, und es entspann sich ein blutiger Krieg, der fast 40 Jahre dauerte. Was für Grausamkeiten in diesem Kriege geschehen sind, davon wollen wir lieber schweigen. Als der schreckliche Krieg zu Ende war, da waren die Leiden der unglücklichen besiegten Hottentotten keineswegs zu Ende, vielmehr sie fingen erst recht an. Die Christen hatten diesen armen Heiden alles genommen, was sie bisher besaßen, ihr Land, ihr Vieh, ihre Freiheit. Gebracht hatten sie ihnen

dafür Sklaverei, schwere Arbeit, Peitschenhiebe, Hunger und Kummer, Laster und Seuchen. Das einstmals mannhafte Volk versank in dumpfes Hinbrüten und sklavische Feigheit. Jetzt ist es im Aussterben begriffen oder vielmehr es wird aufgesogen von dem kräftigeren Geschlecht der Weißen. Reine Hottentotten finden sich kaum noch im Kapland, dagegen nimmt die Zahl der Bastards zu, Mischlinge von Weißen und Gelben. Immer mehr überwiegt das europäische Blut in den farbigen Stämmen, aber leider scheint mit den höheren Fähigkeiten der Weißen auch ihre Lasterhaftigkeit sich auf das Mischlingsgeschlecht vererbt zu haben.

Die Hottentotten samt ihren östlichen Nachbarn den Kaffern und ihren nördlichen Nachbarn den Betschuanen, waren aber nicht die einzigen Heiden, die im Kapland sich fanden. Die Buurs hatten zur Bestellung ihrer Felder und zur Pflege ihres Viehes sehr viel Gesinde nötig; die Zahl der Hottentotten genügte ihnen bei weitem nicht, und bei den häufig wiederkehrenden Empörungen waren die gelben Menschen höchst unsichere Dienstleute. Deshalb hatten sie seit langer Zeit Negersklaven angekauft, namentlich von der Ostküste Süd-Afrikas, von Mozambique; auch muhamedanische Malaien waren unter ihnen. Als die Engländer den eingeführten Sklavenhandel verboten hatten, wurden ihnen immer noch neue Sklavenkinder im eigenen Lande geboren. Aber sie fühlten doch bald einen empfindlichen Mangel an Arbeitskräften, und suchten deshalb desto eifriger die Hottentotten, die wenigstens nach dem Buchstaben des Gesetzes noch immer freigeborene Leute hießen, in die Leibeigenschaft zu fesseln. Es wurden auf Andringen der Bauern Gesetze gegeben, wie diese: „Der Hottentott darf zwar, sobald sein Dienstkontrakt abgelaufen ist, hingehen wohin es ihm beliebt, aber er muß selbst seinen Unterhalt sich erwerben.“ Wie sollte er das aber thun? Kein Fleckchen Landes gehörte ihm, und kein Weißer nahm ihn bei sich auf, dem er sich nicht aufs neue zum Dienst verschrieb. Ferner war festgesetzt, daß der Buur die Kinder des Hottentotten, der bei ihm gedient hatte, bis zum 18. Jahr in seinem Dienst behalten dürfte, wenn er ihnen in den ersten Lebensjahren Speise gegeben habe. Also waren die Eltern schon durch ihre Kinder an den Dienstherrn gebunden. Der Dienstherr aber hatte das Recht, seine Leute mit der schweren Peitsche zu schlagen, sie ins Gefängnis zu werfen, sie in Eisen schmieden zu lassen, ja sie zu verstümmeln, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Es war entsetzlich, welche Greuel auf einzelnen Bauernhöfen geschahen.

War denn niemand da, der mit dem Auge christlichen Erbarmens hineinschaute in dies heillose Treiben der Ungerechtigkeit? Allerdings, die Missionare waren gekommen, aber wie schwer wurde es ihnen, dem unglücklichen Heidenvolk eine Erleichterung zu bringen! Den ersten Missionar Süd-Afrikas, den apostolischen Mann, Georg Schmidt, von der Brüdergemeinde, der 1737 anfing, unter dem Birnbaum von Gnadenthal die Einladung zur Seligkeit an die verschüchterten Heiden ergehen zu lassen, wußten die Buurs bald wieder zu beseitigen. Er kehrte 1744 nach Europa zurück, Als 50 Jahre später (1793) sich

drei neue Sendlinge der Brüdergemeinde auf derselben Stelle niederließen, da drohten die Bauern gleich wieder mit Mord und Totschlag. Schon hatten sie den Befehl erwirkt, daß die Hottentotten den Missionsplatz verlassen sollten, — da brach der Krieg mit den Engländern aus, und die Sache nahm eine andere Wendung. Gleich darauf schickten auch die Engländer ihre Missionare (die Londoner Gesellschaft 1798). Waren die Heiden des Kaplandes ihre Unterthanen geworden, so sollten sie auch die Güter und Segnungen des Christentums durch sie empfangen. Unter ihren ersten Sendboten war van der Kemp, Sohn eines holländischen Predigers, 16 Jahre lang Soldat, Rittmeister, dann praktischer Arzt zu Middelburg, ein großer Gelehrter und Gottesleugner. Aber der Herr wußte ihm sein Dasein zu bezeugen, und die Seele des Ungläubigen herum zu holen. Als er Frau und Tochter in den Fluten des Stromes versinken sah und selbst nur durch ein Wunder dem Tode entging, da fiel auch er auf sein Antlitz und rief wie Israel auf Carmel: der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! und weihte von Stund an sein Leben dem Dienst des lebendigen Gottes. Schon 50 Jahr alt, ging er als Prediger des Evangeliums zu den Heiden Süd-Afrikas, erst zu den Kaffern, dann zu den Hottentotten, und erwirkte einem Teil dieser armen gescheuchten Herde einen festen Zufluchtsort auf seiner Station Bethelsdorp. Dieser Mann wagte es zuerst, den Ungerechtigkeiten der holländischen Buurs die Spitze zu bieten, und sich nicht bloß thatsächlich, sondern mit schriftlichen und mündlichen Vorstellungen bei der Regierung des unglücklichen Volkes anzunehmen. Sein Leben stand deshalb mehr als einmal in Gefahr. Unsägliche Roheiten und Niederträchtigkeiten hat er erfahren müssen. Aber während seiner zwölfjährigen Wirksamkeit am Kap ist er dem Trotz und der Tücke der Weißen nicht einen Augenblick gewichen, und er hat die Bahn gebrochen, auf welcher seine Nachfolger nur fortzuschreiten brauchten, um endlich die Ketten der Leibeigenschaft zu zerreißen. Von van der Kemp und anderen Missionaren angeregt, sandte die Londoner Missions-Gesellschaft 1812 den Prediger Campbell nach dem Kapland, um über die Lage der Hottentotten zu berichten. Sein Bericht lautete traurig genug, aber Vorteil brachte er dem armen Volke nicht. Die Missionsniederlassungen, auf denen Hottentotten sich anbauen durften, wurden zwar vermehrt, aber die Plackereien von seiten der Bauern steigerten sich nur. Campbell ward noch einmal ausgeschickt 1818, und mit ihm Dr. Philipp, der sich der Sache mit dem größten Eifer annahm, und solange schrieb, und Dokumente einschickte, bis dem englischen Volk die Augen aufgingen, und das Parlament selbst die Forderung stellte, daß die farbigen Bewohner Süd-Afrikas ganz auf dieselbe Weise behandelt werden sollten, wie die weiße Bevölkerung und wie alle freien Unterthanen im ganzen Königreich. Dr. Philipp, der in den Jahren 1827—1829 in England sich aufgehalten hatte, konnte die königliche Bestätigung dieses Gesetzes selber nach dem Kapland hinüberbringen, und 20000 Hottentotten waren von diesem Augenblick an freie Menschen geworden.

Mit dem rückkehrenden Dr. Philipp gingen, wie oben erzählt ist,

die ersten Rheinischen und die ersten Pariser Missionare nach dem Kapland Sie fanden die Missionare der Brüdergemeinde und die Londoner dort schon vor, auch die Wesleyaner, die schon jenseits der Grenzen des Kaplandes, unter den Buschmännern und den nördlichen Heidenstämmen schöne Erfolge erzielt hatten. Dazu kamen im Laufe der Jahre mehrere andere Missions-Gesellschaften in England und Schottland und Amerika, die ihre Sendboten nach Süd-Afrika schickten, auch die Berliner seit 1834. Die Missionare blieben zwar nicht alle in der Kap-Kolonie, sondern gingen zum größeren Teil zu den benachbarten Kaffern und Bassuto, zu den Betschuanen und Griqua, zu den Buschmännern und Bastards, zu den Koranna und Namaqua. Aber es blieben ihrer doch eine große Zahl im Kapland, wo die verschiedenen Formen des Gottesdienstes sich in aller Freiheit nebeneinander bewegen können, so daß z. B. sich in der Kapstadt gottesdienstliche Lokale von zwölf verschiedenen christlichen Konfessionen finden.

Die herrschende Kirche im Innern des Landes war früher die holländisch-reformierte, jetzt ist die anglikanische Kirche ihr schon ziemlich ebenbürtig geworden. Die letztere nimmt auch gern die Farbigen auf. Die erstgenannte Kirche dagegen stieß früher die Farbigen von sich, aber in neuerer Zeit fängt sie auch an zu missionieren. Ja auch schon am Ende des vorigen Jahrhunderts, als van der Kemps gewaltige Stimme sich gegen die alten Vorurteile erhob, fanden sich doch manche reformierte Geistliche und Laien, welche ihre Pflicht, sich der armen Leibeigenen und Sklaven anzunehmen, wohl erkannten, und auch in ihrer Weise sie zu erfüllen suchten. Wir dürfen den Namen des ehrwürdigen Predigers Christian Vos nicht vergessen, der unter viel Spott und Widerwärtigkeiten in Tulbagh das lautere Evangelium predigte, und daselbst schon 1794 einen Missionsverein gründete. Zu einer Zeit, wo wir in Deutschland noch wenig an Missions-Vereine dachten, waren im Kapland schon mehrere in Wirksamkeit. Auch der Verein in Stellenbosch gehörte dazu, der 1799 gegründet ward. Er entsprach wohl nicht ganz unsern Begriffen von Missions-Vereinen. Denn diese Vereine hatten keineswegs die Absicht, im ganzen Kaplande unter allen Heiden ihre Missionare predigend umherzuschicken, sondern sie wollten nur zunächst für die Sklaven am eigenen Orte sorgen; wollten ihnen auch nicht allzuviel Sorgfalt widmen, sondern ihnen nur die allernotdürftigsten Begriffe vom Christentum beibringen, höchstens auch sie lesen lernen lassen, damit sie den Sklavenhaltern desto bräuchlicher zu ihrem Dienste würden. Jedoch gab es auch damals ohne Zweifel manche Weiße, zumal Frauen, die sich das Seelenheil ihrer Sklaven herzlich angelegen sein ließen. In die Dienste zweier solcher Missions-Vereine zu Stellenbosch und zu Tulbagh traten also zwei unserer zuerst ausgesandten Rheinischen Sendboten, die übrigen legten eine Missions-Kolonie in den Cederbergen an, um die in der Nähe wohnenden Hottentotten an sich zu ziehen, und sie zugleich in leibliche und geistliche Pflege zu nehmen.

Stellenbosch und Sarepta.

Der Name Stellenbosch soll herrühren von einem früheren holländischen Gouverneur van der Stell und seiner Gemahlin, einer geborenen Bosch, welche ein Dorf an dieser Stelle anlegten. Ein Dorf, sagen wir, wir könnten ebensogut sagen ein Städtchen. Denn obgleich die Häuser nur einstöckig und mit Riet gedeckt sind, so denkt man doch in den regelmäßigen breiten, mit dicken Eichen besetzten Straßen eben nicht daran, in einem Dorfe zu sein, zumal hier der Sitz eines Magistrats ist, und zahlreiche Beamte und Juristen hier wohnen, dazu mehrere Aerzte und Apotheker, bedeutende Kaufleute und eine Menge Handwerker aller Art. Es ist auch sonst nicht so übel wohnen an diesem Ort, wo so viele schöne Weintrauben, Feigen, Mandeln, Zitronen, Apfelsinen, Melonen u. dgl. wachsen, und so manche herrliche Finkenarten ihren Gesang anstimmen. Wenn die Menschen dort alle ebenso zu rühmen wären, wie die Gegend, so wäre es wohl ein kleines Paradies.

Nach diesem Orte wurde also unser Missionar Lückhoff gerufen, als er eben ziemlich ratlos mit seinen Reisegefährten Zahn, von Wurmb und Leipoldt in der Kapstadt saß und überlegte, wo wohl die erste Rheinische Station im Kaplande zu gründen sein möchte. (S. 22.) Es war im Spätherbst des Jahres 1829; dortzulande war es freilich mitten im Sommer und um die Erntezeit. Die kleine Stellenboscher Missions-Gesellschaft war gerade ohne einen Missionar. Die Missionare, welche sie bisher gehabt hatte, hatten noch wenig leisten können. Eine Kapelle für die Heiden stand zwar längst im Dorf, aber eine christliche Gemeinde war aus ihnen noch nicht gesammelt. Es waren aber unter der Missions-Gesellschaft im Orte etliche fromme Herzen, denen das Seelenheil ihrer etwa 2000 Sklaven wirklich auf dem Gewissen lag. Die hatten nicht sobald von der Ankunft deutscher Missionare in Kapstadt gehört, als sie auch schon Abgeordnete hinüberschickten, um einen von ihnen für sich zu gewinnen. Sie machten sogleich unserm Lückhoff den Antrag. Er kam ihm sehr unerwartet, lief, wie es schien, gegen seine Instruktion. Er sollte ja mit den Brüdern gemeinsam eine eigne Station gründen, nicht in den Dienst einer fremden Gesellschaft treten. Es wurde ihm aber gesagt, daß er immerhin Rheinischer Missionar bleiben könnte, und nur so lange das Amt in Stellenbosch verwalten, als die Gesellschaft in der Heimat es ihm gestatten würde. Auch fehlte es nicht an bestimmten Winken von seinem Herrn und Gott, daß er nur ziehen solle, wohin er berufen wurde. Da nahm er in Gottes Namen den Antrag an, und am 6. Januar 1830 wurde er von dem reformierten Prediger Borcherds in Stellenbosch in sein Amt eingeführt. Ein Amt hatte er also, aber noch keine Gemeinde. Die sollte er erst sammeln. So machte er sich denn auf, und ging selber in die jämmerlichen Kasernen der Negersklaven hinein, in welchen oftmals zwei, drei oder vier Familien nur eine einzige Kammer zur gemeinsamen Wohnung hatten. Welches Elend, welche Lasterhaftigkeit, welche Finsternis fand er da! Es schien

wirklich, als seien die meisten dieser Sklaven völlig vertiert, und hätten für nichts Sinn, als für Essen und Trinken, Tabak und Branntwein. Als Lückhoff eine Schar schwarzer Heiden katechisierte, wer denn die Welt und sie selber geschaffen habe, antwortete nach langem Besinnen der intelligenteste von ihnen: der Teufel. Aber Lückhoff ließ sich nicht abschrecken; er fing an mit großer Geduld dies stumpfsinnige Geschlecht zu unterrichten, sammelte ihrer 50, alt und jung, in eine Schule, war unermüdlich in Krankenbesuchen und Hausversammlungen, ging zu den unglücklichen Heiden, die um ihrer Verbrechen willen im Gefängnis saßen, ritt wöchentlich aus, um in einem Umkreis von etwa vier Stunden die Sklaven samt ihren Herren zu besuchen und ihnen das Evangelium zu verkündigen, und predigte sonntäglich den Heiden wie den Christen, welche sich in seiner Kirche einfanden, mit solcher Kraft und Eindringlichkeit, daß er schon ein Jahr nach seiner Ankunft die Erstlingsfrucht seiner Arbeit, eine durch ihn getaufte 60jährige Heidin, mit Lob und Dank dem Herrn darstellen konnte, der sich in Gnaden zu seinem Werke bekannte. Es blieb nicht lange bei dieser einen; von hier und von daher meldeten sich Taufkandidaten, in immer weiterer Umgebung verlangte man den Besuch des Missionars, selbst unter den toten Christen und den zahlreichen Muhamedanern zeigten sich Früchte seiner Wirksamkeit, und die Arbeit wuchs ihm unter den Händen so sehr, daß er notwendig Hilfe bedurfte, zumal er sehr häufig an gichtischen Kopfschmerzen litt, die ihn zur Arbeit unfähig machten.

Die Rheinische Missions-Gesellschaft, hocherfreut über so günstige Nachrichten, hatte dem lieben Lückhoff im Jahre 1833 den Bruder Wachtendonk zu Hilfe gesandt, der mit großem Eifer der Schule sich annahm und gleich an 100 Heidenkinder um sich sammelte. Aber schon im folgenden Jahre starb er und mußte durch den neugesandten Bruder Külpmann ersetzt werden. Noch eine andere erfreuliche Hilfe wurde dem wackern Lückhoff im Jahre 1833 zu teil, nämlich eine Gehilfin, die Jungfrau Susanna Albertyn aus Stellenbosch, welche schon früher sich der armen Heidenkinder in den Schulen, besonders der Mädchen, mit großer Liebe angenommen hatte, und nun in Gemeinschaft mit ihrer Schwester Kuypers den Missionaren einen Zugang auch zu dem weiblichen Geschlecht unter den Heiden öffnete. Eine dritte weibliche Hilfe kam noch hinzu, die liebe Witwe Kähler, die Afrikas Boden kaum betreten hatte, als sie schon ihren Ehegemahl vor ihren Augen im Breedeflusse ertrinken sah. Still in die Führung des Herrn ergeben, auch nachdem er ihr das letzte, was von irdischen Freuden geblieben war, ihr einziges Kind, wieder genommen hatte, arbeitete sie getrost und treu und unter dem reichen Segen des Herrn mit ihren beiden Freundinnen an den Seelen der heidnischen Frauen und Mädchen in und um Stellenbosch. Das war in der That keine leichte Arbeit. Diese Heidinnen waren so völlig verkommen in Schmutz, Trägheit und gänzlicher Dumpfheit, daß sie anfangs für nichts Interesse hatten, so wenig für das Wort Gottes, wie für die Küche oder für die Wäsche. Nähschulen wurden eingerichtet, aber welche Geduld und

Mühe kostete es, um diese verwilderten Geschöpfe an den Gebrauch der Schere und Nadel zu gewöhnen. Leseübungen wurden angestellt, aber es schien fast unmöglich, ihnen auch nur einen Begriff von der Bedeutung der verschiedenen Buchstabenzeichen beizubringen. Aufgaben zum Auswendiglernen wurden gegeben, aber das wüste Gehirn schien außer stande, auch nur einen Satz genau zu behalten. Und dennoch konnte man merken, daß es vorwärts ging; wenn auch nicht immer mit Hand und Kopf, doch mit dem Herzen. Wie gewannen diese Frauen und mit ihnen die Männer, ihren Heiland so lieb, wie gern ließen sie sich die einfachen biblischen Geschichten immer und immer wieder vorerzählen, und vergossen häufig Thränen dabei; wie rührend erwies sich die Anhänglichkeit der ganzen Heidenschar, nicht bloß der damals schon gesammelten 13 Abendmahlsgenossen, als 1834 Missionar Lückhoff durch eine schwere Krankheit dem Tode nahe gebracht wurde. Wie einen zärtlich geliebten, vom Rande des Grabes wiederkehrenden Vater begrüßten sie ihn, da er seine Arbeit wieder beginnen konnte. Auch die christlichen Herrschaften wetteiferten, den Missionaren ihre Liebe zu erweisen und ihre Sklaven zu ihnen zu schicken; eine begnadigte Christin schenkte sogar ein eigenes Missionshaus, in welchem Lückhoff mit seinen Gehilfen wohnen sollte, und andere ließen es auf ihre Kosten mit allem Nötigen versehen und es zweckmäßig einrichten.

So schien die Station Stellenbosch immer lieblicher blühen und gedeihen zu wollen, da trat Ende 1834 ein Ereignis ein, welches in der ganzen Kolonie einen wesentlichen Umschwung in allen Verhältnissen, auch im Missionswesen herbeiführte, nämlich die von der englischen Regierung veranstaltete und durch eine Summe von 20 Millionen erwirkte Freikaufung aller schwarzen und braunen Sklaven in der ganzen Kapkolonie. Das gab einen Aufruhr unter den Sklavenbesitzern, die mit ihren Sklaven zugleich die Möglichkeit ihrer eigenen Existenz zu verlieren meinten. Sie schrieen Zeter über die Regierung, und über die Missionare, die diese Maßregel herbeigeführt hätten und erklärten sie für Störenfriede, für Räuber ihres Eigentums, für Feinde aller kapischen Bauern. Und wie es denn geht, wenn einmal auf bestimmte Personen der allgemeine Haß geworfen ist, die armen Missionare mußten nun alles verschuldet haben, was eben hereinbrach. Die mörderischen Einfälle der Kaffern in das östliche Gebiet des Kaplandes im Jahr 1835, Teuerung, Krankheiten und Viehsterben, welche in folge der kriegerischen Verheerungen ausbrachen, alles legte man den Missionaren zur Last. Mehrere Hundert reiche Viehzüchter wanderten über die Grenzen der Kolonie unmutig nach Norden, und nun ward das Schlachtvieh selten. Auch das wurde den Missionaren schuld gegeben. Bei der kleinen Missions-Gesellschaft in Stellenbosch setzte sich solche Bitterkeit gegen die Missionare fest, daß man sich ihrer gern entschlagen hätte, und als anfangs 1836 unser Missionar Külpmann von Deutschland aus die Weisung bekam, nach Worcester zu ziehen, freuten sich die Direktoren der Stellenboscher Gesellschaft, wenigstens einen Missionar los zu sein, und schrieben hierher, man solle keinen

zweiten wieder senden, denn man könne ihn dort nicht mehr besolden. Es war nahe daran, daß sich der Stellenboscher Missionsverein ganz auflöste.

So stand denn der kränkelnde Bruder Lückhoff ein ganzes Jahr wieder allein. Die drei vorher genannten Frauen halfen ihm zwar noch immer treulich in der Schule, und einen getauften Heidenknaben Joseph hatte er sich zum Schulgehilfen herangezogen. Aber damit war für die 127 Schüler, unter ihnen 30 erwachsene Heidinnen, selbst Greisinnen, immer nur sehr dürftig gesorgt. Es fehlte die überall eingreifende feste männliche Hand. Aber der Herr ließ den lieben Arbeiter nicht lange ungetröstet. Die Regierung in Kapstadt stellte einen namhaften Beitrag für die Schule in Aussicht, und so konnte die Rheinische Missions-Gesellschaft getrost wieder einen zweiten Bruder anstellen, nämlich Knab, der aus Eben Ezer abgerufen wurde, und auch bis zu seiner Emeritierung 1857 zur Seite Lückhoffs in Stellenbosch beschäftigt blieb. So ging das Werk wieder fröhlich vorwärts. Die Aussicht auf die nahe bevorstehende gänzliche Emanzipation hatte die Sklaven aus ihrer dumpfen Gleichgültigkeit mächtig aufgerüttelt: ein Hauch des Lebens schien diese Totengebeine anzuwehen. Wie eifrig verlangten sie nach Bibeln, wie drängten sie sich zur Katechisation und Gottesdienst; wie gefüllt waren die Schulen (Sonntagsschule 160, Abendschule 150, Schule für Erwachsene 116, allgemeine Tagesschule 376 Schüler). Nicht bloß die 82 Getauften, sondern selbst viele von den 2000 Heiden beeiferten sich, vierteljährige Beiträge zu liefern für die Heidenmission, und unter sich errichteten sie eine Armenkasse, die schon im ersten Jahre eine Summe von 600 kapischen Thalern aufweisen konnte.

So ging die vierjährige Uebergangs- oder Lehrlingszeit für die Sklaven vorüber und der Tag der völligen Befreiung, der 1. Dezember 1838, brach an. Anstatt in wilder Fleischesfreiheit alle Schranken zu durchbrechen, wie die übelwollenden Christen es vorhergesagt hatten, zogen die reinlich und festlich gekleideten Heiden still und geordnet und andächtig zur Kirche, sangen ein Halleluja und manches andere Dank- und Freudenlied, und hörten voll Andacht die Predigt von dem Sohne, der sie recht frei machen will, und legten über 80 Thaler in die Armenkasse. Die Missionskollekte unter den weißen Christen betrug um dieselbe Zeit kaum 26 Thaler. Von allen Seiten strömten jetzt die Freigelassenen von den Bauernhöfen nach Stellenbosch, um dort zu wohnen und als Handwerker und Tagelöhner sich ihren Unterhalt zu verdienen. Aus den 2000 Farbigen wurden in kurzer Zeit 7000: und die Kirche wurde zu klein. Mürrisch sahen die Vorsteher der Stellenboscher Missions-Gesellschaft diesem frischen und fröhlichen Treiben zu, und wollten für die emanzipierten Heiden nichts mehr thun. Diese aber im fröhlichen Glaubensmut wollten sich selbst daran machen, eine neue größere Kapelle aus eignen Mitteln und mit eignen Händen zu bauen. Sie meinten es so ernst damit, daß sie, ehe man sich's versah, schon 30 000 Ziegeln fertig, und über 6000 Thaler beisammen hatten. Da schämten sich denn

doch die Herren von der Missions-Gesellschaft ein wenig, und ließen an ihre Kapelle selber einen neuen Flügel anbauen, so daß sie nun 1200 Menschen fassen konnte — und doch war sie kaum groß genug. Zum Entgelt dafür wollten sie nun auch die monatlichen Beiträge der Heiden für sich nehmen, von denen bisher 2/3 an die Rheinische Gesellschaft und 1/3 an die Armenkasse fielen. Aber das ließen sich die Heiden doch nicht gefallen, namentlich ihre Armenkasse wollten sie nicht aufgeben. Die 2000 Thaler, die sie darin allmählich angesammelt hatten, kamen ihnen in der 1839 einreißenden Pestilenz und teuern Zeit im Bezirk Stellenbosch trefflich zu statten; und die Beiträge für die Missionare durften auch nicht verringert werden. Denn eben jetzt — der große Zuwachs der heidnischen Bevölkerung machte es nötig — kam der dritte Rheinische Missionar nach Stellenbosch (die Wesleyaner hatten auch eine Station dort errichtet) und da die Beihilfe der Regierung nicht vermehrt wurde, die Stellenboscher Gesellschaft aber fast gar kein Geld mehr gab, so mußte die Rheinische Missionskasse für den Unterhalt aller drei Brüder fast ausschließlich sorgen. Der 1839 neuangekomme Bruder hieß Andreas. Er blieb aber nicht lange und 1840 folgte Esselen, ein frischer und eifriger Mann, der in die Arbeit auf der Station, besonders in den Schulen, rüstig eingriff. Schon waren drei Schulklassen dicht gedrängt voll Schüler, und jetzt ward noch ein vierter Raum für eine Kleinkinderschule nötig. Von den ältern Schülern konnten schon mehrere als Monitoren benutzt werden, und es war unter den Kindern ein Eifer und eine Lernbegier, dergleichen in den Schulen der Weißen nicht häufig gefunden wird.

Außer der Schule hatte Esselen seine Arbeit in den oefeningen (Nebengottesdiensten) in und um Stellenbosch. Da war zu predigen im Staatsgefängnis, in Banhoek, am Moddergat, in Kuilsrivier, am Flagenberg, im eerste rivier, in Clapmuts, in der Bodlary — lauter einzelne Gehöfte in der Nähe der Station. Ganz besonders war es Kuilsrivier, wo der ausgestreute Same lieblich aufging, oder vielmehr wo Esselen nur zu ernten brauchte, was andre vor ihm gesäet hatten. Dort wohnte in den kapischen Dünen, im später sogenannten Sarepta, die den Missionsfreunden wohlbekannte Witwe Diana oder Jane van den Berg. Diese Bastardfrau war, als Lückhoff 1831 zum erstenmal nach Kuilsrivier kam, schon seit 18 Jahren eine Jüngerin des Herrn gewesen. Als sie noch jünger und stärker war, war sie jeden Sonntag die fünf Stunden durch den tiefen Sand nach Stellenbosch zur Kirche gegangen. Das hatte sie aber schon lange nicht mehr gekonnt, und seitdem war beständig ihr Gebet gewesen, daß der Herr ihr doch nach Kuilsrivier einen Boten des Evangeliums senden möge. Das Gebet war jetzt überschwenglich erfüllt. Nicht bloß ein Prediger kam jetzt nach Kuilsrivier, sondern abwechselnd ihrer drei, und nicht bloß gepredigt wurde, auch Schule gehalten, ja eine eigene Kapelle unternahm der rüstige Esselen 1842 zu bauen. Er ruhte nicht eher, als bis er das erforderliche Geld kollektiert, einen Bauplatz geschenkt bekommen, und die Baumaterialien durch freiwillige

Beiträge zu stande gebracht hatte. Am 20. April 1843 konnte er die neue Kapelle mit großer Feierlichkeit einweihen. Aber eine schwere Prüfung sollte noch über den eifrigen Missionar hereinbrechen. Kaum hatte die Kapelle einige Monate gestanden, da stürzte bei einem gewaltigen Sturm nach langem Regenwetter der wohl nicht sicher gebaute Giebel wieder ein. Armer Esselen! In schweren Gedanken ritt er nach der Kapstadt. Dort aber hatte der Herr ihm ein reichlich Labsal bereitet. „Was Gott thut, das ist wohlgethan, und wenn auch alle Giebel in Knilsrivier einstürzten," rief ihm ein befreundeter Prediger entgegen, und ließ ihn sogleich für sich die Abendpredigt halten, und eine Kollekte ankündigen, die brachte 20 Pf. Sterl. Andere Freunde schenkten das Doppelte, Dreifache dazu; der Giebel kam fester und schöner wieder auf, und es blieb noch ein hübsches Sümmchen übrig. Flugs baute Esselen noch eine Schule dazu. Seinen ältesten Schüler Hendrik machte er zum Schulmeister, er selbst behielt sich nur die Oberaufsicht vor, denn er hatte in der Stellenboscher Schule selbst alle Hände voll zu thun.*) So ging es nun in Stellenbosch und in Sarepta einen gar lieblichen Gang vorwärts. Bald sammelte Esselen auch am letztern Ort eine kleine Gemeinde von 80 Getauften und in Stellenbosch waren es 800. Die richterlichen Beamten wunderten sich, daß jetzt so wenig Farbige aus dem Bezirk Stellenbosch wegen Verbrechen vor Gericht gestellt würden, und mußten die sittliche Umwandlung, die sichtbarlich mit ihnen vorgegangen war, rühmend anerkennen. Nur die wenigen noch übrigen Direktoren der Stellenboscher Missions-Gesellschaft freuten sich dieses geistlichen Wachstums der einst so tief verachteten Sklaven wenig, und als 1846 ihnen zugemutet wurde, ein paar Farbige, die den statutenmäßigen Beitrag so gut wie die Weißen zahlten, mit unter die Zahl der Direktoren aufzunehmen, wurden sie über solche Zumutung dermaßen entrüstet, daß es zu einem förmlichen Bruche kam. Die farbige Gemeinde verließ die Kapelle und die übrigen Gebäulichkeiten, die der Missions-Gesellschaft gehörten, hielt ihren Gottesdienst in der Schule, wählte ihren eignen Kirchenrat und wollte sich im ersten Eifer sogar anheischig machen, ihre Lehrer und Prediger selbst zu unterhalten. Das hatte nun zwar gute Wege, da die Leute lauter arme Schlucker, Tagelöhner und Handwerker waren. Aber solch entschiedenes Auftreten hatten die weißen Herren doch nicht erwartet. Sie gaben nach und überlieferten, wenn auch mit etlichen Klauseln, ihre Kapelle und alles sonstige Eigentum der neuen Gemeinde. Das war eine Freude und ein Sieg. Aber das Bittere sollte nachkommen. Esselen war nach Worcester versetzt und an seine Stelle Terlinden für Stellenbosch und Sarepta eingetreten. Das gab eine große Aufregung in der Gemeinde, sie wollten Esselen nicht fahren lassen. Aber sie ließ sich doch bald bedeuten, daß, so lange die Rheinische Missions-Gesellschaft die Lehrer in Stellenbosch selber besoldet, sie auch freie Disposition über sie

*) Ausführlicheres über die Anfänge in Stellenbosch und Sarepta siehe Barmer Miss.-Blatt 1847, Nr. 20. 21. 25. 26.

behalten muß. Bald hatte auch Terlinden sich die Liebe der Gemeinde zu erwerben gewußt, und die Arbeit auf der Station und auf Sarepta konnte rüstig weiter schreiten. Als Missionar Knab allmählich alt und zu schwach wurde, um die große Schule noch gehörig besorgen zu können, wurde 1854 ein junger frischer Lehrer gesandt, der Bruder Rausch, der mit vielem Eifer sich der 600 Schüler annahm. Er verstand es, die Schulbehörde der Regierung für seine Arbeit zu interessieren und durch Ausbildung von Monitoren und Schulgehilfen ziemlich bedeutende Unterstützungen seitens des Gouvernements herbeizuführen; er wußte auch das von der Brüdergemeinde errichtete Gnadenthaler Seminar zur Ausbildung von Gehilfen zu benutzen, um nach und nach eine Anzahl seiner Schüler in Gehilfenstellen einzuführen. Schon war der Gehilfe Janary in Sarepta als Schulmeister angestellt und hatte eine Schulgehilfin aus Stellenbosch zur Frau genommen. In der Nähe, bei Riekert wurde eine neue Schule eröffnet unter dem Gehilfen Manasse, der aber leider schon bald wieder starb. Adam King wurde als Schulgehilfe nach Kommaggas gesandt, Adam Tromp nach Schietfontein, u. s. w. Rausch selbst, der, nachdem er seine Schule vergrößert, auch für sich selbst ein Haus gebaut und sich verheiratet hatte, pflegte eine ganze Reihe von Pensionären im Hause zu haben, Missionarssöhne, welche in Stellenbosch die Schule besuchten, und, seitdem dort 1859 ein theologisches Seminar errichtet war, auch Studenten oder Kandidaten. Darüber waren aber seine Finanzen in bedenkliche Unordnung geraten, und als 1862 nach langer schwerer Dürre gewaltige Regengüsse losbrachen und sein neuerbautes Haus dem Einsturz nahe brachten, da wurde die Not besonders groß. Wiewohl die Gesellschaftskasse ihm in ungewöhnlich liberaler Weise zu Hilfe kam, so konnte sie ihm doch nicht so viel gewähren, wie die alten holländischen Gemeinden am Kap ihren Predigern und Lehrern zu zahlen pflegen, und als nun im Jahre 1865 die Gemeinde in Viktoria West den frischen und eifrigen Mann zu ihrem Prediger und Lehrer berief, so konnten die Brüder und auch die Deputation nur raten die Stelle anzunehmen. So trat Rausch im Jahr 1866 aus dem Verband unsrer Gesellschaft aus und zog nach Viktoria West. An seine Stelle als Hauptlehrer an der Schule in Stellenbosch trat Johannes Hahn, Sohn unseres emeritierten Missionars Samuel Hahn, der mit großem Ernst und Treue die große vierklassige Schule weiter geführt, und nicht ganz erfolglose Versuche gemacht hat, die Missionskasse von weiteren Zuschüssen zum Unterhalte der Schule zu entlasten. Die Zahl der Schüler betrug 540, darunter 50 weiße Kinder, die übrigen in den verschiedensten Schattierungen, bis zum tiefsten Schwarz hinunter. Gelehrt wird holländisch, englisch, Rechnen, Schreiben, Singen, Geographie, Weltgeschichte und vor allem biblische Geschichte. Die Leistungen der Schule werden von kompetenten Leuten gerühmt, und sie genießt eines sehr guten Rufs.

Somit konnte Lückhoff sich wieder ganz der Gemeinde widmen, und kaum ein Jahr verging, wo nicht sowohl er, als sein Kollege Terlinden etliche 50 und mehr neue Glieder der Gemeinde zuführten,

teils durch die Taufe, teils durch die Konfirmation. Die Zahl der Gemeindeglieder belief sich auf etwa 1500, wovon 500 Kommunikanten. Natürlich ist die Zahl der bereits Abgerufenen weit größer, denn die Gemeinde besteht nun schon seit mehr als 50 Jahren, und eben so lange hat unser würdiger Veteran Lückhoff sein Amt an dieser Gemeinde, die er selbst erst ins Leben gerufen hat, bekleiden dürfen. Im Herbst 1866 waren die kontraktlich festgestellten 20 Jahre verflossen, nach welchen die Gemeinde, wenn sie selbständig und schuldenfrei sei, die Kirche und das Pfarrhaus als eigenes Besitztum sollte ausgeliefert erhalten; was denn auch geschehen ist. Die Gemeinde gleicht in ihrer äußeren Ordnung wie in ihrer geistlichen Entwicklung den meisten hiesigen Christengemeinden: viel Lauheit, Trägheit und weltlicher Sinn, aber auch eine nicht kleine Anzahl lieber Seelen, denen es wahrhaftig um ihr und der Ihrigen Heil zu thun ist, und die ein lebendiges Salz sind für die ganze Gemeinde. Im Jahr 1873 als die Klage über das große Defizit in der Missionskasse auch nach Afrika hinüberdrang, hatte Lückhoff sich aufgemacht, um in Stellenbosch und Umgegend für unsere Kasse zu kollektieren und brachte 4000 Mark zusammen. Wohl hatten auch einige reiche Freunde tüchtig mitgeholfen, aber auch aus der eigenen Gemeinde, die doch fast nur aus armen Handwerkern und Tagelöhnern besteht, empfing er schöne Gaben, von einer armen Witwe 20 Mark, und von einer andern, die er wegen ihrer Dürftigkeit nicht hatte ansprechen wollen, eben so viel. Der große Eifer, der sich bei allen kundgab, das Defizit aus der Welt zu schaffen, gereicht der Gemeinde zu aller Ehre.

Im Jahr 1862 bekam auch das Filial Sarepta seinen eigenen Prediger und Seelsorger. Es war bisher vom Missionar Terlinden von Stellenbosch aus bedient worden; und da es von dort aus in wenigen Stunden zu erreichen war, und nur etwa 100 erwachsene Gemeindeglieder zählte, so mochte diese pastorale Pflege ausreichend sein. Als nun aber im Jahr 1862 unser Missionar Rath nach schweren Unglücksfällen und viel Kampf und Not mit gebrochener Gesundheit aus dem Damaraland zurückkehrte, und einen stillen Ort suchte, wo er den Rest seiner Arbeitskraft noch im Dienste des Reiches Gottes verwerten könnte, trat Terlinden ihm Sarepta ab, und wies ihm das Haus der alten Jane (vgl. Bericht 1850, Nr. 11) zum Wohnhaus an. Dort hat seitdem der vielgeprüfte Bruder ein ziemlich einsiedlerisches Leben geführt. Doch hatte er später eine seiner beiden geretteten Töchter zu sich ins Haus genommen, so daß er wenigstens etwas weibliche Pflege wieder genießen konnte. Seine Amtsgeschäfte waren nicht sehr zahlreich. Aber eine Anzahl Bibelstunden und Katechisationen, die er auf benachbarten Bauernhöfen hielt, nahmen doch Kraft und Zeit in Anspruch. Als Schulmeister hatte er den allmählich auch alt gewordenen Hendrick Januarij, der etliche 100 Schüler ganz gut in Ordnung zu halten und zu unterrichten wußte. Eine gewisse Trägheit in geistlichen wie in leiblichen Dingen haftet diesem afrikanischen Geschlecht immer an. Aber für unsere Missionskasse hatte das kleine Gemeindlein doch immer noch etwas übrig. Unser alter Bruder Rath stellte von Zeit

zu Zeit von den Gaben der Gemeindeglieder ein kleineres oder größeres Sümmchen unserer Kasse zur Verfügung, bis zu 2000 M. In der That ein starker Beweis von Opferwilligkeit in einer so kleinen und armen Gemeinde.

Tulbagh und Steinthal. Worcester und Saron.

Zu derselben Zeit, wie Lückhoff nach Stellenbosch, wurde Zahn nach Tulbagh gerufen. Das Städtchen Tulbagh, in einem weiten Thalkessel am Fuße des Witzenberges, ist bedeutend kleiner als das etwa 10 Stunden südlicher gelegene Stellenbosch. So war auch die dortige Missions-Gesellschaft kleiner, als die Stellenboscher. Aber sie bestand schon länger, und hatte einen Missionar in ihrem Dienst, den ehrwürdigen A. Vos, der von der Londoner Gesellschaft ausgesandt war; sie hatte neben einer kleinen Kapelle auch eine kleine Gemeinde, bestehend aus elf Erwachsenen und elf Kindern. Von Anfang an gestaltete sich das Verhältnis des jungen deutschen Missionars zu dem bereits 60jährigen englischen außerordentlich freundlich. Der alte Vos gewann den jungen Gehilfen sehr lieb, sein Sohn nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch. Am Orte selbst versah der alte Herr noch einigermaßen den Dienst, der junge Anfänger dagegen war den größten Teil des Jahres auf Reisen. Sein Pferd mußte ihn durch die ganze Umgegend tragen; wo auf 8—10 Stunden im Umkreis eine heilsbegierige Seele oder Familie war, mochte sie schon getauft sein oder nicht, da mußte sie besucht, angesprochen, ermahnt und mit dem Heilswege bekannt gemacht werden. Eher ermüdete das Pferd auf solchen Reisen, als der rüstige Reiter. Nur in den Regenmonaten gönnte er sich einige Erholung in Tulbagh, und leitete dort die kleine Sklavenschule. Ein besonders wichtiger Punkt, den Zahn regelmäßig zu besuchen hatte, war das etwa 8 Stunden entfernte Worcester. Das wuchs und ward bald ein größeres Städtchen als Tulbagh. Die Regierung verlegte den Sitz der Verwaltungs-Behörden und der Drostei dorthin. Auch wurde ein reformierter Prediger dort angestellt, nur ein Missionar fehlte noch. Zahn selbst wurde dringend gebeten in Worcester zu wohnen; es sei unbillig, daß in dem kleinen Tulbagh zwei Missionare (Zahn und A. Vos) wohnten und in dem großen Worcester keiner. Zahn wollte freilich nichts davon wissen, seinen Posten in Tulbagh zu verlassen. Als aber Ende 1831 zwei neue Missionare am Kap ankamen, Knab und Terlinden, nahm er den letzteren gleich für Worcester in Beschlag, und stellte ihn den dortigen Missionsleuten als seinen Ersatzmann vor, der von dem neugestifteten kleinen Lokal-Missionsvereine unterhalten werden sollte. Die Leute hätten zwar ihren Freund Zahn lieber gehabt, aber auch Terlinden wußte sich bald mit ihnen in das beste Einvernehmen zu setzen, so sehr, daß als drei oder vier Jahre später seine Versetzung nach Eben Ezer notwendig wurde, die Missions-Direktoren zu Worcester sich aufs entschiedenste wiedersetzten. Nur für Terlindens Person, sagten sie, hätten sie sich anheischig gemacht, den Unterhalt zusammen-

zubringen, nicht für jedweden Missionar, den die Rheinische Gesellschaft ihnen zusenden möchte. Es kam Terlinden selber hart an, von Worcester zu scheiden; er hatte sich dort schnell eingewöhnt und eine fröhliche Wirksamkeit begonnen. Im Dorfe selbst, unter den Sklaven, in der kleinen Kolonie roodekamp, wo eine Horde freier Hottentotten sich in elenden Hütten angesiedelt hatte, in der Schule, im Gefängnis hatte er neben unsäglich traurigen auch manche tröstliche Erfahrung gemacht. Die Bauernhöfe in der ganzen Umgegend hatte er fleißig besucht, und vor Christen und Heiden das Wort vom Kreuz erschallen lassen (vgl. Barmer Miss.-Bl. 1849, Nr. 3). Zahn war in dem allen sein treuer Gehilfe. So oft etwas Besonderes vorfiel, kam er von Tulbagh herüber. Als 1834 eine Kapelle für die Heiden gebaut wurde, war Zahn gleich bei der Hand, um die feierliche Grundsteinlegung zu leiten, und hernach Terlinden bei der Einweihung beizustehen. Zahn hatte aber damals auf Tulbagh schlimme Zeit. Seine kräftige Predigt, sein entschiedenes Auftreten mißfiel den lauen und flauen Christen. Sie sahen es ungern, daß er ihnen keinen anderen Weg zum Himmel offen ließ, als denselben, auf welchem auch die Sklaven hineinkommen mußten. Er sollte die Schwarzen lehren, wie sie ihren Herren in tiefster Unterthänigkeit gehorchen müßten, nicht aber, daß alle Menschen, Weiße wie Schwarze, arme Sünder wären, und nur durch das Verdienst Jesu Christi selig werden könnten. Und nun kam gar 1834 die erste Verkündigung von der bevorstehenden Emanzipation der Sklaven. Dieselben Szenen des Unmuts und der Bitterkeit, wie wir sie schon bei Stellenbosch erwähnt, wiederholten sich in Tulbagh, und, obwohl in etwas geringerem Grade, auch in Worcester. Zahns Leben wurde bedroht. Schon wollte die Rheinische Gesellschaft ihn abrufen. Er aber meinte, in Afrika verkochten die Leidenschaften sehr bald, man möge nur ein wenig warten. Und wirklich nahm die Sache bald eine ganz andere Wendung. Die Missions-Vereine, zuerst in Tulbagh 1836, dann auch in Worcester 1839 lösten sich auf, und alles Missions-Eigentum ging in den Besitz unserer Rheinischen Gesellschaft über.

Jetzt erst konnten die Missionare auf den beiden Stationen sich freudig und frei unter ihren Schwarzen bewegen. Die bisherigen Hemmungen, die gezwungene Abhängigkeit von feindlich gesinnten Leuten hörte auf, und die freigewordenen Sklaven, die mit ihren bisherigen Herren zugleich ihre bisherigen Versorger und leiblichen Beschützer verloren, schlossen sich um so herzlicher an ihre freundlichen Lehrer an, die einzigen Weißen, welche sich ihrer in wahrhaft erbarmender und aufopfernder Liebe annahmen. Das konnten sie jetzt um so leichter, da die Missionare nicht mehr ein paar junge ledige Brüder waren, sondern sie hatten einen eigenen Hausstand gegründet. Zahn hatte 1834 eine Tochter des verstorbenen Predigers Vos in Tulbagh geheiratet, und sein neuer Mitarbeiter auf Worcester, Külpmann, der anfangs 1836 an Terlindens Stelle getreten war, wurde sein lieber Schwager. Einträchtig arbeiteten die beiden Brüder unter ihren lieben Schwarzen weiter. Zu einer Christen-Gemeinde hatten sie nur

erst schwache Anfänge gesammelt, aber als eine Gemeinde von Katechumenen konnten diese Heiden schon gelten, da sie sich freiwillig unter das Gehör des Wortes stellen und sich gern der äußerlichen Zucht fügen wollten. Um sie desto williger dazu zu machen, hatten beide Missionare eine sehr wirksame Veranstaltung getroffen, sie hatten unter den Farbigen eine Armenkasse gegründet. Jeder Teilnehmer verpflichtete sich zu einem wöchentlichen Beitrage, und hatte dafür den Anspruch, in Krankheitsfällen oder Zeiten besonderer Not aus der Kasse unterstützt zu werden. Dafür mußte er aber auch versprechen, Schule und Gottesdienst regelmäßig zu besuchen. Das spornte. Bald hatten sich an 400 Teilnehmer einschreiben lassen. Aus ihrer Mitte wählten sie vier Diakonen, die mit der Verwaltung der Kasse beauftragt wurden. So eifrig waren noch nie zuvor die Gottesdienste besucht, nicht minder die Katechisationen, Kleinkinder-, Sonntags- und Abendschule. Die Totengebeine in der Gemeinde begannen zu rauschen. Eine Erderschütterung mit wunderbaren Lufterscheinungen und grausigem Krachen in Luft und Erde setzte am 15. Oktober 1838 die Bewohner des Distrikts Worcester in Schrecken. Jedermann meinte, der jüngste Tag sei da. Die Hottentotten im Kraal roodekamp lagen zum großen Teil auf der Erde, weinten, stöhnten, schrieen um Erbarmen, bekannten ihre Sünden. Leute, die bisher ganz unempfänglich schienen, drängten sich jetzt zum Unterricht und Gottesdienst. Der Missionar ward fast überlaufen von geängsteten Seelen, die nach dem Weg der Seligkeit fragten. Einige hatten Träume gehabt, andere Gesichte gesehen, einer riß den andern mit fort. Endlich legte sich diese fieberhafte Aufregung. Alles schien wieder ins alte Geleise kommen zu wollen, aber größere Schrecknisse folgten nach. Mißwachs und Teuerung, Viehsterben und böse Seuchen durchzogen das Land; die Masern wüteten in Tulbagh nicht minder als in Worcester. Das ist dort zu Lande eine höchst gefährliche Krankheit. In Kapstadt sollen zu jener Zeit an 2000 Menschen daran gestorben sein. Entsetzlich räumte der Todesengel jetzt auch auf beiden Stationen auf, drang in die Häuser der Heiden und der Christen, auch in die Häuser der Missionsfamilien. Bei Külpmann erkrankte die Frau, deren Schwester, der Sohn, die Magd, die Amme, der Schulgehilfe mit seiner Frau. Bei Zahn lagen drei Kinder krank, sein Weib, seine Schwägerin samt den Dienstboten. So sah es in allen Häusern aus. Die christlichen Prediger ordneten einen allgemeinen Bußtag an. Auch die Heiden feierten ihn mit und nicht ohne bleibenden Segen. In Tulbagh stieg die Zahl der Getauften auf 25, in Worcester auf 36. So viele Schüler und Kirchgänger auch durch die Epidemie hinweggerafft waren, so wurde doch der Raum in Kirche und Schule jetzt fast zu klein. Beide Missionare mußten sich ans Bauen geben. Zahn baute eine ganz neue Kapelle, Külpmann vergrößerte die seinige durch einen Anbau, und richtete daneben noch eine Schule auf und ein bescheidenes Wohnhaus für die Missionsfamilie.

Der mannigfaltigen immer zunehmenden Arbeit waren beide Männer jetzt nicht mehr gewachsen, mancherlei Körperleiden stellten

sich ein, besonders bei Külpmann. Sie mußten Hilfe haben. Vorübergehend erhielten sie solche durch den Bruder Budler, der 1839 und 1840 die Stationen des Kaplandes durchzog, sich überall etliche Monate aufhielt, und besonders der Schulen sich annahm. Denn er war eigentlich als Schulvisitator ausgesandt. Er berichtete sofort nach Barmen, daß für die Schulen von Tulbagh und Worcester ganz notwendig und eilig Gehilfen gesandt werden müßten. Die ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Im März 1841 kam Andreas als Schulmeister nach Worcester, der aber kränkelte und 1845 durch Kolbe ersetzt wurde. Nach Tulbagh, wo Zahn an dem Berliner Missionar Winter eine zeitweilige Stütze gehabt, kam im Herbst 1842 der frische und kräftige Alheit. Da gewannen die Schulen an beiden Plätzen bald ein erfreuliches Aussehen. Der General-Superintendent über alle Schulen der Kapkolonie, Dr. Innes, kam selbst, sich die Schüler und die Lehrmethode der deutschen Missionare anzusehen. Er war erstaunt, wie weit die Kinder gefördert waren, und wirkte für beide Schulen eine nicht unbedeutende Unterstützung seitens der Regierung aus, die unserer Missionskasse dauernd zu gute kam. Um so besser konnten sich Külpmann und Zahn jetzt der Erwachsenen annehmen. In Worcester ging das um so leichter, da die Farbigen sich in einem Dorfe (Lokatien) nahe bei der Stadt zusammen niedergelassen hatten. Hier stieg die Zahl der Getauften jetzt auf 100. Etwas schwerer hielt es auf Tulbagh. Auch da wären die Heiden gern in unmittelbarer Nähe ihres Lehrers und Seelsorgers bei einander gewesen. Aber sie konnten dort nirgend so viel Grund und Boden gewinnen, um ein Dorf anzulegen. Da machte sich Zahn in Gottes Namen daran, ihnen selber das Nötige zu verschaffen. Er kaufte ganz in der Nähe von Tulbagh ein Gut von 954 Morgen, zerlegte es in eine Menge kleiner Stücke, und gab sie den Heidenfamilien, die dort wohnen wollten, in Erbpacht. Mit dem eingehenden Pachtgelde konnte er allmählich die Ankaufsumme abtragen, und brauchte also unserer Gesellschaft keine Kosten zu machen.

So entstand 1843 das Institut Steinthal bei Tulbagh. An 300 Farbige haben sich dort niedergelassen, ein gemischtes Volk von verschiedener Farbe und Abstammung, aber alle sich fügend unter die väterliche Zucht, die in der Institut-Ordnung gehandhabt wurde. Schnell waren ihre leichten Hütten aufgerichtet, Gärten angelegt, Bäume gepflanzt, der Boden geebnet, kurz, die kleine Kolonie blühte rasch auf und entsprach den Erwartungen Zahns vollkommen. Die Gewohnheiten der Leute wurden gesitteter, ihr Betragen bescheidener, die Kleidung anständiger, die Wohnungen reinlicher und freundlicher. Alle fremden Besucher waren erfreut, die Farbigen hier so glücklich wohnen zu sehen. Selbst die Behörden sprachen ihre Zufriedenheit und Verwunderung aus über das Gedeihen und den wachsenden Wohlstand der Kolonie.*) Anfangs ließ Zahn seinen Gehilfen Alheit auf Steinthal wohnen. Zur Schule und zum Gottesdienst kam

*) Ausführlicheres über diesen Abschnitt der Missionsgeschichte von Tulbagh, Worcester und Steinthal siehe Barm. Miss.-Bl. 1848, Nr. 7 und 9; 1849, 3 und 4.

Altheit dann mit Jungen und Alten die halbe Stunde nach Tulbagh hinübergegangen. Das hatte aber seine Unzuträglichkeiten. Deshalb kehrte Zahn die Sache bald wieder um, zog selbst nach Steinthal mit einem eigenen Schulgehilfen (anfangs Koopmann, dann Wimmer), und ließ Altheit als Schulmeister in Tulbagh bei seinen 100 Schülern wohnen. Von da aus machte der junge rüstige Mann dann noch die Rundreisen auf den entfernteren Bauernhöfen, und nach den Gefangenen-Stationen in der Nähe, wo er auf besonderes Ersuchen des Gouvernements regelmäßige Predigten hielt.

Etwa vier Jahre dauerte dies brüderliche und gesegnete Verhältnis der beiden Missionare auf Tulbagh und Steinthal; dann mußte Altheit von dannen ziehen, um an den Karreebergen eine eigene Station zu begründen; Zahn stand für etliche Jahre wieder allein (1847—1850), mußte deshalb seine Wohnung wieder nach Tulbagh zurückverlegen, und konnte auf Steinthal nur den jungen Schulmeister zurücklassen. Aber gerade jetzt, da der Arbeiter weniger geworden waren, begann der heilige Geist seine Arbeit kräftiger als je an den Herzen der Gemeindeglieder. Die Jahre 1847 und 1848 waren die Zeiten einer lieblichen Erweckung auf Steinthal und Tulbagh. „Die Leute sind alle so still," sagte eine getaufte Farbige, „es ist, als ob alles bestürzt wäre; die Ungetauften kommen zu uns, und setzen sich zu uns, als ob sie etwas von uns suchen wollten." Viele meldeten sich zur Taufe, und auch nach der sorgfältigsten Prüfung konnte Zahn eine ganze Anzahl Erwachsener taufen. Auch im Jahr 1849 dauerte diese Bewegung noch fort, und die Gemeinde wuchs und baute sich durch Gottes Gnade in gesegneter Weise, zu derselben Zeit, als hier bei uns zu Lande der böse Feind gewonnenes Spiel zu haben schien. Er verfehlte nicht, auch in unseres lieben Zahns Gemeinde eine Störung zu versuchen. Erst brachte er den schadenfrohen Hohn und Spott der gottfeindlichen Nachbarn über die arme Gemeinde, da am 22. November 1848 das Missionshaus und die alte Kirche zu Tulbagh in Flammen aufging. Dann eröffnete er etliche seiner anlockendsten Pforten daselbst, nämlich Branntweinschenken und Kantinen, und brachte auch allerlei neue Bewohner ins Städtchen, welche den Farbigen mit ihrem gottlosen Wesen, mit Saufen und Fluchen, Sabbatschänden und Ehebrechen recht geflissentlich vorangingen. Das ist nicht ganz ohne schlimme Einwirkung auf Zahns Gemeinde geblieben. Und dabei stand der liebe Bruder noch immer allein, und hatte zu seinem bisherigen Amt noch ein neues Amt hinzubekommen; er war 1850 zum Superintendenten unserer afrikanischen Missionare ernannt, mußte viele Rundreisen machen, hatte viele Verhandlungen mit den Brüdern und Behörden und viele Schreibereien.

Hatte er aber auch in dieser Zeit keinen Kollegen zur Seite, so begannen doch in einem Teil seines bisherigen Amtsbezirks frische Arbeitskräfte sich zu rühren. Nahe beim Honigberg am Vierundzwanzigfluß, wo Zahn vor Zeiten so oftmals den Bauern und ihren Sklaven auf seinen Rundreisen das Evangelium verkündigte, war 1846

das Gut Löwenfels verkauft, und ganz in derselben Weise zu einem Dorf für die besitzlosen Farbigen der Umgegend zurecht gemacht, wie drei Jahr früher Zahns Institut zu Steinthal. Der Käufer und Leiter dieses Instituts, das nun Saron heißt, war aber kein anderer als Zahns Schwager, Külpmann, der von 1836 bis 1844 seinen Arbeitsplatz in Worcester gehabt hatte, darauf kurze Zeit auf Eben Ezer thätig gewesen, und nun um seiner geschwächten Gesundheit willen von seiner dortigen Wirksamkeit wieder zurückgetreten war. Predigen und lehren konnte er nicht mehr wie früher; aber organisieren, leiten und anweisen, dazu war er noch kräftig genug. Das Institut Steinthal hatte ihm ganz ausnehmend gefallen; einem solchen meinte er auch wohl noch vorstehen zu können. Er gab dem Br. Zahn Auftrag, darauf acht zu haben, wann in der Nähe wieder ein Gut feil würde, welches zu solchem Zweck sich eignete. Das that Zahn, und wies ihm 1846 das genannte Landgut nach von etwa 2300 Morgen, in einer wasserreichen, stark bevölkerten fast noch völlig heidnischen Gegend. Der Kaufpreis war 1100 Pfd. St., und sollte ganz ebenso, wie zu Steinthal, durch die jährliche Pachtsumme der 100 bis 200 Familien, die sich dort niederlassen würden, verzinst, und nach und nach amortisiert werden. Wie richtig gedacht und zeitgemäß ein solches Unternehmen sei, stellte sich auch hier eben so schnell und glänzend heraus, wie bei Steinthal. Kaum 3 Monate dauerte es, da waren schon an 300 Menschen auf dem Platz (bald wurden es 900). Hottentotten und Schwarze drängten sich herbei, um hier ein Stückchen Grund und Boden zu gewinnen, und sich ihr eigen Häuschen samt Gärtchen anzulegen; welches sie nach einer Reihe von Jahren richtiger Pachtzahlung als ihr freies Eigentum sollten ansehen können. Ihren ganzen Unterhalt zum völligen Bestehen konnten sie aus ihrem Garten freilich nicht gewinnen. Aber sie blieben ja Handwerker und Tagelöhner nach wie vor, und gingen zur Erntezeit, und so oft bei den Bauern viel Arbeit war, auf den benachbarten Gütern in Dienst und verdienten sich bei dem hohen Arbeitslohn in dortiger Gegend ein schönes Stück Geld.

Damit war freilich immer nur erst für das leibliche Wohl der Farbigen gesorgt, nicht für ihr Seelenheil. Das lag aber unserm Külpmann vor allem am Herzen. Es fehlte an einem tüchtigen Lehrer und Prediger. Zahn konnte sich dieses Filials jetzt nicht mehr annehmen; er bedurfte selber der Hilfe. Da traf es sich, daß der Missionar Hardeland von Borneo, der so eben in der Kapstadt seine dajackische Uebersetzung des Neuen Testaments hatte drucken lassen, für die Jahre 1847 und 1848 als Missionsprediger auf Saron eintreten konnte. Einen alten Kuhstall richtete er sich zur Kirche ein, und eine elende Kammer zur Schule. Etliche Monate hatte er an dem Katecheten Vollmer einen besondern Schulmeister neben sich, dann versorgte er Kirche und Schule allein. Als er fort ging, trat Bndler in seine Stelle. Es war keine leichte Arbeit, die verwilderten Heiden ein wenig in Zucht und Ordnung zu bringen, noch schwerer, ihnen die Grundbegriffe des Christentums beizubringen, und wie lange dauerte es,

bis sich hier und da eine Seele aufthat, und den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes Einlaß schenkte. Aber es ist dennoch geschehen; das Wort ist auch hier nicht leer zurückgekommen. Mit ganz besonderer Freude konnte schon Hardeland die vier Erstlinge am Weihnachtsfeste 1847 taufen, und wie viel Taufffeste sind diesem ersten gefolgt! Allmählich sammelten sich mehr als 100 Gemeindeglieder. Die Kirche die Budler neu gebaut hatte, wurde bald wieder zu klein; viele Bauern aus der Umgegend hielten sich nach Saron zum Gottesdienst. Eine sektiererische Gemeinschaft von Baptisten und Plymouthbrüdern, welche sich auf einem benachbarten Bauernhofe festsetzte, machte zwar anfänglich manche Not, geriet dann aber so sehr in fleischliches Treiben hinein, daß die Besseregesinnten sich nur desto entschiedener von ihr abwandten, und sich zu der nüchternen Predigt des Wortes hielten. Budler ließ es sich angelegen sein, auch die Umgegend fleißig mit dem Worte Gottes zu bedienen, um so mehr, da seine Gemeindeglieder, die von ihrem Stücke Gartenland nicht allein bestehen können, in der Erntezeit sich bei den umwohnenden Bauern als Taglöhner vermieteten, und somit einen Teil des Jahres von Saron entfernt wohnten. Sie gaben übrigens zu keiner Klage Anlaß, bezahlten auch regelmäßig ihre Pachtgelder und haben Saron in den Stand gesetzt, sich schuldfrei zu machen (seit 1865) und sich selber zu erhalten.

Für unsern Missionar Zahn war es natürlich eine große Freude, daß vier Stunden weit von seinem Tulbagh ein so wackrer Kollege wohnte, der ihm die Sorge für diesen Teil seines Amtsbezirks vom Herzen nahm. Auf seinem Tulbagh hatte er inzwischen zwar auch etliche Gehilfen gehabt, aber sie wechselten zu rasch, und konnten sich kaum in die dortigen Aufgaben recht einleben. Seit 1864 leitete ein eingeborner Gehilfe aus dem Gnadenthaler Seminar die Schule. Wenn dieser rasche Wechsel nun auch keinen Segen bringen konnte, so hat er doch die geistliche Entwicklung der Gemeinde nicht wesentlich hemmen können. Noch in dem letztgenannten Jahr konnte Zahn 67 Seelen zur Gemeinde hinzuthun, so daß bald über 700 getauft waren; es fehlte nicht an Gemeindegliedern, die als Stützen und Säulen gelten konnten, und als ein kräftig wirkendes Salz in der Gemeinde. Besonders machten Zahn eine Anzahl Basuto viele Freude, die sich in diese Gegend verirrt hatten, und von Zahn getauft waren. Die Basuto sind ein kräftigeres und strebsameres Geschlecht als die meist trägen und schlaffen Hottentotten und Bastards. Zahn hätte wohl einer weiteren Unterstützung bedurft, denn er litt vielfach an schwerer Erkrankung, war mehrere Monate lang gelähmt (1865) und gab seinem Sohn, dem Dr. Gustav Zahn, der in Deutschland Medizin studiert hatte und 1868 zurückgekehrt war, im eignen Hause viel zu thun. Auch seine Frau kränkelte lange und bedenklich, und von seinen Kindern hatte er nur noch eine erwachsene Tochter zu Hilfe. Bis auf zwei kleine Kinder und eine ältere verheiratete Tochter waren ihm alle seine übrigen Kinder im Laufe zweier Jahre wieder abgestorben. Um so erfreulicher war die Hochzeit seines Sohnes im Jahre 1867, welcher den Eltern die Tochter des alten Freundes Budler als Schwiegertochter

zuführte. Zu Schulgehilfen hatte er in Steinthal aus Tulbagh zwei farbige Lehrer, aber der eine, Jakobus Smith, mußte 1867 wieder entlassen werden, und mit dem Schulmädchen, das an seine Stelle trat, wollte es auch nicht recht gehen. Ueberhaupt will das junge nachwachsende Geschlecht unsern Missionaren wenig gefallen. Die Alten, welche das Elend der Sklaverei und des Heidentums noch selber gekostet hatten, waren treuer, eifriger, dankbarer und anhänglicher an ihren Seelsorger. Dagegen ihre Kinder, die schon bei der Geburt getauft sind, machen sich wenig aus Kirche und Gottesdienst, und lassen sich von den Weißen gern in die Kantinen oder Schenkhäuser locken. Die Hoffnung eine selbständige evangelische Kirchengemeinschaft aus den farbigen Gemeinden erwachsen zu sehen, mußte man aufgeben.

Sehen wir uns zum Schluß noch einmal wieder nach Worcester um. Wir haben absichtlich über eine Reihe von Jahren daselbst den Schleier geworfen; denn sie gewährte einen traurigen Anblick. Zerwürfnisse unter den Brüdern, Streitigkeiten mit der Gemeinde, Emanzipationsgelüste und mehr dergleichen bot dem Satan eine treffliche Handhabe, um das dort gegründete Zion fast wieder zu zerstören. Aber Gott sei Dank, es bleibt doch bei dem alten Wort: und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Auch zu Worcester nicht. Keine andre Station im südlichen Kaplande blüht und gedeiht so lieblich, wie eben dies Worcester. Unser Missionar Esselen durfte schneiden, wo andre vor ihm gesäet hatten. Es ist schon vorher erzählt, daß er 1848 nach Worcester versetzt wurde, und dort Terlinden ablöste, dessen zeitweilige Mitarbeiter, Vollmer und Kolbe ins Damaraland gezogen waren. Die ersten beiden Jahre arbeitete Esselen mit Nollau zusammen, dann aber allein. Und was hat er nicht alles fertig gebracht! Die schönste Missionskirche im ganzen Land mit Glockenturm und Orgel, dazu einen Kirchhof, Schule, vergrößertes Missionshaus, fast alles aus freiwilligen Beiträgen der Gemeinde. Und noch lieblicher ist es mit dem geistlichen Bau voran gegangen. In den „Berichten“ ist viel Erweckliches aus Worcester erzählt worden (Jahrg. 1855 Nr. 19 und 20; 1854 Nr. 9 und 24; 1852 Nr. 5). Mitten unter den Pocken, die 1858 von Kapstadt her ins Land drangen und manche Bezirke fast entvölkerten, baute Esselen die neue große Schule, die 600 Schüler faßt, ebenfalls fast ausschließlich durch die Kräfte und Mittel seiner Gemeinde. Drei Jahre später, als seine Gemeinde schon über 1200 Getaufte zählte, konnte er zu einer Erweiterung seiner Kirche schreiten, und seine Gemeinde wurde noch immer nicht müde zu geben, so daß sie für sich und für ihren Prediger und Lehrer schon seit vielen Jahren keinen Zuschuß mehr begehrt. Außerordentlich ist die Opferwilligkeit und der Gebetseifer und die Strenge der Zucht in der Gemeinde. Als Esselen 1868 Deutschland besuchte, und auf zahlreichen Kanzeln die erfreulichen Zustände seiner Gemeinde schilderte, hat wohl mancher Prediger sich solche weiße Gemeinde gewünscht, wie jene farbige in Worcester.

Wupperthal und Eben Ezer.

Von der Gründung unseres afrikanischen Wupperthals im Jahre 1830 ist bereits S. 22 einiges erzählt worden. Unsere Missionare hatten um eine Missionskolonie nach Art der Brüdergemeinde anzulegen, ein Bauerngut in den Cederbergen gekauft, und die Deputation hatte den Kauf gutgeheißen, in der Erwartung, daß die Kolonie sich bald selbst erhalten, ja noch Gewinn abwerfen werde. Das gekaufte Gut war eine tiefe Bergschlucht, die in einem halbrunden Kessel mündet, durchströmt von einem Nebenflüßchen des Olifant, welches die hohen und felsigen Cederberge durchbricht, und seine Wasser mit dem Doornfluß vermischt, ehe es sie nördlich von Clanwilliam dem Olifant zuführt. Früher hieß das Gut Rietmond, und war, als unsere Missionare es bezogen, zwar in einem etwas verwahrlosten Zustande, aber doch schon lange Jahre hindurch angebaut, und trug die Spuren der geschickten und fleißigen Menschenhand. Unser Missionar Leipoldt übernahm die Leitung und nannte es Wupperthal. Dagegen das andere Stück Land, welches Missionar von Wurmb im Jahre 1831 in voreiliger Weise zu gleichem Zwecke von einem Hottentottenhäuptling kaufte und Eben Ezer nannte, lag im flachen Küstenland nahe am Ausfluß des Olifant. Es war bis dahin nur ein elendes Hottentottendorf, Doornkraal genannt, und zeigte keine Spur von Anbau; kein Pflug hatte bis dahin diese öde Wüstenei durchschnitten, eben so kahl lagen die umliegenden sandigen Höhen; nur Viehherden fanden ihre magere Weide daselbst. Auf Wupperthal fanden die Brüder schon etliche Gebäude vor von Stein und Kalk, wie zivilisierte Leute sie zu bauen pflegen, und konnten sofort ihre Wohnung darin aufschlagen und eine geordnete Wirtschaft beginnen. Auf Eben Ezer sah man nichts, als die elenden Mattenhütten oder Ponthocken der trägen und schmutzigen Hottentottenhorde; hier mußte alles neu geschaffen, von Grund aus ein neuer Anfang gemacht werden. Somit stand also die Station am Elefantenfluß von vornherein gegen die Station in den Cederbergen bedeutend im Nachteil. Und doch glaubte man damals das Gegenteil, und obgleich der Missionar der seine Befugnisse überschritten hatte, sogleich entlassen wurde, meinte man doch Eben Ezer als Rheinische Missionsstation oder Missionskolonie beibehalten zu sollen. Es war nämlich die allgemeine Annahme, daß der zwischen hohen Ufern dahinströmende Olifant jährlich durch starke Regengüsse also angeschwellt würde, daß er aus den Ufern träte und den ganzen Flachgrund weit und breit überschwemmte. Dadurch würde dann eine Fruchtbarkeit erzielt ohnegleichen; es bedürfe nur geringer Nachhilfe von seiten der Missionare, um die kahle Gegend am Doornkraal in einen lieblichen Garten zu verwandeln. Leider ist aber die Voraussetzung nicht wahr geworden. Statt jährlich überzutreten, rührte sich der Olifant ganze sieben oder zehn Jahre lang nicht aus seinem Bette, und so viel Versuche auch gemacht wurden Land und Boden zu verbessern und den Bewohnern einen guten Broterwerb zu sichern, so ist doch wenig oder gar nichts zu

stande gebracht. Man hätte sich wohl gleich in den ersten Jahren davon überzeugen und die Station, die sehr kostspielig zu werden drohte, wieder aufgeben können. Allein ein anderer Grund war da, der sehr dringend für die Beibehaltung des Platzes sprach. Bei Eben Ezer führte die große Straße vorbei aus dem Kaplande ins Namaland, hier war der Uebergang über den Olifant; hier mußten alle, die aus den nördlichen Gegenden nach Kapstadt reisen, vorüberziehn, Weiße, und Schwarze, Missionare und Heiden. Um des lebendigen Verkehrs willen, der beständig an diesem Platze herrschte, später auch um der Wichtigkeit willen, die dieser Platz für sämtliche Rheinische Missionare im Namaland haben mußte, hat man ihn beibehalten, und die armen trostbedürftigen Seelen am Platz haben von diesem Entschluß wills Gott einen bleibenden Gewinn gehabt.

Im Jahre 1834 wurden die Missionare Samuel Hahn und Knab nach Eben Ezer gesandt. Knab wurde aber schon im Frühjahr 1835 durch Terlinden ersetzt. Die Gesellschaft meinte nämlich, daß dort vor allen Dingen solche Brüder stationiert werden müßten, welche mit der Oekonomie gehörig Bescheid wüßten, um dem Platz auch in äußerer Hinsicht ein wenig aufhelfen zu können. Solches Zutrauen hatte man zu den beiden genannten Brüdern. Jedoch sollte Terlinden, als ordinierter Prediger, sich besonders der geistlichen Pflege der Stationsbewohner annehmen, dagegen sein Gehilfe Samuel Hahn für die äußeren Angelegenheiten sorgen. In letzterer Beziehung wurden mancherlei Pläne gemacht und Versuche angestellt; es sollte ein Kanal gezogen, Regenwasser aufgefangen, Brunnen gegraben, Pumpen angefertigt werden; man wollte besseres Land noch dazu kaufen und Korn darauf pflanzen. Aber bei näherem Besehen erwiesen sich solche Pläne immer wieder als unausführbar. Hiesige Freunde schenkten eine Pumpe, aber sie reichte nur hin, um ein klein Stück Gartenland notdürftig zu wässern. Der Gouverneur der Kapkolonie schenkte unserer Gesellschaft ein großes Stück Land, aber es konnte nicht bebaut werden. Er gab den Stationsbewohnern noch eine große Masse Weideland und setzte Prämien aus für diejenigen Hottentotten, welche in Zeit von fünf Jahren ein ordentliches Haus erbauen und ihr Land gehörig bewirtschaften würden; aber bei der anhaltenden Trockenheit war daran nicht zu denken. Man versuchte es mit dem Fischfang auf dem nahen Meere, und schaffte Boot und Netz an, aber der Ertrag blieb gar zu gering. Es blieb nichts anderes übrig, die Leute mußten sich jedes Jahr zerstreuen, und jede Familie mußte sehen, wie sie sich notdürftig durchbringen konnte. Unter solchen Umständen ging es natürlich mit dem geistlichen Wachstum nur sehr kümmerlich voran; an Taufen war nicht zu denken, und die Schule war in einem jämmerlichen Zustande. So ging es etwa bis ins Jahr 1840. Dann trat eine andere Zeit ein.

Ganz anders hatte sich während dessen das Institut Wupperthal herausgemacht. Dorthin hatte die Gesellschaft schon 1832 den Oekonom Schröder geschickt, und zwei Jahre später zugleich mit Samuel Hahn zog der Schuhmacher Häfele dorthin. Mit der Schuhmacherei wollte

es zwar nicht recht fort, und Häfele hat sich später (1844) wieder ganz von unserer Gesellschaft getrennt und ist aus Wupperthal fortgezogen. Aber mit der Landwirtschaft ging es gut. Sie muß dort natürlich sehr viel anders betrieben werden, als bei uns, und Schröder mußte anfangs viel Lehrgeld geben. Aber er ließ es sich nicht verdrießen, immer neue Versuche zu machen, bis er es endlich lernte, wie man dort das Feld richtig bestellen muß. Da wurde denn gesäet und gepflügt, daß es eine Lust war. Es war wohl keine kleine Aufgabe, die faulen Hottentotten zur stetigen Arbeit anzuhalten. Lieber lagen sie auf dem Felde und schliefen oder krochen gar in den Backofen, als daß sie mit Hand angelegt hätten, einen Zaun zu machen oder das Unkraut auszureißen. Aber Schröder hatte eine sehr freundliche und väterliche Art, mit ihnen umzugehen, und wußte ihnen immer wieder Mut zur Arbeit zu machen. Natürlich ging er selbst überall mit seinem Beispiel voran. Was am Gerät verdorben war, mußte er selbst wieder zurecht machen. Ohne Lehrmeister mußte er schmieden und schreinern lernen. Wenn er nicht weiter konnte, rief er seinen Herrn zu Hilfe, und der half ihm jedesmal, sei es auf dem Acker oder beim Ambos und der Hobelbank. Ein besonderes Glück war es, daß der Prediger und Leiter des ganzen Instituts, Missionar Leipoldt, selbst so viel Sinn und Talent für dergleichen äußere Geschäfte besaß. Hatte er doch schon selber die neue Kirche fast fertig gebracht, eine Mühle in Stand gesetzt, eine Lohgerberei begonnen, Tabaksplantagen angelegt, und so viel Fruchtbäume gepflanzt, daß jährlich ganze Wagenladungen von Früchten verkauft werden konnten. Die 200 farbigen Menschen, die sich auf der Station sammelten, wußte er vortrefflich in Ordnung zu halten. Jedem Ankömmling wurde die Institutsordnung in aller Förmlichkeit vorgelesen und Satz für Satz erklärt. Wer sich darnach nicht halten wollte, wurde vom Platze verwiesen. Wer sich aber willig fügte, und gern das gepredigte Wort Gottes hörte, der konnte sich zu Leipoldt der freundlichsten Hilfsleistung versehen. Er zeigte ihnen, wie sie Gärten anlegen und das Feld bestellen mußten, er lehrte sie festere und wohnlichere Häuser bauen, und ihre Vorräte zu Rat halten, schlichtete ihre Händel und half ihrem Mangel ab, wo er wußte und konnte. Daß er dabei die Seelenpflege seiner gelben und braunen Kinder nicht wird vergessen haben, versteht sich von selbst. Es schien auch wirklich, als wollte der Geist Gottes anheben, die Totengebeine zu beleben. Man hörte die Leute an einsamen Orten beten, ihre Sünden bekennen und um Vergebung flehen. Manche kamen zum Missionar mit der Frage, was sie thun müßten, um selig zu werden. Die erste Taufe hatte er schon am 6. Juni 1830, also ein halbes Jahr nach seiner Ankunft vollziehen können, und bis 1840 waren es 35 geworden, die zur Gemeinde durch die Taufe hinzugethan wurden. Außerdem waren noch elf auf den Platz gezogen, die schon anderswo die Taufe empfangen hatten. Immerhin war das nur eine kleine Anzahl; und wenn man sich diese Getauften genauer ansah, so konnte man auch nicht viele Früchte des Geistes entdecken. Leipoldt wagte nur sieben von ihnen zum

Abendmahlsgenuß zuzulassen. Kurz es war wohl ein großer Unterschied zwischen den Bewohnern von Wupperthal und den umwohnenden Heiden, aber es blieb doch noch sehr viel zu wünschen übrig, für Kirche und Schule, für geistliches Leben und sittliche Förderung. Da wurde denn die Arbeit dem lieben Leipoldt zu Zeiten recht schwer, und er seufzte viel, daß die Leute so stumpf und träge blieben. Er wußte wohl, mit allem seinem Predigen konnte er ihnen den Geist nicht einhauchen, der da lebendig macht, aber vielleicht, meinte er, hätte er sich den einzelnen Seelen doch noch mehr widmen können, wenn er mehr freie Hand gehabt hätte. Er mußte ja vielerlei thun, besonders da das Gut teils durch Ankauf, teils durch Schenkung von seiten des Gouvernements um 19 000 Morgen gewachsen, und die Zahl der Einwohner nach der Sklaven-Emanzipation auf 400 gestiegen war. Als vollends die Jahre 1835—1840 fast lauter Hungerjahre waren, voll ansteckender Krankheiten an Menschen und Vieh, wußte der arme Leipoldt oftmals kaum, wohin er sich zuerst wenden sollte. Seit 1835 war er verheiratet und hatte eine liebe Missionsgehilfin aus der Nähe der Kapstadt heimgeführt. Sie half auch willig und treulich bei der Leitung der Oekonomie, bei den Weibern und Kindern, aber beide erkannten: wir können ohne tüchtige Hilfe unser Amt an den uns anvertrauten armen Seelen nicht zur Genüge ausrichten.

Da brach nun mit den Jahren 1840 und 1841 eine neue Zeit an für beide Institute, sowohl für Wupperthal als für Eben Ezer; eine Zeit der Erweckung und geistlichen Auffrischung, welche an beiden Orten einen recht tüchtigen und soliden Kern in den Gemeinden zeitigte und auch äußerlich beide Institute emporbrachte. Es war die Zeit, in welcher unsere Nama-Mission begann. Die ersten Streiter auf dem neueröffneten Kampfplatz Kleinschmidt, Budler, Lutz, H. Hahn, Knudsen, zogen alle von Kapstadt aus durch Wupperthal und Eben Ezer, und der freudige Glaubensmut dieser frischen jungen Männer, ihre Schilderung von den Bollwerken des Satans, die in Gottes Namen zu erstürmen sie ausgezogen waren, von der Finsternis der entfernter wohnenden Heiden und dem Lichte, welches sie in der Kraft Gottes unter ihnen anzünden wollten, wirkten belebend auf das träge Gemüt der Institutsbewohner. Es ging dort, wie es so oft auch in Europa geht. Nicht die Mission, welche in der Gemeinde selbst durch die Prediger und Lehrer getrieben wird, bringt die Herzen aus ihrer stumpfen Ruhe, sondern die Kunde von der Mission, die draußen getrieben wird. Welche gewaltigen Eindrücke ließen die Besuche der englischen Nama-Missionare Jackson, Cook, Hodgson, Tindall, noch mehr die Durchreise des Nama-Kapitäns, Jan Frederik mit seinen Leuten, der so flehentlich um einen Missionar bat, in den Gemütern derer von Eben Ezer zurück! Und nun gar die hin und wiederziehenden rheinischen Nama-Missionare. Aber nicht alle berührten die Institute nur so flüchtigen Fußes auf der Durchreise. Zwei von den Brüdern kehrten zurück und blieben für längere Zeit daselbst wirksam. Das waren Budler auf Wupperthal (1841—1848) und Lutz auf Eben Ezer (1841—1845).

Budler war aus dem Klein-Namalande, wo er Ende 1840 und Anfang 1841 etliche Monate stationiert war, von dem Bruder Leipoldt nach Wupperthal zurückgerufen, besonders um die Schule zu leiten und etliche Schulgehilfen aus den fähigern Schülern heranzubilden. Lutz war auf seinem Wege ins Namaland von den Brüdern für Eben Ezer förmlich in Beschlag genommen, durfte nicht weiter und mußte da bleiben, denn der Ortsmissionar Terlinden war kränklich und wenig am Platz, und wollte jetzt eben seine Besuchsreise nach Europa machen (S. 59), und der Gehilfe Hahn war nicht ordiniert und konnte allein nicht fertig werden. Zu dieser Zeit nun begann eine große Erweckung an beiden Orten, deren Höhepunkt anfangs 1842 fiel und sich bis in den Anfang 1844 erstreckte. Eine große Anzahl Heiden meldete sich zur Taufe, es zeigte sich ein allgemeines Suchen und Fragen nach dem Sünderheiland, bald war kaum ein Haus oder Hütte mehr zu finden, in welcher nicht eine oder etliche Seelen lebendig geworden wären. Die Missionare hielten Konferenzen mit allen einzelnen Hausvätern, Lutz hatte seine Gemeinde nach Art der Brüdergemeinde in einzelne Chöre geteilt, Verheiratete und Unverheiratete, Frauen und Männer gesondert, und hier wurden dann alle Einzelheiten des sittlichen Lebens und christlichen Hauswesens durchgesprochen, alle einzelnen Sünden ans Licht gezogen, für jeden besonderen Fall und Herzenszustand besondrer Rat und Unterweisung gegeben. Da drang das Wort Gottes durch, wie ein zweischneidig Schwert, und schied Seele und Geist der aufgeschreckten Hörer. Trotz allen Weigerns und aller Vorsicht mußte Lutz in den ersten Monaten 1842 an 60 Erwachsene zur Taufe zulassen, über die er dann sogleich drei bewährte Männer als Aelteste setzte. Somit wurde eine wohlgegliederte und unter strenger Zucht stehende Gemeinde organisiert. In Wupperthal stieg zur selben Zeit die Zahl der Abendmahlsgenossen von 7 auf 43, dann auf 60, und während der Abwesenheit Budlers (vom Herbst 1842 bis anfangs 1844) wurde der Hunger nach dem Wort Gottes so groß und allgemein, daß Leipoldt, der damals etwas kränkelte, unter der Last des schweren und doch so seligen Amtes fast zusammenbrach. Denn merkwürdiger Weise blieb die Bewegung nicht etwa stehen bei den bisherigen Heiden und Farbigen, sondern sie griff um sich und zog auch die Weißen, die Christen herbei, trieb die stolzen und hoffärtigen Bauern der Umgegend auf dieselben Armensünderbänke, auf denen die so tief verachteten Hottentotten saßen. In Eben Ezer war ein reiches Christenmädchen, Tochter eines gottlosen Hofbesitzers, sogar die erste, welche von der Predigt des Missionars, die sie zufällig und aus Neugierde hörte, überwunden, mitten unter ihrer schändlichen Umgebung unter viel Spott und Hohn ihr Kreuz auf sich zu nehmen und Christi Fußspuren nachzufolgen begann. In den Cederbergen ließen sich die Bauern selbst nicht durch die donnernden Predigten des holländischen Predigers zu Clanwilliam abhalten, zu den „Schwärmern und Irrlehrern", den Missionaren auf Wupperthal, zu gehn, und sich zugleich mit dem „schwarzen Vieh" den Trost der Sündenvergebung spenden zu lassen.

Der Herr aber, der seinen Geist hatte ausgehen lassen, um die Schläfer auf unsern beiden Stationen kräftiglich zu wecken, sorgte dafür, daß die erweckten Seelen nicht so bald wieder zur Ruhe kommen konnten. Er sandte ihnen Krankheitsnot (nieuwe ziekte), die fast keine Hütte und auch die Häuser der Missionare nicht unverschont ließ, und ließ im Jahr 1843 besonders in Wupperthal, dann 1845 vorzugsweise in Eben Ezer eine Dürre und Hungersnot eintreten, welche selbst diesem armen, an Hunger gewöhnten Geschlecht ganz ungewohnt und grimmig erschien. Das arme Eben Ezer hatte 1842 eigentlich zum erstenmale eine gründliche Ueberschwemmung des Olifant und infolgedessen eine sehr reiche Ernte gehabt. Auch im Jahre 1844 wiederholte sich diese außerordentliche Fruchtbarkeit, so daß die 300 Bewohner fast nicht Raum hatten für ihre Erntevorräte. Aber dafür fiel nun auch in 14 Monaten kein Tropfen Regen; in zwei Jahren war an keine Aussaat und keine Ernte zu denken. Das Vieh ging zu Grunde, die Menschen schleppten sich halb verhungert und elend dahin. Alle Transportmittel fehlten, auch von den befreundeten Orten her konnte keine Hilfe gebracht werden. Zu Fuß lief der arme Lutz mit einem seiner treuen Aeltesten durch den Sand nach Wupperthal, um mit den dortigen Brüdern zu beraten, was in dieser Not zu thun. Er traf daselbst außer den Brüdern Leipoldt und Budler, der sich soeben seine Frau aus Kapstadt geholt, den treuen Gehilfen Schröder und noch mehrere neu angekommene Brüder, den Schreiner Wagner und den Hutmacher Petersen, die seit 1841 in Wupperthal wohnten, aber später wieder aus dem Verband und Dienst unsrer Gesellschaft geschieden sind. Er traf auch den 1842 neu gesandten Oekonom Fismer, welcher bis ins hohe Alter treulich auf dem Platze ausgehalten hat. Da wurde denn viel überlegt, wie der gänzlich verarmten Gemeinde auf Eben Ezer zu helfen sei. Vor allen Dingen wurden die südlicher wohnenden Brüder vom Stande der Dinge in Kenntnis gesetzt, und ersucht, Kollekten zu halten. Das thaten die auch, und der eifrige Esselen ließ es sich nicht nehmen, selber eine nicht unbedeutende Beisteuer an Reis, Weizen, Kleidern und Geld aus den südlichen Gemeinden, besonders aus Stellenbosch, zu Schiff über Donkinsbai nach Eben Ezer zu bringen. Auch die vermögenderen Bauern wurden in Kontribution gesetzt, und gaben zum Teil willig und reichlich. Das war jedoch immer nur eine augenblickliche Aushilfe. Um der Station dauernd aufzuhelfen, fand man doch kein Mittel. Lutz hatte aber den Brüdern auf Wupperthal noch etwas anderes vorzutragen. Er war von Eben Ezer abberufen worden, um eine neue Station an den Karreebergen anzulegen. Er wäre aber viel lieber bei seiner armen Gemeinde geblieben, und trug in seinem Gewissen Bedenken, sie grade in dieser Notzeit zu verlassen. Allein, da man die Sache nach allen Seiten erwog, fand man doch, daß die Heiden an den Karreebergen, die noch in tiefer Finsternis saßen, nicht mindern Anspruch auf die Predigt des Evangeliums hätten, als jene am Elefantenfluß, und daß es für Lutz der gewiesene Weg sei, zu ihnen zu gehn. Schon

war auch für Eben Ezer sein Nachfolger bestimmt, nämlich Missionar Külpmann, der eben damals Worcester wieder an Terlinden überließ (S. 120). So folgte denn Lutz in demütigem Gehorsam der an ihn ergangenen Weisung, nahm am 25. Oktober 1845 Abschied von seinem lieben Eben Ezer, und übergab die Gemeinde an Külpmann, der sich ihrer auch treulich und nach Kräften annahm. Leider konnte er nicht lange auf diesem Posten bleiben. Seine Kränklichkeit nahm dermaßen überhand, daß er selbst auf seine Ablösung dringen mußte. Da traf es sich nun, daß der von Borneo nach Süd-Afrika übersiedelnde Br. Juffernbruch in Kapstadt eintraf, und vor Verlangen brannte, sofort in eine frische und geordnete Thätigkeit einzurücken. Er wurde gleich nach Eben Ezer gewiesen, und trat am 25. Mai 1846 daselbst ein.

Es war freilich kein sehr einladender Posten. Der Hunger stand den meisten Stationsbewohnern auf dem Gesicht geschrieben, Dürre und unfruchtbare Jahre waren die Regel, Ueberschwemmung des Olifant und fruchtbare Zeiten kamen nur ausnahmsweise vor. Einen großen Teil des Jahres mußte die Gemeinde sich zerstreuen, um Weideplätze für ihr Vieh und etwas Ackergrund aufzusuchen, oder sich bei den Bauern in der Nähe um Tagelohn zu verdingen. Mit der Schule konnte es nicht vorwärts gehn, da die Kinder während der 5—6 Monate des Umherlaufens in der Zerstreuung wieder vergaßen, was sie mühsam beim Missionar gelernt hatten. Dazu kam eben jetzt um 1846 für Eben Ezer und für Wuppertal, nicht minder für die südlichern Stationen, eine neue Plage: der Kaffernkrieg. Er wurde zwar auf der entgegengesetzten Seite der Kolonie, an der östlichen Grenze geführt; aber da die englische Truppenmacht nicht ausreichte, mußte der Landsturm aufgeboten werden. Jedes Gehöft mußte seine Leute stellen, auch die Missionsstationen. Von unsern beiden Instituten wurde fast alle junge und rüstige Mannschaft weggenommen; nur die Alten und Gebrechlichen blieben zurück. Auch Proviant, Ochsen, Schafe, Wagen und Zugvieh wurden von den Gemeinden requiriert, was den blutarmen Leuten zu Eben Ezer ein höchst empfindlicher Verlust war. Indes auch diese Not lehrte nur desto brünstiger beten. Die jungen Leute kamen auch am Ende fast alle unverletzt zurück, und brachten meist aus dem wilden Kriegsgetümmel eine große Sehnsucht nach dem Worte Gottes und ein gutes Zeugnis von ihren Vorgesetzten mit nach Hause. Ueberhaupt zeigte sich doch auf beiden Instituten, daß seit 1842 der Herr sein Werk in Vieler Herzen habe. Das erleichterte und versüßte auch unserm Juffernbruch sein schweres Amt. Fast in jedem Bericht konnte er etliche Seelen namhaft machen, die in der Buße ständen, denen es mit ihrer Heiligung ein ganzer Ernst sei, die mit Frieden und Freuden heimfuhren in die Ewigkeit.

Bis 1848 wirkte Juffernbruch noch mit S. Hahn zusammen auf Eben Ezer. Dann nahm der letztere Abschied und zog ins Namaland. Er hatte es sich auf dem unwirtlichen Platze gar sauer werden lassen, und zum Teil seine Gesundheit dabei eingebüßt. Die schöne neue Kirche hatte er aufgeführt, welche nahe an 200 Personen fassen konnte, und wovon der eine Teil zur Schule benutzt ward. Das große

Wohnhaus hatte er zu stande gebracht, mit 6 Kammern und Vorratskammer und Küche, noch ein zweites Haus, und so manche kleinere Wirtschaftsgebäude, eine Windmühle zum Mahlen des Korns u. s. w. Eine ganze Anzahl Pflüge hatte er beschafft und in Gang gesetzt, Kornländereien hergerichtet, den Viehstand vermehrt, Gärten angelegt, und mit dem großen Pumpenwerk, welches seit 1845 durch englische Freunde am Olifant aufgerichtet wurde, die mühseligsten Versuche gemacht, um hinreichendes Wasser über den Platz zu leiten, nur leider vergebens. Juffernbruch ging nach S. Hahns Abzug in dessen Fußstapfen weiter, und ließ es sich recht am Herzen liegen, das arme Institut ein wenig emporzubringen. Und man muß sagen, es ist ihm manches gelungen. Nach etlichen Jahren fanden sich an 700 Stück Großvieh und ebensoviel Kleinvieh auf dem Platze, dazu 72 Pferde und eine Masse Federvieh, — ein Beweis von zunehmendem Wohlstand. Die Zahl der Bewohner stieg auf 400, von denen etwa 350 getauft waren. An der Spitze der Gemeinde standen drei Aelteste, zwei Diakonen und zwei Diakonissen. Seit 1848 bestand auf Eben Ezer sogar ein Missions-Verein. Freilich lieferten die armen Menschen nicht viel in die Missionskasse, aber man muß es ihnen hoch anrechnen daß sie ihre Verpflichtung zu solchen Beiträgen erkannten und sie zu erfüllen suchten. Nur einmal, im Jahre 1850, wurden den armen Leuten die Hände wieder etwas mehr gefüllt. Der Elefantenfluß war mal wieder ausgetreten, und hatte das Land gründlich überschwemmt; da gab es eine reiche Ernte. Aber nachher kehrten alsbald die Hungerjahre wieder, Dürre und Mißwachs, dazu Krankheiten an Menschen und Vieh, und dazwischen auch noch wieder im Jahre 1851 ein abermaliger Kaffernkrieg und ein erneutes Aufgebot der Freiwilligen, so daß die rüstigen Leute von Eben Ezer wieder sämtlich in Anspruch genommen wurden. Da konnte von reichlichen Missionsbeiträgen nicht die Rede sein.*)

Seitdem sind die äußeren Zustände in Eben Ezer nicht anders geworden. Armut, Not, Elend sind und bleiben dort einheimisch. Hin und wieder in langen Zwischenräumen tritt mal eine Ueberschwemmung des Olifant und infolgedessen eine reichliche Ernte ein. Dann können die Schulden etwas abbezahlt, einige Kleidungsstücke angeschafft, etwas Saatkorn aufbewahrt werden: aber meist will's auch dazu nicht reichen. Ein Mittel, diesem Notstand abzuhelfen, ist bisher nicht gefunden, und wird auch allem Anschein nach nicht gefunden werden. Man hat es mit Pumpen, mit Windmühlen, mit Dämmen, Gräben und Wasserwerken aller Art versucht. Es ist bald dies, bald jenes vielgerühmte Pumpensystem in Anwendung gebracht, Beratungen mit Sachverständigen sind im Ueberfluß gehalten, alles vergebens. Im Jahre 1866 hatte die Gesellschaft einen Mechaniker Schrenk auf Eben Ezer stationiert, der meinte der Sache helfen zu können, wenn man ihm eine fahrbare Dampfmaschine

*) Vergleiche über die Geschichte von Eben Ezer: Barmer Missions-Blatt 1850, Nr. 15, 22. 1851, Nr. 3.

(Lokomobile) schickte, die er dann mit Holz und Torf heizen wollte. Aber erfahrene Brüder haben auch dies Projekt für unausführbar erklärt. Missionar Beinecke, der seit 1858 die Station zu leiten hatte, hat die ganze Schwere dieses Notstandes Jahr um Jahr zu tragen gehabt, und hat es sich nicht verdrießen lassen, durch Reisen, durch Gemeindeversammlungen, durch Heranziehung von Fremden, für das arme hungernde Volk sich zu bemühen. Er hat die besseren Zeiten benutzt um das Aeußere der Station etwas zu heben, die Gebäulichkeiten in besseren Stand zu setzen u. dgl. Allein die immer wiederholten Anforderungen an die Gemeinde, die Versuche, sie aus ihrem trägen Schlendrian etwas herauszubringen, die Begünstigung fremder Ansiedlungen u. dgl. m. führten schließlich vielmehr eine Entfremdung zwischen dem Missionar und den Stationsleuten herbei, so daß Beinecke sich wieder ganz auf die Seelsorge und auf seine übrigen geistlichen Pflichten beschränken mußte, und bei seinem Tode (1877) beschlossen wurde, keinen neuen Missionar mehr nach Eben Ezer zu senden.

Die Station Wupperthal war ursprünglich mit der Erwartung angelegt, daß sie nicht bloß sich selbst erhalten, sondern noch ein bedeutendes zur Erhaltung anderer Stationen werde beitragen können. In der That hat die Station schon seit längerer Zeit etwas geleistet. Schon im Jahre 1844 wurde dort ein Missionsverein gegründet. Es war in der Zeit, als jene große Bewegung, die unsere beiden Institute ergriffen hatte (S. 127 f.), noch fortdauerte, wenn auch nur noch in den letzten Schwingungen. Als Missionar Budler den Wupperthalern ihre Pflicht recht ernstlich vorhielt, ihrerseits nun doch auch dazu zu thun, daß die Wohlthat christlicher Predigt auch anderen Heiden zugute käme, faßten sie diesen Gedanken mit dem größten Eifer auf, sie konnten kaum begreifen, daß ihnen solches nicht schon früher eingefallen wäre, sie schämten sich vor der Rheinischen Missions-Gesellschaft wegen ihres Undanks. Sofort unterschrieben sie eine Summe von 260 Thalern; für sie eine große Summe. Sogar die Schulkinder wollten nicht zurückbleiben. Sie stifteten unter sich auch einen kleinen Missionsverein, und da sie kein Geld hatten, gingen sie in die Bergschluchten und sammelten Holz. Das gab am Ende des Jahres 12 Thaler. Auch sonst waren manche Früchte sowohl des erwachten christlichen Geistes, als der wachsenden Wohlhabenheit zu sehen. Als z. B. 1847 die große Teuerung über die europäischen Länder hereinbrach, und in Irland die Leute scharenweise zu Grunde gingen, wurde in allen englischen Kolonieen für die armen Irländer gesammelt. Auch in Wupperthal. Und man muß erstaunen, wie viel die armen Tagelöhner dort zusammenbrachten, an 170 Thaler. Nicht minder suchten sie sich unter einander zu Hilfe zu kommen. Nach Anleitung der Missionare legten sie eine Armenkasse an, wie wir solches auch schon von unseren Stationen auf den Dörfern berichtet haben (S. 117). Und so fleißig legten sie ein, daß sie ein Kapital von 1300 Thalern und darüber sammelten. Zwar mit dem Kornbau gab es meist nicht viel, denn es kamen gar zu

oft dürre Jahre. Aber als Tagelöhner bei den Bauern gewannen sie sich immer ein schön Stück Geld, und aus ihrem Gartenland nicht minder. Darum hat die Gesellschaft für billig erkannt, daß sie nicht mehr freie Nutznießer des Bodens sein sollten, den die Missionare ihnen auf Wupperthal angewiesen hatten, sondern eine mäßige Pacht dafür geben, welche in die Missionskasse fließt. Durch die Pachtgelder der ca. 400 Einwohner (700 mit den Außenplätzen), durch die Intraden des allmählich auf 25 000 Morgen angewachsenen Gutes (fast alles ist Weideland, nur 2—300 Morgen sind urbar), durch den Verkauf der auf dem Institut gefertigten groben Hüte und Felle, und der Bodenerzeugnisse, als Tabak und Früchte, wurde die Station Wupperthal nach und nach in den Stand gesetzt, sich nicht bloß selbst zu unterhalten, sondern auch Beiträge zum Unterhalt der übrigen Stationen zu liefern.

Anfangs 1849 verließ Missionar Budler das Wupperthal und ging nach Saron, und nahm auch sein kleines Katechetenseminar mit dorthin. Er hatte nämlich in Wupperthal eine Anzahl fähiger Schüler zu Nationalgehilfen auszubilden gesucht, und es war ihm mit einigen gelungen. Die Schullehrer von Tulbagh und Steinthal, B. Koopmann und M. Wimmer, die wir schon oben kennen gelernt haben (S. 119), waren von ihm in Wupperthal vorgebildet worden. Fortan blieb also unserer wackerer Leipoldt wieder mit seinem treuen Gehilfen Fismer allein auf Wupperthal. Er hatte aus seiner kleinen Gemeinde drei Presbyter und drei Diakonen und Diakonissen gewählt, welche ihn in Handhabung der äußeren Ordnung und in der Seelenpflege der Gemeindeglieder unterstützen sollten. Seine älteste Tochter Anna und nach deren Verheiratung die zweite, Maria, konnte ihm schon in der Schule helfen, besonders die Kleinkinderschule leiten. Auf den Außenplätzen Witwater, Nieuweplaats, Langekloof, Vogelvalley u. s. w. wurden einzelne Männer oder Mädchen, die einige elementarische Kenntnisse hatten, angestellt, um mit den ganz Unwissenden Schule zu halten, und das Gouvernement bewilligte für diese Nebenschulen einen jährlichen kleinen Beitrag, wie sie einen größeren für die Hauptschule bewilligt hatte. Gab es auch in betreff des Herzenszustandes der Gemeindeglieder manches zu seufzen und zu klagen, so gab es doch immer noch viel mehr Ursache, sich zu freuen. Als Leipoldt, zu anfang 1855 wie Zahn und Lückhoff sein 25 jähriges Jubiläum feierte, (Barm. Miss.-Bl. 1855, Nr. 21), konnte er mit den Seinigen fröhlich sein vor dem Herrn, der zu seiner Arbeit reichlichen Segen gegeben. Da er aber durch wiederholte Krankheitsanfälle, besonders durch ein immer wiederkehrendes Herzleiden bereits geschwächt war, wurde beschlossen, ihm einen jüngeren Bruder zum Gehilfen zu geben, der ihn vor allen Dingen der Sorge für die Schulen überheben sollte. Der 1854 ausgesandte Missionar Dönges siedelte gegen Ende des folgenden Jahres nach Wupperthal über und blieb dort zwei Jahr als Katechet und Schulmeister thätig, dann zog er weiter nach den Karreebergen, und Sterrenberg trat für ihn ein.

Leipoldt hatte 1856 seinen ältesten Sohn Johann nach Deutschland geschickt. Hier besuchte er das Gymnasium und die Universität (S. 76), wurde geprüft und ordiniert, und kehrte 1865 als ordinierter Kandidat zu seinem Vater nach Wupperthal zurück. Er fand dort manches verändert. Seine ältere Schwester Anna war schon seit mehreren Jahren verheiratet mit Missionar Dönges, und war mit ihm nach Schietfontein gezogen; ihre Stelle an der Kleinkinderschule hatte die jüngere Schwester, Maria, übernommen. Sterrenberg, der Dönges Nachfolger auf Wupperthal gewesen war, war ebenfalls schon seit Jahren weitergezogen, und hatte 1861 zum Nachfolger den Missionar Wegel erhalten, der sich mit großem Eifer in die Arbeit warf, und sich der äußeren Bauten und Reparaturen nicht minder eifrig als der Seelsorge annahm. Er half die Kirche auf Wupperthal vergrößern, baute auf Honingvalley die Kapelle und Schule, und ritt unermüdlich Berg auf und ab, um die Bewohner der äußeren Plätze etwas anzufrischen und sie zu größerer Thätigkeit zu spornen. Auf eine kurze Zeit kam ihm dabei auch der Katechet Hörnemann zu Hilfe (1862—65), der ursprünglich für Damaraland ausgesandt war, aber seit 1861 nach dem Kapland zurückgekehrt, auf Ezelsbank, einer Außenstation Wupperthals, eine kleine Schule leitete, wo er 29 Kinder mit allem Fleiß unterrichtete. Aber er starb schon 1865. Um so mehr verdoppelte Wegel seine Anstrengungen. Aber er traute seinen nicht allzufesten Körper wohl zuviel zu. Als im Jahre 1865 sein Wohnhaus abbrannte, und er mit seiner Frau in große Gefahr und Ungelegenheiten geriet, zeigten sich die schon länger bemerkbaren Spuren eines Brustleidens so bedenklich, daß er eine längere Ausspannung suchen mußte und die Station verließ. Eben damals war es als Johann Leipoldt bei seinem Vater eintraf, und natürlich sofort Wegels ganze Arbeit übernahm. Wegel versuchte zwar noch mehrere male selbst wieder unter seinen lieben und anhänglichen Wupperthalern thätig zu sein. Aber schließlich wollten die Kräfte doch nicht zureichen, und da das kapische Klima ihm keine Heilung zu versprechen schien, so entschloß er sich 1868, wenn auch mit großem Widerstreben, nach dem milden Himmel Südbrasiliens überzusiedeln. Johann Leipoldt blieb seitdem seinem Vater auf Wupperthal adjungiert; 1868 konnte er auch seinen Bruder Andreas wieder begrüßen, der in Deutschland Landwirtschaft gelernt hatte, und sich nun an seinem Heimatsort besonders mit Seidenbau und Baumwollen-Kultur beschäftigen wollte. Ein Jahr später traf auch sein Bruder Christian aus Deutschland ein, aber nur auf Besuch, und im Vorüberreisen, denn er ging von Deutschland nach Sumatra, nachdem er im Missionshause die volle Ausbildung als Missionar empfangen hatte. Das Ende des Jahres 1869 brachte dem alternden Leipoldt noch etliche festliche Tage. Am 7. Oktober feierte sein Sohn Johann Hochzeit mit der Tochter seines alten Freundes Budler, eine rechte Missionars-Hochzeit. Einige Tage später wurde sein Schwiegersohn, Missionar Dönges von Schietfontein, ordiniert. Ihm selbst aber dem alten Herrn, nebst seinen alten Gefährten, dem Superintendenten Zahn und

dem Missionar Lückhoff, die vor 40 Jahren mit ihm zusammen als die ersten Rheinischen Missionare nach Süd-Afrika gekommen waren, wurde eine schöne Kundgebung der allgemeinen Liebe und Verehrung bereitet, sowohl seitens der anwesenden Missionsfamilien, als auch der Gemeinde; und es mußte seinem Herzen wohlthun, daß besonders die älteren Brüder einstimmig bezeugten, wenn sie das jetzige Wuppertal ansähen, und es verglichen mit dem was es vor 30 oder 40 Jahren gewesen, so müßten sie staunen über die große und erfreuliche Umwandlung, die da geschehen wäre, sowohl im Geistlichen wie im Leiblichen.

Die Stationen an den Karreebergen.

Amandelboom und Schietfontein.

Auf der Mitte der Hochfläche des inneren Süd-Afrika, nahe der nördlichen Grenze der Kap-Kolonie, erhebt sich die Gruppe der Karreeberge, die nicht sehr hoch, aber von ziemlichem Umfang ist. Etwa 30 Meilen dehnt sie sich aus von Westen nach Osten und zwischen 3 und 8 Meilen von Norden nach Süden. Schön ist diese Bergpartie keineswegs, denn es fehlt an Gebüsch und Waldung ganz und gar. Gras genug, fette Weiden, bei reichlichem Wasser auch reichliche Ernten; aber weit und breit kein Baum, nur hier oder da ein Dornbusch von Mannshöhe. Daher fehlt es diesen Bergen und Thälern an allem Schutz gegen Hitze und Kälte. Wie die glühende Sonne mit versengender Glut auf die schattenlosen Höhen und in die kahlen Senkungen prallt, also, daß einem Europäer fast der Atem in solcher Glühhitze vergeht, so findet auch jeder kalte Windstoß seinen ungehinderten Weg durch diese Berge hin, und die Abwechslung der Temperatur wird dadurch so plötzlich und so bedeutend, daß der Missionar etwa des Morgens in einen dicken Mantel gehüllt beim Frühstück sitzt, einige Stunden darauf vor sengender Hitze kaum noch essen kann, und wieder etwas später mit schwerer körperlicher Arbeit doch nur mühsam sich zu erwärmen im stande ist. So ist's auch mit der Feuchtigkeit; fast immer geht es von einem Extrem zum andern. Jetzt monatelange Dürre, daß alles Lebendige zu verkommen droht, dann wieder unaufhörliche Regenmassen, daß die trocknen Strombetten sich in reißende Ströme verwandeln.

Bis vor einigen Jahrzehnten gehörten diese Karreeberge niemandem. Wer wollte, konnte sich dort niederlassen, dort weiden und mit seinen Herden umherziehen, Korn säen und schneiden und nach Gefallen Antilopen jagen, keiner wehrte es ihm. Das hatten sich 6—700 Bastards zu nutze gemacht, Mischlinge von weißen Vätern und gelben oder schwarzen Müttern, und hatten an der westlichen Seite der Berge in Haufen von zwei, drei oder vier Familien an den verschiedenen Quellen ihre Matjeshütten aufgeschlagen. Feste Häuser bauten sie nicht und brauchten sie nicht; denn das Wandern war ihre Freude; von einem Thal, von einem Berg, von einer Quelle zur anderen trieben sie ihre großen Herden, Schafe, Ziegen, Rinder und Pferde,

und die zeltartigen Hütten waren eben so schnell wieder aufgeschlagen, wie sie beim Abzug abgebrochen waren. Und wie die Bastards im Westen, so machten es die Kaffern im Osten der Karreeberge. Es war ein einzelner Kaffernstamm, an 1000 Köpfe stark, vor etlichen Jahrzehnten aus dem Vaterlande vertrieben oder freiwillig verzogen, hatte seine kafferische Sprache und Sitte mit in diese Berggegend gebracht, und weidete seine Herden an den Abhängen und auf den Höhen nach der Weise seiner Väter. Diese Kaffern waren rohe Heiden, liefen nackt, wußten nichts von Gesetz und Recht, von Gott und Gottes Wort. Anders war es mit den Bastards. Da sie größtenteils von christlichen Vätern herstammten, so hatten sie auch etwas christliche Kenntnis geerbt; etliche hatten auch vor Jahren unter der Pflege des Londoner Missionar Kicherer gestanden, der am Sackfluß in ihrer Nähe sein Wesen hatte, wußten also von Gott und von Christo dies und jenes, aber genauer besehen waren sie doch nicht viel besser als Heiden; ohne Taufe, ohne Unterricht, ohne Konfirmation, Kopulation und Sakrament lebten sie in der Welt, als die vom Heiland nichts wissen. Aber das Bewußtsein ihrer jämmerlichen Verwahrlosung, das Bedürfnis nach geistlicher Speise war doch noch bei manchen Seelen lebendig geblieben, und so konnte es nicht fehlen, daß, sobald sich der Ruf von den Rheinischen Missionaren in Wupperthal bis in die Karreeberge ausbreitete, von dorther wiederholte Bitten kamen, daß sich doch auch bei ihnen ein Missionar niederlassen möchte.

Es dauerte bis gegen Ende des Jahres 1845, bis die beiden ersten Rheinischen Missionare Lutz und Beinecke zu den Bastards gesandt werden konnten. Unter einem großen Mandelbaum, einem wahren Wunder in dieser baumlosen Steppe, schlugen sie ihr Zelt auf. Ihr erstes Anliegen war, eine Schule zu eröffnen. Sie stellten also den unsteten Bastards vor, daß sie notwendig ein Schullokal bauen müßten. Die Bastards sahen das ein und fingen gleich an zu bauen. Sie holten krummes und schiefes Dornholz, steckten es aufrecht in die Erde, banden es mit weichgeklopftem Riet zusammen, machten auch das Dach von Riet, und bald war alles ohne Hammerschlag fertig, und die Schule begann mit Eifer regelmäßig morgens sechs Uhr. Das Singen war ein Fest für die Kinder wie für die Erwachsenen, aber die furchtbare Sonnenhitze scheuchte die Eltern samt den Kindern wieder auseinander. Sie hatten auch eine Kirche von demselben Material und in derselben Form erbaut, wie das Schulhaus. In der Kirche wohnte der eine Missionar, in der Schule der andere, denn unter dem Zelt war es in dieser Gluthitze nicht lange auszuhalten. Natürlich zog der Ruf von dem neuen Prediger alle Bastardfamilien aus der Umgegend herbei. Es war ja etwas Neues, und so kamen sie denn zu Pferd, zu Fuß, zu Wagen, zum Teil viele Meilen weit, mit oder ohne Zehrung, alle auf die Gastlichkeit der Missionare bauend, die in diesem Wirrwarr ohne Hausfrauen, kaum wußten, wie sie auch nur die Begrüßungen aller dieser neuen Gesichter gehörig erwidern und jedem ein passendes Wort sagen sollten. Gepredigt wurde für so viele unter freiem Himmel, denn das

Strohkirchlein hätte sie nicht gefaßt. Die Ochsenwagen wurden zusammengeschoben, die darübergespannte Leinwand zusammengebunden, und so erhielt man doch einigen Schutz gegen die glühende Sonne. Ob der ausgestreute Same des gepredigten Wortes auf harten und sonnverbrannten Boden fiel, oder ob er hier und da gutes Ackerland gefunden, das blieb vor der Hand den Augen der Missionare verborgen. Aber so viel wenigstens konnten sie merken, daß die Bastards ihren neuen Prediger samt seinem Schulmeister in Ehren hielten, und sich's auch was kosten ließen, damit Gottesdienst und Schule in anständiger Weise gehalten werden möchte. Sie lieferten nicht bloß den Missionaren Pferde zu ihren amtlichen Rundreisen, sondern subskribierten auch ansehnliche Beiträge zu ihrem Unterhalt und brachten mehr, als sie versprochen hatten, Fleisch, Fett, Felle, Eier, Federvieh, Wildpret, Korn, Milch, Schafe, Holz, kurz alles, was im Haushalt zu brauchen war, nur kein Geld, denn das hatten sie selber nicht viel. So wurde es allmählich den Missionaren ganz wohl bei den gutmütigen Bastards, die ihnen zu Liebe thaten, was sie nur konnten. Sie bauten mit der Zeit jedem Bruder ein ganz ansehnliches steinernes Wohnhaus und beschlossen, den Unterhalt der Missionare ganz allein zu bestreiten. Sie legten kleine regelmäßige Straßen zwischen ihren Lehm- und Strohhäusern an, pflanzten Feigen- und Pfirsichbäume und dergleichen, führten einen bequemen Weg auf den zuckerhutförmigen Berg, der sich mitten aus dem engen kreisförmigen Thale erhebt, und benutzten die Bergspitze bei ihren Gesangfesten. Sie waren aber unter Missionar Beineckes Anleitung so überaus singlustig geworden, daß sie fast in jeder Woche dergleichen Gesangfeste anstellten. Da zogen sie zu Hunderten auf den Singberg und ließen Berg und Thal von ihren Lobliedern erklingen. Ja es stellte sich auch wohl auf der Spitze des gegenüberliegenden gleichartigen Berges ein zweiter Trupp auf, und die wechselnden und sich antwortenden Chöre nach lieblichen Weisen, mit süßer, klingender Stimme gesungen, haben gar mancher Seele nachgeholfen, den Erdenstaub und Erdenjammer hinter sich zu lassen und sich hinaufzuschwingen zu ihrem Gott. Und so warm waren diese vernachlässigten und verschrienen Bastards für das Wort Gottes und die kirchliche Zucht schon geworden, daß sie nach kaum anderthalb Jahren urteilten, die eine Station Amandelboom genüge nicht, sie müßten noch eine zweite anlegen in Grootfontein, damit auch die entfernter wohnenden Brüder und Schwestern der Wohlthat kirchlicher Predigt und Gemeinschaft teilhaftig würden. Sie selbst wollten Kirche, Schule und Missionshaus daselbst auf ihre Kosten bauen, und sollte es ihnen auch tausend Thaler kosten. Aus solcher Opferwilligkeit ersahen die Missionare mit Freuden, daß das Wort Gottes keineswegs vergeblich unter den Bastards gepredigt werde. Da konnte es denn nicht fehlen, daß das teure Wort auch bald seine gewaltige, mark- und beindurchdringende, Kraft an etlichen und vielen Seelen erwies. Schon 1850 berichtete Lutz, daß täglich etliche kämen, ihre Herzensnot zu klagen, weinend ihre Sünden zu bekennen, um Trost und Rat für ihre bekümmerten Seelen zu bitten, oder feierlich ihren

Vorsatz zu erklären, von der Ungerechtigkeit abzutreten und sich taufen zu lassen in den Tod des Herrn. Welche erquickliche Szenen erlebten da unsere Brüder an Kranken- und Sterbebetten, wie regte sich die geschäftige Samariterliebe in der ganzen Gemeinde! Wohlthätigkeits-Vereine entstanden, ein sehr strenger Enthaltsamkeits-Verein ward gegründet, Schmutz, unordentliches Wesen, faules Geschwätz wich der heiligenden und reinigenden Kraft des Evangelii; die Herzen, welche voll Glaubens und Betens waren, strömten über vom Preise der wunderbaren Gnade Gottes, sie ermahnten sich unter einander, forschten miteinander in der Schrift und stärkten sich in geduldigem Ausharren und fröhlichem Glauben.

Aus der Gründung jener zweiten Station unter den Bastards auf Grootfontein ist freilich wegen der betrübten politischen und bürgerlichen Verhältnisse, von denen noch die Rede sein wird, nichts geworden. Es hat da nur ein Steinhaus errichtet werden können zu gelegentlicher Haltung von Gottesdiensten, und Miss. Lutz ritt eine Zeitlang alle Monate dahin, um zu predigen. Dagegen ist auf der entgegengesetzten Seite der Karreeberge unter den Kaffern eine Station errichtet worden. Lutz hatte von Amandelboom aus den Kafferkapitän auf Schietfontein besucht im Sommer 1847, und war mit Bitten um einen Missionar für den Kafferstamm so bestürmt worden, daß er eiligst davon den übrigen Brüdern in der Nähe der Kapstad Meldung that und sie aufforderte, sobald als möglich einen aus ihrer Mitte zu den Kaffern in die Karreeberge zu schicken. Da nun der Gehilfe unseres Miss. Zahn auf Tulbagh, Missionar Altheit, damals wohl abkommen konnte (S. 118), so wurde er sofort in die Karreeberge gesandt, kam im November auf Amandelboom an, und zu Weihnachten stand schon Wohnhaus und Kirche auf Schietfontein fertig und Altheit konnte mit seiner jungen Frau einziehen.

Der neue Lehrer wurde sehr freundlich empfangen, doch nur von dem geringeren Teil der Kaffern. Denn der Kaffer ist von Natur argwöhnisch und fürchtet von jedem Fremden, daß er nur um seines eignen Vorteils willen gekommen sei. Eine uneigennützige Liebe kennt der Heide natürlich nicht einmal dem Namen nach. Indes wußte Altheit schnell ihr Vertrauen zu erwerben. Jedesmal waren die gottesdienstlichen Versammlungen zahlreicher besucht und die Schule füllte sich mit schwarzen wollharigen Schülern und Schülerinnen. Die Frauen hielten sich besonders an die weiße Lehrerin, um von ihr Lesen und manche andre nützliche Sachen zu lernen. Alte wie Kinder, namentlich die letzteren, machten überraschend schnelle Fortschritte. Als Beinecke, der Schulmeister von Amandelboom, die Schietfonteiner Schule besuchte, war er verwundert, wie viel die Kinder schon von der biblischen Geschichte wußten, und meinte, daß die Bastardkinder weit hinter den Kaffern an schneller Auffassung zurückständen. Als später Hardeland auf seiner Rundreise durch unsre afrikanischen Stationen Ende 1848 auch Schietfontein besuchte, war er noch viel mehr verwundert über die Veränderung, die in so kurzer Zeit mit diesen wilden nackten Gesellen vorgegangen war. Da sah er lauter anständig gekleidete

Leute, Kirche und Schule wohl gefüllt, den Sonntag streng geheiligt, die Vielweiberei fast ganz ich abgeschafft heidnische Tänze und Trunkenheit fast verbannt, das Betragen recht bescheiden und fast gesittet, kleine Gärten angele t und Fruchtbäume gepflanzt, ja sogar schon ein paar Lehmhäuser aufgerichtet, während sonst die Kaffern nur in den zeltartigen Mattenhäuschen wohnen. Zu einer großen Kirche und Schule machte man eben Anstalt, und einige Taufkandidaten sollten nächstens die heilige Taufe empfangen. Es ist in der That alles Rühmens wert, was Gott der Herr durch die Hand seines Knechts in so kurzer Zeit an diesen rohen Heiden ausgerichtet hat. Sonst gilt die Mission unter den Kaffern für eine der allerschwierigsten und langsamsten; und hier dieser versprengte Stamm fügte sich so schnell in christliche Zucht und Ordnung, daß man hätte meinen sollen, sie seien das lenksamste und gutwilligste Volk von der Welt. Am 14. Januar 1849 konnte Alheit seinen Erstling taufen, eine Kafferfrau mit ihren vier Kindern. Die feierliche Taufhandlung selbst, noch mehr das stillfreundliche Wesen der Frau und ihr gottseliger Wandel, machte einen tiefen Eindruck auf ihre Stammesgenossen, und bald mehrte sich die Zahl der Täuflinge, so daß am zweiten Jahrestage von Alheits Ankunft auf Schietfontein die Gemeinde schon aus 39 getauften Erwachsenen und einer noch größern Anzahl getaufter Kinder bestand. Unter den Erwachsenen war auch der alte Kapitän mit seiner gläubigen Frau.

Indes waren diese Kaffern keineswegs alle geneigt, an das Licht zu kommen, es gab deren genug, die die Finsternis mehr liebten, als das Licht, und deshalb sich möglichst fern hielten von dem Ort, wo die Strahlen des ewigen Lichts so hell leuchteten. Nicht bloß blieb ein Haufen von 400 Kaffern, die etwas entfernt von Schietfontein in den Brambergen wohnten, fern von jeder Verbindung mit dem Missionar, sondern manche Bewohner der Station, die anfangs auch mit zum Gottesdienst gekommen waren, hatten sich allmählich immer weiter von da entfernt, und waren nach Norden, nach dem Oranje- oder Großflusse hin gezogen wie sie sagten, nur um der bessern oder größern Weide willen, in der That aber, um ihr altes heidnisches Wesen ungestört fortsetzen zu können. Am meisten waren die Frauen und Kinder zu beklagen, die gern auf der Station geblieben wären, und nun gezwungen den Männern folgen mußten. Indes geschah es auch hier wohl, daß Gott die Herzen der Väter zu den Kindern bekehrte, und daß nach Verlauf einiger Zeit die Väter von den Bitten der Kinder überwältigt, sie wieder zur Kirche und Schule zurückbrachten.

Wirkliche Not und Störung kam für unsere Mission an den Karreebergen von einer andern Seite. Die holländischen Bauern die in der Nähe wohnten, hatten schon von langer Zeit her ihr Auge auf die fetten Weiden in den grasreichen Bergen geworfen, und so oft sie auf ihren eignen Feldern nicht Gras genug für ihre ungeheuren Herden fanden, trieben sie alle ihre Tausende von Hornvieh und Zehntausende von Kleinvieh in die Berge hinein, unbekümmert um die Bastards, die doch seit langen Jahren im Besitz derselben waren,

und sorgsam die wenigen Quellen sparten und die Flüßchen über das Land leiteten, um für ihr eignes Vieh Nahrung und für ihre paar angebauten Felder Bewässerung zu erhalten. Wohin sollten sich nun die Bastards mit ihren Klagen wenden? Die Kolonialregierung in der Kapstadt hatte damals die Karreeberge noch nicht für englisches Territorium erklärt. Sich selber schützen das hätte nichts anderes gegeben, als beständige Fehde, Mord und Blutvergießen, denn die Bauern sind schlagfertige Leute und scheuen den Kampf nicht; und für die armen Bastards wäre der alte unsichere Stand der Dinge geblieben, sie hätten nur immer größeren Zerstörungen ihres Eigentums sich ausgesetzt. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als auszuweichen, soviel sie konnten und ein wanderndes Leben zu führen, den Bauern die besten Weiden zu überlassen und sich selbst mit dem zu begnügen, was jene übrig ließen. Mit den Kaffern mußten die Bauern freilich etwas säuberlicher verfahren, einmal weil diese schwarzen Gesellen Helden in der Schlacht sind und sich nicht so leicht ihr Eigentum hätten verderben lassen, sodann weil dieser Kafferstamm sich unter dem Schutz der englischen Regierung hier angesiedelt hatte, und der Kafferkapitän eine Art Dokument vom Gouverneur besaß, daß er ungestört dort wohnen solle. Gleichwohl drängten die Bauern auch gegen diese schwarzen Viehzüchter immer näher und näher heran, ließen bald hier bald dort ein Feld, dessen Lage streitig sein mochte, zu ihrem Eigentum schlagen, und verengten auf diese Weise sowohl den Bastards als den Kaffern ihr Weidefeld dermaßen, daß beide Teile nicht mehr wußten, wie sie mit ihren Viehherden bestehen könnten. Als nun im Jahre 1848 die Regierung ihre Grenzen erweiterte und das ganze Land bis an den Oranjestrom für Eigentum des englischen Gouvernements erklärte, wurden auch die Karreeberge englisches Gebiet, und Bastards so gut wie Kaffern englische Unterthanen. Jetzt glaubten beide Teile auf gerechten Schutz und Anerkennung ihres Eigentumsrechtes rechnen zu dürfen und thaten deshalb die nötigen Schritte. Aber wie bitter sahen sie sich getäuscht. Die Regierung fürchtete die rebellischen und widerspenstigen Bauern in jener Gegend mehr, als die friedlichen fremden Bewohner, und da die Bauern erklärt hatten, daß sie nicht mehr bestehen könnten, wenn ihnen die Erlaubnis genommen würde, in den Bergen und auf den Steppen zu weiden und sich anzusiedeln, wo sie wollten, so erließ die Regierung ein Edikt, wonach das ganze Hinterfeld, d. h. alles Land zwischen der ehemaligen Grenze und dem Oranjestrom, für freies Weidefeld erklärt wurde, so daß jeder, der eine kleine Gebühr bezahlte, mit seinen Herden hinziehen konnte, wo er wollte, und wäre es auch mitten auf die Station und in die Gärten der Missionare gewesen. Vergebens waren dagegen alle Bittgesuche und Vorstellungen der bisherigen Bewohner. Lutz und Beinecke reisten selbst zu verschiedenen Malen deshalb nach der Kapstadt und reichten namens der Bastards eine Bittschrift nach der andern ein. Das Höchste, was sie erreichten war, daß sie von Jahr zu Jahr sich eine gewisse Anzahl von Quellen mit dem daran grenzenden Weideland für ihr Vieh um eine ziemlich bedeutende Summe reservieren konnten. Die Kaffern

aber, nicht zufrieden mit solch ungewissem Zustand, entschlossen sich, die Gegend ganz zu verlassen und sich einen andern Wohnplatz zu suchen, wo sie vor den Anmaßungen der Bauern sicher wären. Es war nur die Frage, wo ein solcher Platz zu finden sei. Sie meinten am Großfluß, und beschlossen eine Untersuchung in jener Gegend anzustellen. Ihr Missionar Allheit, der treulich Leid wie Freude mit ihnen teilte, konnte ihnen nicht widersprechen. So leid es ihm in der Seele thun mußte, seine neugebaute freundliche Kirche, seinen Garten und sein Wohnhaus im Stich zu lassen und wieder in die unbekannte Wildnis hinauszutreten, so glaubte er doch auch, daß die Kaffern an ihrem jetzigen Ort nicht bleiben könnten, und entschloß sich deshalb, selber mit ihnen zu reisen und einen passenden Platz am Großfluß aufsuchen zu helfen. Diese Expedition fand statt im Anfang des Jahres 1850. Nach manchem Umherreiten fanden sie wirklich ein ziemlich ausgedehntes Gebiet am Ufer des Flusses, welches für ihre Zwecke wohl geeignet schien. Aber es lag auf dem linken Ufer, also noch innerhalb des Gebiets der Kapkolonie. Daher mußte vor allen Dingen die Einwilligung der Regierung zur Uebersiedelung der Kaffern nach diesem Punkt eingeholt werden. Allheit machte sich zu diesem Zwecke selber auf den Weg, von zwei getauften Kaffern begleitet, und unser Superintendent Zahn wohnte den Verhandlungen in Kapstadt bei. Aber da kam 1850 der leidige Kafferkrieg dazwischen, der die ganze Aufmerksamkeit der Regierung und aller Beamten nach der Ostgrenze der Kolonie lenkte, so daß aus der Inspektionsreise der Beamten, folglich auch aus der Uebersiedelung der Kaffern nach dem Großfluß nichts geworden ist. Uebrigens wie sich aus dem Bericht unseres Superintendenten, der 1853 die Stationen an den Karreebergen besuchte, ergab, hätte die Verpflanzung der Station an den Großfluß doch auch viele Bedenken gehabt, und würde vermutlich den Kaffern noch verderblicher geworden sein, als die Belästigung durch die Bauern. Im Jahre 1851 kam die entsetzliche Dürre dazu, welche die ohnehin schon so bedrängten Gemeinden von Amandelboom und Schietfontein so schwer heimsuchte, daß die meisten, Bastards wie Kaffern, den größten Teil ihres Viehes verloren und arme Leute wurden.

Mit dem geistlichen Gedeihen dieser jungen Pflanzungen sah es unter solchen Umständen mißlich aus. Indes doch bei weitem nicht so schlimm, als man hätte fürchten sollen. Besonders im Anfang der unruhigen Wartezeit ging's noch frisch und kräftig vorwärts. In der Schietfonteiner Gemeinde, die schon in der ersten Hälfte des Jahres 1851 auf 173 Getaufte und 19 Taufkandidaten angewachsen war, war bereits ein Gemeindevorstand erwählt, bestehend aus einem Aeltesten und zwei Diakonen, die ihr Amt mit großer Treue führten, und ihr eigen Vieh und Ackerland lieber Schaden leiden ließen, als daß sie sich in Händel der Nahrung hätten flechten sollen. Sie bewirkten die Ansammlung eines Gemeindevermögens zum Unterhalt des jeweiligen Seelsorgers, und da auch die Bastards erklärt hatten, daß sie ihren Pfarrer selber unterhalten wollten, so hatte die Rheinische Gesellschaft Aussicht, daß die Mission in den Karreebergen ihr bald keine Kosten

mehr verursachen würde, was auch wirklich eine Reihe von Jahren hindurch der Fall war.

Weil aber damals die Dürre dazwischen kam, so mußten die Gemeinden sich zerstreuen, um notdürftig hie und da ihren Unterhalt zu finden, und besonders in Amandelboom sah es eine Zeitlang mit Kirchen- und Schulbesuch sehr traurig aus. An einzelnen hatten die Missionare aber auch dort große Freude. Die Geschichten von der zänkischen Silla, die durch das Gebet ihres Mannes Karolus und durch die Gnade des Herrn eine stille demütige Jüngerin des Heilandes ward; von dem Bastard van Wyk, der sich so tapfer der Branntweinhändler erwehrte; von den drei zurückgesetzten Taufkandidaten, die mit vielen Thränen die Taufe begehrten und auch endlich erlangten; von der bußfertigen Sünderin Rachel u. s. w. sind seiner Zeit in den „Berichten der Rheinischen Missions-Gesellschaft" (1852 Nr. 19 u. 25) mitgeteilt worden. Aber abgesehen von solchen lieblichen Blümlein, boten die Karreeberge einen traurigen Anblick. Rundumher eine jammervolle Wüste. Kein Wagen brachte, wie sonst, die zahlreichen Gäste von weither zum Gottesdienst, kaum ein einzelner Reiter ließ sich sehen; das Vieh starb zu Hunderten, ja zu Tausenden; in den Häusern der Missionare herrschte viel Krankheit und Siechtum; die Leute waren zum Teil mutlos und verzagt. Da öffnete der Herr am 22. Februar 1852, nach fast zweijähriger Dürre, wieder die Fenster des Himmels und ließ so reichlich Regen und Segen herabströmen, daß kaum vier Monate später ringsum alles schon wieder strotzte von Gesundheit, Kraft und Wohlsein, Da gab es wieder Fett, Milch, Honig, Eier, Seife, Salz, reifendes Korn, Wildpret und andres Fleisch in Ueberfluß, und schon brachte auf Amandelboom der Gotteskasten als vierteljährigen Ertrag 100 Thaler für die Mission. Ja es flossen in dem einen Jahr 1853 aus den beiden Stationen zusammen 375 Pf. St. (an 2400 Thlr.) in die Kasse der Rheinischen Missions-Gesellschaft. Das waren aber keineswegs lauter Beiträge von den Gemeindegliedern. Der bei weitem größte Teil des Geldes rührte von den reichen Bauern her, die oft weit her kamen, um sich durch Br. Beinecke von ihren Krankheiten heilen zu lassen. Diesem lieben Bruder hatte der Herr ein besondres ärztliches Geschick gegeben und die kleinen Kuren, welche er mit seinen homöopathischen Medikamenten auf der Station verrichtete, hatten ihn schnell so in Ruf gebracht, daß die Wagen der herbeiströmenden Patienten bisweilen eine förmliche Gasse vor seinem Häuschen bildeten, und die kapländischen Aerzte eifersüchtig wurden. Natürlich nahm Beinecke kein Geld, aber desto reichlicher zahlten die geheilten Kunden in die Missionskasse. Da aber solche medizinische Praxis an fremden Christenleuten keineswegs zu dem Beruf der Heidenmissionare gehört, so hat der liebe Bruder sie bald wieder eingestellt, und widmete sich um so treuer seiner eigentlichen Aufgabe, der Schule auf Amandelboom. Er sollte übrigens nicht lange mehr diesen Posten versehen. Wie schon S. 131 bemerkt ist, wurde er 1858 als Missionar nach Eben Ezer berufen und seine Stelle an der Schule in Amandelboom wurde nicht wieder besetzt, sie wurde

von Lutz selbst mit Hilfe seiner Frau und Tochter geleitet. Auch der Nationalgehilfe Fred. Hein war von 1859—62 an der Schule thätig, später (1863—69) Christian Schröder, Sohn des im Jahre 1832 nach Wupperthal gesandten Kolonisten Schröder und dazwischen auch der Missionar Sterrenberg, aber nur wenige Monate. Einen höheren Aufschwung nahm die Schule in Schietfontein, für welche 1859 Missionar Dönges als Lehrer gesandt wurde. Er sowohl als Missionar Alheit, der Vorsteher der Station, der selbst ein begabter praktischer Schulmann war, leitete die Schule mit solchem Geschick und Hingabe, daß sie allmählich sich zu einer kleinen Bürgerschule entwickelte, und sogar die reichen Bauern aus der Umgegend ihre Söhne nach Schietfontein in Kost und Logis gaben, damit sie dort die Schule besuchen könnten. Die jährlichen Schulprüfungen wurden von weit und breit besucht, und lieferten die erfreulichsten Resultate.

Von 1853—60 dauerte die Blütezeit unsrer beiden Stationen an den Karreebergen. Jede der beiden Gemeinden bestand aus 7—800 Gliedern, unter denen 300 bis 350 Getaufte waren. Und diese verhältnismäßig geringe Zahl von Bastards und Kaffern unterhielt ihren Pfarrer und Schullehrer ganz aus eigenen Mitteln, baute sich selbst ihre Kirche und Schule, und hatte immer noch reichliche Gaben übrig für anderweitige Notstände sowohl in der eignen Gemeinde als in der Fremde. Mit Freude und Verwunderung las man von den Missionsfesten an den Karreebergen, wobei die Kollekte auf 500, ja bis auf 800 und 900 Thaler stieg, ganz abgesehen von den gewöhnlichen Gaben. Bei dieser großen Freigebigkeit mehrte sich der Besitzstand. Auf je 50 Familien, Bastards sowohl als Kaffern, konnte man ein Vermögen rechnen von 20—25 000 Stück Kleinvieh, 600—650 Stück Rindvieh und 300—330 Pferde. Dazu gab es reiche Ernten; bisweilen 400—450 Mud schweren Weizen, gar nicht gerechnet den Ertrag der Gärten und das Obst. Freilich auf die fetten Jahre folgten immer wieder Zeiten der Dürre und des Mangels. Dann kam das Vieh zu Tausenden um, und die Felder und Gärten standen leer. Aber diese Schäden und Schulden wurden schnell wieder gedeckt, wenn die alte Fruchtbarkeit wiederkehrte, und der Eifer des Gebens und Helfens für die Mission, für Kirche und Schule wurde kaum gemindert. So boten auch im Innern die Gemeinden ein höchst erfreuliches Bild gedeihlichen Wachstums. Zwar ruhte auch der Teufel nicht und suchte bald hier bald da Unfrieden auszustreuen und es gelang ihm auch wohl einen oder den andern der Getauften wieder zum Abfall zu bringen. Aber im großen und ganzen konnte man sich der sichtlichen Fortschritte der Gemeinden nur freuen. Man fühlte sich erfrischt, wenn man von ihren Festfeiern las und von den Reden, welche namentlich die getauften Kaffern bei solchen Gelegenheiten zu halten pflegten, man mußte den sittlichen Ernst anerkennen, mit welchem sie ihre Gemeinde-Angelegenheiten berieten, und die herzliche Gemeinschaft, mit welcher Bastards und Kaffern, sonst fremd und feindlich sich gegenüberstehend, durch die Predigt des Evangeliums einander nahe, kommen so daß sie eine

Gemeinde zu bilden schienen, miteinander die Gottesdienste feierten und gemeinsam dem Tische des Herrn nahten.

In diese schöne Entwickelung der beiden Gemeinden trat seit 1857 eine Frage hinein, die nach Verlauf von drei oder vier Jahren zu schweren Kämpfen und Schädigungen führte. Das Jahr 1857 war sowohl in Schietfontein als in Amandelboom ausgezeichnet durch die Vollendung des neuen Kirchbaues, welcher ganz allein durch die Mittel der Eingebornen betrieben unter großer Freude und Teilnahme von nah und fern eingeweiht wurde. Zur Eröffnung der Amandelboomer Kirche im November waren die Missionare aus Wupperthal gekommen, zur Kirchweihe in Schietfontein, einige Monate vorher, im August sogar der Superintendent Zahn aus Tulbagh und Esselen aus Worcester. Aber diese lieben Brüder wollten sich nicht bloß mit unsern Karreeberger Missionaren freuen, sondern sie wollten mit ihnen beraten, was zu thun sei. Denn eben damals hatte die kapische Kolonialregierung den Entschluß gefaßt, die ganzen ausgedehnten Weidestrecken von den Karreebergen bis zum Großfluß, das sogenannte Hinterfeld, in einzelne Parzellen zu zerlegen und an die Meistbietenden zu versteigern. Bisher war alles völlig freies Weideland gewesen, und bei den Quellen galt der Grundsatz: wer sie zuerst findet, dem gehören sie, so lange er dabei bleibt, zieht er aber weg, so hat er kein Anrecht mehr. Jetzt war nun der Landmesser gekommen, hatte die einzelnen Quellen und das dazu gehörige Weideland besichtigt und vermessen und hatte aus dem Schietfonteiner Feld etwa 80 Bauerngüter zurecht geschnitten; auch standen schon mehr als 80 Bauern bereit, um diese Güter anzusteigern und in Besitz zu nehmen. Für die Kaffern sollten etwa 10000 Morgen reserviert werden. Damit konnten aber diese großen Viehbesitzer nicht auskommen, und sie meinten doch von früher her noch eine Zusage von der Regierung zu haben, daß sie im Besitz ihrer Weidegründe um Schietfontein und in den Brandbergen nicht sollten gestört werden. Deshalb wurde auf den Rat der Missionare eine Deputation gesandt nach der Kapstadt an den Gouverneur, um ihm die Lage der Gemeinde vorzustellen. Die Deputation bestand aus drei Kaffern und zwei Bastards und Alheit selbst stellte sich wiederum an ihre Spitze. Im Februar 1858 kamen sie zurück, aber ziemlich entmutigt. Die Sache solle nochmals untersucht werden, hieß es. Sie wurde auch untersucht; neue Vermessungen wurden angestellt, und das Resultat war, daß eine Gesellschaft von 60 Bauern sich erbot, für das ganze Schietfontein samt Zubehör 17000 Pfd. Sterl. zu zahlen. Natürlich mußte dann die ganze Gemeinde auswandern, mußte Kirche, Schule, Pfarrhaus und alles unbewegliche Eigentum verloren geben und sich eine neue Wohnstätte jenseits des Großflusses, außerhalb der Kapkolonie, suchen. Die Gemeinde erklärte sich auch dazu bereit, vorausgesetzt, daß sie ein geeignetes Terrain zur Niederlassung fänden. So sehen wir denn im Jahre 1859 große Wanderzüge von den Stationen aufbrechen nach dem Hartebeestfluß und nach dem Großfluß, um Land zu suchen, auf dem sie mit ihren großen Herden existieren könnten. Aber sie fanden keins. Nochmals

wandten sie sich an die Regierung und bezeugten die Unmöglichkeit auszuwandern. Die Regierung ließ sich billig finden und schenkte den Kaffern, als den frühsten anerkannten Besitzern 98 000 Morgen, davon sollten 12000 Morgen für das Dorf Schietfontein vermessen und in 200 Erben verteilt werden an diejenigen, welche binnen drei Jahren ein Haus darauf bauen und Gärten anlegen würden. Eine Anzahl von Erben wurden sogar der Mission geschenkt, aus deren Ertrag Allheit eine neue Schule baute, drei Erben waren für Kirche, Schule und Pastorat angewiesen. Auch auf Amandelboom wurden vier Erben für die Mission angewiesen. Also für die Kaffern und für die Mission war in anerkennenswerter Weise gesorgt. Aber wo blieben die Bastards? Sie mußten sich eben so wie die weißen Bauern ihre Erben und Weidegründe selber ersteigern. Da sie aber unmöglich mit den Bauern konkurrieren konnten, so ergab es sich von selbst, daß sie weiter und weiter zurückgedrängt wurden und schließlich den Weißen das Feld räumen mußten. So führte das Jahr 1860, wo die neue Ordnung eingeführt, die Ortsstatuten proklamiert, die Stationsvorsteher als Superintendenten von der Regierung eingesetzt wurden, eine Wendung und eine abwärts führende Bewegung in den beiden Gemeinden herbei. Schon in den Jahren 1862 und 1863 zeigte sich eine auffallende Veränderung aller bisherigen Zustände. Die Stationen verwandelten sich in Dörfer oder Städtchen, die in überwiegender Zahl von Weißen bewohnt waren. Die Farbigen, welche mit ihrem Hausbau nicht zu stande kommen konnten, verkauften ihre Erben an die Weißen und zogen von dannen. Die Weißen, die sich als Herren des Platzes fühlten, beschlossen, sich selber eine Kirche zu bauen und selber einen Prediger zu berufen. Sie wollten nicht Gemeindeglieder der Missionsgemeinde sein. Sie suchten vielmehr den Missionar zu verdrängen, besonders den Missionar Lutz, dem sie alles Leid anthaten, sie verklagten ihn, wußten ihn in Prozesse zu verwickeln, und hemmten seine Wirksamkeit wo sie konnten. Das Schlimmste war die Verführung und das böse Beispiel, das sie den Farbigen gaben. Sie richteten Branntweinschenken und Tanzlokale auf. Unzucht und Trunkenheit kam schnell in Schwung, Fluchen, Gotteslästerung nicht minder. Mit Berufung auf die Weißen versäumten die Bastards den Gottesdienst, verachteten die Missionare, und kamen geistlich wie leiblich immer tiefer herunter.

Am raschesten und auffallendsten machte sich dieser Wechsel bemerklich in Amandelboom. Missionar Sterrenberg, der 1861 dem Missionar Lutz zu Hilfe gesandt war, erkannte sofort, daß nicht die Dorfbewohner einen zweiten Missionar brauchten, sondern die zerstreuten und geflüchteten Gemeindeglieder, welche zum Teil viele Tagereisen weit in die Wüste gewandert waren, um irgendwo noch vor den allenthalben nachrückenden Weißen ein Plätzchen für sich und für ihre Herden zu finden. Darum zog Sterrenberg von Amandelboom wieder fort, um unter den Zerstreuten zu arbeiten und zu wohnen. Bald nach ihm mußte auch Lutz sich entschließen, große Reisen zu machen, wenn er seine Gemeindeglieder aufsuchen wollte. Die Station selbst, das Dorf Amandelboom wurde so leer, daß statt 100 Schüler

nur noch 30 in der Schule waren, und die verlassenen Wohnhäuser zusammen fielen. An einen Unterhalt des Predigers durch die Gemeinde war gar nicht mehr zu denken, die Kirchenkasse schloß jedes Jahr mit größeren Schulden ab. Die Bemühungen des Schulmeisters Christ. Schröder, der ein gelernter Schreiner war, durch eine Schleuse am Sackfluß das Wasser über die Felder zu leiten, und der Gemeinde einen reichen Kornertrag zu verschaffen, schlugen fehl. Dürre und Hungersnot kehrte fast Jahr um Jahr wieder; und schließlich brachen seit 1868 die Koranna mit anderm Raubgesindel von Norden über die Grenzen der Kolonie, plünderten und mordeten bis in die Nähe von Amandelboom und nahmen den letzten Rest von Wohlstand weg. Missionar Lutz, der im November 1870 seine 25jährige Thätigkeit auf Amandelboom abschloß, fürchtete, daß damit auch der Abschluß des Amandelboomer Gemeindelebens überhaupt zusammenfallen werde. Die Weißen, welche das Feld behaupteten, waren eingepfarrt in Calvinia und Frazersburg, und ihnen genügte es nötigenfalls nur ein oder etliche Male im Jahr zur Kirche zu kommen. Mit der Missionskirche und der braunen Gemeinde wollten sie unverworren bleiben, den Bastards wollen sie kein Plätzchen in den Gottesdiensten der Weißen gönnen.

Weniger schnell und verderblich entwickelten sich die Folgen des Verpachtungssystems der Regierung in Schietfontein. Ehe Missionar Allheit, der Begründer der Gemeinde, im Jahre 1865 die Station verließ, weil er nach Stellenbosch berufen war, konnte er noch eine neue Schule bauen, und mit Hilfe seines getreuen Kollegen Dönges etwa 40 weiße Kinder zugleich mit seinen Bastard und Kafferjungen unterrichten, die ihren Lehrern alle Ehre machten. Auch das große Missionsfest, welches alle sieben Jahre auf Schietfontein gefeiert wurde, und welches Allheit zum letzten Mal 1861 leitete, war noch so reichlich besucht und so warm und freudig gefeiert, wie nur je und hinterließ reichen Segen. Als aber das nächste Fest im Jahr 1868 gefeiert wurde, ja da waren freilich auch zahlreiche Festbesucher gekommen, aber die Fest-Kollekte, die früher 400 Thaler betragen hatte, brachte kaum 100 Thaler, so sehr war die Gemeinde verarmt, und statt der Bastards und Kaffern sah man vorzugsweise weiße Besucher, denn weiße Bauern hatten überall das Land in Besitz genommen, und hatten die Kaffern, die mit ihrem Grundeigentum nicht umzugehen wußten, daraus verdrängt. Je tiefer die Farbigen in Schulden gerieten, desto leichter wurden die Weißen Herren ihres Besitztums; so konnte es auch hier nicht ausbleiben, daß die farbige Gemeinde zum größten Teil nur noch aus Arbeitern und Tagelöhnern bestand. Kaffern, Bastards samt den von Norden eingewanderten Mantätis, Basutos und Betschuanen wurden Untergebene des weißen Mannes. Bei alledem hielt sich doch immer noch ein tüchtiger und ehrenwerter Kern in der Gemeinde, und auch die Weißen hatten Respekt vor dem Missionar zu Schietfontein (seit 1855 Sterrenberg), besuchten fleißig seine Kirche, und schickten auch ihre Kinder in die Missionsschule. Sterreuberg konnte noch in den Jahren 1866 und

1867 ein neues Gottesdienstlokal in den Saatländereien anlegen, die von der Station zu sehr entfernt waren, und eine Schule zu Paardekloof, und als am 18. November 1872 die Station den Tag ihres 25jährigen Bestehens feierte, wie viel gab es da doch zu rühmen. Wo vor 25 Jahren nichts als eine heidnische Wildnis war, da stand jetzt ein stattliches Dorf mit Saatfeldern umgeben, soweit nur das Auge reichte. Aus den roh und nackt umherstreifenden Kaffern und Bastards war eine Gemeinde gesammelt von mehr als 1400 Seelen, von denen schon hundert selig in die ewige Heimat eingegangen waren. An 400 Pfund Sterling hatte die Gemeinde trotz der wiederholten Teuerungsjahre in die Missionskasse abgeliefert, und in ihrem Jubiläumsjahre brachten sie es zu einem Ueberschuß von 230 Pfund Sterling, trotzdem daß es wieder ein Hungerjahr war. Als Missionar Sterrenberg am Schluß des Jahres dringend einer Erholung bedurfte, ließ es sich die Gemeinde nicht nehmen, ihn mit allem Nötigen, mit Wagen, Pferden, Proviant und barem Geld zur Reise zu versehen. Sterrenberg blieb sechs Monate aus, sein Nachbar Lutz von Amandelboom hatte sich inzwischen einigermaßen der verwaisten Gemeinde angenommen. Aber nun machte sich der treue Nachbar selber fertig zur Abreise. Seine Gemeinde war so sehr zusammengeschmolzen und verstreut, daß er seine Arbeit unter ihnen als beendet ansah. Ende 1874 verließ er Amandelboom und übergab die wenigen noch übrigen Gemeindeglieder der Obhut des zurückbleibenden Missionars Sterrenberg von Schietfontein.

Klein-Namaland.

Kommaggas und Richtersveld. Steinkopf und Konkordia.

Das Klein-Namaland ist die Uferstrecke am Atlantischen Meere vom Grünfluß bis zum Großfluß oder Garip (Oranje) und das dahinterliegende Terassenland, welches in wilder Zerklüftung allmählich bis zum Hochplateau des Buschmannslandes ansteigt. Ein dürres, kahles, menschenleeres Land. Wohl könnten Millionen Menschen darin wohnen, aber nur wenige Tausende schweifen darin umher, mit kleinen magern Herden. Hier und da finden sich an fruchtbaren Stellen die Gehöfte der holländischen Bauern, die sich auch in diesem Lande zu Herren und Eigentümern gemacht, die einstmalige zahlreiche Namabevölkerung fast ausgerottet, und dafür ein elendes Bastardgeschlecht in die Welt gesetzt haben. Das war vor mehr als 100 Jahren. Seitdem hat das Blut unschuldig gemordeter, oder durch europäische Krankheiten und Branntwein ausgerotteter Menschen wie ein fluchbeladenes Unheil auf dem Lande gelastet, und die ehemalige Fruchtbarkeit des Bodens zu schanden gemacht, also daß jetzt das kahle durstige Erdreich uns anstarrt, wo vormals reiche Kornländer und Weiden prangten. Statt der Tausende von Hornvieh und Kleinvieh, die hier vor Zeiten den Reichtum der Bewohner ausmachten, besitzt jetzt der reichste Eingeborene kaum noch etliche 100 Stück, und auch von denen weiß ihn der europäische Handelsmann, der Kleidung und

Schmucksachen, Pulver und Branntwein im ganzen Lande feil bietet, bald zu befreien. Es gehört ein großer Glaubensmut dazu, um sich in einem solchen Lande als Missionar niederzulassen, unter einem zu Grunde gerichteten Volk, elenden Resten der alten mächtigen Namastämme, vermischt mit den Bastards der Bauern und Buschmänner. Dies träge und feige aber gierige und grausame Geschlecht, in seiner schmutzigen Nacktheit, in seiner dummen Hoffart, lügenhaft, geil und trunkfällig, hat fürwahr nichts von natürlicher Liebenswürdigkeit an sich. Aber auch ihnen soll ja Christus gepredigt werden, denn auch für sie ist Christus gestorben.

Unsere Missionare waren nicht die ersten Missionare im Namaland. Erst 1840 traten sie in dies Arbeitsfeld. Dagegen hatten schon seit 1805 Londoner Missionare hier des Tages Last und Hitze getragen. Die meisten von ihnen waren in des alten Vater Jänicke Missionsschule in Berlin zum Missionsdienst ausgebildet, und dann von den Engländern ausgesandt. Die Gründer der Nama-Mission waren die Gebrüder Albrecht gewesen. Ihnen folgten Ebner, Seidenfaden, Helm, Bartlett, Kitchingman, Schmelen und Wimmer. Sie hatten ihr Wesen auf beiden Ufern des Oranjestroms, besonders in Warmbad, Bethanien, Afrikanerskraal (Jerusalem), Pella, Steinkopf und Kommaggas. Aber jenseits des Stromes in Groß-Namaland, konnten sie doch nicht recht Fuß fassen. Besser schien's im Klein-Namaland zu gehen. Die Regierung des Kaplandes, obgleich sie damals diesen Landstrich noch nicht als ihr Eigentum ansah, hatte doch schon den Londoner Missionaren einen großen Teil des Bodens reserviert, so daß es keinem holländischen oder englischen Bauer freistand, sich daselbst niederzulassen, wenn die Missionare es nicht leiden wollten. Die Stationen Henkries, Kookfontein, Pella bekamen auf diese Weise ihr Gebiet. Später erhielt Missionar Schmelen ebenfalls eine große Masse Landes um seine Station Kommaggas her von der Regierung geschenkt. Bis dahin waren diese großen Gebiete freilich meist ziemlich wertlos und wurden nur als Weide benutzt. In späteren Jahren, als von der einen Seite die Bauern, von der andern die Kupfergräber ins Land drangen, waren solche Bestimmungen nicht ohne Wichtigkeit für unsere Gesellschaft. Denn sie hat dies Arbeitsfeld und auch die genannten Stationen von den Londoner Missionaren geerbt. (S. 46.)

Die einzigen englischen Missionare, welche neben den unserigen noch im Klein-Namaland geblieben sind, sind die Wesleyaner, die seit 1816 sich an der Arbeit unter diesem Geschlecht beteiligten und die Station Lilyfontein auf den Khamiesbergen gegründet haben. Diese fremden Brüder zu besuchen, war eins der ersten Geschäfte des Bruder Kleinschmidt, der im Mai 1840 bei dem alten Vater Schmelen auf Kommaggas ankam. Er fand die englischen Missionare in frischer Thätigkeit. Die Blütezeit für Lilyfontein war freilich schon vorüber. Aber es war doch immer noch eine Gemeinde von 800 Köpfen da, und manche gläubige Seele unter ihnen. Die Mehrzahl waren echte Naman. Dagegen die 400 Bewohner von Kommaggas bei Schmelen

waren fast lauter Bastards. Das hatte den Vorteil, daß der Missionar hier nicht wie auf Lilyfontein die schwere fremde Sprache lernen mußte, sondern sich gleich auf holländisch verständlich machen konnte. Unser Kleinschmidt hatte also zunächst sein Amt und Werk auf Kommaggas, und konnte dasselbe mit Freuden ausrichten. Eine geistliche Erfrischung ging durch alle Herzen, die Lauen und Trägen regten sich, die Gleichgültigen fingen wieder an zu fragen nach ihrem Seelenheil. Von den entferntesten Viehplätzen kamen die Leute wieder regelmäßig zum Gottesdienst, die Kinder zum Unterricht; mit Freuden begrüßten sie den jungen Lehrer, wenn er selber zu ihnen nach den Außenplätzen kam, um Bibelstunde mit ihnen zu halten. Und noch eine zweite Gemeinde wandte sich an Kleinschmidt. Wenige Wochen nach seiner Ankunft auf Kommaggas war der greise Missionar Wimmer auf Kookfontein gestorben. Auf etliche Monate konnte der mit Kleinschmidt zugleich ausgesandte Budler diese Station übernehmen (Dezember 1840 bis Mai 1841). Als Schulmeister von Beruf wußte er daselbst sogleich eine Schule in Gang zu bringen mit 60 Schülern, jung und alt. In einer halb verfallenen Hütte wurde die Schule gehalten, früh bei Sonnenaufgang, und wieder spät abends wenn das Vieh besorgt war. Etliche Knaben sonderte Budler aus, um sie zu Nationalgehülfen zu erziehen. Der alte Kapitän Abraham Vigeland mit seiner Frau Sarah hatten ihre besondere Freude an dem jungen rüstigen Lehrer, sorgten für alle seine Bedürfnisse, freilich nach Nama-Art. Aber unvermutet wurde Budler nach Wupperthal gerufen. Kleinschmidt blieb wieder auf Kommaggas allein und Kookfontein halb verwaist.

Nur für eine kurze Zeit wurde dieser vereinsamte Zustand durch die Ankunft neuer Missionare unterbrochen. Ein englischer Reisender, Kapitän Alexander, der bis zur Walfischbai vorgedrungen war, forderte bei seiner Rückkunft die Missionare dringend auf, die verlassene Station Bethanien in Groß-Namaland zu besetzen, ebenso auch den Platz des Adam Kraai am Fischfluß und den des Jonker Afrikaner an der Damragrenze; letzterer habe ihn ausdrücklich beauftragt, den alten Herrn Schmelen um Zusendung neuer Lehrer zu ersuchen. Als diese Einladung nach Barmen gelangte, wurde sogleich die Aussendung von drei neuen Sendboten beschlossen: Lutz, Hugo Hahn und Knudsen. Lutz blieb — wie schon erzählt — auf Eben Ezer und darnach in Amandelboom. Hahn und Knudsen aber kamen im Dezember 1841 nach Kommaggas und konnten sich dort einige Zeit an der Arbeit des Bruders Kleinschmidt beteiligen. Aber Hugo Hahn war ja nicht gesandt, um im Klein-Namaland zu bleiben, sondern er sollte womöglich über Groß-Namaland hinaus bis ins Damraland vordringen, und Kleinschmidt sollte ihn begleiten. Die beiden machten sich denn auch Mitte 1842 reisefertig. Kleinschmidt heiratete Schmelens zweite Tochter Hanna, die selbst aus Namablut stammend (ihre Mutter war eine bekehrte Hottentottin) die Sprache und Sitte des Landes vollständig kannte, und ihrem Manne keine geringe Hilfe zu werden versprach. Schmelens Schwager Jan Bam, ehemals in der Kapstadt wohnend,

dann auf seines Schwagers Station zum Herrn bekehrt und von großer Liebe zur Mission erfüllt, zog auch mit nach dem Norden, und ist später ganz in die Dienste unserer Gesellschaft getreten. Hugo Hahn nahm auch einige Begleiter mit, ein paar fähige Schüler aus den Schulen von Kookfontein, nämlich Daniel und Jakobus Cloete, und den schwarzen Franz, der als Kind aus dem Damralande geraubt und nach Kommaggas gebracht war. Am 27. Mai 1842 brach die Karawane auf nach dem Norden. Aber sie sollte nicht so schnell vorwärts kommen. Bis in den Anfang des August mußte sie vor dem Großfluß liegen bleiben zu Henkries. Das kam der dort wohnenden kleinen Horde von 100 Seelen zu gute, denn täglich wurde ihnen gepredigt und Schule gehalten. Die Ursache dieser Verzögerung war, daß die wesleyanischen Missionare, welche damals in Warmbad saßen, das Eindringen Rheinischer Sendboten in das Groß-Namaland nicht gern sahen, und darüber an ihren Superintendenten in Kapstadt berichteten. Unter diesen Umständen eilte Hugo Hahn noch einmal nach Kommaggas und von da nach der Kapstadt zurück, während Kleinschmidt mit seinen Begleitern am 2. August weiter über den Großfluß zog. Auf Kommaggas fand Hugo Hahn die dortigen Brüder in nicht geringer Verlegenheit. Die holländischen Bauern hatten mal wieder einen Versuch gemacht, sich der guten Stücke Landes zu bemächtigen, welche den Missionsgemeinden des Klein-Namalandes, namentlich der Kookfonteiner Gemeinde „reserviert“ waren. Da mußte energisch eingegriffen werden. Hugo Hahn, der ja gerade auf der Reise nach Kapstadt war, machte die Sache beim Gouvernement anhängig und die Bauern mußten ihre Beute wieder fahren lassen. Mit den Wesleyanern aber kam Hugo Hahn zu keinem Abschluß. Gleichwohl machte er sich auf den Weg, reiste nach Wupperthal, nahm Budler von dort wieder mit nach Kookfontein zum Ersatz für Knudsen, der ins Groß-Namaland sollte, und zog dann am 4. Oktober mit Knudsen den vorangezogenen Brüdern nach über den Großfluß.

Somit blieb Budler die nächste Zeit über allein mit Schmelen im Klein-Namaland. Was er daselbst ausgerichtet und wie er namentlich die Schule auf Kookfontein so kräftig wieder in die Höhe gebracht, darüber ist ausführlicher zu lesen im Barm. Miss.-Bl. 1851, Nr. 16. Eine der lieblichsten Früchte seiner Schule war der Nationalgehilfe Fred. Hein, der ihn aus dem Wupperthal ins Namaland begleitet hatte, von ihm am 16. Oktbr. 1842 zu Kookfontein getauft, und anfangs 1844 als Katechet bei einer kleinen Horde Bastards und Naman auf Ugrabip und am Großfluß angestellt wurde. Aber so lange Budler noch im Lande war, blieb er noch bei seinem lieben Lehrer wohnen und half ihm in der Schule zu Kookfontein, dann zu Kommaggas. Budler fand nämlich den stetigen Aufenthalt eines europäischen Lehrers auf Kookfontein unausführbar. Die immer wiederkehrende Zerstreuung der Gemeinde zur Sommerzeit, ihr Auseinanderlaufen nach allen vier Winden erschien ihm so ungehörig und unerträglich, daß er schon im März 1843 dem Kapitän Abr. Vigeland und seinen Aeltesten erklärte, wenn die Gemeinde nicht zusammen

bleiben könne, so könne auch kein Missionar bei ihnen wohnen. Und gleich darauf nahm er Abschied und zog nach Kommaggas. Von dort aus besuchte er die Kookfonteiner wohl dann und wann, sandte ihnen auch auf etliche Zeit einen getauften Bastard, Claas Cloete, der ihr Lehrer und Nationalgehilfe sein sollte. Aber damit war den armen Leuten wenig geholfen. Sie bedurften so sehr der beständigen Zucht und der stetigen Aufsicht. Sich selbst überlassen fielen sie immer sogleich wieder in ihre alten Hurerei- und Zank- und Zaubereisünden. Wo sie aber an den weißen Lehrer sich anschließen konnten, da gaben sie sich ihm willig hin. Schon hatten sich wieder 53 Abendmahlsgenossen in Kookfontein gesammelt, die alte verfallene Kirche aus Wimmers Zeiten hatten sie repariert; mehrere Neugetaufte und Taufkandidaten warteten auf weiteren Unterricht, aus der Ferne kamen Familien herangezogen, die von den schönen Gottesdiensten auf Kookfontein gehört hatten. Das alles ging nun wieder verloren, und der verlassene und verwahrloste Zustand von Kookfontein dauerte leider volle drei Jahre (bis März 1846). Budler war schon im April 1844 nach Wupperthal zurückgekehrt (S. 131) und sein Nachfolger Brecher, der zu Anfang desselben Jahres bei dem alten Vater Schmelen auf Kommaggas ankam, kam erst zwei Jahre später zu der Ueberzeugung, daß auf Kookfontein gerade so gut ein Europäer leben könne, wie auf Kommaggas, wo die Gemeinde sich auch auf mehrere Monate und Jahre zu zerstreuen pflegte, und daß es Unrecht sei, auf Kommaggas zu bleiben, wo doch der alte Schmelen noch immer thätig sei, während Kookfontein drohe, gänzlich zu Grunde zu gehen. Er kündigte also den Kookfonteinern seinen Entschluß an, zu ihnen zu ziehen, und hielt am 15. März 1846 bei ihnen seinen Einzug. Von da an bis zu Schmelens Tode wohnte also kein Rheinischer Missionar mehr auf Kommaggas. Schmelen blieb dort allein. Die einzige Rheinische Station im Klein-Namaland während dieser Zeit war Kookfontein, oder wie Brecher es jetzt wieder nannte Steinkopf, und das dazu gehörige Filial Ugrabip, wo der Katechet Hein stationiert war. In Steinkopf erregte Brechers Entschluß, daselbst zu wohnen, natürlich große Freude bei der Gemeinde. Der alte Kapitän Abraham weinte vor Freuden, daß Gott endlich sein und der Seinigen Gebet erhört und ihnen wieder einen Lehrer geschenkt. Seine alte Sarah ließ es sich nicht nehmen, dem jungen Manne die Wirtschaft zu besorgen und ihm Essen zu kochen. Es gab freilich nicht viel zu wirtschaften, und in den Mahlzeiten war nicht viel Abwechslung. Fleisch und Milch, Milch und Fleisch, so ging es Tag für Tag; von Brot keine Spur, von Zugemüse auch nicht. Brecher machte sich daran, Korn zu bauen, und auch das Volk zum Kornbau anzuleiten. Das Land ist auch keineswegs so ganz ungeeignet dazu. In günstigen Jahren kann es geschehen, daß von 50 Mud (Malter) Aussaat 800 Mud geerntet werden. Aber so günstige Jahre sind immer nur Ausnahmen. Mehr aber noch als der Regenmangel und die Unsicherheit des Ertrags hielt die natürliche Trägheit und Sorglosigkeit die Eingeborenen vom Kornbau ab. Sie wollten lieber bei der Weise ihrer Väter bleiben, und als Viehhirten im Lande auf- und abziehn.

Doch bewegten sich die Leute von Steinkopf immer nur in einem mäßigen Umkreis um ihre Station her, und der Missionar konnte sie zu jeder Zeit leicht erreichen und sie nötigenfalls schnell zusammenrufen. Viel schlimmer gings auf dem Filial Ugrabip, wo der junge Nationalgehilfe Hein von Budler eingesetzt und jetzt unter Brechers Aufsicht gestellt war. Was hatte der arme Junge nicht schon umherwandern müssen mit den 60 oder 80 Seelen, die er unterweisen sollte. Von Ugrabip nach Kama, nach Pada, nach Aris, nach dem Großfluß, über den Großfluß, wieder zurück, und das alles meist ohne Zweck und Nutzen, nur aus Vergnügen an solch unstetem Wanderleben. Dabei blieb die Horde nicht mal bei einander, die eine Familie ging hierhin, die andre dorthin, oft auf Nimmerwiederkehr, und der arme Schulmeister, der eben mit Mühe etwa 16 Schulkinder um sich gesammelt hatte, sah mit Schmerz, daß bald dieser, bald jener ihm wieder davon ging und mit seinen Eltern fern ab in die Wüste zog. Es ist gewiß aller Anerkennung wert, daß der junge Mann auf solch schwerem und verleugnungsvollem Posten doch treulich aushielt, und sich auch die Liebe seiner kleinen Schar in hohem Maße zu erwerben wußte. Brecher selbst war erstaunt und erfreut, als er bei seiner ersten Inspektionsreise 1845 den wackern Fred. Hein inmitten seiner kleinen Herde zu Ugrabip besuchte. Er hielt dafür, daß man ihn wohl für einen größeren Posten brauchen könnte, und stationierte ihn deshalb nachdem er ihn einige Monate bei sich behalten hatte, im Juli 1846 bei Paul Links Volk am Großfluß. Diese Leute waren keine Bastards sondern es war eine rechte Namahorde von etwa 300 Köpfen, deren Sprache Fred. Hein nicht verstand; er mußte dolmetschen lassen. Das ist denn freilich eine mißliche Weise zu missionieren, und das ewige Wandern und sich Zerstreuen, was auch hier an der Tagesordnung war, ist dem Aufbau eines geistlichen Zion eben nicht günstig. Um so mehr müssen wir uns wundern über das, was in den Jahren 1847 und 1848 auf dieser kleinen Nebenstation, welche die Brüder Richtersveld nannten, geschah. Eine förmliche Erweckung entstand unter den Leuten. Einige spürten eine Unruhe in ihrem Gewissen, andre seufzten über ihre Sünden, manche wurden während des Gottesdienstes so übernommen von Schmerz oder Freude daß sie ohnmächtig weggebracht werden mußten, und der junge Lehrer hatte genug zu thun, um auf alle wiederholten Fragen, was muß ich thun, daß ich selig werde, die rechte evangelische Antwort zu geben. Bis auf die Schulkinder erstreckte sich die neue Lebensregung. Sie wollten nicht mehr ihren Zierrat an Arm und Beinen behalten; kupferne Ringe, Gehänge und Amulette, die zu allerlei Zaubereien verwendet werden, alles wurde abgeschafft, mit freudiger Selbstverleugnung gaben sie alles hin. Auch von den fremden Horden, von entlegenen Werften, kamen einzelne zum Gottesdienst herbei, viele Stunden weit zu Fuß durch den brennenden Sand trabend, um das teure Wort Gottes zu hören. Im Dezember 1847 konnte Brecher, der auf die Nachricht von dieser Erweckung von Steinkopf herbeikam, 28 Seelen in den Tod des Herrn taufen, von welchen die meisten

auch sofort zum Tische des Herrn zugelassen werden konnten. Ueber ein Jahr lang grünte und blühte dieser Garten Gottes in der Wüste, und als die beiden Missionare Hugo Hahn und Kleinschmidt, von ihren Stationen im Norden kommend, in der Mitte des Jahres 1848 den Platz besuchten, da waren sie hoch erstaunt und erfreut über die Gnadenwunder, die sie hier wahrnahmen. Welch eine Veränderung in der Zeit von fünf Jahren! Sie waren so angethan von dem allgemeinen Heilsverlangen der Leute, daß sie meinten, dem Wasser nicht wehren zu können, und tauften einmal 32, das andre Mal 44 Seelen, welche seit längerer Zeit zur Taufe vorbereitet waren, und feierten mit den Erwachsenen das heilige Abendmahl. Das war die Blütezeit von Fred. Heins Gemeinde am Großfluß. Danach kam eine andere Zeit, die Zeit der Sichtung. Sie kam aber nicht bloß über die Gemeinde Richtersveld, sondern über das ganze Namaland, auch über Brecher's Hauptgemeinde zu Steinkopf.

Auf Steinkopf hatte sich in den zwei oder drei Jahren seit Brecher's Eintritt manches verändert. Schon Ende 1846 hatte der junge Missionar sich eine Frau geholt aus Kapstadt. Wie hätte die wohl in dem alten zerfallenen Häuschen wohnen können, in welchem Brecher es sich so lange hatte gefallen lassen! Es wurde also ein Wohnhaus gebaut, die alte halb eingestürzte Kirche mußte auch durch eine neue ersetzt werden. Das gab denn viel Arbeit, und es währte lange Zeit, bis alles fertig war: fast alles mußte Brecher allein thun, so unanstellig waren die Leute. So dauerte der Bau fünf Jahre, mit vielen Unterbrechungen, lohte aber am Ende seinen Meister. Doch ist das nur das Unwesentliche bei der Missionsarbeit. Wie stand es mit der Hauptsache? Eine Erweckung wie auf Richtersveld erlebte Brecher auf seinem Steinkopf nicht. Dagegen wuchs die Gemeinde langsam und stetig. Zu den etwa 60 Getauften, die er bei seinem Eintritt vorfand, konnte regelmäßig in jedem Jahre eine kleine Schar hinzugethan werden, so daß sich die Zahl mehr als verfünffacht hat. Mehrere Aelteste sorgten samt dem Kapitän für die äußere Ordnung und Sittlichkeit. Das ist ein um so schwierigeres Geschäft, da, wie bemerkt, die Gemeinde immer einen Teil des Jahres sich zerstreut, und die verschiedenen Gruppen sich oft so sehr vereinzeln, daß es unmöglich wird, einer jeden einen Aufseher mitzugeben. Auch bedurften die Aeltesten und Aufseher selber noch allzu oft, wenn auch nicht gerade der gleichen Aufsicht, so doch des Rats, der Anleitung und Stärkung ihres Ansehens durch den Missionar. Der alte Kapitän Vigeland war im März 1848 gestorben, sein Nachfolger Jakob Engelbrecht meinte es mit seinem Amt wohl auch recht treu, aber die Zeit war zu arg, die Störungen und Verwickelungen zu schlimm, als daß er allein alles ausfechten konnte. Wenn in den Monaten der Zerstreuung, meist im September, der Missionar seine Gemeinde aus allen vier Winden her zu einem großen Kirchenfest und besondrer gottesdienstlichen Feier zusammenrufen ließ, so war gewöhnlich so viel Streit und Unzüchtigkeit, Trunkenheit, ja Zauberei, bald von diesem, bald von

jenem zu berichten, daß die Ratssitzung dauerte vom Morgen bis zum Abend. Und wenn sich dann die hoffärtigen Sünder vor dem Urteil des Kapitäns und seiner Beisitzer nicht beugen wollten, dann ward als letzte Zuflucht der Missionar herbeigerufen. Er erschien dann wohl mit der Bibel in der Hand, las die bezüglichen Stellen, ermahnte und warnte, und regelmäßig hieß dann die Antwort: das Wort ist mir zu mächtig (het woord is my ower,) und die verlangte Buße ward geleistet.

So etwa stand das Volk zu seinem Missionar, so lange als beide Teile noch so zu sagen mit einander allein waren. Anders aber wurde die Sache, als ein fremdes Element sich einzudrängen anfing, die weißen Bauern, die von Süden und Westen kamen, um jeden Fleck des Kl.-Namalandes, der nur irgend welchen Wert in ihren Augen hatte, in Besitz zu nehmen. Wie viel hatte Brecher mit diesen Eindringlingen zu kämpfen, die sich nach Willkür und Belieben in dem Steinkopfer Gebiet mit ihren Herden niederließen, und Korn säeten und Häuser bauten, wo sie wollten. Selbst vor dem ausdrücklichen Befehl des Gouvernements, welches ihnen verbot, das den Missionsgemeinden reservierte Land zu betreten, wichen diese trotzigen Menschen nicht zurück. Wie viel Hader, Haß und Spaltung ist in Frederik Heins Gemeinde dadurch herbeigeführt, daß der Kapitän Paul Links die besten Teile seines Weidegebiets an englische Handelsleute, die ihn beschwatzt hatten, verkaufen oder verpachten wollte. Und doch war das alles nur erst der Anfang. Mit dem Jahre 1852 begann noch eine ganz andere weiße Einwanderung. Die reichen Kupferminen des Landes, welche schon vorlängst bekannt, auch an einzelnen Stellen schon bearbeitet wurden, fingen plötzlich an, die Spekulationswut der Engländer und Holländer am Kap zu reizen. Kompanieen wurden gegründet, Aktien ausgegeben, Schiffe ausgerüstet, es wurden gar Eisenbahnen abgesteckt, und in hellen Haufen ergossen sich die Glücksritter über das ganze Gebiet des Kl.-Namalandes, überall die Erde durchwühlend, und auf allen Punkten nach Kupfer, noch lieber nach Gold scharrend. Da die Regierung das Land bis an den Oranje für ihr Eigentum erklärt hatte, mußten die Metallgräber die Plätze, wo sie ihre Arbeit beginnen wollten, entweder von der Regierung kaufen oder von den Gemeinden und ihren Kapitänen, denen das Land reserviert war. Natürlich hatten die Häuptlinge mit ihren Leuten von solchen Kaufkontrakten immer nur Schaden. Das wenige Geld, welches die Weißen ihnen zahlten, verdienten sie schnell wieder zurück durch den Branntwein, Kleiderstoffe und Munition, die sie ins Land schafften. Trunkenheit und Unzucht hielten überall mit den Kupfergräbern ihren Einzug, ja sogar Verachtung der Missionare und des Gottesdienstes, Fluchen und Gotteslästerung wußten diese weißen Pioniere der Zivilisation den farbigen Männern beizubringen. Zwar schien der ganze Spuck schon nach wenig Jahren zu Ende zu sein. Die meisten Minekompanieen machten bankrott. Denn um wirklichen nachhaltigen Gewinnst aus den Gruben zu erlangen, mußte man kostspielige Anlagen machen, und das überstieg die Kräfte der meisten Unternehmer, ab-

sonderlich in einem so menschenarmen, weg- und wasserlosen Lande. So wurden denn bald hier und da Versteigerungen angestellt; die Unternehmer verkauften ihre Sachen und zogen aus dem Lande. Da konnten die Missionare, wenn sie rechtzeitig unterrichtet waren, mit wenig Geld an schöne Hausgeräthe, Bretter und Bänke für Kirche und Schule kommen und ihre Vorratskammern etwas füllen. Aber ob auch die meisten Minen wieder aufgegeben werden mußten, etliche hielten doch Stand, besonders Springbockfontein, Spektakle, Konkordia, Okiep, und sie alle lagen in dem Bereich unserer Stationen Steinkopf und Kommaggas. Springbock wurde sogar zur Distriktsstadt für Kl.-Namaland erklärt, ein Magistrat wurde eingesetzt, ein Arzt angestellt, eine englische Kirche gebaut, ein Kapellan berufen. Auch Okiep schien einen besondern Aufschwung zu nehmen. Man arbeitete dort mit großen Maschinen und je mehr man in die Tiefe grub, desto wertvolleres Metall meinte man zu finden. Eine Schmelzerei wurde angelegt, ja sogar eine Eisenbahn nach Port Nolloth gebaut.

Wiewohl also die Masse fremden Gesindels aus den europäischen Ländern, welche im Anfang des Kupferschwindels das Land erfüllte, bald wieder abzog, und nur eine geringe Anzahl von meist soliden Beamten und Arbeitern zurückblieb, so ist doch der Schaden, den unsere Gemeinden durch diese Störung erlitten haben, keineswegs geheilt. Sie hatten sich bereits gewöhnt an den Verkehr mit Fremden und an das bare Geld, welches sie bei ihnen verdienen konnten. Kupfer fahren von den Gruben zur Bai, und Proviant oder Gerätschaften fahren von der Bai bis zu den Gruben, das war der allgemeine Erwerbszweig derer, die noch ein Spann Ochsen hatten. Und wie viele Herumtreiber und arme Schlucker hängten sich an sie bei dem ewigen Hin- und Herziehen. Da wurde Kirche und Schule bald vergessen, der letzte Rest von kirchlicher Scheu und Zucht ging verloren, Trunkenheit und Liederlichkeit blieb nicht aus, und das ganze Geschlecht zerstreute und vereinzelte sich immer mehr, bis es als ein elender Rest zigeunerhaften Gesindels zwischen den nachrückenden Weißen verschwindet. Denn wie in früheren Zeiten sich von den Herden und der Viehzucht zu ernähren, das ist jetzt nicht mehr möglich. Von einem Jahrzehent zum andern nimmt die Dürre und Regenlosigkeit im Lande zu; das Vieh ist meist zu Grunde gegangen oder an die Weißen verkauft. Kornbau kann nur an geeigneten Stellen getrieben werden, und nur durch umsichtige und erfahrene weiße Bauern; der indolente und träge Hottentott wird niemals seinen Unterhalt damit gewinnen können. Wenn nun aber an eine Wiedererhebung und Aufblühen der farbigen Gemeinden in Klein-Namaland kaum zu denken ist, so bleibt doch die Pflege des hinschwindenden Restes der hottentottischen Bevölkerung unsrer Mission anvertraut. Zwar sind mit den eindringenden Weißen auch englische Kapelläne, methodistische Prediger, sogar römische Priester gekommen. Sie haben ihre Kapellen aufgerichtet in Spektakle in Springbockfontein und Okiep, und werden ohne Zweifel noch andere Plätze besetzen. Die Methodisten haben 1863 auch auf Konkordia versucht, sich niederzulassen, wo der Minen-

beamte H. von Schlicht eine kleine Kapelle hatte bauen lassen. Aber weil diese Grube im Steinkopfer Felde lag und zu dem Amtsbezirk des Steinkopfer Missionars gehörte, so suchte Missionar Brecher die Kapelle für die Rheinische Mission zu gewinnen, und es gelang ihm auch. Es traf sich, daß um diese Zeit Brecher einen Gehilfen zur Verfügung hatte. Missionar Knauer der 1859 ihm zu Hilfe ins Klein-Namaland kam, war schon nach zwei Jahren weiter nach dem Norden gezogen. Aber 1861 wurde Kupferbürger von hier gesandt; und wurde nun als Pfarrer von Konkordia eingesetzt. Er hat aber dort nicht viel Freude gehabt. Die Gemeinde, aus 500—600 Bastards bestehend, war wohl schon von Haus aus arm, wurde aber durch die Mißernten, die seit 1865 Jahr um Jahr sich wiederholten, durch Heuschrecken, Dürre, Hungersnot, in ein so schweres Elend gestürzt, daß nichts anders als gänzlicher Untergang zu erwarten stand. So lange die Leute noch auf der Station wohnen konnten, besuchten sie fleißig Schule und Katechisationen; es wurden auch jedes Jahr etliche getauft und konfirmiert; auch kamen die Kinder noch fleißig zur Schule. Aber allmählich ging alles auseinander. Kinder und Alte, die weder Kleider noch Speisen kaufen konnten, krochen als nackte Skelette auf der Station herum, um hier und da einen alten Knochen oder ein Stückchen Leder zu finden, oder was ihnen sonst als eßbar vorkam. Wer noch fliehen konnte, floh — aber freilich wohin: war doch im ganzen Lande das gleiche Elend. Vielleicht konnten sie doch noch hier und da bei einem weißen Bauer ein Stück Brot verdienen. Denn mit den meisten Kupferminen ging es ja immer mehr abwärts. Auf Springbock, auf Spektakle, war nichts mehr zu verdienen, weder mit Kupferfahren noch mit Graben. Auch Konkordia ging seit lange schon den Krebsgang. Der Herr von Schlicht, der die Kapelle erbaut hatte, als er sah, daß die Kupferwerke so wenig Gewinn abwarfen, hätte sich gern in Besitz des gesamten Platzes und des dazu gehörenden Feldes gesetzt, um wenigstens als Bauer eine ausreichende Existenz zu gewinnen. Da war es ihm nun im höchsten Grade widerwärtig, daß der Missionar ihm bei solchen Plänen entgegentrat, und ihm nachwies, daß der Platz und das Feld der Gemeinde gehöre, und die Kupfergruben von der Gemeinde gepachtet seien. Von dem Augenblick an bestand ein offenkundiges Zerwürfnis zwischen Herrn von Schlicht und seinem Missionar. Was Kupferbürger auch thun mochte, um den aufgebrachten Mann zu begütigen — er kam ihm fortan nicht mehr in die Kirche, mißhandelte seine Gemeindeglieder, und ließ böse Reden über ihn vernehmen, wo er nur konnte. Leider starb unser Br. Kupferbürger, ehe dieser Bruch wieder geheilt war. Am 9. Mai 1869 erkrankte er plötzlich, und trotz aller angewandten Pflege ist er am 21. Mai gestorben. Sein Nachfolger, seit 1870 Missionar Dönges, baute sich selbst eine neue Kirche, die 1876 eingeweiht wurde.

Auch die zerstreuten Häuflein weiter abwärts am Großfluß, in Richtersveld, in Kalkfontein, Ugrabip u. s. w. hatten unter Kupferbürgers Pflege gestanden. Er war alle Jahre einmal, auch wohl zweimal hinübergereist, hatte getauft und getraut und das Abendmahl

ausgeteilt und war dann wieder zurückgekehrt. Mehrenteils konnte er seinen Aufenthalt bei den einzelnen Werften nicht über ein bis zwei Tage ausdehnen, denn es fehlte fast immer an Futter und Wasser für Menschen und Vieh; und die Gemeindeglieder, die bei der Ankunft des Missionars sich hier oder da versammelt hatten, mußten selber so schleunig wie möglich wieder auseinander gehn. Je schlimmer es mit der Dürre und Hungersnot wurde, desto mehr mußten diese armen Menschen (es mochten ihrer im ganzen 1000 sein) jeder für sich selber sorgen, und je weiter sie sich trennten, je mehr jeder nur für sich und seine Familie sorgte, desto tiefer mußten sie ja versinken in Elend und Verkommenheit. Die Nationalgehilfen Jakob Vries auf Kalkfontein und Fred. Hein, der treue Katechet auf Richtersveld, waren außer Stande, das allgemeine Elend zu mildern. Sie selbst litten Not und Mangel mit ihren Familien, und es war ihnen monatelang nicht möglich Schule zu halten, weil die hungrigen und abgemagerten Kinder ohne Kleidung und ohne Stärkung zu keinerlei geistiger Beschäftigung fähig waren.

Man hatte auch auf Spektakle, zur Zeit als die dortige Kupfermine in besonderem Flor war, einen Versuch mit Anstellung eines rheinischen Missionars gemacht. Denn der größte Teil der Arbeiter und Arbeiterinnen daselbst waren Getaufte von unseren Stationen, die, um ein Stück Geld zu verdienen, sich an die Minenunternehmer verdungen hatten, oder sonst gelegentlichen Gewinn suchten. Der Verkehr mit den weißen Arbeitern, die in der Fremde eben keine Muster von Sittlichkeit und Gottesfurcht zu sein pflegen, übte natürlich einen sehr schädlichen Einfluß, und die Entfernung von ihrem Seelsorger und den gewohnten gottesdienstlichen Uebungen verschlimmerte das Uebel. So wurde denn auf dringendes Bitten der nächstbeteiligten Missionare im Jahre 1865 Missionar Hegner nach Spektakle gesandt. Seine Hauptaufgabe sollte sein, dort eine Schule zu eröffnen, für welche das Gouvernement als Unterstützung 30 Pfund in Aussicht gestellt hatte. Er traf in den ersten Tagen des Jahres 1866 dort ein, und war erstaunt über die vielen Menschen auf dem Platz. Von dem Fremdenhaus, worin ihm ein paar Zimmer zur Wohnung angewiesen waren, sah er eine halbe Stunde weit die lange Straße hinunter zu beiden Seiten mit Hütten besetzt. In seine Schule sammelte er 50 Kinder, und etwa 200 Erwachsene waren seiner seelsorgerischen Pflege unterstellt. Nur leider mußte er bald merken, daß die meisten von Gottes Wort und Zucht nichts mehr wissen wollten, desto mehr aber vom Branntwein. Samstag abend feierten sie mit den weißen Arbeitern ihre Orgien und des Sonntags schliefen sie gewöhnlich ihren Rausch aus. Wenn Hegner sie in ihren Mattenhäuschen besuchte, und sie zum Gottesdienst einlud, dann hatten sie vielerlei Ausreden, oder erklärten auch geradezu, sie wollten nicht kommen. In der Kirche fanden sich Sonntags nicht mehr als 15 oder 20 Menschen; desto voller war es in den Kantinen (Schenken). Der Schulbesuch war dagegen ziemlich regelmäßig, und die Kinder anhänglich und willig. Aber auch an ihnen sah man doch die Spuren der

Verkommenheit und an ordentliche Kleidung war gar nicht zu denken. Aber singen thaten sie gern, und brachten gar manches schöne Gotteslied ihren Eltern mit ins Haus. So wenig Erfolg sich auch der Bruder Hegner von dieser Arbeit versprechen konnte, so that er sie doch treu und gern, und würde sie noch länger fortgesetzt haben, wenn nicht schon zu Pfingsten des Jahres 1866 die Arbeiten auf der Mine eingestellt worden wären. So konnte sich denn freilich auch der Missionar daselbst nicht länger halten. Hegner wurde versetzt, und die Pflege der Getauften auf Spektakle fiel wieder dem Missionar von Kommaggas zu, der sie auch früher schon geübt hatte.

Der alte Vater Schmelen in Kommaggas war inzwischen längst heimgegangen. Am 26. Juli 1848 starb er, 72 Jahre alt, mit freudigem Munde die Nähe des Herrn preisend. Missionar Brecher von Steinkopf hatte treu an seinem Sterbelager gesessen und ihm die Augen zugedrückt. Durch gnädige Fügung unsers Gottes kam wenige Tage nach Schmelens Tode sein Nachfolger, unser Missionar Weich, auf Kommaggas an. Er war zwar nicht für diese Station bestimmt, sondern sollte ins Groß-Namaland reisen, aber alle Umstände vereinigten sich, um Weich in Kommaggas festzuhalten. Als er eintrat, war die Gemeinde durch Dürre und Hunger so sehr auseinander gesprengt, daß er nur etwa 55 Familien, etwa 300 Seelen am Platze fand. Doch hat sich die Zahl seitdem gehoben. Im Jahr 1851 zählte unser Superintendent Zahn bei seinem Besuch auf Kommaggas 500 Köpfe, darunter 119 Kommunikanten. Drei Jahre später waren auf der Station 600 (im ganzen Bezirk 1500), darunter getauft 173, und 125 Kommunikanten. Weich hatte sogleich die Gemeinde in Klassen oder Chöre abgeteilt, hatte zwei Presbyter eingesetzt, zwei Korporale und einen Ratmann, welche die äußere Ordnung handhaben und die Sittenpolizei bilden mußten. Er forderte die Gemeindeglieder zu regelmäßigen Missionsbeiträgen auf, und sie leisteten sie, sie unterwarfen sich der neu eingeführten Institutsordnung, sie stellten ihre Hütten in der Ordnung auf, wie der Missionar es wünschte; sie halfen ihm, ein neues Wohnhaus bauen, samt Küche, Wagenhaus, Werkstätte, Fremdenherberge, Viehkraal u. s. w.; sie beteiligten sich auch in ihrer Weise bei dem Baue der neuen Kirche, die Weich langsam und mühselig, aber auch desto fester und freundlicher aufführen ließ. Denn alle Gebäude, welche er auf der Station vorgefunden hatte, waren baufällig und mußten erneuert werden.

Kupfergräber haben die Station Kommaggas selbst nie behelligt; in ihrer unmittelbaren Nähe sind keine Minen geöffnet. Aber die schlimmen Einwirkungen der weißen Eindringlinge machten sich gleichwohl fühlbar. Im Jahr 1853 regte es sich so lieblich in der Gemeinde, ein fröhliches Aufwachen vieler toten Herzen schien einen neuen schönen Tag zu versprechen. Aber das wilde Treiben der Weißen hat manche Blüte wieder vernichtet und manchen edlen Keim zertreten. Die große Straße aus den Kupferbergen zur Hondeklipbai führt über Kommaggas. Deshalb sollte hier eine Magistratur ihren Sitz bekommen, eine Eisenbahn sollte hierher gelegt werden. So strömten Fremde

aus und ein, nahmen die Stationsbewohner in ihre Dienste, gewöhnten sie an europäische Laster und Genüsse, und machten dem Missionar große Not und Sorge. Noch im Jahre 1853 mußte der Missionar es erleben, daß mehrere Familienväter die Station verließen, um in den nächst gelegenen Kupfergruben zu arbeiten, oder für hohen Fuhrlohn mit ihren Ochsenwagen Kupfer nach der Bai zu fahren. Ihre Zahl vermehrte sich im folgenden Jahre, als die Ernte fehlgeschlagen war, die Not und Armut drückte, und doch nirgend eine andere Erwerbsquelle sich öffnen wollte, als bei den Bergwerken. Was konnte der Missionar dagegen sagen? Er warnte zwar die, welche fortziehen wollten, predigte auch öffentlich von den Gefahren, denen sich alle aussetzen, die um äußeren Gewinnes willen die Gemeinde und das Wort Gottes und die geordneten Gottesdienste verlassen, um sich mit den Weltkindern zu mischen. Allein die Not war stärker als alle Ermahnungen, und die Verführung durch die Weißen stärker als ihre Widerstandskraft. Aus den meisten farbigen Grubenarbeitern, früher ehrenwerten Gemeindegliedern, wurden Trunkenbolde und Lästerer, aus den Arbeiterinnen noch etwas schlimmeres. Missionar Weich ging ihnen nach, hielt selber Gottesdienst auf den Gruben, soweit ihm das nämlich von den Grubenbeamten erlaubt wurde; aber er sah bald, daß auf diese Weise nur sehr wenig Seelen vor dem allgemeinen Verderben bewahrt wurden. Für ihn mußte es deshalb ein großer Trost sein, als in den Jahren 1856—59 die meisten Gruben wieder aufgegeben wurden, und ein großer Teil der Europäer das Land verließ. Aber er mußte bald genug die Erfahrung machen, daß von den einmal zerstreuten und verwilderten Farbigen sich nur wenige wieder nach der Station zurück wandten. Die meisten vagabundierten hier und da im Lande umher, und suchten sich ein Stück Geld zu verdienen, um es ebenso schnell wieder zu vertrinken. Weich traf auf seinen Rundreisen auf den Gruben Familien, die wohl zwei Thaler täglich verdienten, da Mann, Frau und Kinder mit entsprechender Arbeit beschäftigt waren. Man hätte denken sollen, sie wären wohlhabend und gut genährt. Nichts weniger, es waren lauter Hungergestalten mit hohlen Augen, kaum mit den notdürftigsten Lumpen bedeckt, eine Beute des Elends. Wie ist solchen Leuten noch zu helfen? Weich hatte früher oft daran gedacht, da es mit dem Ackerbau nicht ging: wenn nur irgend ein Industriezweig im Lande aufkäme, daß die Leute mit ihrer Hände Arbeit sich bares Geld verdienen könnten. Jetzt war ein solcher Industriezweig da, das Bergwerkswesen mit seinen Hütten und Schmelzereien und vielen sich daran lehnenden Erwerbszweigen. Aber das Volk ging gleichwohl zu Grunde, mit dem baren Gelde in der Hand; die sittliche und physische Kraft fehlte ihm, um sich wieder aufzuraffen. Weich meinte selbst, wenn nicht die ganze heranwachsende Jugend den Eltern weggenommen und in christlichen Erziehungshäusern aufgezogen würde, dann sei diesem Geschlecht nicht mehr zu helfen. Gleichwohl wollte er seine langjährige Arbeit doch nicht als vergeblich ansehen. Eine große Schar gläubiger Seelen war während seiner Amtsführung im Herrn entschlafen: etliche,

die im Lande zerstreut wohnten, machten auch jetzt noch dem Christentum alle Ehre. Unter den Schulkindern war doch immer noch eine Anzahl, bei denen das Wort des Lebens Wurzel faßte, und auch unter den Erwachsenen, die auf der Station blieben, zeigte sich eine große Anhänglichkeit an den Missionar und an das Wort Gottes.

Als unsere Missionare zuerst ins Kapland kamen, waren die farbigen Bewohner noch in tiefes Heidentum versunken und ausgeschlossen von jedem Zugang zum Evangelium. Die Weißen, deren Sklaven sie waren, stießen sie von sich und wollten weder den Gottesdienst noch den Himmel mit ihnen teilen. Jetzt ist kaum ein farbiger Mensch in der Kolonie, der nicht etwas vom Heiland wüßte, und dem nicht, wo ein Verlangen nach Seelenheil in ihm erwacht, die Möglichkeit gegeben wäre, sich weiter zu unterrichten. Die Sklaverei hat aufgehört; Anglikaner wie Reformierte nehmen sich gern der gelben und schwarzen Leute an; an Stelle der von auswärts kommenden fremden Missionare sind die heimischen Pfarrer und die Agenten der inneren Mission getreten. Daß diese segensreichen Veränderungen geschehen sind, dazu haben auch unsere Missionare an ihrem Teil mitgewirkt, und ihr Verdienst möchte leicht höher sein, als sie selber es anschlagen. Die Ehre aber gebührt allein dem Herrn, der unsere Brüder gewürdigt hat, seine Mitarbeiter und Gehilfen zu sein unter den Elenden und Verlorenen der Kapkolonie, und der ihnen eine weite Thür aufgethan hat, um die Freudenbotschaft von der Erlösung, die in Christo geschehen ist, allen heilsbegierigen Seelen kund zu thun.

Die Stationen am Großfluß.

de Tuin. Pella. Warmbad.

Die Uferstrecken des Oranje- oder Großflusses, da wo von Norden her die Kalihari-Wüste, von Süden her das Buschmannsland den Strom berührt, sind seit Anfang unseres Jahrhunderts von Missionaren besetzt gewesen. Man findet da hintereinander die bekannten Namen älterer Stationen: Bethesda, Blydeverwacht, Afrikaners-Kraal, Jerusalem, Holesfontein, Pella, Nisbet Bath oder Warmbad, zusamt den Namen der Londoner Missionare Richerer, Albrecht, Ebner, Moffat u. s. w. Hier hauste der hottentottische, mit europäischem Blute vermischte Stamm der Afrikaner. Vormals waren sie Herren der ganzen Hantam gewesen, aber zu Anfang dieses Jahrhunderts waren sie schon zu Knechten der eingedrungenen holländischen Boers herabgesunken. Jager Afrikaner, damals das Haupt der Familie und des ganzen, schon sehr zusammengeschmolzenen Stammes, stand in Diensten eines sonderlich rohen und grausamen Bauern, Pinaar, der seine Lust daran hatte, die noch frei umherstreifenden Buschmänner oder Hottentotten bei Dutzenden niederzuschießen. Auf solchen Streifzügen oder Razzias — die Bauern nannten sie Kommandos — mußte Jager mit seiner Truppe helfen, und that es gern, denn er hatte auch Lust am Blutvergießen. In der Zwischenzeit mußte er

die Herden des Pinaar weiden. Aber von Jahr zu Jahr wurde die Behandlung des Afrikaner'schen Hausens grausamer und unerträglicher; Weiber und Töchter wurden von dem weißen Unhold geschändet, Kinder getötet, Männer durch Hunger und Stachelpeitsche zu Grunde gerichtet. Da wagte Jager an seinen Herrn die Bitte um einen festen Dienstlohn, oder um freien Abzug mit den Seinen. Beides wird verweigert, da verweigert auch Jager ferneren Gehorsam. Jetzt folgt ein schreckliches Zusammentreffen. Jager wird von seinem Herrn mit wütendem Faustschlag die Treppe des Hauses hinunter gestürzt und der Bauer dafür von Jagers Bruder Titus erschossen. Sein Haus wird geplündert, seine Kinder erschlagen, und der ganze Stamm macht sich unter Jagers Führung auf nach dem Großfluß, um der Rache der Bauern und der Strafe der Regierung zu entgehn. Von den Ufern des Großflusses aus machte nun der gereizte Heide verwüstende Einfälle in das Gebiet der Kolonie, und nicht minder in die Namagebiete im Norden des Stroms. Er wurde der Schrecken aller seiner Nachbarn, mit Grauen nannte man den Namen des großen Räuberhauptmanns Afrikaner, ganze Dörfer flohen vor seiner Ankunft, der Gouverneur des Kaplandes setzte einen Preis von 1000 Thaler auf seinen Kopf.

Da begann 1805 die Londoner Missionsgesellschaft ihre Arbeit unter den Nama. Die Station Warmbad jenseits des Oranjestroms wurde gegründet, nicht sehr weit von der Gegend, wo Jager Afrikaner mit seinem Stamme wie ein beutegieriger Löwe hauste. Das Gerücht von den weißen Männern und ihrer Predigt drang bis zu ihm, und — wer sollte es glauben — es interessierte ihn so sehr, daß er sich aufmachte, um selber diese Sache näher zu untersuchen. Er kam nach Warmbad und hörte das Wort Gottes — nicht vergebens. Er schickte seine Kinder dem Missionar zum Unterricht, und damals hat auch sein Sohn Jonker die ersten christlichen Eindrücke durch den teuren Gottesmann Missionar Albrecht empfangen. Der Vater selbst zog mit einem Teil seiner Leute ganz in die Nähe der Station, besuchte fleißig den Gottesdienst, und verkehrte gern mit den Missionaren. Aber nicht so einfach geht es mit der Umwandlung dieser eingefleischten Heidenherzen; nicht so gutwillig läßt Satan seine Beute fahren. Die Stationsbewohner mochten den gefürchteten Räuberhäuptling nicht in ihrer Nähe leiden, und da sich Jager, dem Wunsche der Leute, auch der Missionare, nachgebend zurückzog, verbündeten sich die unklugen Bewohner von Warmbad trotz aller Abmahnung der Missionare mit einem Namastamm, der eben gegen Jager zu Felde lag, und zogen dadurch die Rache des ergrimmten Häuptlings über sich selber herbei. Jager hielt die Missionare für Heuchler und Verräter, gerade an ihnen wollte er blutige Rache nehmen. Sie entkamen zwar glücklich seinen Händen, ihre Häuser aber wurden geplündert und verbrannt, die ganze Station verwüstet, alles was lebendig dem Mörderhaufen in die Hände fiel, ward niedergemetzelt (1811). Aber — so wunderbar sind die Wege Gottes mit den Menschenherzen: gerade diese letzte und größte Freveltat des wilden Heiden war auch

der letzte und gewaltigste Schlag Gottes an sein Herz. Wutschnaubend war er über Warmbad hergefallen, aber wie von den Pfeilen Gottes getroffen kehrte er ängstlich und mit beunruhigtem Gewissen wieder von da zurück. Ein wunderbarer Traum versetzte ihn vollends in Unruhe. Er geht auf einem schmalen Fußsteig bergan, neben einer heißglühenden Felswand, und an der andern Seite ist ein Abgrund, der mit Feuer brennt. Er will entfliehen, aber es wird ihm verwehrt, er will niedersinken, aber er muß vorwärts, die Gluthitze der Felswand will ihn versengen, das Feuer aus dem Abgrund ihn verzehren, schon glaubt er sein Ende da, da sieht er einen Unbekannten auf der Felsenspitze ihm winken. Sein Anblick flößt ihm neuen Mut und Kraft ein, er rafft sich zusammen, dringt vorwärts, will auf den Unbekannten zueilen und — erwacht. In solcher Unruhe vergingen etliche Jahre. Da sandte der Missionar Campbell aus Pella, der von dem Zustand des gefürchteten Häuptlings gehört haben mochte, einen Brief an ihn, und bot ihm einen Missionar an. Das Anerbieten wurde sofort angenommen. Missionar Ebner ließ sich in Afrikaners-Kraal nieder. Von ihm lernte Jager noch in seinem 44. Jahre lesen, die Bibel lesen, und sie verstehen. Er wurde getauft, seine Kinder mit ihm. Aber jetzt begannen erst die Kämpfe, in seinem Herzen wie in seiner Familie. Da stritten die Engel des Lichts und der Finsternis einen schweren Streit. Bisweilen schien es, als werde der unsaubere Geist doch noch mit den sieben ärgeren Gesellen wieder eindringen in seine frühere Wohnung. Aber besonders durch die treue Pflege und Leitung des jungen Missionars Moffat gewann der Herr am Ende doch den Sieg, auch über die Verwandten und Stammgenossen des Jager, zuletzt auch über den wilden gottlosen Bruder Titus, den Mörder Pinaar's. Im Jahre 1819 war Moffat mit Jager, der nach seiner Taufe Christian Afrikaner hieß, in der Kapstadt. Dort wurde der gefürchtete Räuberhauptmann, der jetzt ein Friedensstifter unter seinem Volk geworden war, von jedermann angestaunt, bewundert und geehrt, und vom Gouverneur mit einem Ehrengeschenk entlassen. Vier Jahre darauf starb der alte Häuptling in Frieden, und von da an begann seines Sohnes Jonker Laufbahn. Sie begann mit Streit und Hader. Jonker war nicht der rechtmäßige Nachfolger seines Vaters. Aber er wußte, daß sein Vater ihn selbst zum Nachfolger bestimmt hatte. So riß er denn einen Teil des Stammes an sich, seine Brüder nahmen den Rest für sich, und wild fuhr die ganze Familie Afrikaner samt ihrer Horde auseinander. Von den Brüdern und sonstigen Stammgenossen haben sich später wieder mehrere zusammen gefunden auf Warmbad, welches seit 1834 von Wesleyanischen Missionaren besetzt worden war. Aber Jonker mit seinem Haufen — Orlam nannte er sich, wie alle Hottentottenstämme, die aus der Kolonie nach Norden gezogen sind — zog weit nordwärts bis an die Grenzen des Damralandes, wo wir ihm wieder begegnen werden. Kehren wir vorerst zu den Londoner Missionaren am Großfluß zurück. Als Warmbad durch die Afrikaner bedroht war, hatten sich die Stationsbewohner samt den Missionaren nach Pella geflüchtet, am südlichen Ufer des Flusses.

Die Missionare Christian Albrecht und Ebner tauften dort im Jahre 1813 über 50 Menschen, und ein reges geistliches Leben schien zu erwachen im Buschmannsland. Aber die Erregung war nur von kurzer Dauer und ging schnell wieder vorüber.

Sobald das geistliche Leben in Pella wieder erloschen war, hatte sich die Nama-Gemeinde, die sich dort gesammelt hatte, wieder in alle Winde zerstreut. Denn am Großfluß haben die Leute keine bleibende Stätte. Ackerbau können sie nicht treiben und Städte nicht bauen; sie müssen mit ihren Herden wandern dahin, wo Gras ist, also dahin, wo Regen gefallen ist, und Regen ist in diesem Strich von Afrika mehr noch als anderswo eine besondere Gabe aus der Hand Gottes, die er oft jahrelang dem durstigen Lande vorenthält, so daß alles verödet. So war auch Pella im Lauf der Jahre wieder verödet. Der Namahäuptling Kido Witbooi, der dort saß, hatte seine Horde über den Großfluß nach dem Norden geleitet, und wir werden ihm im Groß-Namaland noch wieder begegnen. Ein anderes Geschlecht war im Buschmannslande aufgekommen. Bastards hatten die wenigen Plätze besetzt, wo Menschen und Vieh noch leidlich existieren konnten. Sie hatten auch Pella eingenommen. Noch wohnten unter ihnen etliche Ueberreste von der alten einst so blühenden Gemeinde, die das Andenken an die frühere Unterweisung bewahrt hatten und sehr darnach verlangten, daß doch wieder Missionare zu ihnen kommen möchten. Lesen hatten sie völlig wieder verlernt; aber etliche Bibelsprüche wußte noch hier und da einer, und man konnte noch Spuren christlicher Gedanken bei ihnen finden. In diesem Zustand trafen die Missionare Terlinden und Leipoldt die Bewohner von Pella, als sie 1836 im Auftrag unserer Gesellschaft das Buschmannsland bereisten, und auch nach der seit 12 Jahren verwaisten Station kamen. Eine kleine Kirche mit plattem Dach stand noch, aber baufällig, und schien beim nächsten Sturmwind den Einsturz zu drohen. Thür und Fenster waren zugemauert. Dann stand da noch eine Ruine, die ehemals eine Schmiedewerkstatt gewesen war, und der Anfang von einem steinernen Wohnhaus, dessen Mauern etwa 3 oder 4 Fuß in die Höhe gekommen waren und nun schon wieder auseinander fielen. Um diese traurigen Reste der früheren Gnadenzeit her standen etliche Mattenhäuschen, in denen nicht viel über 100 arme Wüstenbewohner lebten. Sie hätten gern die Missionare bei sich behalten. Aber daran war nicht zu denken. Die armen Seelen wurden auf die Zukunft vertröstet, und nachdem die Missionare ihnen so reichlich und eindringlich als möglich gepredigt hatten, machten sie sich wieder auf den Rückweg.

Seit dem Jahr 1839 waren unsere Missionare, wie oben erzählt ist, an der Grenze des Buschmannslandes stationiert. Sobald die verlassene Herde in Pella davon Kunde bekam, schickte sie Boten nach Rookfontein oder Steinkopf (S. 148), daß die weißen Lehrer doch auch zu ihnen kommen möchten. Zu Anfang des Jahres 1841 machten sich denn auch Miss. Kleinschmidt und Budler auf, um zu sehen, wie auf Pella die Sachen ständen. Sie standen im Grunde noch ebenso, wie bei dem Besuche Terlinden's und Leipoldt's. Das baufällige

Kirchlein war noch vermauert. Die Missionare ließen es aufbrechen und fanden darin noch einen Büchervorrat von den früheren Londoner Missionaren, auch noch ein altes Kirchenbuch vom letzten Missionar, welches noch 1130 Gemeindeglieder nachwies. Wie war die Zahl jetzt zusammengeschwunden. Kaum hundert hausten noch auf Pella. Aber wenn die Missionare auf Pella bleiben würden, sagten sie, dann würden viele ihrer Brüder aus dem Namalande, wohin sie sich zerstreut hatten, wiederkehren und auf Pella wohnen. Aber dazu hatten die Missionare keine Erlaubnis. Sie predigten den Leuten täglich zwei Mal in der großen Zelthütte, die jene gemacht hatten, und hatten ihre Freude an der Aufmerksamkeit und Hörbegier des kleinen Haufens. Dann aber kehrten sie wieder um, und die arme Gemeinde blieb wieder sich selbst überlassen.

Auf den Bericht ihrer Missionare hatte zwar die Rheinische Missionsgesellschaft beschlossen, wenigstens einen Katecheten auf Pella zu stationieren; aber es dauerte doch noch acht Jahre, bis endlich unser Katechet Schröder daselbst seinen Einzug halten konnte. Er hatte früher auf Wuppertal und zuletzt auf Saron gewohnt, und kam nun mit Weib und Kind ins öde Buschmannsland (S. 124). Bis nach Eben Ezer hin, eine Strecke, die auf afrikanische Manier zu durchreisen fast drei Wochen kostet, waren ihm die hocherfreuten Bastardleute mit Wagen und Ochsen entgegen gekommen und führten ihn nun mit fröhlichem Peitschenknallen in Pella ein. Das arme Pella sah 1849 noch öder aus als acht Jahre zuvor. Von der alten baufälligen Kirche war inzwischen ein Teil eingestürzt, und was noch stand, lag voll Schutt und Trümmer. Schröder ließ sogleich den Schutt wegräumen und hielt sodann in dem noch stehen gebliebenen Rest des alten Gebäudes seinen Gottesdienst. Es waren so wenig Leute auf dem Platz, daß die alten wankenden Mauern die ganze Gemeinde noch fassen konnten. Sie waren von Freude ganz übernommen, und weinten Freudenthränen, daß sie nun wirklich wieder einen Hirten und Lehrer unter sich haben sollten. Jeden Morgen, nachdem das Vieh besorgt war, kamen alle zur gemeinsamen Morgenandacht. Dann wurde ein Stück der biblischen Geschichte vorgelesen, durchgefragt und erklärt. Sodann ging die Schule an. Mit den Kindern pflegten auch die Mütter zu kommen. Biblische Geschichte lernten die gelbgrauen Burschen ziemlich leicht; auch mit dem Lesen gings einigermaßen, aber mit dem Rechnen wollt's nicht vorwärts. Wie viel Beine die sechs Schafe seines Vaters zusammen haben, das hätte keiner leicht herausgebracht. Aber lieb hatten sie ihren alten Lehrer und thaten gern das Mögliche für ihn. Sie hatten's unter sich ausgemacht, daß jede Nacht eins der Schulkinder vier Stunden weit nach dem Weideplatz lief und ebensoviel zurück, um für Schröders Töchterchen einen Napf frischer Milch zu holen. Man denke, acht Stunden während der Nachtzeit laufen, in wilder Wüstenei.

Wenn nur nicht Dürre und Hunger so arg geplagt hätten! Kaum war Schröder ein halbes Jahr auf Pella gewesen, da hieß es: das Feld ist zu trocken, das Vieh hat kein Gras mehr, wir müssen weiter

ziehen. Der Missionar, der sich eben in der alten verfallenen Schmiedewerkstätte, die noch von früher her stand, ein wenig häuslich eingerichtet hatte, mußte sich entschließen, seine Herde zu begleiten, und viele Monate mit ihr in der Wüste umherzupilgern, ohne andere Nahrung als etwas Mehl und Fleisch. Da war weder Milch noch Butter noch Fett, da waren keine Kürbisse, Melonen, oder sonstige Frucht, die sie auf Pella in ihrem kleinen Gärtchen an der sparsamen Quelle wohl noch hatten ziehen können. Endlich nach fünfmonatlichem Umherziehen im brunnenlosen Buschmannsland war auf Pella wieder etwas Regen gefallen, und Schröder konnte mit seiner treuen Schar wieder dorthin ziehen. Aber sie sollten nicht lange dableiben. Die Dürre nahm wiederum überhand, und die Hungersnot ward allgemein. Da brachen die wilden Buschmänner hervor, die ebenfalls von Hunger gepeinigt wurden, stahlen den friedlichen Bastards 100 Ochsen und Kühe, 20 Pferde und eine große Menge Schafe und Ziegen, und töteten die Hirten.

Es entstand ein förmlicher Krieg zwischen den Leuten auf Pella und jenen wilden Söhnen der Wüste. Viele Buschmänner wurden getötet, aber auch ihre Giftpfeile trafen, und am Ende hielt die Gemeinde es doch für das Geratenste, sich aus der Gegend von Pella hinwegzuziehen, und die Nähe der wilden Mordgesellen zu fliehen. Schröder war um diese Zeit auf einer Reise begriffen nach dem Süden. Am 18. November 1851 kam er wieder auf Pella an. Aber da war keine Menschenseele zu finden. Das war ein trauriger Empfang. Mit Mühe wurden etliche Familien in der Nähe aufgefunden, und Schröder erfuhr jetzt, wie die Sachen standen. Weil auch er wegen der Buschmänner auf Pella nicht bleiben konnte, mußte er sogleich das Zeltleben beginnen und mit der Gemeinde umherziehen. Erst nach etlichen Monaten konnte sich die Gemeinde wieder auf Pella sammeln, und der regelmäßige Gottesdienst und Schulunterricht konnte wieder beginnen. Dann kam auch neuer Regen und Segen von oben. Alle Regenflüßchen und Bächlein, die seit 10 Jahren nicht mehr gelaufen hatten, wurden voll Wassers und die Wiese erblühte wie ein kräuterreicher Garten. Es konnte wieder etwas gesäet werden. Schröder zeigte den Leuten, wie man Gärten anlegen müsse, und pflanzte selbst eine Anzahl Feigenbäume, die er von Stellenbosch mitgebracht — etwas Unerhörtes in dieser baumlosen Wildnis. Jedermann hoffte auf eine reiche Ernte, aber — die Heuschrecken kamen und fraßen alles auf. Not und Armut nahmen wieder überhand, und ein großer Teil der Gemeinde mußte sich aufs neue zerstreuen.

So geht nun die Geschichte in Pella in gleichem Tone weiter. Hier und da etwas Regen, eine spärliche Ernte, viel öfter Mangel, zu Zeiten Hungersnot, keine Möglichkeit die Gemeinde lange Zeit ruhig auf dem Platze zu halten, zerstreutes Umherwandern im Felde, Feldgottesdienst vom alten Schröder gehalten; dazwischen hier und da Besuche vom Missionar Brecher aus Steinkopf, der tauft und das Abendmahl austeilt. In den besseren Zeiten, wo die Gemeinde auf dem Platz beisammen war, hatte Schröder angefangen, sich ein neues

Wohnhaus zu bauen, hatte auch die eingestürzte Kirche eingerissen und neu aufgebaut, und Ende 1855 eingeweiht. An manchen Seelen machte er höchst erfreuliche Erfahrungen: es ging von Zeit zu Zeit wie eine kleine Erweckung durch die Gemeinde, das kleine Häuflein hatte einen rechten Segen von dem alten Katecheten, und hatte ihn lieb und verstand sich wohl mit ihm. Aber der alte Herr wurde krank. Nachdem er am 13. Oktober 1861 in aller Stille das Jahresfest seiner nunmehr zwölfjährigen Wirksamkeit auf Pella gefeiert, wurde er von einem Brustübel befallen, welches ihn mehr und mehr unfähig machte, die Gemeinde mit dem Worte Gottes zu bedienen. Auch Schule konnte er nicht mehr halten, aber da half seine Tochter Friederike aus. Die Gemeinde war inzwischen durch Zuzug von außen etwas verstärkt und zählte, wenn man alle die zerstreuten Familien einrechnete, 420 Glieder, von denen etwa 50 sich zum Abendmahl hielten. Eine solche Gemeinde konnte man nicht ohne weiteres allein lassen. Da traf es sich nun so günstig, daß im Beginn des Jahres 1862 Missionar Kupferbürger ins Klein-Namaland zur Aushülfe kam, und nun sofort für die Buschmannsstation Pella verwendet werden konnte. Noch erwünschter war für den alten Herrn der Besuch seines eigenen Sohnes, des Missionar's Johann Schröder jun., der seine Ausbildung und seine Ordination im Missionshause in Barmen empfangen hatte (S. 76), und im Juni 1863 mit seinem Vater, der ihm entgegengereist war, nach Pella kam. Er konnte freilich nur etliche Monate verweilen. Sein Weg führte ihn noch weiter nach dem Norden, denn er war für eine der Stationen im Groß-Namaland berufen. Aber einer der jüngeren Söhne blieb bei dem Vater, Karl Schröder, der ihm in allen äußerlichen Arbeiten, besonders Bauten, zur Hand ging, denn er war Schreiner. Sein Schwiegersohn Kupferbürger, der die fleißige Schulgehilfin Friederike heiratete, zog 1864 mit ihr nach Konkordia, wo er seine feste Wirksamkeit angewiesen bekommen hatte (S. 155). Am Schluß desselben Jahres traf Missionar Ungrodt ein und seine Frau Johanne, Schröders ältere Tochter. Aber auch er blieb nur zwei Jahre, und es war ihm nicht beschieden, weder die Gemeinde in Pella in nachhaltiger Weise zu heben, noch auch seinem Schwiegervater die letzten Tage zu verschönern. Er verließ die Station und das Land Ende 1866, und erst zwei Jahre später ging der alte Schröder heim.

Inzwischen hatten sich von zwei Seiten her Nachbarn eingefunden, welche die Einsamkeit des Missionars auf Pella etwas milderten. Die einen waren wesleyanische Missionare auf Warmbad jenseits des Großflusses, die andern Rheinische Missionare in de Tuin, diesseits des Großflusses im Buschmannsland. Zur Wiederaufnahme von Warmbad bot ein reicher Engländer Nisbet die Veranlassung, der 1834 eine Summe für diesen Zweck schenkte: deshalb nannten die Wesleyaner ihre Station statt Warmbad lieber Nisbet Bath, und sahen die ebenfalls verlassenen Stationen von Blydeverwacht, Afrikaners-Kraal oder Jerusalem, Holesfontein u. s. w. als ihre Filiale an. Die Wesleyaner kamen freilich nur dann nach Pella, wenn sie auf

Reisen nach dem Süden begriffen waren; im Uebrigen waren sie nicht bloß durch den Großfluß von den Bewohnern des Buschmannslandes gänzlich getrennt, sondern auch durch die Sprache und Natur des Namavolkes. Anders war es mit der Station de Tuin, östlich von Pella nach dem Hartebeestfluß hin, und noch etwas mehr als Pella von dem Großfluß entfernt. De Tuin ist ein etwas fruchtbarer, wasserhaltiger Platz in der weiten kahlen Wüste des Buschmannslandes, wo ehemals ein Bauer einen Garten (Tuin) angelegt hatte, und war die Zufluchtstätte geworden von einer Menge Farbiger, die von den vordringenden Bauern aus ihren bisherigen Wohnorten aufgescheucht, oder die durch ihre Neigung zum Vagabundieren nur wie zufällig auf diesem Platze zusammengeführt waren. Missionar Sterrenberg, der auf Amandelboom sein Arbeitsfeld hatte (1861 und 1862) und öftere Predigtreisen durch die weiten Strecken von Grasveld und Buschmannsland machte (Seite 144), fand auf de Tuin so viel Menschen versammelt, Buschmänner, Nama, Kaffern, Griqua und Bastards aller Art, wurde so wohl aufgenommen, und bemerkte eine so große Willigkeit, sich das Wort Gottes sagen zu lassen, daß er mit den Brüdern zu Rate ging, ob nicht hier eine feste Station zu begründen sei. Manche Brüder hatten zwar Bedenken, daß es mit der Festigkeit der Station sehr mißlich aussehe, doch schien die Verlassenheit des armen Volkes so unleidlich, daß Sterrenberg sich entschloß, es im Namen des Herrn zu wagen, und am 24. Jan. 1863 mit seinem Weibe auf einem Ochsenwagen in de Tuin eintraf. Der Eintritt war nicht gerade ermutigend. Da war nirgend ein Absteigequartier. Niemand konnte sie in seine Wohnung aufnehmen, denn es waren nur Mattenhäuschen am Platz, und die reichten nicht zur Aufnahme von Gästen. Der Ochsenwagen blieb ihre Wohnung, bis der sachverständige Sterrenberg sich nach acht Tagen selbst ein Häuschen zusammengeschlagen hatte, freilich ein so primitives, daß nichts als Pfähle, Riet und Kleie daran verwendet war, nicht einmal eine Glasscheibe, um etwas Helligkeit zu verbreiten. Und in diesem armseligen Stall genas die junge Missionarsfrau ihres ersten Kindleins.

Sterrenberg fand sich aber sehr bald in seinem neuen Arbeitskreis zurecht. Er hatte ein sehr ernstes Wesen und großen Eifer. Es lag ihm sehr an, den einzelnen Seelen nachzugehen, absonderlich aber, sich der Kinder anzunehmen. Die Kinder waren bisher ohne jeglichen Unterricht aufgewachsen. Die Eltern, zum Teil getauft, zum Teil noch Heiden, waren allesamt in tiefe Unwissenheit versunken, aber es hatte sich bei ihnen noch ein Verlangen nach bessern Dingen erhalten. Gleich am ersten Morgen versammelten sich 150 Menschen zum Gottesdienst unter dem großen Dornbaum, und die Zahl der Schüler wuchs in den ersten Monaten auf 250 Kinder. Neben der Kinderschule errichtete Sterrenberg auch eine Schule für Erwachsene, und bald hatte er außerdem noch eine Klasse von Konfirmanden und Taufkandidaten, deren Zahl bis Ende 1863 auf 72 gestiegen war. Es war gerade keine ermunternde Arbeit, dieser Taufunterricht. Die geistige Stumpfheit und Trägheit dieser Leute geht

doch über unsre Begriffe. Wenn der Missionar stundenlang sich abgemüht, eine einfache Sache von allen Seiten ins Licht zu stellen, so daß nach seiner Meinung der dickste Kopf sie vollständig hätte erfassen müssen, so hatte es doch eben noch niemand begriffen, und er mußte wieder von vorn anfangen. Aber Sterrenberg ließ sich nicht ermüden. Hier und da fand er doch bei Alten oder bei Kindern eine Lebensregung, ein Fünkchen des Geistes, der von oben stammt, und das machte ihm immer wieder neuen Mut. Auch sammelten sich immer mehr Menschen auf de Tuin. Sie bauten ein steinernes Kirch- und Schulhaus und dazu noch ein Pfarrhaus. In wenig Wochen war alles fertig. So groß wie der Eifer und die Willigkeit der Leute, so unsolide war freilich auch der Bau. Dergleichen Wüstenbauten stehen keine paar Jahre. Sterrenberg aber war froh, daß er doch ein besseres Obdach für seine Frau und sein kränkelndes Kind haben konnte, und zog Ende August 1864, ein Vierteljahr nachdem der Grundstein gelegt war, in sein neues Haus ein. Zu Pfingsten 1865 wurde auch die neue Kirche eingeweiht, nachdem das Kirch- und Schulhaus, das ein Jahr zuvor fertig geworden war, sich gleich von Anfang an als zu klein erwiesen hatte. Mit dieser Einweihungsfeier konnte zugleich die Taufe von 28 Erwachsenen und 26 Kindern verbunden werden und eine Abendmahlsfeier mit etwa 70 Kommunikanten. Es war ein sehr frisches Leben auf de Tuin; und die Brüder aus Pella und aus Schietfontein, die zum Besuch hinüber kamen, mußten sich wundern, wie eifrig und angeregt diese kleine Gemeinde sich zeigte, und welch ein Geist der Bescheidenheit und der Zucht in Kirche und Schule sich kund gab. Auch in ihrem äußeren Bestehen kam die Gemeinde ziemlich gut voran, wenn nur eins nicht gewesen wäre, der Wassermangel. Zwar zog sich ein Flußbett durch die Station, aber es füllte sich nur bei Gewitterregen, für gewöhnlich war es leer, und das schnell ablaufende Wasser hatte nur eine Anzahl Wasserstellen, Pfützen und Teiche hinterlassen, die bei längerer Trockenheit bald genug erschöpft waren. Darum war schon vielfach beraten, ob nicht vielleicht ein besserer Platz als de Tuin im Buschmannsland oder im Hinterfeld aufzufinden sei. Aber es fand sich keiner. Katkop, der einzige Punkt, der in Betracht kam, mehrere Tagereisen südlich von de Tuin, an den Katkopbergen, konnte nicht wohl mehr Menschen aufnehmen als schon da waren, und diese wurden später durch die reformierte Kirche von Calvinia aus pastoriert. Eine andere bedenkliche Frage war, ob denn überhaupt die Regierung, die überall das freie Weideland verpachtete, der Gemeinde von de Tuin die freie Benutzung der Grasflächen ringsumher auch ferner gestatten würde. Die Gemeinde hatte schon mehrmals darum petitioniert, hatte auch beschlossen, einige Deputierte nach Kapstadt zu schicken, hatte aber noch keinen Bescheid, als Sterrenberg versetzt wurde. Er mußte Ende August 1865 nach Schietfontein ziehen (S. 165), und der Katechet Christian Schröder, Sohn des alten emeritierten Herrn auf Pella, übernahm vorläufig die Pflege der Gemeinde, bis im Februar 1866 Sterrenbergs Nachfolger, Miss. Heidmann, in de Tuin ankam. Sterrenberg kam selbst von Schietfontein

herbei, um ihn in sein Amt einzuführen. Sie konnten dort sogleich wieder 35 Erwachsene taufen, dazu 21 Kinder, und etwa 100 Gäste nahmen an der Abendmahlsfeier Teil. Schule und Gottesdienst waren in sehr erfreulichem Zustand, ein geistliches Wachstum unverkennbar: aber die Frage um die Existenz trat immer schwerer an die Gemeinde heran. Selbst wenn das sogenannte Hinterfeld freies Weideland blieb, konnten sich die Bastards dort nicht mehr halten. Denn die Bauern ließen ihr Vieh, oftmals tausend Stück, ebenfalls in das freie Weideland gehn, um ihr eignes angepachtetes Land zu schonen, setzten sich an die Brunnen, die der Bastard gegraben, brachten ihr krankes Vieh zwischen das Vieh des Bastards, folgten ihm, wohin er auch ausweichen mochte, mit ihren gewaltigen Herden auf dem Fuß, kurz, plagten ihn in aller erdenklichen Weise, um ihn aus der Gegend fortzutreiben. Schutz gegen diese Gewaltthätigkeit war nicht zu erlangen. Die Bastards hatten sich an den Distriktsrat, an den Gouverneur, an das Parlament in Kapstadt mit dem Erbieten gewandt, 200 Pfund Sterling zu zahlen für 300,000 Morgen Weidefeld, waren aber überall abgewiesen. Zu Anfang 1867 kamen die Abgesandten von Kapstadt mit der trostlosen Nachricht zurück, daß da absolut nichts zu machen sei. Auch der letzte Hoffnungsschimmer, der sich an den angekündigten Besuch des Zivilkommissars von Calvinia knüpfte, erlosch, da auch dieser Beamte erklärte, nicht kommen zu können; und man wußte schon, daß dies nichts anders hieß, als: es wäre doch umsüst, drum will ich nicht kommen. Die Auswanderung war zu einer Notwendigkeit geworden. Noch im Jahre 1867 wurde eine Gesandtschaft aus der Gemeinde ins Groß-Namaland geschickt, um einen geeigneten Platz zur Ansiedelung zu suchen. Durch Vermittelung unseres Miss. Krönlein wurde ihnen der günstige Bescheid gegeben, daß sie für zwei Jahre die Erlaubnis haben sollten, im Versabaer Felde zu wohnen, damit sie von dort aus sich selbst ihren definitiven Aufenthalt suchen könnten. Als die Abgeordneten mit dieser Nachricht zurückkamen, wurde im Febr. 1868 eine große Ratsversammlung in de Tuin veranstaltet, auf welcher etwa 90 Familienhäupter ihren Entschluß erklärten, auswandern zu wollen, etliche waren schon voraus gezogen, andere wollten's noch mal in dem südlicher gelegenen Katkop versuchen. Missionar Heidmann war entschlossen, mit den fortziehenden Gemeindegliedern auszuwandern nach dem Groß-Namaland, und wartete nur noch auf die Erlaubnis unserer Gesellschaft: die Gemeinde wartete auf eine ausgiebige Regenzeit, und im Stillen traf jeder seine Vorbereitungen.

Um diese Zeit trat aber eine Reihe andrer und unerwarteter Ereignisse ein, welche die sämtlichen Grenzbezirke im Norden der Kolonie in Verwirrung setzten, und den Verlust nicht bloß von de Tuin, sondern auch von Pella und den sonstigen Nebenstationen am Großfluß schneller herbeiführte, als man für möglich hielt. Schon im Laufe des Jahres 1867 war es vorgekommen, daß die wilden Wüstenbewohner jenseits des Großflusses, die Buschmänner und Koranna, die seit einem Jahrzehnt nicht mehr gewagt hatten, den Fluß zu

überschreiten, ihre Raub- und Mordzüge in das Kapländische Gebiet aufs neue begannen: der Hunger herrschte hüben und drüben in gleichem Maße; aber die Wüstenbewohner waren mit ihren Vorräten schneller fertig, als die Bastards und die Bauern in der Kolonie; und nachdem sie sich in der Wüste unter einander bekriegt, beraubt und erwürgt hatten, war für sie nichts andres übrig geblieben, als die gleiche Praxis im Kapland zu versuchen, um durch gestohlenes Gut ihr Leben zu fristen. Die Bastards von de Tuin lagen mit ihren Herden zum Teil ganz nahe am Großfluß. Sie waren deshalb dem ersten Angriff ausgesetzt. Monat um Monat hörte man von Dutzenden geraubter Rinder, von vierzig oder fünfzig gestohlenen Schafen und Ziegen; und alle Versuche, den Korannahäuptling vom Hartbeestfluß für die Räubereien seiner Leute verantwortlich zu machen, machten das Volk nur desto frecher. Die Bitten an die geordneten Obrigkeiten, an den Feldkornet, an den Zivilkommissar, an den Distriktsrat von Calvinia, sogar an den Gouverneur in Kapstadt, diesem Unwesen abzuhelfen und die Unterthanen Englands gegen die Räubereien wilder Grenznachbarn sicher zu stellen, waren vergeblich. Man schien es gar nicht ungern zu sehen, daß die Bastards an der Grenze auf diese Weise noch mehr bedrängt und geschwächt wurden. Erst als auch weiße Bauern von den immer kühner gewordenen Korannas belästigt wurden, wurden einige Polizeimannschaften aufgeboten und Kommandos organisiert, aber bei weitem nicht ausreichend, um das fremde Raubgesindel zu schrecken und zurückzuweisen. Schon war man auf de Tuin keine Nacht mehr sicher. Abends mußten alle Feuer gelöscht und die ganze Nacht gewacht werden. Kaum daß noch Abendschule und Abendgottesdienst gehalten werden konnte. Wer mit seinem Vieh den Räubern aus dem Wege flüchten konnte, war geflohen. Nur wenige Arme und Schwache waren auf de Tuin zurückgeblieben: sie hätten sich gegen keinen Ueberfall verteidigen können. Noch einmal wollte der Missionar seine ganze Gemeinde in der Kirche von de Tuin um sich sammeln, wollte mit ihr eine feierliche Abschiedsfeier und Abendmahl halten, und dann nach nochmaliger Beratung den Auszug beginnen. Am 1. Juli 1868 sollte die Feier sein. Auch das konnte nicht geschehn. Der größere Teil der Gemeinde konnte wegen der Dürre und Magerkeit des Viehs gar nicht auf die Station kommen; Heidmann selbst lag krank an einem gefährlichen Halsgeschwür; die aber zusammengekommen waren, stimmten alle darin überein, daß kein Augenblick zu verlieren sei, de Tuin müsse unbedingt verlassen werden, man wolle auf Pella warten bis Regen käme und die Jahreszeit günstig sei, und dann in Gottes Namen über den Großfluß ins Groß-Namaland. Alles was gehen konnte, zog sogleich fort. Der Missionar war einer der letzten. Am 12. Juli kniete er zum letztenmale mit den wenigen Getreuen, die noch bei ihm waren, in dem verödeten Kirchlein nieder. Dann ging es fort nach Pella. Es war die höchste Zeit gewesen. Wenige Tage nachher war ein wilder Korannaschwarm über de Tuin hergefallen, zum Glück war nichts mehr zu holen.

In Pella traf Heidmann neben dem damals noch lebenden

emeritierten Vater Schröder den jungen Missionar Hegner, der seit Ostern 1867 auf dieser Station wirksam war. So sehr sich der junge Mann es auch hatte angelegen sein lassen, das arme Pella aus seinem elenden Zustand etwas emporzubringen, so wars ihm doch nicht gelungen. Die äußere Haltung der Bewohner war zwar im ganzen zufriedenstellend, sie hatten ihren Missionar lieb und folgten ihm willig. Aber inneres Leben durfte man nicht viel bei ihnen suchen, und von Wohlstand oder auch nur von der Möglichkeit des Bestehens war keine Rede. Als Heidmann mit seinen Emigranten auf der Station ankam, fand er sie fast leer. Nur ein paar Frauen und Alte waren da, die vom Missionarshause ihre Almosen empfingen, und nirgends hin wußten. Die meisten hatten sich in die Nähe von Steinkopf und Konkordia gewendet, oder waren über den Großfluß gezogen. Denn schon hatte auf Pella das Rauben und Morden der Koranna ebenfalls begonnen. Schon war eine Anzahl Flüchtlinge, zum Teil schwer verwundet durch die Steine und Giftpfeile der Buschmänner, auf die Station gekommen; von Heidmanns Ochsen und Kühen wurden mehrere gestohlen, etliche Werfte, die vereinzelt in der Nähe lagen, wurden gänzlich ausgeraubt. Also auch hier war keine Sicherheit. Die Gemeinde von de Tuin setzte am 16. November 1868 über den Großfluß, und die Gemeinde von Pella, soweit sie nicht über den Großfluß folgte, zerstreute sich nach dem Süden. Am 11. August 1869 verließ auch Missionar Hegner mit dem Rest der Leute die Station, und begab sich zunächst nach Konkordia, um dort in die Stelle des verstorbenen Kupferbürger zu treten. Die Buschmänner aber kamen mit Weib und Kind und setzten sich fest auf Pella und wohnten in den verlassenen Hütten. So ging auch Pella zu Grunde, wie de Tuin zu Grunde gegangen war. Es hatte sich nur etwa ein Jahr länger gehalten. Von der Regierung ohne allen Schutz gelassen, erlagen beide Stationen den Raubanfällen der wilden Grenznachbarn.

Etwa 14 Tage dauerte das Uebersetzen der de Tuin'schen Gemeinde über den Großfluß, so daß sie erst gegen die Weihnachtszeit in die Nähe von Warmbad kam, von wo sie nach kurzer Rast ihren Weg nach dem mittleren Teil des Namalandes, nach Bersaba und Bethanien fortsetzte. Heidmann blieb noch einige Zeit zurück, mußte sogar noch einmal wieder zurück nach Konkordia und Steinkopf, ja sogar nach Stellenbosch, um seine inzwischen angekommene Braut zu holen, und traf erst in der Mitte von 1869 mit seiner Gemeinde wieder zusammen in Chanis in der Nähe von Bethanien, wohin sie sich allmählich von Warmbad aus gezogen hatte. Während sie sich nach dem Norden wendete, ohne selbst noch ihren letzten Zielpunkt zu kennen, verweilen wir noch etwas bei Warmbad, welches seit September 1867 unsere Station geworden ist.

Warmbad oder Nisbet Bath war, wie schon bemerkt wurde, 1805 von den Londoner Missionaren gegründet*), später in öfterem

*) Ausführliches über die Gründung von Warmbad siehe Wallman Missionsfreund 1858 Nr. 1.

Wechsel verlassen und wieder aufgenommen, 1834 von den Wesleyanern übernommen, auch von diesen nach etwa 30jährigem Besitz wieder verlassen und der Rheinischen Missionsgesellschaft angetragen. Die Rheinischen Missionare im Namaland hielten es für wünschenswert, daß alle Stämme des Namavolks der Rheinischen Mission unterstellt würden, eine Arbeitskraft für Warmbad war grade disponibel, und so war denn die Deputation auf den Wunsch ihrer Missionare eingegangen, hatte Warmbad übernommen und Missionar Weber daselbst stationiert. Daß es kein sehr ergiebiger Boden und vielversprechendes Arbeitsfeld sei, konnten sie sich nach den bisherigen Schicksalen Warmbads wohl sagen und auch das äußere Ansehen der Station wurde mit nicht sehr günstigen Farben geschildert. „Warmbad macht keinen besonders lieblichen Eindruck, hieß es 1868. Außer dem Garten unseres Missionars, der ziemlich groß und mit prächtigen Feigenbäumen eingefaßt ist, und den drei gewaltige Dattelpalmen zieren, sind da nur noch wenige kleine Gärten der Stationsbewohner. Das Uebrige ist ein wildes Steingeröll, durch welches sich eine bachähnliche Vertiefung hindurchzieht. Bei Gewitterregen fließen hier die Wasser zum Großfluß ab. Diese Vertiefung ist mit Bäumen und Gebüsch bewachsen und zieht sich gleich einem grünen Bande durch das öde Steingeröll hindurch. Die Stationsgebäude, noch von den Wesleyanern gebaut, ziemlich alt und zum Teil verfallen, tragen auch noch dazu bei, dem Ganzen ein melancholisches Ansehen zu geben. Der wesleyanische Typus ist der ganzen Gemeinde aufgeprägt: und da sie einige Jahre ganz ohne Missionar geblieben ist, ist sie sichtlich in Verfall geraten. Unser lieber Missionar Weber hat keinen leichten Stand."

Nichtsdestoweniger hatte Weber der Arbeit mit großer Freudigkeit sich unterzogen. Er war mehrere Jahre, seit der Zerstörung seiner Station Gobabis, ohne eigne Station gewesen, und hungerte nach Thätigkeit. Er fühlte sich bald heimisch auf Warmbad, besuchte auch die Nebenstationen Wortel, Nabes und Blydeverwacht, suchte sich mit den wesleyanischen Nationalgehilfen auseinanderzusetzen und befreundete sich mit dem alten blinden Kapitän Abraham Christian, der zwar noch Heide, aber ein sehr fleißiger Kirchgänger war. Die Schule, welche anfangs nur 26 Kinder zählte, stieg in wenig Monaten bis auf 60, ja 70; nur leider dauerte die Freude nicht lange. Denn auch hier herrschte der alte Feind aller Missionswirksamkeit unter den Hottentottenstämmen: Dürre, Hungersnot und Zerstreuung der Gemeinde. Schon im April 1868 waren die Berichte des Missionars voll Klagen über das gänzliche Ausbleiben des Regens. Vier Monate später sah es noch ebenso aus. Die Kinder mit ihren Eltern zogen in alle vier Winde, um Nahrung für sich und für das Vieh zu suchen; nur etwa 20 blieben noch in der Schule zurück. Weber behielt gleichwohl den regelmäßigen Unterricht bei, weil er dadurch in der erwünschten Uebung blieb, über geistliche Dinge in der Nama-Sprache zu reden. Denn obgleich auch über den Großfluß hinüber schon die holländische Sprache ihren Weg fand und das Nama zurückdrängte, so war doch die eigentliche Umgangssprache und auch die Kirchensprache noch

immer das Nama. Im Umgang beherrschte der Missionar die Sprache hinlänglich; auch in der Schule gings ohne Dolmetscher, aber für die Predigt mußte er noch den Timotheus Snewe als Dolmetscher zur Seite haben. Reiste er umher bei den zerstreuten Werften der Gemeinde, dann fand er auch wohl hier und da Leute, die als Dolmetscher dienen konnten, öfter aber mußte er sich selber helfen, und that es auch. Leider konnten diese Rundreisen nicht in dem Maße fortgesetzt werden, als die Zerstreuung fortdauerte und sich vergrößerte. Das Vieh ward immer magerer; die Pferde, die Ochsen, alles Zugvieh war kaum im stande, sich auf den Beinen zu halten. Von der Herde des Missionars und von der Herde, welche als Kirchenvermögen oder als Missionskapital der Rheinischen Gesellschaft gehörte, fiel ein Stück nach dem andern. Kaum war das nötige Schlachtvieh noch zu beschaffen, geschweige das Zugvieh. Dazu wurde die ganze Gegend unsicher, denn auch hier begannen die Räubereien der Buschmänner und Koranna, wenn auch nicht in demselbem Maße wie jenseits des Großflusses. Die Bondelzwart'schen Nama gingen mit den Räubern etwas minder zart um als die Bastards in der Kolonie, die unter der englischen Regierung standen, und deshalb sich nicht selber helfen durften. In Warmbad würde vermutlich schnell allen Räubereien ein Ziel gesteckt sein, wenn nicht Ende 1868 der alte Oberhäuptling Abraham Christian gestorben wäre. Durch seine lange Blindheit und Krankheit und durch die Unsicherheit über die Person des Nachfolgers wurde es schwer, umfassendere energische Maßregeln gegen das Gesindel zu ergreifen. Auch als im März des folgenden Jahres sein Nachfolger Wilm Christian erwählt wurde, war der Sache nicht viel geholfen. Der neue Kapitän hielt sich fern von der Station, wohnte auf seiner eigenen Werft, kümmerte sich wenig um das Ganze, und wachte doch eifrig darüber, daß ihm niemand etwas von seiner Ehre wegnehme. Gegen den Missionar war er übrigens freundlich, gab auch jedesmal, wenn er zu ihm hinauskam, das Versprechen, daß er auf die Station ziehen wolle, aber dabei blieb es denn. Durch diese Mißstände: Dürre, Raubanfälle, Lungenseuche, innere Zwistigkeiten, war der ehemals als besonders reich gepriesene Stamm der Bondelzwarts äußerlich bedeutend heruntergekommen. Dagegen hatte sich das geistliche Leben eher gehoben. Das Verlangen und die Ehrfurcht vor dem Worte Gottes war gewachsen, die Gottesdienste wurden reichlich besucht, manche abtrünnige und verkommene Gemeindeglieder hatten wieder aufgenommen werden können und als im Jahr 1871 die regelmäßige Kirchen- und Schulvisitation auf Warmbad abgehalten wurde, lautete das Schlußurteil: daß die Gemeinde unter Missionar Webers Leitung sichtlich vorwärts gekommen und sich mit ihrem Seelsorger recht zusammengelebt, daß die Gemeinde-Aeltesten bei aller Schwachheit wesentlich zum Zusammenhalt und Gedeihen der Gemeinde mitwirken, und daß in der Schule mit Hilfe der beiden Gehilfen Abram Kaffer und Abram Christian ein guter Grund gelegt sei. Letzteres verdient um so mehr Anerkennung, da die Kinder bei ihrem unregelmäßigen Schulbesuch und

ihrer oft monatelangen Abwesenheit im Felde auf den Viehposten keine großen Fortschritte im Lernen machen konnten.

Groß-Namaland.

Bethanien und Bersaba. Keetmannshoop und Gibeon.

In Warmbad hatten wir bereits den Großfluß überschritten und befanden uns im Groß-Namaland, Warmbad selbst gehört zu den Namastationen, aber da seine Vorgeschichte zu genau verbunden war mit derjenigen der südlicher am Großfluß gelegenen Stationen, mußten wir es mit diesen zusammen behandeln. Jetzt ziehen wir weiter nordwärts im Groß-Namaland. Ueber sieben Breitengrade zieht es sich zwischen dem Atlantischen Ozean und der unbekannten Wüste des inneren Hochlandes entlang nach Norden hin, selbst eine wilde Gebirgswüste, mit zahllosen Felsbrocken wie übersäet, von einer Menge tiefer Schluchten durchrissen, welche beim jeweiligen Herabstürzen großer Regenmassen sich in reißende Ströme verwandeln. Nur sehr sparsame Quellen, sehr geringe Spuren von Hölzung oder vielmehr Buschwerk sind auf den kahlen Flächen oder Höhen zu finden, die Weideplätze für das Vieh müssen mühsam in weitem Umkreis gesucht werden. Nur wenn einmal, was selten genug geschieht, die Gewitterregen reichlich fallen, dann bedeckt sich das ganze Land wie durch einen Zauberschlag mit einem wunderlieblichen Teppich von Blumen und Kräutern, und die Berge umkränzen ihre Häupter mit duftig blühenden Kronen. Das sind aber meist sehr schnell vorübergehende Festzeiten. In den meisten Jahren behält das Land sein dürres und durstiges Angesicht, nur hier und da fallen vereinzelte Gewitterregen, und dahin bringt dann der Wüstenbewohner seine Herde, bis anderswo sich wieder ein reicher oder spärlicher Tisch für dieselbe gedeckt hat. Denn nur Nomaden können in diesem Lande leben, eine ackerbauende Gemeinde kann nirgend auf die Dauer bestehen. Eine Nomadenbevölkerung kann aber immer nur sehr gering sein; die Zahl der Bewohner dieses weit ausgedehnten Landstrichs mag sich auf 20000 bis 25000 Köpfe belaufen, meistens Nama.

Diese gelben Nama, sowie alle Hottentottenstämme unterscheiden sich aber durch Farbe, Gestalt und Sprache so durchaus von den schwarzen Völkerstämmen Süd-Afrikas, daß man auf die Vermutung gekommen ist, sie seien fremde Einwanderer, die in uralter Zeit etwa aus Phönizien oder Aegypten herübergewandert, oder durch Schiffbruch in diese unwirtlichen Gegenden festgebannt worden seien. Ihre Sprache soll eine Aehnlichkeit mit der altägyptischen Hieroglyphensprache haben und ihre Geräte in überraschender Weise den ägyptischen Geräten gleichen, die wir in den Pyramiden abgebildet sehen. Fände wirklich ein Zusammenhang zwischen dem alten Pharaonenvolk in Aegypten und den jetzigen Naman statt, dann hätten wir wieder einen traurigen Beweis, bis in welche Roheit und Unkultur die Reste eines vormals hochzivilisierten Volkes zurücksinken können. Die Naman verstehen keinerlei Kunst als ihre Mattenhütten bauen, Kalebasse verfertigen, Karosse verbrämen, Eisen

bereiten und Ochsen zähmen. Ihre Volksgenossen, die im Kaplande wohnenden Hottentotten, sind, wie schon erzählt, schon seit länger als einem Jahrhundert unter die Herrschaft der Weißen gekommen, haben nicht blos ihre Freiheit, sondern auch die Reinheit ihres Bluts, ihre Sprache und ihre nationale Eigentümlichkeit verloren, und sind größtenteils zu einem elenden Mischvolk herabgesunken. Aber die freigebliebenen Naman jenseits des Oranje haben ihre wundersame schnalzreiche Sprache behalten, und noch etliche Reste von uralten Traditionen, von Fabeln und Geschichten, in denen sie eine tiefe Weisheit zu finden glauben, so abgeschmackt sie auch sein mögen. Sie haben auch noch eine dunkle Ahnung von einem höchsten Wesen, aber keine Spur von Gottesdienst, nur etliche Gebräuche, die vielleicht ursprünglich einen religiösen Sinn gehabt haben, jetzt aber ganz bedeutungslos geworden sind. Sie erzählen auch von einem Umherwandeln abgeschiedener Seelen, von dem mächtigen Heizi Eibib, der oftmals wieder aus seinem Grabe hervorgekommen sei, um den Leuten zu helfen, die ihm Geschenke brachten. Seine Gräber findet man in den Stammsitzen der Naman überall zerstreut. An Zaubereien, Schwarzdoktoren, Amuletten und Teufeleien aller Art fehlt es nicht unter diesen rohen Heiden, aber Priester, Altäre und Götzen kennen sie nicht. So laufen sie ohne Gott und ohne Trost durch die Welt, ein elendes Geschlecht. Ihr ödes Land, ihre jämmerlichen Mattenhütten, ihre schmutzigen Kalebassen, ihre paar Fetzen von Fellen oder alten Lumpen, die sie um den Leib binden — nichts könnte uns reizen, unter ihnen zu wohnen; nur ein von brennender Jesusliebe erfülltes Herz vermag in solcher Umgebung Freude und Genüge zu haben.

Die Naman sind aber nicht die einzigen Bewohner des Landes. In früheren Zeiten scheinen sie nur die südliche Hälfte inne gehabt zu haben. Die nördliche Hälfte dagegen war bewohnt von einem großen stattlichen Negervolk, den Hankoin oder Bergdamra, welche, ähnlich wie die Naman, mit ihren Herden im Lande umherzogen, übrigens aber auf einer wo möglich noch tieferen Stufe des rohen Heidentums standen, als die Naman. Ob nun die Bergdamra, im Norden ihres Landes von andern schwarzen Völkern angegriffen, die Nama zu Hilfe gerufen haben, oder ob diese aus eigenen Gelüsten nordwärts in das Gebiet der Schwarzen eingerückt sind, das läßt sich nicht ermitteln. Jedenfalls sind die Nama Herren der ganzen Gegend geworden, welche ehemals den Hankoin gehörte, diese letzteren sind jetzt ihre Unterthanen und Knechte, und tragen das schwere Joch ihrer gelben Herren mit dumpfer Unterwürfigkeit, haben sogar ihre eigne Negersprache verloren und reden die Schnalzsprache ihrer Herren. Zwischen diese Namastämme, zu denen die Topnaar und das rote Volk, und die Horden des Zwartbooi, Arnold, Franzmann, Zeib, des Bondelzwart und Paul Links gehören, hat sich nun aber seit 50 oder 60 Jahren ein neuer Keil hineingeschoben, nämlich die hottentottischen Orlamstämme von den Grenzen der Kapkolonie und aus dem Klein-Namaland, welche von den weißen Kolonisten ein wenig europäische Kultur, einige Kenntnis von europäischer Denk- und Lebensweise, und

etliche Brocken der holländischen Sprache angenommen haben. Diese Orlam mit der in der Missions-Geschichte wohlbekannten und vorhin bereits erwähnten Familie Afrikaner an ihrer Spitze hatten schon eine Kunde vom Christenthum, viele von ihnen, namentlich ihre Häupter waren schon getauft, als sie unsere Missionare ins Land riefen (S. 161.

Wir begleiten dieselben zunächst nach der Station Bethanien. Sie liegt ziemlich in der Mitte des Landes bei einer schönen lauwarmen Quelle, und in einer für das Namaland schön zu nennenden Gegend am Goangib. Der Orlamstamm des David Christian hat sich daselbst niedergelassen, ein Haufe von etwa 600 Köpfen. Schon 1814 wurde hier eine Station angelegt von dem alten Vater Schmelen, dessen wir schon bei Kommaggas gedachten. Ein großer Trupp Orlam zog mit ihm und ließ sich mit ihm im Gebiet der dortigen Nama, die den Namen veldschoendragers führten, nieder. Die Eingedrungenen blieben aber nicht lange in Frieden mit den Naman. Während einer mehrjährigen Abwesenheit des Missionars hatten sie die Naman zurückgeworfen und sich zu Herren von Bethanien und der ganzen Umgegend gemacht. Von seiner Station Bethanien aus hat dann Schmelen weit und breit das Land durchstreift bis an die nördlichen Grenzen, hat die meisten zerstreut wohnenden Horden besucht, und ihnen allen das Evangelium fleißig gepredigt. Er hat große Erweckungen unter dem Volke erlebt, aber auch schweren Rückfall ins alte Heidentum und scheinbar gänzliche Vernichtung des ausgestreuten guten Samens. Nach zehnjähriger mehrfach unterbrochener Wirksamkeit hat er dies Arbeitsfeld verlassen müssen. Aber nach seiner Entfernung zeigte sich's, daß er doch keineswegs umsonst gearbeitet hatte. Die Leute fingen allmählich an, zu begreifen, welchen Segen sie unter sich gehabt, und was sie nun verloren hatten. Sie hungerten nach dem Worte Gottes, sie zogen aus, sich wieder einen Lehrer zu suchen. Auf Eben Ezer sind wir ihnen schon begegnet (S. 46). Mit welcher Freude ward unser Missionar Knudsen von ihnen empfangen, als er am 1. Nov. 1842 bei ihnen eintrat. Wie gern thaten sie ihm alles zu Willen! Da er in seinem Mattenhause sich nicht behelfen konnte, halfen sie ihm die Ruinen des alten Schmelen'schen Hauses wieder herstellen und ein Dach darauf setzen. Von ihm ließen sie ihre Streitigkeiten entscheiden, von ihm den Häuptling einsetzen und Gesetze geben, ihm brachten sie die Schuldigen zur Bestrafung, nach seinem Rat gingen sie oder blieben sie. Sein frisches keckes Auftreten unter ihnen gewann ihm aller Herzen, und obwohl er sich nicht in ihrer Sprache mit ihnen unterreden konnte, sondern meist dolmetschen lassen mußte, so verstand er sich doch aufs beste mit ihnen. Denn grade die Weise, wie Knudsen das Evangelium unter ihnen predigte, sagte diesem leicht erregbaren Heidenvolk am meisten zu. Es war keine ernste methodische Belehrung, die langsam von Stufe zu Stufe fortschreitet, sondern ein fröhliches Anpreisen der ewigen Gnade, eine Verherrlichung des Liebesratschlusses Gottes, eine Feier der geschehenen Erlösung und dringende Einladung, der großen Heilsgüter, die für Jedermann bereit

seien, sich sofort durch Buße und Glauben zu bemächtigen. Diese Forderungen schienen so leicht, dies vorgesteckte Ziel so bald erreichbar — kaum war der Same ausgestreut, so begann er schon aufzugehen, nur freilich, er hatte nicht tiefe Erde. Eine sogenannte Erweckung erfolgte schon in den ersten Wochen nach Knudsen's Amtsantritt. Seufzen und an die Brust schlagen, mitten in der Predigt in Zerknirschung niederfallen, mit lauter Stimme hinter den Büschen zum Herrn flehen, die Sünden bekennen und nach Vergebung schreien, das waren die Erscheinungen, welche sich bald über den ganzen Platz verbreiteten, und Jung und Alt mit fortrissen. So war es auch einstmals gewesen, als Schmelen 1814 auf Bethanien angehoben hatte, das Evangelium zu predigen, so war es auf fast allen Namastationen einmal zugegangen, aber leider die Früchte der Bewegung waren jedesmal sehr gering und dürftig ausgefallen. Wie ein Obstbaum, der im Frühjahr mit einem ganzen Blütenmeer unser Auge und Herz erfreut, und darnach im Herbst unsere Erwartungen jämmerlich täuscht, weil Sturm und Nachtfrost und Wurm und Dürre die Entwickelung der Blüten verhindert haben, so ist es fast immer noch mit den Namastationen gegangen. Knudsen taufte in seinem freudigen und hoffnungsreichen Eifer gleich in den ersten Monaten an 46 Erwachsene und 60 Kinder, er setzte Aelteste, Diakonen und Diakonissen ein, er hielt Liebesmahle mit ihnen, ließ sich von ihren geistlichen Erfahrungen erzählen, wählte mit ihnen die biblischen Texte zur Predigt und zur Besprechung aus, und bezeigte ihnen ein solches Zutrauen, als wenn er bereits gereifte Christen vor sich hätte. Aber bei der Mehrzahl war das erste Feuer bald wieder am Erlöschen, und der alte unruhige Namasinn, der nicht Fuß beim Male halten kann, brach wieder hervor. Fast anderthalb Jahr gelang es Knudsen, die Gemeinde auf Bethanien zusammen zu halten. Dann aber zerstreute sie sich unter dem Vorwand der Dürre wieder nach allen Seiten. Gern hätte sich Knudsen in die traurige Notwendigkeit geschickt, mit ihnen und hinter ihnen her von einem Weideplatze zum andern zu ziehen, und er that es auch. Aber das war es, was ihm das Herz schwer machte, daß das kaum erwachte geistliche Leben in seiner lieben Gemeinde schon wieder am Absterben war, daß Lauigkeit und Herzensträgheit, Widersetzlichkeit gegen die heilsame Zucht, heidnische Ausschweifung und Sündenknechtschaft wieder allgemein wurde, und auch unter den zahlreichen Getauften sich eine bittere Erfahrung an die andere reihte.

So stand es in den Jahren 1844 und 1845 unter demjenigen Teile der Bethanischen Gemeinde, welcher zu des Häuptlings David Christian Stamme gehört. Aber noch ein anderer Stamm von Orlams hielt sich zu dem Bethanischen Missionar, der des Paul Goliath mit seinem getreuen „Presbyter" Christoph Tibot. Der hatte auch früher weiter südlich am Oranjefluß gesessen, und auf Pella von Missionar Albrecht das Wort Gottes gehört, und viele hatten sich taufen lassen. Da aber die Predigt auf Pella verstummte, und die Gemeinde daselbst sich zerstreute, war dieser ganze Stamm

nordwärts gezogen an den Fischfluß. Dort hatte er aufs neue die Stimme des guten Hirten vernommen durch den alten Vater Schmelen von Bethanien, und durch ihn war Christoph Tibot, der sich von ganzem Herzen zum Herrn bekehrte, in das Verständnis der Wege Gottes eingeführt. Der versah nun das Zeugenamt bei seiner Horde nach Schmelens Abreise in aller Demut und Treue, las ihr aus seiner holländischen Bibel in aller Einfalt vor, Jahr aus Jahr ein, und erklärte es so gut, wie er es verstand. Als nun Knudsen 1842 nach Bethanien gekommen war, und der alte Tibot sich ihm vorstellte, setzte Knudsen ihn sogleich zu seinem Mitarbeiter und Aeltesten für Paul Goliaths Leute ein und versprach selber so oft zu ihm hinüber zu kommen, als Zeit und Kraft es ihm verstatteten. Das that er denn auch, kam gleich im Mai 1843, und der Platz, wo die kleine Filialgemeinde eben hauste, sprach ihn so heimatlich an, daß er ihn nach seinem norwegischen Thale Gulbrandsdalen nannte. Noch mehr aber erfreute ihn die frische Wirksamkeit des alten Presbyters, der ihm gleich 23 Taufkandidaten vorstellte, alle, wie sich bei angestellter Prüfung erwies, hinlänglich befestigt in den Heilswahrheiten und wohl bewandert in der Bibel. Knudsen taufte, traute, feierte mit 17 Kommunikanten das heilige Abendmahl, sandte zwei seiner eigenen Schulgehilfen, um den alten Tibot beim Unterricht der Kinder zu unterstützen, und als er im Herbst desselben Jahres sein Filial am Fischfluß zum zweiten Male besuchte, konnte er schon wieder 18, nach einem weiteren halben Jahre 21 Seelen taufen, und eine Anzahl von Abgefallenen, unter ihnen den Kapitän Paul Goliath selber wieder in die Gemeinde aufnehmen. Von jetzt an machte die Gulbrandsdalener Filialgemeinde der Bethanischen Muttergemeinde bereits den Rang streitig, sowohl an Zahl der Mitglieder (jede zählte etwa 300 Getaufte), als an geistlichem Leben; besonders auch in dem Herzen des Missionars. Je mehr die beginnende Erschlaffung und Zerstreuung der Bethanier unserem Knudsen den Aufenthalt unter ihnen verleidete, desto wohler fühlte er sich unter der frischen und lebendigen Schar, die sich um den ehrwürdigen Vater Tibot gesammelt hatte. Erst nach Jahresfrist, Ostern 1845, konnte er wieder zu ihnen zurückkehren. Er war verreist gewesen nach den nördlicheren Stationen, und hatte dann eine geraume Zeit fern von Bethanien nach der entgegengesetzten Seite hin bei dem Hauptteil seiner zerstreuten Gemeinde wohnen müssen, und es war ihm öde und trübe unter ihr zu Mute geworden. Das Land war kahl und hart, der Himmel ehern, die Glut unerträglich, Hunger und Durst weit und breit. Auch die Gulbrandsdalener hatte sich zerstreuen und ihren Platz verlassen müssen. Aber Gottes Wort hatte sie voll freudigen Glaubens und voll getroster Zuversicht erhalten, die Schule war in gedeihlichem Zustande, die Zahl der Taufkandidaten so groß, daß Knudsen innerhalb 8—10 Wochen 56 Erwachsene und 92 Kinder taufte. Und mitten in dieser Notzeit überraschte die Gemeinde den Missionar mit einem Geschenk für die Missionskasse, einer ganzen Viehherde, 320 kapische Thaler an Wert, und diktirte ihm dabei einen Brief an die hiesige Gesellschaft: daß sie

das Geld zusammengebracht hätte, „damit mehr treue Gottesknechte ausgesendet werden können zu den Heiden, die noch nie das Wort Gottes gehört haben.“

Knudsen dachte wohl selber nicht, daß er diesmal schon zum letztenmale auf seinem lieben Gulbrandsdalen gewesen sei. Aber er kam nicht wieder, und drei Jahre lang blieb Tibots Gemeinde verwaist. Knudsen hatte während des Jahres 1845 alle einzelnen Werfte seiner weit nach Norden hin zerstreuten Bethanischen Gemeinde besucht, bis nach Rehoboth hin, hatte von dort gegen Ende des Jahres den Gehilfen Jan Bam mit zurückgebracht, und ihm seine Gemeinde provisorisch übergeben, während er selbst nach Kapstadt reiste, um dort ein Lesebuch in der Namasprache drucken zu lassen. Erst im Herbst 1846 hatte er den Druck der Uebersetzung des Evangeliums Lukas vollendet und kehrte damit nach seinem Bethanien zurück. Er fand es trauriger, dürrer, verödeter wieder, als er es verlassen, verkehrte nur noch mit einem kleinen Teil der zerstreuten Gemeinde und folgte schon nach einem halben Jahre einer Einladung, die ihn nach Europa rief. Anfangs Juni 1847 verließ er Bethanien, Namaland, Afrika, und wir haben schon S. 60 uns an seinen Aufenthalt in Europa erinnert. An seine Stelle trat für Bethanien und Gulbrandsdalen Missionar Samuel Hahn, der bis dahin auf Eben Ezer thätig gewesen war. (S. 129). Im Februar 1848 kam er, der schrecklichen Durstesnot unterwegs fast erliegend, mit den Seinen in Bethanien an.

Kaum war Samuel Hahn etliche Tage auf Bethanien gewesen, so öffnete Gott der Herr die lange verschlossenen Fenster des Himmels und ließ eine solche Fülle von Regen und Segen auf die verschmachtete und verbrannte Erde herabströmen, daß wie mit einem Zauberschlag sich die öde Wüste in ein weites duftiges Blumenfeld verwandelte, die nackten Steinklippen sich mit grünen Kronen zierten, und Menschen und Vieh jauchzten in der Fülle der Gaben, welche die überströmende Freundlichkeit des Herrn ihnen zugewendet. Da ging dem wackern Kolonisten Samuel Hahn der Gedanke durch den Kopf: solch herrliches Land, in so erstaunlicher Frische und Ueppigkeit — und doch nichts als ein paar elende Nomadenhorden darin! Das muß anders werden. Das Feld müssen sie bauen, seßhafte Landwirte werden, nur so kann ihnen auch im Geistlichen geholfen worden! Indem er nun seine mitgebrachten Pflüge instand setzte, kam schon der alte Tibot von der Gulbrandsdalener Gemeinde geritten, um den neuen Lehrer zum Besuch seines Filials am Fischfluß einzuladen. Samuel Hahn zögerte nicht, der Einladung zu folgen, nahm aber auch seine Pflüge mit. Und nachdem er nun an dem noch immer andauernden frischen Leben unter dieser kleinen Gemeinde sich erquickt, an 30 Taufen verrichtet und mit 60 Gästen das Abendmahl gefeiert, suchte er in der Umgegend ein Stück Land auf, welches für den ersten Versuch am geeignetsten schien, und fing an zu pflügen und zu säen. Es war am Fuße des stattlichsten Berges der ganzen Gegend, des Grootbroekaros, wo das im Namaland noch nie gesehene Ding, der Pflug, zum erstenmal den Boden furchte, und 12—14 Stunden

weit kamen die Leute gelaufen, um sich das Wunder mit anzusehen. Auch ging die Saat gar prächtig auf, aber Frost und Hitze waren ihr zu mächtig, es kam nichts darnach. Samuel Hahn versuchte es auf einer andern Stelle, westlich von Bethanien, bei Ous, nach der Seite des Meeres zu. Und auch dort war die Verwunderung und das Interesse der Leute außerordentlich; die Saat kam auch fröhlich empor; aber da Samuel Hahn nicht am Orte bleiben konnte, so ging die ganze Ernte verloren. Nach etlichen Monaten kamen Leute von Ous nach Bethanien und erzählten, das Korn sei ganz gelb und die Körner lägen alle auf der Erde umher — kein Mensch hatte sich darum bekümmert. Dergleichen Erfahrungen stimmten die Kulturhoffnungen und Ackerbaupläne des lieben Bruders gewaltig herab, und auch sonst hatte er nicht viel Freude. Wenigstens in Bethanien nicht. Anders war es in der Gulbrandsdalener Gemeinde. Im August und September 1848 war Hahn wieder bei ihr. Die Leute hatten den Weg für ihn gebessert, ein großes Mattenhaus für ihn hergerichtet und mit Milch, ihrer einzigen Kost, versorgten sie ihn überreichlich, Aber dabei gab es viel Arbeit, für den kranken Bruder fast zu viel. Alle Tage zwei Predigt n, dazu Taufunterricht, Abendmahlsvorbereitung, Unterweisung der Kinder, der Konfirmanden, und zu dem allen die unaufhörlichen Einzelgespräche, denn das Sehnen und Fragen nach der Seelen Seligkeit dauerte beständig fort, und ließ dem Missionar keine Ruhe. Er taufte wieder an 30 Seelen und feierte das Abendmahl mit 70 Personen, sagte auch der lieben Gemeinde zu, wenn Knudsen wieder zurückkäme und auf Bethanien bliebe, so wolle er ganz zu ihnen ziehen, wenn sie nur einen geeigneten Platz finden könnten, wo er sich mit ihnen anbauen könnte.

Knudsen kam wirklich im Juni 1849 nach Bethanien zurück und Samuel Hahn hätte nun sofort sein Versprechen erfüllen können. Aber viel Not und Krankheit in seiner Familie und am eigenen Leibe hielt ihn noch über ein Jahr auf Bethanien zurück. Das war ein schweres Jahr. Die Bethanische Gemeinde in tiefster Verwirrung, von weißen Handelsleuten aufgehetzt gegen die Autorität der Missionare und bestärkt in ihren fleischlichen Lüsten, ihr gegenüber Knudsen mit seiner jungen Frau, mit gesteigerten Ansprüchen und Bedürfnissen, ihnen fremder als sonst entgegentretend: da konnte Streit und Hader nicht ausbleiben. Was Knudsen auch anordnen und einrichten mochte, niemand wollte Folge leisten, was er auch von ihnen bat, niemand wollte ihm und seiner Frau zur Hilfe sein. Wollte er gar Strenge anwenden, so wurden sie erst recht frech, verließen im Zorn die Station und zogen nach alter Namamanier in die Wildnis hinaus. Nach Jahresfrist war der Platz fast leer geworden, nur zwei Familien waren am Ende noch da, auch kein Dolmetscher war mehr zu haben, Schule und Gottesdienst hörte auf. Und während dieser Elendszeit lag der arme Samuel Hahn krank, an allen Gliedern gelähmt, sein Weib und seine Kinder ebenfalls krank und pflegebedürftig, auf seinem Schmerzenslager zu Bethanien. Einmal noch war er im Juli und August 1849 bei seinen lieben Gulbrands-

dalern gewesen, hatte sie aufgefordert, sich doch endlich auf den Weg zu machen, um einen besseren Wohnort zu suchen, wo er dann eine feste Station mit ihnen anlegen könne. Denn auf Gulbrandsdalen erklärte er nun einmal nicht auf die Dauer wohnen zu können, denn es fehlte zu sehr an Wasser, und die Gemeinde hätte in fortwährender Zerstreuung leben müssen. Nun meinte Samuel Hahn, daß etwa nordwestwärts von Bethanien, weiter nach dem Meere zu, sich wohl eine recht günstige Stelle zum Anbau finden würde, vergaß aber dabei, daß jenes ganze Feld schon einem andern Herrn gehörte, nämlich dem David Christian von Bethanien. Als der Gulbrandsdalener Kapitän mit seinen Aeltesten im September wirklich nach Bethanien kam, um Samuel Hahn zur Untersuchungsreise abzuholen, wurde David Christian ganz wild, daß die Missionare fremde Leute in sein Gebiet bringen und ihm etwas von seinem Gebiet rauben wollten. Da war keine Verständigung möglich, es erfolgte einer der ärgerlichsten Auftritte, die Gulbrandsdalener kehrten eilends wieder über die Berge zurück an ihren Fischfluß, Samuel Hahn sank auf sein Krankenlager, und Knudsen mußte von jetzt an erfahren, daß er beim Kapitän und dessen Leuten alles Vertrauen und allen Einfluß verloren habe. Am 11. Februar 1851 verließ Knudsen das verödete Bethanien für immer. Es waren noch etliche Versuche zur Aussöhnung gemacht, noch etliche große Rats-Versammlungen gehalten, allein das alles führte zu keinem Ziele. Der Missionar war ausgethan, der weiße Handelsmann mit seinem Branntwein und Schießgewehr war jetzt der beste Freund und die wichtigste Autorität für die Orlam wie für die Naman geworden*).

Nur nicht für die Gemeinde am Fischfluß. Die hielt ihren Lehrer Samuel Hahn nach wie vor in hohen Ehren. Da er so schwer krank in Bethanien lag, betete sie ohne Unterlaß mit allem Eifer und Anliegen zu Gott, daß er ihnen den Lehrer doch erhalten und wiederschenken möge. Und als er dann zu Ostern 1850 wieder anfing aufzustehen von seinem Schmerzenslager, und wie ein kleines Kind wieder anhub gehen zu lernen, da jauchzten sie zu Gulbrandsdalen und sangen Loblieder, daß der Herr ein solches Wunder gethan und ihr Gebet erhört habe, und schickten alsbald Leute hinüber, um zu sehen, wie schnell es mit der Genesung vorwärts ginge, und ob der liebe Bruder nicht bald zu ihnen werde kommen können. Er kam im Juli 1850, aber noch nicht, um ganz bei ihnen zu bleiben, sondern um noch einmal sein Bestes zu thun, und das Land mit ihnen auf und ab zu durchsuchen, ob denn nirgend ein besserer Platz für die Station zu finden sei. Er glaubte ihn zu Zwartmoraît gefunden zu haben, im Gebiet des Zeib, des heidnischen Namahäuptling der eben auf einem Raubzuge gegen die Damra begriffen war. So gewiß, meinte Samuel Hahn, wolle er mit seinen Leuten und der Predigt des Evangeliums hierherkommen, daß er schon seinen großen Farbstein vom Wagen nehmen und auf den Boden niederlegen ließ

*) Ausführlicheres s. Barm. Miss.-Bl. 1854, Nr. 21.

als Unterpfand seiner Wiederkehr. Ihm schien es gar keine Schwierigkeit zu haben, daß die kleine Horde des Paul Goliath sich mit Zeibs großem Stamme vereinigen sollte. Aber Paul Goliath und Tibot und Daniel und alle Aeltesten protestierten dagegen aus aller Macht. Mit dem wüsten Heidengesindel wollten sie sich nicht wieder vermischen. Am Ende nach vielen Verhandlungen wurden sie mit Samuel Hahn einig, daß er einen Versuch mit ihnen machen wollte am Grootbroekaros, wo er das erste Korn gesäet. Hahn ging und holte Weib und Kind und alle Gerätschaften herbei, und am 9. September hielt er mit Wagen und Ochsen am Fuße der Grootbroekaros (s. Barm. Miss.-Bl. 1855, Nr. 3 und 16). Auch diese Stelle war nicht etwa Eigentum des Stammes. Der kleine Stamm des Paul Goliath hatte überhaupt gar kein Eigentum. Er konnte nicht wie die mächtigeren Orlamstämme des David Christian, Jan Booi, und Jonker Afrikaner, den alten Namagrundsatz geltend machen: so weit meine Füße mich tragen und so weit meine Augen reichen, ist Land und Volk mein Eigentum: sondern mußte versuchen, wo und wie weit er von den Nachbarstämmen geduldet wurde. Sie hatten ihn bisher geduldet, die Veldschoendragers, und Zeibs und Willem Franzmanns Stamm, so lange er mit seinen Leuten und Herden als Gast und Fremdling an ihren Grenzen unherpilgerte, heute in Gulbrandsdalen, morgen in Habigas oder in Huns u. s. w. Aber da er nun die Quellen am Fuß des Heizi Kubib oder Grootbroekaros förmlich in Besitz nehmen, und sich als Herr und Besitzer des schönen Feldes mit den Ebenholzbäumen betrachtet wissen wollte, da erwachte ihre Eifersucht, das wollten sie nicht leiden. Der arme Paul Goliath wußte selbst recht gut, daß es mit seinem Besitztitel sehr übel bestellt war. Als er in der großen Ratsversammlung am 17. Oktober 1850 sich definitiv dafür entschied: hier wolle er mit seinem Volke bleiben, hier eine Kirche bauen, hier das Evangelium hören, setzte er gleich etwas kleinlaut hinzu, „bis die Völker dieses Landes kommen und mich und mein Volk wegjagen.“ Und in der That, es sah danach aus. Kaum war der Bau des massiven Hauses auf Versaba, so nannte Samuel Hahn den neuen Platz, begonnen, kaum war die Quelle gereinigt, Gärten angelegt und der Boden in etwa bearbeitet, kaum war das Gerücht von den Gottesdiensten und der Schule auf Versaba und all dem neuen Wesen der kleinen christlichen Gemeinde in die Umgegend erschollen, so machten auch schon die Nachbarn Ansprüche auf das Feld und auf die Quellen, und trieben ihre Herden absichtlich nach dieser Richtung hin und bedrängten die armen Leute so sehr, daß Paul Goliath sich endlich demüthig bittend an Kornelis Dasib wandte, den Oberhäuptling vom roten Volk, und ihn um Schutz gegen die zudringlichen Nachbarn ersuchte. Dasib ließ ihn dann zwar eine Strafe dafür zahlen, daß er ohne seine Erlaubnis sich auf Versaba niedergelassen habe, doch gestand er ihm zu, daß er dort im Frieden wohnen bleiben solle, so lange „bis Dasib selber den Platz für sich werde gebrauchen müssen.“ So wohnte denn also die kleine Gemeinde zwar mit Fug und Recht auf Versaba, aber doch nur bedingungsweise und auf unbestimmte Zeit.

Die Hauptursache, weshalb die heidnischen Nachbarn der kleinen Christengemeinde das kleine Stück Landes am Heizi Kubib nicht gönnte, war übrigens keine andere, als die, daß sie das Hereinbrechen des Lichtes in ihre Finsternis zur Beleuchtung ihrer bösen Werke nicht leiden wollten. Die heidnischen Namahäuptlinge gingen im ganzen Lande weit und breit auf Plündern und Beutemachen, Rauben und Morden aus. Seit die europäischen Handelsleute ihnen ihr bestes Vieh abgekauft hatten, sahen sie sich fleißig nach Gelegenheit um, den Abgang wieder zu ersetzen. Da stachen ihnen die zahlreichen fetten Ochsen der nördlicher wohnenden schwarzen Damarastämme in die Augen. Alsbald begann ein allgemeines Treiben und Jagen im Namaland nach Norden hin, der ehemals christliche Orlam Jonker voran, der heidnische Namab Dasib daneben, hinter ihnen drein Christ und Heide, Orlam und Nama, alle Häuptlinge durcheinander, Jan Booi und Zwartbooi, Zeib und David Christian, Willem Franzmann und David Afrikaner. Unaufhörlich zogen die beutegierigen Scharen an Bersaba vorüber nach Norden hinauf, und kehrten mit großen Herden, Gefangenen und Sklaven zurück. Und zwischen all dieser Räuberwirtschaft saß die kleine Gemeinde auf Bersaba still und baute sich aus Gottes Wort, zu einem Zeugnis über die Räuberhaufen. Deshalb wollten die wilden Gesellen das gottselige Häuflein nicht unter sich dulden. Gar schlau fing es der Satan an. Den Paul Goliath verjagen, das ließ sich nicht wohl thun, aber ihn verführen. Wie, so redete jetzt die Schlange zu ihm, bist du denn noch Kapitän? der weiße Lehrer ist dein Kapitän, und du mußt thun und lassen, was er will. Er will dein Unglück, du wirst arm und elend bleiben, während wir alle reich werden. Und dabei wurde ihm das geraubte blanke Vieh unter die Augen gestellt, Franzmann allein brachte an 100 schmucke Damaochsen mit und unzähliges Kleinvieh. Wie bestanden die Bersabaer Gemeindeglieder diese Versuchung? Ja, sie war schwer genug; von ihrer eignen Lust wurden sie gereizet und gelocket; von Jugend auf waren sie gewohnt, solche Einfälle in fremdes Gebiet, Eroberungen und Plünderungen als erlaubte Politik anzusehn, die mit der Religion nichts zu schaffen habe; die Christen in Europa hatten es ja ebenso gemacht und machten es noch heute ebenso — warum sollten sie in Afrika nicht auch ihren Anteil von der Beute holen? Da hatte S. Hahn eine schlimme Zeit auf seinem lieben Bersaba. Seine Predigten und Belehrungen, sobald sie auf dies Thema kamen, fanden keinen Anklang. Das seien politische Dinge, hieß es, in die sich der Missionar nicht zu mischen habe; der ganze oberste Rat der Gemeinde, selbst der alte treue Tibot und Paul Goliath waren unter seinen Gegnern. Es kam so weit, daß S. Hahn in öffentlicher Ratsversammlung erklärte, er würde sie augenblicklich verlassen wenn sie sich nicht unter die klaren Aussprüche des Wortes Gottes beugten und von ihren kriegerischen und beutesüchtigen Plänen Abstand nehmen. Das schlug denn doch am Ende durch. Nach langem Besinnen, nach mehrwöchigen Beratungen kamen sie zu dem Beschluß, um keinen Preis ihren Lehrer ziehen zu lassen. Ob sie das Unrecht ihrer politischen Grundsätze

einsahen, mag dahingestellt bleiben. Aber sie kamen alle und baten Hahn um Vergebung; ja der alte Tibot weigerte sich nicht, sogar öffentlich in kirchlicher Versammlung das von ihm gegebene Aergernis zu bekennen. Der Kapitän mit Thränen in den Augen, sagte: „Ich kenne unser Leben, als wir das Wort Gottes noch nicht hatten, und kenne es nun, da wir das Wort unter uns haben; ich kann ohne dasselbige nicht mehr leben; Gott weiß es, daß ich keine böse Absicht dabei gehabt habe.“ So wurde denn der Friede wieder hergestellt. Aber C. Hahn's Aufenthalt in Bersaba war nicht mehr von langer Dauer. Das hier Erzählte war in den ersten Monaten des Jahres 1851 geschehn. Bald darnach trat der südafrikanische Winter ein, in seinem Gefolge Kälte, Dürre, Krankheit und Hungersnot. Die Gemeinde mußte sich zerstreuen, um für ihre Herden Weide zu suchen. Hahn hätte ihnen zu den verschiedenen Lagerplätzen folgen und Rundreisen bei den zerstreuten Familien machen müssen. Aber dazu reichten Gesundheit und Kräfte nicht mehr hin. In den rauhen Wintertagen hatte sich sein Uebel wieder gesteigert, er konnte oft vor Schmerzen nicht Hände noch Füße regen. Und doch durfte der Hausbau nicht stille stehn. Denn noch immer wohnte der Missionar mit seiner Familie unter einem Zelte und der Gottesdienst wurde immer noch in einer luftigen Laubhütte gehalten. Dazu kam noch, daß Hahn die Mangelhaftigkeit des Dolmetschens immer schwerer empfand. Er selbst war nicht mehr imstande, die schwierige Namasprache zu erlernen, aber seine Kinder waren zum Teil damit aufgewachsen, und durch sie konnte er sich hinlänglich überzeugen, daß ein Missionar, ohne die Sprache des Volkes selber zu sprechen, nie etwas Gründliches und Dauerhaftes in einer Heidengemeinde ausrichten kann.

Da kam im August 1851 sein Gehilfe und Nachfolger, unser Miss. Krönlein auf Bersaba an. Der Superintendent aus der Kapkolonie, unser Miss. Zahn, brachte ihn selbst dahin, und Weich von Kommaggas samt Knudsen begleiteten ihn. Zahn hatte nämlich von Deutschland aus den Auftrag bekommen, selber ins Groß-Namaland zu reisen, und zu sehen, wie es mit der zerfallenen Bethanischen Gemeinde stände, ob sie nicht zu bewegen sei, einen Lehrer wieder bei sich aufzunehmen. Er hatte den David Christian und die Aeltesten der Gemeinde nicht in Bethanien, sondern bei Ous getroffen, und war ziemlich gut mit ihnen zurecht gekommen. Einen Lehrer wollten sie gern wieder haben, selbst Knudsen, wenn es sein müßte. Daraus ist freilich nichts geworden, statt dessen wurde ihnen bald nachher Gorth gesandt. Von dessen traurigem Schicksal werden wir noch zu reden haben. Auf Bethanien selbst fand Zahn alles öde und einsam. Nichts Lebendiges war zu hören und zu sehen außer einer wilden Gans bei der Quelle, die sofort geschossen wurde. Die Kirche war halb fertig stehen geblieben; Knudsens früheres Wohnhaus war aufgebrochen und die Fensterscheiben in Stücken. Im Vorhause hatte man Feuer angemacht, und es war zu verwundern, daß es nicht abgebrannt war. Der Garten war wüst und kein grünes Zweiglein da. Wie lag die Stadt so wüst, die einst voll Volkes war! Auch

auf Bersaba fand Zahn wegen der Dürre nur wenig Familien. S. Hahn hatte Gärten angelegt und sein Haus war bis zum Dache fertig. Hahn selbst, obwohl stets eifrig an der Arbeit, war doch schwach und kränklich. Nachdem Zahn an Ort und Stelle alles aufs genaueste erkundet, hielt er es fürs beste, dem Br. Krönlein sogleich die Bersabaer Gemeinde völlig zu übergeben. Darüber waren die Leute sehr erfreut, und die Presbyter gaben dem Superintendenten einen Brief mit an die Gesellschaft, der hieß: „Wir Aeltesten dieser Gemeinde danken dem Herrn, daß er so unerwartet unsre vielen Bitten und Gebete erhört und uns einen Lehrer gesandt hat. Auch der Gesellschaft danken wir, daß sie die Hand nach uns Unwürdigen ausgestreckt hat. Mit all unsern Kräften wollen wir suchen unserm Lehrer zu gehorchen und ihm zur Hilfe und zur Freude zu sein, wozu uns der Herr in Gnaden helfe. Unsre Schwachheit ist groß. Grüße an alle Freunde in dem Herrn Jesus in Deutschland von Christoph Tibot, Paul Goliath, Salomon David, Isaak, Daniel Jakob." Mit großer Bereitwilligkeit halfen sie gleich beim Haus- und Kirchenbau. S. Hahn selbst hatte noch die Freude, in dem Hause zu wohnen. Der kränkelnde Bruder konnte nämlich nicht daran denken, vor Ende der Dürre und der heißen Zeit die Station zu verlassen. So blieb er noch bis zum Mai 1852 und half so lange noch treulich mit am Bauen und in allen äußeren Geschäften der Station, so daß der jüngere Bruder eine erwünschte Anleitung empfing.

Von Anfang an hatte der neu eingeführte junge Pfarrer von Bersaba sich's zur Aufgabe gesetzt, wie er denn von hieraus die bestimmteste Weisung dazu erhalten hatte, die Namasprache zu erlernen. Das war freilich ein schweres Stück Arbeit. Außer der Knudsen'schen Uebersetzung des Lukas fehlte es an allen litterarischen Hilfsmitteln, fast alles mußte von dem Munde der schnalzenden Leute abgehorcht werden. Es ging deshalb sehr langsam vorwärts, und das elende Dolmetschen dauerte noch eine geraume Weile fort. Erst als später in der Person des Bastard Daniel Cloete (von Kommagas S. 149) ein tüchtiger Sprachlehrer ankam, als gemeinsame Forschungen und Uebungen mit anderen Brüdern angestellt werden konnten, rückten die Sprachstudien etwas vorwärts, und die Uebersetzung und Ausarbeitung kleiner Katechismen, biblischer Geschichten und sonstiger Schulbücher war die Frucht davon. Mit der Schule ging es gleich anfangs recht frisch voran, nachdem die Kinder von den zerstreuten Werften wieder etwas zusammen gebracht waren. Der junge Lehrer hatte seine Freude an der schnellen Auffassung, dem guten Gedächtnis und den treffenden Antworten seiner gelben Schüler, und meinte, daß manche deutsche Christenschule den Vergleich mit der Bersabaer Schule nicht aushalten würde. Mit den Alten dagegen hatte der neue Seelsorger erst mancherlei Kämpfe zu bestehen. Es fehlte ihnen noch allzusehr die gründliche und durchgreifende Sündenerkenntnis, und sie konnten nicht begreifen, warum der weiße Mann diese und jene heidnische Sitte, die ihnen ganz unverfänglich schien, mit so strenger Kirchenzucht bedrohte. Es gab eine Scheidung. Mehrere Familien zogen hinweg

zu den heidnischen Nachbarstämmen, um dort ungestört ihren Lüsten wieder frönen zu können. Aber die Mehrzahl hielt aus; der bösen Einflüsse waren weniger geworden, ein besserer Geist erwachte wieder in der Gemeinde. Sündenerkenntnis und Bekenntnis erfolgte zuerst bei den Häuptern der Gemeinde; viele der Geringern folgten. Und als zu Anfang des Jahres 1852 der Herr reichlichen Segen gesandt und die Wüste einmal wieder in einen blühenden Garten verwandelt hatte und die von allen Seiten mit ihren Herden wieder herbeiziehenden Scharen neuen Hunger mitbrachten nach der lange nicht genossenen Predigt des Wortes Gottes, da füllte sich das eben fertig gewordene neue Kirchhaus mit vielen gnadenhungrigen Seelen, und ein geistlicher Fortschritt der Gemeinde war unverkennbar. Leider trat durch eine längere Abwesenheit des Missionars abermals eine Störung und Stockung ein. Krönlein war nach dem Kap gereist, um sich eine Frau zu suchen, und blieb fast sieben Monate aus (Aug. 1852 bis März 1853). Während dieser Zeit wären nun unsre beiden Stationen in diesem Teile des Groß-Namalandes, Bethanien und und Bersaba, völlig verlassen gewesen, wenn nicht gerade jetzt für die Bethanische Gemeinde der ihr versprochene neue Missionar angekommen wäre. Es war der Br. Gorth, aber seine Wirksamkeit im Namaland dauerte leider kaum ein Vierteljahr. Von den nördlichen Stationen war er herbeigerufen, und traf Ende Oktober 1852 mit dem Haupthaufen der Bethanier auf Koais zusammen, welches etliche Tagereisen nördlich von Bethanien ist. Nach der Station selbst ist er nie gekommen, nur seine Leiche ist dahin gebracht. Die Häupter und Aeltesten des Stammes empfingen den neuen Lehrer zwar etwas befangen und zurückhaltend, aber doch nicht gerade unfreundlich. David Christian war selber nicht gleich auf dem Platze, kam aber bald von einer Reise zurück, und brachte auch den schwarzen Schulgehilfen Jonas Rynhards mit. Jetzt ward eine Ratsversammlung gehalten, ob man den neuen Lehrer annehmen und behalten wolle oder nicht. Anfangs lautete der Bescheid sehr ungünstig. Der Kapitän äußerte: nach den Erfahrungen, die er gemacht habe, sei er nicht gewillt, einen Missionar wieder bei sich aufzunehmen. Als dann aber Gorth ihm die Folgen vorhielt, wenn er jetzt wieder ginge und kein Wort Gottes mehr unter ihnen verkündigt würde, wurde die Stimmung eine andre. Es waren doch immer etliche Leute, denen es ein Herzensbedürfnis war, sich aus Gottes Wort zu erbauen, und am Ende lautete der Beschluß: „wir nehmen dich heute zu unserm Lehrer an und übergeben dir unsre Kinder, thue nun, was du willst.“ Das ließ sich denn Miss. Gorth nicht zweimal sagen. Sogleich begann er Gottesdienst, Katechisation, Schule, Morgen- und Abendandacht, und trachtete vor allen Dingen sich das Zutrauen der arg verkommenen Leute zu gewinnen. Das schien ihm zu gelingen. Die Alten wie die Kinder wurden zusehends freundlicher; freiwillig kamen die Weiber und bauten ihm ein Mattenhüttchen, damit er doch nicht mehr in seinem Wagen zu wohnen brauche, die Kinder kamen gern zur Schule und samt den Erwachsenen fleißig zum Gottesdienst, der stets unter freiem Himmel gehalten

ward, denn außer den paar elenden Mattenhütten gab es keinerlei Gebäude weit und breit. So gingen etliche Wochen vorüber, da brach mit dem Monat Dezember eine hier ganz ungewöhnlich feuchte Zeit herein. Es regnete unaufhörlich durch die Mattenhütten, der Missionar hatte Tag und Nacht keinen Ort, wo er sich vor der Nässe genügend schützen konnte. Gegen Weihnacht brach das Landesfieber aus, jenes schreckliche schnell verzehrende Fieber, welches an den westafrikanischen Küsten jeden Ankömmling bedroht und unter den Weißen furchtbare Verwüstungen anrichtet, im trocknen Namalande aber nur dann erscheint, wenn anhaltende sommerliche Regengüsse dieselbe feuchtheiße Atmosphäre erzeugen, wie auf der Westküste. Gorth, sein Gehilfe Jonas, und auch der schwarze Damraknabe, dessen Mutter verhungert war und den er zu sich genommen hatte, wurden fast zugleich vom Fieber ergriffen. Mühselig raffte sich bald Gorth, bald Jonas von seinem Lager auf, um den noch schwächeren Leidensgenossen etwas Medizin zu reichen. Doch predigte Gorth noch an beiden Weihnachtstagen. Da er es aber auch zu Neujahr noch versuchte, vermochte er's nicht mehr, und am Morgen des 5. Januar 1853 ging der kranke Bruder heim zu seinem Herrn. Jonas folgte ihm wenig Tage später im Tode, und der ganze Stamm wurde von der Krankheit lange Zeit heimgesucht. Noch um Pfingsten wagten sie nicht wieder auf die Station zu ziehen, und wollten den neugesandten Lehrer auch nicht zu sich kommen lassen, damit er nicht sofort Gorths Schicksal teile.

Der neugesandte Lehrer Miss. Kreft, der bis 1878 auf Bethanien wirksam war, traf also den Br. Gorth nichtmehr unter den Lebenden. Er war mit dem rückkehrenden Miss. Krönlein und seiner jungen Frau ins Namaland gereist und war zu Ostern des Jahres 1853 auf Krönleins Station angekommen. Da gab es eine freudige und herzliche Begrüßung auf Bersaba. Der ganze Platz hallte wider von dem Geschrei: „unser Lehrer ist wieder da, Gott Dank, Gott Dank," und gleich waren hundert Hände in Bewegung, um das Haus zu lüften, zu reinigen, zu schmücken, so gut wie dem Naman dergleichen Dinge zustande bringen können. Wie freute sich Krönlein, die Bersabaer Gemeinde noch wieder in derselben liebevollen und anhänglichen Stimmung zu finden, in der er sie verlassen, und hungrig nach dem Wort der Predigt, das sie so lange entbehrt hatte. Mit Freuden kehrten sie wieder zu den Gottesdiensten, und die Kinder zur Schule, wo nun auch des Missionars Frau („Juffrouw") thätig mit eingriff, und den Mädchen das Stricken und Nähen lehrte. Leider hieß es schon im Juni wieder: die Weide wird zu knapp; wir müssen uns teilen und umherziehen; und die armen Kinder mußten auch wieder mit fort. Aber etliche waren durchaus nicht fortzubringen, sie gewannen's über ihre Eltern, daß sie am Platze blieben, um nur nicht ihre liebe Schule zu verlieren. Zwei oder drei Mädchen nahm der Missionar selber in sein Haus, und sie wurden ihm treue und fromme Hausmädchen. Unter diesen Erfahrungen mußte dem Missionar alles daran liegen, dem leidigen Herumziehen ein Ende zu machen, und seine Leute durch

Ackerbau und Gartenkultur zusammenzuhalten. Er selbst ging ihnen mit gutem Beispiel voran, pflanzte Feigenbäume, Datteln und Mandeln, und hier und da fing auch wirklich der eine und andre an, den Grund umzupflügen, den schlechten Boden mit besserm zu vermengen, zu graben und zu pflanzen, um auch so schöne Melonen, Kürbisse u. s. w. zu gewinnen, wie der neue Missionar. Auch mit dem Feldbau sollten Versuche gemacht werden. Dazwischen ging die geistliche Arbeit ununterbrochen fort. Eine Zeitlang hatte Krönlein viel zu kämpfen mit dem jüngeren Geschlecht. Wegen Unzuchtsünden, Zauberei und anderm heidnischen Treiben mußten viele ausgeschlossen werden, aber die meisten besannen sich und baten reumütig um Wiederaufnahme. Besser ging es mit den Alten. Die ehrwürdigen Grauköpfe Tibot und Paul Goliath, neben ihnen die Aeltesten und Richter Jakobus Isaak, Hanse und Bloom, die greisen Diakonissen Mutter Bertje und Sabina waren noch immer die Zierden und Stützen der Gemeinde. Mit Liebe und Lust konnte Krönlein unter Alten und Jungen thätig sein.

Der Missionar von Bersaba hatte aber jetzt nicht bloß für seine eigne Station zu sorgen, sondern auch für Bethanien. Denn das Verhältnis hatte sich umgekehrt, und Bethanien war die Filialgemeinde von Bersaba geworden. Missionar Kreft, der auf Bethanien stationiert wurde, war noch nicht ordiniert. Die pastoralen Handlungen, die etwa vorkamen, fielen daher Krönlein zu. Leider gab ihm die Bethanische Gemeinde in ihrer hartnäckigen Fernhaltung vom Worte Gottes anfangs wenig Gelegenheit, seines Amtes unter ihr zu pflegen. Auch Kreft hatte anfänglich nur eine sehr geringe Wirksamkeit daselbst. Der größte Teil der Bethanier lag weit und breit im Felde und war nicht zu bewegen, auf den Kirchplatz zu ziehen. Nicht einmal die Kinder konnte Kreft zum Unterricht auf dem Platze sammeln. Die Eltern sagten, sie könnten sie daselbst nicht nähren. Kreft dachte schon daran, eine Herde Ziegen anzuschaffen, um nötigenfalls die Schüler auch ohne Hilfe der Eltern ernähren zu können. Br. Rath von Otjimbingue, der auf seiner Reise von Kapstadt nach dem Damraland sich etliche Monate auf Bethanien aufhielt (Dezbr. 1853 bis Aug. 1854), fand auf den Rundreisen, die er unter ihnen machte, die Gemeindeglieder zwar sämtlich in tiefem Verfall, aber doch nur wenige in so ganz entschiedenem Gegensatz gegen das Wort Gottes und christliche Lehre, daß gar keine Hoffnung mehr für sie gewesen wäre. Wie wert z. B. der Kapitän doch immer noch die Missionare schätzte, zeigte sich bei einer sehr merkwürdigen Verhandlung, welche im Juni 1854 zu Kuinis stattfand. Dort lag der Kapitän David Christian mit dem Haupthaufen seins Volkes, hatte auch schon mehrmals versprochen, wenn Kreft dort die Kinder unterrichten wollte, so wolle er ihm eine Hütte bauen lassen, und Kreft hatte sich dazu bereit erklärt. Da brachen im Norden des Landes die kriegerischen Bewegungen zwischen den Orlam und Naman aus, und David Christian war in großer Furcht, daß auch er von der einen oder andern Seite her einen Angriff zu erwarten habe. Sein erster Gedanke war Flucht. Mit seinem

ganzen Stamme wollte er sich unter den Schutz eines mächtigern Häuptlings stellen. Aber ehe er dazu schritt, ließ er erst die Missionare zu sich rufen und sie um ihre Meinung befragen. Kreft und Rath kamen eilends nach Kuinis, und fanden Fürst und Volk in großer Verlegenheit. In die politischen Händel wollten sich die Brüder natürlich nicht einlassen, aber sie ergriffen den Anlaß, um den erschrockenen Leuten deutlich zu machen, daß jetzt die längst angekündigten Gerichte Gottes wirklich anfingen über das Namaland und speziell über die Bethanische Gemeinde hereinzubrechen, daß Flucht nichts helfen könne, das einzige Mittel sei gründliche Buße, Demütigung und Beugung unter die gewaltige Hand Gottes, und Gebet und Flehen um Abwendung des drohenden Strafgerichts. Ob nun die Leute das vollständig begriffen haben, mag dahin gestellt bleiben, aber sie handelten in diesem Sinne. Von Flucht war keine Rede mehr, dagegen erließen sie ein Rundschreiben an sämtliche benachbarte Häuptlinge, in ganz christlichem Tone, welches ihnen die Gefahren der Entzweiung und die Folgen der überhandnehmenden Gottlosigkeit vor Augen legte, und sie zum Frieden in Gottes Namen ermahnte. Es blieb auch Friede in diesem Teile des Namalandes, und Bethanien gewann ein etwas andres Aussehn. Im Anfang des Jahres 1855 fielen gewaltige Regenmassen auf das dürre Land, und die Wüste um Bethanien her begann in unbeschreiblicher Herrlichkeit zu prangen. Mehrere Familien, am Ende auch der Häuptling selbst mit seinem Troß, zogen wieder auf die Station, und Krefts Schule begann sich zu füllen, auch zeigten die Kinder mehr Freude am Unterricht. Eine Anzahl Erwachsener verlangte nach den Gnadenmitteln, Krönlein wurde deshalb von Berseba gerufen, eine geistliche Bewegung ließ sich in der Gemeinde spüren, so daß man neue Hoffnung für Bethanien zu fassen begann.

Miss. Kreft, welcher nach Beschluß der Gesellschaft am 9. November 1856 die Ordination empfangen hatte, konnte sich jetzt wieder an den Kirchbau machen, und obwohl in den nächsten Jahren das Werk noch etliche Male durch wiederkehrende Dürre unterbrochen wurde, so hielt er doch endlich am 26. Juni 1859 ein sehr frohes Kirchweihfest, inmitten einer großen Schar von Festgästen aus den benachbarten Stämmen und Stationen und feierte das Abendmahl mit 108 Kommunikanten aus seiner eigenen Gemeinde. Die Gesamtzahl der Getauften bestand aus 560 Gemeindegliedern. Die Ernte in den Gärten war gut ausgefallen, das Vieh wohlgenährt und zahlreich, kurz es war eine Zeit fröhlichen Behagens auf der Station. Schon machten sich einige Bewegungen zu einer strengeren kirchlichen Zucht auf Bethanien wieder geltend. Ein gottloser Mensch, der während Krefts Abwesenheit gestorben war, wurde von den Aeltesten nicht auf dem Kirchhof, sondern am ungeweihten Orte begraben. Als ein Ochsendiebstahl vorgefallen war, und man vermuten mußte, daß ein Teil der Gemeinde darum wisse, und doch die Wahrheit nicht aufdecken wollte, wurde die Feier des Abendmahls bis nach bereinigter Sache ausgestellt. Im Jahre 1862 fing die Gemeinde aus eignem

Antriebe an, Beiträge für die Mission zu sammeln, und beschloß eine Viehherde heranzuziehen, deren Ertrag ausschließlich der Mission zu gute kommen sollte. So schien alles in trefflichem Fortgang zu stehn, und die schweren Krankheiten im Jahr 1862, die Masern-Epidemie und das Landesfieber, dazu die Lungenseuche unter dem Vieh, schienen nur noch dazu mithelfen zu sollen, die Gemüter ernster zu stimmen, und der Predigt des Evangeliums desto geneigter zu machen. Aber Satan hatte noch nicht alle seine Pfeile verschossen. Jetzt brachte er einen der schärfsten zum Vorschein: den Branntwein. Bisher wurde auf der Station kein Branntwein geduldet. Aber im Jahr 1863 ließ sich der Häuptling David Christian aufs neue in Verhandlungen ein mit etlichen Unternehmern am Kap, die in seinem Gebiet nach Kupfer graben wollten, und gab ihnen nicht bloß den gewünschten Landstrich und die Erlaubnis zum Graben, sondern ließ sich auch zum Trinken verführen, und trank nun ohne Maß Tag für Tag, bis endlich sehr gefährliche Symptome ihn einen nahen und schrecklichen Tod fürchten ließen, und ihn wieder nüchtern machten. Dem Beispiel des Oberhauptes folgte natürlich ein großer Teil seines Volks; und nur die ernsteren und tiefer gegründeten Christen hielten sich fest, und wiesen jede Verlockung zum Saufen von sich ab. Sie sahen freilich auch genugsam vor Augen, zu welcher Armut und Verkommenheit die Familien der Trunkenbolde herabsanken, und wie es mit David Christians Macht und Ansehen immer rascher abwärts ging. Aber er hat sich noch wieder ermannt. Als 1867 der Kampf der Nama gegen die Damra das ganze Land in Unruhe und tausend Fehden gestürzt hatte, machte sich der Häuptling von Bethanien auf, um mit den Häuptlingen der nächsten Stämme den Frieden im Lande wieder herzustellen. Es ist ihm dies bis auf einen gewissen Grad gelungen. Die Freude an diesem Gelingen, an einer ersprießlichen Wirksamkeit überhaupt, war dem alten Häuptling sehr zum Segen. Er schloß sich den Missionaren wieder herzlicher an, und so lange er unter ihren Augen war hielt er sich wacker und unanstößig. Anders war es freilich, wenn er fern von der Station mit einem der gottlosen Weißen verkehrte.

Mit Bersaba war Bethanien in enger und förderlicher Verbindung geblieben. Eine Zeitlang, sahen wir, war Bethanien das Filial des Miss. Kröntlein in Bersaba, und er hatte dort alle Rechte und Pflichten eines Pfarrers und Seelsorgers. Aber auch nachdem Miss. Kreft selbständiger Pfarrer von Bethanien geworden war, blieb das Liebesband nicht bloß zwischen den beiden Missionaren und ihren Familien, sondern auch zwischen den beiden Gemeinden und ihren Häuptlingen. Paul Goliath von Bersaba und David Christian von Bethanien hatten ein Schutz- und Trutzbündnis mit einander geschlossen, welches etliche Jahrzehnte hindurch, so zu sagen, die letzte Zuflucht für die friedfertigen Leute im Lande blieb, wenn die Kriegspartei alle Stämme in die wildeste Aufregung brachte. In allen schwierigen Fällen, bei Mord, Zauberei, Händel mit den Weißen, wo sich der einzelne Häuptling nicht zu helfen wußte, ließ er den Bundesgenossen

mit seinen Ratsleuten herbeirufen, damit er ihm die Entscheidung finden helfe. Wenn die eine Gemeinde ein Fest zu feiern hatte, wie z. B. Bersaba die Einweihung der neugebauten Kirche zu Pfingsten 1857, da war die andere Gemeinde bei der Feier mit Freuden gegenwärtig, und ebenso war es zwei Jahre später bei der Kirchweihe in Bethanien. Der Wetteifer und die gegenseitige Kontrolle wirkte höchst wohlthätig und belebend auf beide Gemeinden zurück. Die Zeit geistlichen Regens und Bewegens auf Bersaba von 1853—57, die erste darauf folgende Zeit der Sichtung, und dann wieder die Zeit des fröhlichen Ueberwindens 1862 bei der schweren Masern-Epidemie, waren in ihren Einzelheiten lieblich und erbaulich zu lesen. Der Herr hatte in der That Segen zu der Arbeit des Br. Krönlein gegeben.

Zu diesen zwei Gemeinden ist aber seit 1862 eine dritte und seit 1864 noch eine vierte gekommen, nämlich die beiden Stationen Gibeon für den Stamm des Kido Witbooi und Keetmanshoop für den Zeib'schen Stamm. Mit Kido Witbooi war Krönlein zuerst im Jahre 1850 zusammengetroffen. Er war vor Jahren Häuptling von Pella gewesen (S. 162), war aber von dort, schon lange ehe unsere Missionare Pella besetzten, in das Groß-Namaland gezogen, um eine Quelle zu finden, an der er sich mit seinem Volke niederlassen könnte. Ihm selbst, dem alten Häuptling, lag nicht viel am Worte Gottes, und auch nicht viel an dem ruhigen Wohnen: er war ein echter Nomade, und das Umherschweifen war sein Leben. Aber unter seinem Volk waren etliche, die von Pella her ein Verlangen nach der Heilsbotschaft und eine Liebe zum Worte mitgebracht hatten. So lange sie in der Nähe von Bersaba herumzogen, suchten sie es möglich zu machen, wenigstens von Zeit zu Zeit nach Bersaba zur Kirche zu kommen, oder Krönlein selbst kam auf seinen Predigtreisen bisweilen zu ihnen in die Wüste. Er mußte dazu freilich einen Stellvertreter auf der Station haben, der die Aufsicht führen konnte während seiner Abwesenheit und die Schule halten. Zu diesem Zwecke waren ihm nach einander verschiedene Gehilfen zugesandt; Eggert, der von Dezember 1853 bis Juli 1854 bei ihm war, dann Weber von Februar 1857 bis Oktober 1860, und nach ihm Knauer, Schröder, Olpp, Dubiel. Sowohl die jüngeren Brüder als auch Krönlein selbst gaben sich viel Mühe, die umherschweifenden Stämme zu einer festen Niederlassung zu bewegen, und von Witbooi's Stamm wäre der weibliche Teil wohl gar zu gern auf diese Vorschläge eingegangen. Aber die Männer und besonders der Häuptling selbst wollten immer weiter nordwärts ziehen nach dem Damaraland, wo die schönen fetten Ochsen zu holen waren, und wohin Jonker ihn unaufhörlich einlud. Lange hielten sich diese beiden Parteien in dem Witbooi'schen Stamme das Gleichgewicht, und durch Krönleins Einwirkung schien das bessere Element bereits die Oberhand zu gewinnen; da wurde Krönlein durch schwere Krankheitsfälle genötigt, auf eine Zeitlang sein Arbeitsfeld zu verlassen, um Heilung am Kap zu suchen. Im August 1859 verließ er Bersaba und blieb fast ein Jahr aus. Als er zurückkehrte, fürchtete er, und nicht ohne Grund, daß inzwischen die angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen

zu Witbooi's Stamm sich wieder gelockert haben möchten; und das jüngere Geschlecht hatte sich unter Führung des jungen Witbooi wirklich noch mehr entfernt. Aber der alte Häuptling war im Gegenteil durch die Frauen beinahe herumgeholt. Er hatte mehrere Wochen auf Bersaba zugebracht, war wiederholt dahin zurückgekehrt und hatte sich ganz besonders mit Krönleins Stellvertreter, dem Missionar Weber, befreundet, und stellte den förmlichen Antrag, Weber solle zu ihm ziehn; er wolle sich in Goamus oder an einem andern passenden Platze niederlassen, und dort sich mit seinem Volk wieder um Gottes Wort sammeln. Leider konnte dieser Wunsch nicht erfüllt werden, weil Weber angewiesen war, nach der nördlichen Station Gobabis zu ziehn. Aber die eifrigen „Liebhaber des Wortes" ließen sich dadurch nicht abschrecken. Konnte Weber es nicht sein, so richteten sie ihre Augen auf seinen Nachfolger Knauer, der im Dezember 1860 als Krönleins Gehilfe in Bersaba eintraf. Sie mußten sich freilich noch etwas gedulden. Erst im Jahr 1862 ließ sich der Alte zu neuen Verhandlungen mit den Missionaren Krönlein und Knauer herbei. Er erklärte, daß Goamus kein passender Platz für ihn sei, daß er dagegen einen andern Platz, etwa 18 Stunden zu Pferd von Bersaba, Kachazus, gefunden habe in einem Seitenthale des Leberflusses, wo reichlich Wasser, Holz und Weide zu finden sei: dort wolle er sich mit seinen Leuten niederlassen, wenn Missionar Knauer ihn dahin begleiten und bei ihm bleiben wolle. Die Station sollte Gibeon heißen. Die Missionare gingen auf alles ein, und gleich in der Adventzeit desselben Jahres machte sich Knauer auf, um vorläufig wenigstens das Weihnachtsfest bei dem alten Häuptling zuzubringen. Er fand auf dem Platze etwa 50 Haushaltungen, eine Buschkirche mit sehr aufmerksamen Zuhörern, schönen Gartengrund, der bereits bearbeitet wurde, und eine Quelle, die nur einer erweiterten Oeffnung bedurfte, um für sämtliche Gärten hinlänglich Wasser zu spenden. Knauer legte selbst Hand an, um die Steinbank zu sprengen, und einen Damm anzulegen zum Auffangen des Wassers, und kehrte, recht befriedigt von dem ersten Empfang in Gibeon, nach Bersaba zurück, um sich zu seinem definitiven Umzug zu rüsten. Kurz vor Ostern 1863 sandte Kido Witbooi seine Leute mit vier Wagen nach Bersaba, um den Bruder Knauer abzuholen und gleich nach den Festtagen (am 7. April) verließ der neue Missionar von Gibeon seine bisherige Arbeit auf Bersaba und zog mit seinen neuen Gemeindegliedern in die Wüste nach Kachazus. Er fand dort schon ziemlich viel Leute versammelt, und konnte seine Schule gleich mit 106 Kindern eröffnen, konnte mehrere Erwachsene in den Tauf- und Konfirmationsunterricht nehmen, und hatte zahlreiche und andächtige Versammlungen bei den Sonntagsgottesdiensten und in den gemeinsamen Morgengebeten. Der ganze Stamm kam jedoch nie auf Gibeon zusammen. Der Sohn des Häuptlings, Klein Kido, hielt sich mit seiner heidnisch gesinnten und zu Raubkriegen geneigten Schar fern vom Vater und von der Station, und schloß sich eher den Feinden der Missionare an. Es war in der That ein gefährlich Wohnen in

Gibeon. Kaum hatte Knauer im Juli 1864 (bei einer Generalkonferenz der Nama-Missionare in Gobabis) die Ordination empfangen und war dann feierlich in sein Pfarramt in Gibeon eingesetzt, als auch schon die Pocken auf der Station ausbrachen und furchtbar aufräumten. Von Anfang November bis Mitte Januar 1864 starben 122 Erwachsene. Viele entflohen und starben in der Wüste. Auf der Station blieben noch 30 Abendmahlsgenossen und etwa 120 Kinder, von denen 70 getauft sein mochten. Noch waren die Nachwehen der Epidemie nicht verwunden, als vom Norden her feindliche Namastämme sich gegen Gibeon in Bewegung setzten. Oasib, Kanib und Aimab, die es mit Jonker hielten, hatten sich verbunden, den alten Kido Witbooi zu strafen, weil er von ihrer Partei abgefallen und zu den christlich gesinnten Häuptern von Bersaba und Bethanien übergetreten sei. Am Sonnabend vor dem zweiten Advent rückten sie in hellen Haufen gegen die Station an, riefen die Verteidiger von Gibeon aus den leichten Verschanzungen, in denen sie sich aufgestellt, als wollten sie mit ihnen unterhandeln und fielen dann über sie her. Aber die 40 oder 50 wehrhaften Männer von Gibeon wußten sich wacker zu halten. Gleich ihre ersten Schüsse streckten jeder einen der großprahlerischen Feinde zu Boden, so daß sie erschreckt zurückwichen. Denn in diesen Nama-Kämpfen wurde sonst nur geknallt, nicht ernstlich geschossen, und wer sich vor dem Knallen am ersten fürchtet und zurückweicht, war geschlagen. Auf Gibeon ging es ernsthaft zu. Das Schießen dauerte von früh morgens bis spät abends, und die sämtlichen Mattenhäuser auf dem Platz, besonders aber das steinerne Wohnhaus des Missionars, in welches sich alle Weiber und Kinder geflüchtet hatten, wurde von Kugeln durchlöchert. Auch den folgenden Sonntag dauerte das Schießen fort. Die Leute von Gibeon hatten bereits alle ihre Munition verschossen und mußten auf Flucht denken. Der Missionar, dessen Haus ganz besonders heimgesucht war, hatte selbst einen Streifschuß bekommen. Doch machte er sich am Montagmorgen auf und ritt selbst hinüber zu den feindlichen Führern, um sie zum Abzug zu bewegen. Da die Räuber bereits alle Pferde, Ochsen, Schafe, Ziegen und was sonst etwa wertvolles auf der Station war, in ihren Händen hatten, so ließen sie sich bewegen, am Dienstag früh abzuziehn. Die armen Stationsbewohner sahen ihnen mit schwerem Herzen nach. All ihr Hab und Gut, ihre Nahrungsquelle hatten die Feinde geraubt, ihre Gärten zertreten, ihre Kleider ihnen vom Leibe gerissen, was sollten sie nun essen, womit sich kleiden! Auch dem Missionar gings kaum besser. Seine Vorräte, seine Viehherden, seine Kleider, es war fast alles geraubt oder verderbt, sein Haus eine Ruine, sein Garten eine Wüste. Dazu hatte er den Tod von sechs Gemeindegliedern zu beklagen.

Es war vorauszusehen, daß die Häuptlinge von Bethanien und Bersaba einen solchen frechen Raubzug gegen den befreundeten Stamm des Kido Witbooi nicht ungestraft lassen würden. In der That ließen sie sogleich ihre Leute zusammenrufen, kamen auch mit etlichen hundert Mann nach Gibeon, und schienen sich eifrig der Sache annehmen zu

wollen. Aber nach Namaweise ging alles sehr langsam, und da Missionar Krönlein während aller dieser Geschichten in Europa war und somit der rechte Mittelpunkt und Treiber fehlte, so schien sich die Sache im Sande verlaufen zu sollen. David Christian von Bethanien zog sich in der That ganz wieder zurück. Erst als im Juni und Juli die Feinde wieder vorrückten, und bald hier und bald dort Vieh stahlen, kam wenigstens der alte Paul Goliath mit seinem Kommando von Berseba zu Hilfe; und nun gab es ein beständiges Hin- und Herziehn nach Art der Nama'schen Kriegführung. Jede Partei suchte die andre zu beschleichen, hier und da aus einem Versteck hervorzubrechen, etwas Vieh wegzutreiben, einige Mannschaft zu töten, um darnach vorerst wieder nach Hause zu gehen. So ging es fast zwei Jahre. Ein Hauptschlag wurde noch ausgeführt gegen Gibeon. Am 25. September 1866, zur Zeit als Missionar Knauer seit mehreren Wochen von der Station abwesend war, rückten die Häuptlinge Oasib und Aimab mit einem großen Haufen vor Gibeon und überfielen gleichzeitig auch Goamus, wo, wie sie wußten, Kido Witbooi mit einem Teil seiner Leute lag. Dort wurden sie freilich übel empfangen und ein großer Teil von Ihnen erschossen. Desto besser gelang dagegen die Plünderung von Gibeon. Was fliehen konnte, war geflohen; sieben Männer, die sich dem Feinde auf seine stärksten Betenerungen hin, daß ihnen kein Leid geschehen sollte, ergeben hatten wurden erschossen, Weiber und Kinder geschändet und nackend fortgeschleppt. Als Knauer am 2. Oktober wieder auf seine Station kam, war es ein Anblick zum Erbarmen. Alle Häuser der Leute verbrannt, das Missionshaus ruiniert, die Thüren und Fenster zerschlagen, Tisch, Bett, Kommode, Harmonium, Bücher, Manuskripte, alles war vernichtet und in der scheußlichsten Weise unbrauchbar gemacht. Das Getreide, was gerade in diesem Jahr um Gibeon her reichlich gesäet war und schön stand, war ebenfalls alles vertreten. Knauer und der Kapitän Witbooi, die ungefähr zugleich auf der Station wieder eingetroffen waren, machten sich sofort mit ihren Leuten auf, um den Feind wo möglich noch einzuholen, und ihm wenigstens einen Teil des Raubes wieder abzunehmen, und die weggeschleppten Gefangenen zu erretten. Einige hundert Stück Hornvieh und Kleinvieh und ein paar Wagen, die mit Gütern beladen waren, haben sie ihnen glücklich wieder abgejagt. Sie drangen sogar bis in die Nähe von Oasibs Werft und begannen Unterhandlungen mit ihm. Halb mit Gewalt, halb mit Güte kamen sie wieder in den Besitz der weggeschleppten Weiber und Kinder, und brachten sie wieder nach Gibeon zurück. Aber die Feindseligkeiten dauerten in der alten Nama-Manier fort, und dauerten so lange, bis im Jahr 1867 der Häuptling Kornelis Oasib im Kampf gefallen war, und sein Sohn und Nachfolger Barnabas sich zu Friedensverhandlungen mit den südlicheren Häuptlingen herbeiließ. Das Betrübendste bei all diesen kriegerischen Unruhen war, daß die Gemeinde von Gibeon mehr und mehr verwilderte. Längere Zeit wollte sie gar nicht wieder auf den verwüsteten Stationsplatz ziehn, sondern lag hie und da im Felde umher, hatte auch alle Liebe und alles Vertrauen zu ihrem Missionar verloren,

und wollte kaum mehr zu ihm in die Kirche gehn. Etwas besser wurden die Umstände, als mit Anfang 1868 der neue Missionar Olpp auf Gibeon eintrat. Er brachte den zersprengten und verwilderten Stamm etwas zur Ruhe, taufte den greisen Häuptling, der nun David Witbooi hieß, nebst einigen hundert seiner Unterthanen, zog sich einige Schulgehilfen heran, setzte Presbyter ein, gründete eine Schule und Armenfonds, baute eine Kirche, kurz, war unermüdlich in der Sorge für das Wohl seiner Gemeinde. Man spürte, wie die Liebe zum Wort der Wahrheit wieder zunahm. So lange es nur irgend die Dürre und der Regenmangel zuließ, hielten sich die Leute treulich auf der Station, kamen fleißig zur Kirche und zu den Morgengottesdiensten und die Kinder zur Schule; auch von entfernten Weideplätzen kamen sie vier bis fünf Stunden weit herbei. Nicht minder fleißig besuchte der Missionar die entfernten Werfte, auch die Stämme der Bastards, die von Süden herkamen und nach den Damaragrenzen trachteten. Dort auf den fetten Weiden des Damralandes beginnt das Paradies des Südafrikaners; darum sind alle südlichen Stämme, welches Namens und Geschlechts sie auch sein mögen, mit ihrem Verlangen nach dem Norden gerichtet, und auch in Gibeon waren nicht wenige, die diesem Zuge gern gefolgt wären.

Etwas weniger stark trat dies Verlangen nach dem Norden in Keetmanshoop hervor, der zweiten Namastation, welche im Jahr 1866 von Bersaba aus gegründet wurde. Der Gründer war Missionar Johann Schröder, Sohn des auf Pella verstorbenen Veterans. Der junge Schröder war seit Dezember 1863 Gehilfe des Missionars Krönlein auf Bersaba, und war oft genug mit ihm oder ohne ihn nach Zwartmoraft gereist, zu Zeibs Stamm, um sich ihm als Lehrer des Evangeliums anzubieten. Er hatte dazu die besondere Weisung aus Barmen mitgenommen, denn die Deputation der Rheinischen Gesellschaft achtete es, sozusagen, als eine Gewissenspflicht, dem Zeib'schen Stamme die Predigt des Evangeliums zu bringen, und namentlich der Präsident der Gesellschaft, Kommerzienrat Keetman, beschäftigte sich in seinen letzten Jahren, auch noch während seines schweren Siechtums, besonders lebhaft mit diesem Namastamm, den unsre Mission durch ein feierliches Versprechen verpflichtet war. Das Versprechen war im Jahr 1850 durch den damaligen Missionar von Bersaba, Samuel Hahn, gegeben (S. 180) und war von seinem Nachfolger, Missionar Krönlein, mehrfach bestätigt. Krönlein hatte diesen Zeib'schen Stamm in Zwartmoraft, wo er mehrenteils lagerte, wenige Tagereisen ostwärts von Bersaba öfter besucht, zumal da er einige Getaufte (von englischen Missionaren getauft) unter ihnen angetroffen hatte. Die Getauften und etliche verlangende Seelen aus den Heiden kamen auch wohl selber hinüber nach Bersaba zum Gottesdienst, aber ihren Kapitän, den alten Zeib, konnten sie nicht dazu bewegen, einen Missionar zu sich einzuladen. So waren 15 Jahr vergangen und noch immer war der so feierlich verheißene Missionar nicht nach Zwartmoraft gekommen. Nun aber machte sich der junge Missionar Schröder mit seiner jungen Frau im April

1866 auf, und ließ sich, ohne erst viel weiter um Erlaubnis zu fragen, auf dem Platze nieder, den er zu Ehren unsers teuren Präsidenten, der inzwischen schon entschlafen war, Keetmanshoop nannte. Dem Kapitän Zeib war diese etwas gewaltsame Weise, in sein Gebiet einzudringen, gar nicht recht, und er machte allerlei Versuche, den lästigen Gast wieder zu entfernen. Da sich aber Schröder nicht mehr vertreiben ließ, so zog sich der Häuptling grollend möglichst weit von der Station zurück und rief auch seine Leute ab. Aber es blieben immer noch genug Familien, zum Teil Bastards, die gar nicht zu Zeibs Stamm gehörten, auf Keetmanshoop übrig, und der Missionar hielt sich frisch am unterrichten, predigen, pflanzen und bauen. Es gelang ihm auch nach gar nicht langer Zeit, die Gemüter zu besänftigen, und auch seine Feinde mit sich zufrieden zu machen. Als im Jahr 1867 auf Bersaba Konferenz gehalten wurde, und es sich um eine anderweitige Verteilung der Brüder auf den Stationen handelte, da trat der alte Zeib, der auch mitzugegen war, sehr entschieden gegen die Zumutung auf, seinen Missionar Schröder wieder abzugeben oder gegen einen andern Missionar umzutauschen. Vielmehr kam er mit seinen Werften allmählich immer näher an die Station und als Schröder sein schönes Kirchlein baute, 50 Fuß lang und 30 Fuß breit und sogar mit einer Turmspitze versehen, da konnte sich der alte Heide gar nicht satt sehen an dem Wunder, was da vor seinen Augen emporstieg, ja, er half bei dem Kirchbau wohl gar eigenhändig mit, und sein grämliches Gesicht schien sich ordentlich dabei aufzuheitern. Als am 18. Juli 1869 die Kirche eingeweiht, und feierlich von der singenden und preisenden Gemeinde in Besitz genommen wurde, da konnte es auch der alte Häuptling nicht lassen, sich dieser feiernden Gemeinde anzuschließen und selber auch ein Zeugnis abzulegen. Vorher hatte sein Missionar ihn und die ganze Festversammlung daran erinnert, wie traurig und öde es bei seiner Ankunft auf Keetmanshoop ausgesehen, wie er seinen ersten Gottesdienst mit einer einzigen Familie gehalten, und mit dieser Familie und den wenigen, die nach und nach nach dazu kamen, habe von Baum zu Baum wandern müssen. Als aber das Häuflein sich mehrte, da hatten sie sich eine Buschkirche gemacht, um doch einigermaßen gegen die brennenden Sonnenstrahlen geschützt zu sein. Aber gegen Staub, Regen und Wind gab die Buschkirche keinen Schutz und so hatte sich der Missionar daran gemacht, die Kirche zu bauen, und zwar ganz gegen den Willen Zeibs, der immer fürchtete, daß er und sein Volk alle Kosten des Baues würde bezahlen müssen. Es hatte ihm aber nichts gekostet. Als er nun an das alles erinnert war, und an die früheren Besuche der älteren Missionare, und die Thränen und Bitten der wenigen gläubigen Frauen in seinem Stamm, da konnte der alte Häuptling auch nicht mehr schweigen, sondern sprach es öffentlich aus, daß ihm und seinem Volk durch die Mission ein Segen zu teil geworden sei, und forderte die Seinigen auf, daß sie mit ihm von diesen geistlichen Gütern ernstlichen Gebrauch machen möchten, damit die Mühe und Arbeit der Missionare an ihnen nicht vergeblich sei." Die

Zahl der Getauften auf Keetmanshoop belief sich auf etwa 300, der Kommunikanten auf 60, und der Schüler auf ungefähr 100. Die Hauptmasse der Bewohner bildete der Zeib'sche Stamm; von den übrigen Bewohnern, Bastards aus dem Süden, sind später viele nach dem Norden gezogen. Leider wurde durch die Abberufung des Missionar Schröder 1871 und den dann folgenden öfteren Wechsel der Lehrer die weitere Entwickelung von Keetmanshoop sehr gehemmt, bis dann durch das Eingreifen des Konferenz-Präses später eine Aenderung eintrat.

Das Amt des Konferenzpräses war dem Missionar Krönlein bei einem Besuch in Deutschland übertragen, als er die Nama-Uebersetzung des Neuen Testaments auf Kosten der Britischen Bibel-Gesellschaft in Deutschland zum Druck brachte. Nach wohl ausgerichtetem Werk (außer dem Neuen Testament waren auch Katechismus und Biblische Geschichten gedruckt) im Dezember 1866 kehrte er über England nach seinem Arbeitsfeld zurück, und brachte eine neue Konferenzordnung (Synodalordnung) für unsere Nama-Missionare und Gemeinden mit. Es waren jährliche Konferenzsammlungen (Synoden) angeordnet, und der Missionar Krönlein als Konferenzpräses hatte die Befugnisse eines Superintendenten.

Es war kein leichtes Amt, welches dem Missionar Krönlein zugeteilt war. Während seiner Abwesenheit war der ganze nördliche Teil des Landes in Krieg und Verwirrung gestürzt. Mehrere der nördlichen Stationen waren zerstört, die Brüder verjagt oder weggerafft, und selbst in dem mittleren Namaland, wo die Stationen Bethanien, Bersaba, Keetmanshoop und Gibeon in nicht zu großen Entfernungen von einander liegen, waren Häuptlinge und Missionare durch den Krieg verwirrt, und es fehlte nicht viel, daß der Häuptling von Gibeon selber den Bersabaern den Krieg angekündigt hätte. Krönleins erstes Geschäft mußte also sein, den Häuptling Witbooi von Gibeon mit den übrigen Häuptlingen, und mit seinem eignen Lehrer, mit dem er ebenfalls verfeindet war, zu versöhnen, was ihm auch nach mancherlei Schwierigkeiten gelang. Kaum aber schien die Station Gibeon wieder in geordnete Bahnen geleitet zu sein, als die Gemeinde gegen ihren Lehrer klagbar wurde und Krönlein in seiner Eigenschaft als Superintendent, sah sich in die Notwendigkeit versetzt, nach einer genauen Untersuchung an Ort und Stelle, den Beschwerden der Gemeinde Rechnung zu tragen und ihren Lehrer zu suspendieren. Die weitere Entwickelung der Sache führte dahin, daß mit Anfang des Jahres 1868, wie schon erzählt, der Miss. Olpp nach Gibeon gesendet wurde und die Leitung der Station übernahm.

Inzwischen war Krönlein auch nach einer andern Seite hin thätig gewesen und hatte die Station Warmbad von den Wesleyanen übernommen (S. 171). Da es sich gerade traf, daß einer der Nama-Missionare, Br. Weber, disponibel war, so konnte der Präses, nachdem die Verhandlungen mit der Gemeinde an Ort und Stelle beendigt waren, ihn am 22. September 1867 in sein Amt einführen, und mit seiner Hilfe die Gemeindeverhältnisse soweit ordnen, daß Warmbad von nun an als eine mit den übrigen Namastationen gliedlich zu

sammengeschlossene Gemeinde sich auch in politischer Hinsicht den übrigen Stämmen anschloß. Dadurch bekam unsere Mission im Süden des Namalandes einen festeren Halt, die Kette der Stationen durchzog in ununterbrochener Linie das Land bis zur südlichen Grenze, der Verkehr mit der Kapkolonie wurde erleichtert und das Gemeinschaftsgefühl wurde wesentlich gestärkt. Krönlein sah diesen südlichen Posten für so wichtig an, daß er einen Augenblick schwankte, ob er nicht sein Bersaba verlassen und künftig seinen Sitz auf Warmbad nehmen solle. Aber er mußte im Mittelpunkt des Landes bleiben, denn immer von Neuem bedurfte es seiner Vermittelung, bald zwischen den Häuptlingen selber, die niemals recht einig werden konnten, bald zwischen den südlichen und den nördlichen Nama-Stämmen, bald zwischen den Nama und Damra, auch den Damra-Missionaren, welche einen Teil der Schuld, weshalb der Krieg nie zu Ende käme, auf die Missionare des Namalandes werfen wollten. Dem Konferenzpräses gelang es, eine Gesamtkonferenz aller Missionare des Nama- und Damralandes zu stande zu bringen, welche anfangs Mai 1870 in Otjimbingue zu einer gemeinsamen Beratung zusammentraten. Im September 1870 kam dann auch der Friede zwischen dem Damrahäuptling und Jan Jonker zustande. Leider war Krönlein in den beiden folgenden Jahren, die viel neue Verwickelungen brachten, nicht im Lande, sondern besorgte den Druck der Psalmen und anderer Namaübersetzungen am Kap. Erst 1873 kehrte er wieder, aber nur auf kurze Zeit. Der jämmerliche Gesundheitszustand seiner Frau, dazu eine schwere Krankheit, die ihn selber niederwarf, zwang ihn, sich nach einem gesünderen Klima umzusehen. Noch hielt er im Mai 1874 die große gemeinsame Konferenz sämtlicher Missionare des Damra- und Namalandes auf seiner Station Bersaba ab, und nachdem er noch sein 25jähriges Amtsjubiläum gefeiert hatte, bat er um seine Abberufung, die ihm auch gewährt wurde.

Rehoboth und das Rote Volk.

Hoatchanas, Nausannabis, Gobabis.

Die bisher behandelten Stationen des Groß-Namalandes sind, wie bereits öfter bemerkt, nicht von den alten Besitzern des Landes, den echten Naman, sondern von Eindringlingen bewohnt, von den aus dem Kapland nach Norden gewanderten Orlams, an deren Spitze Jonker Afrikaner stand. Die echten Naman sind durch ihn hinter den Fischfluß zurückgedrängt, und nehmen den schmalen Streifen zwischen diesem Fluß und der Kalihari-Wüste ein, vom Garib an bis zum Damralande. Diese Strecke Landes ist ebenso wüste und unfruchtbar, wie das ganze übrige Groß-Namaland, nur scheinen sich hier und da etliche Oasen zu finden, die wohl einer durchgreifenden Kultur fähig wären. Verteilt ist das Land unter 6 oder 7 einzelne Stämme, als deren mächtigster das sogenannte Rote Volk gilt, welches das nördlichste Stück des genannten Streifens bewohnt. Der Kapitän des Roten Volkes, Oasib mit Namen, sah sich als den Oberherrn aller Nama-

stämme an. Als er aber den Jonker gegen die von Norden heran dringenden schwarzen Damrastämme zu Hilfe rief, war Jonker gekommen und hatte zwar die Damra zurückgedrängt, aber auch den Naman die größere Hälfte ihres Landes geraubt und sich zum Herrn des ganzen Gebirgslandes gemacht vom Kuisibfluß nordwärts bis über den Zwachaub, und vom Awazgebirge bis zum atlantischen Meer. Auf dem Siebelsgebirge hatte er sich zuerst festgesetzt, dort hatte ihn Vater Schmelen bei seiner letzten großen Missionsreise 1825 besucht und ihn recht verwildert gefunden. Das Kriegsleben, die Herrschsucht, die Wollust, die Trunksucht waren die starken Seile, die der Satan zu einem Netz gedreht hatte, um die Seele des jungen vielversprechenden Häuptlings zu fangen. Aber von Schmelen angeregt, hatte er sich wieder aufgerafft, sich seiner Taufe und seines Jugendunterrichts erinnert, hatte ein Kirchlein gebaut und seine Leute zusammengerufen, um ihnen selber Gottesdienst zu halten, so gut er's verstand.

Weiter nach dem Osten, im Innern des Landes, auf dem Wege nach dem Ngami-See woher die Wagen der in der Mitte des Landes errichteten Bauernrepublik gefahren kommen, hatte sich der Orlam Amraal Lamberts niedergelassen, als Häuptling über eine mit wenig Orlams gemischte Namahorde. Mit Afrikaners Stamm verwandt und aus derselben Gegend in der Kapkolonie stammend wie Jonker, hatte auch er in seiner Jugend an den Ufern des Garib das Evangelium des Friedens von den Londoner Missionaren auf Pella und Warmbad gehört. Später zog er mit dem Vater Schmelen weiter nordwärts nach Bethanien, samt seinem Bruder Jakob, mit einem Orlamhaufen von 150 Mann; und ist dort mit vielen seiner Leute etwa ums Jahr 1815 getauft. Er und Jan Booi und Willem Zwartbooi waren die angesehensten und reichsten Häuptlinge in diesem Teil des Landes. Jan Booi war auch ein Orlam und getauft, aber Willem Zwartbooi, ein echter Nama, war noch ein roher Heide, wiewohl er eine getaufte gottesfürchtige Frau hatte, die Anatje, die ihm fleißig anlag, doch auch an sein eigen Seelenheil zu denken. Während Schmelens Abwesenheit 1816—18 war fast die ganze von ihm gesammelte Gemeinde durch Kriegs- und Raubzüge wieder verwildert, und machte dem wiederkehrenden Lehrer viel Herzeleid (S. 175), auch Jan Booi und Jakob Lamberts. Aber Amraal hatte die Probe bestanden, hielt treu zu Schmelen, bis dieser 1821 die Station verließ, und als er 1823 und 1825 noch einmal das Namaland durchzog und weit nach Norden und bis zur Walfischbai vordrang, war Amraal Lamberts sein treuer Begleiter. In dem darauf folgenden Jahrzehnt, da kein Missionar im Groß-Namaland war, hat der wackre Amraal sein Christentum ebenfalls zu bewahren gewußt, und manche andere Orlams mit ihm, wie z. B. Christoph Tibot unter Paul Goliaths Stamm (S. 177), Aaron in Jan Booys Stamm, auch Jonker Afrikaner selbst, der ja wie schon erzählt, sogar versuchte, seinen Leuten das, was er vom Heilsweg wußte, durch die Predigt mitzuteilen. So scheint es auch Amraal Lamberts gemacht zu haben, der damals mit seinen Leuten zwischen dem Lever- und Fischfluß sich niedergelassen hatte. Er hätte

ebensogut, wie damals Jonker Afrikaner, gern einen Missionar gehabt, und sagte das auch dem Kapitän Alexander, der 1837 diese Gegenden besuchte. Es waren zwar schon 1834 neue Missionare ins Land gekommen, Wesleyaner, die sich auf Warmbad niedergelassen hatten, aber es dauerte noch lange Zeit, bis sie so weit nach Norden sich vorwagten, daß auch Amraal von ihrer Predigt hätte Nutzen ziehen können. Erst 1841 besuchte ihn der Wesleyaner Cook und versprach ihm, entweder selbst zu kommen oder einen andern Missionar zu schicken, wenn Amraal sich mit Jonker vereinigen und auf Windhoek niederlassen wollte. Amraal war dazu bereit, aber Jonker scheint auf diesen Plan nicht eingegangen zu sein. Er selbst zog nach Windhoek, aber Amraal zog in das Gebiet des Roten Volks nach Nansannabis. Nach zwei Jahren (1843) fanden sich wirklich wesleyanische Missionare bei Amraal ein. Sie trafen ihn noch auf Nansannabis und nannten den Namen der Station Wesleydale. Tindall und Haddy, die beiden wesleyanischen Missionare, welche in diesen unwirtbaren Gegenden das Missionswerk trieben, haben es sich in der That sauer werden lassen auf ihrem Posten; aber einer sichtbaren Frucht ihrer Arbeit durften sie sich nicht rühmen. Sie sandten zwar ihre Gehilfen nach allen Seiten hin, nach Olifantsfontein, wo ein Teil von Amraals Volk lag, und zum Oasib, dem Oberhäuptling vom Roten Volk. Aber diese Gehilfen scheinen nicht die Männer gewesen zu sein, deren das Volk bedurfte, sondern haben aus schlimm schlimmer gemacht. Das Notwendigste wäre gewesen, die Raubzüge des Roten Volks gegen die nördlich wohnenden Damra (hier Ovambandjern genannt, nordwärts von Jonker dagegen Ovaherero) zu hindern und durch Belehrung und Ermahnung diesem Unwesen Schranken zu setzen. Amraal hätte das gern gethan, hätte wenigstens seine eigenen Leute gern von den Plünderungszügen abgehalten. Da aber die fremden Missionsgehilfen das Rauben und Morden ruhig geschehen ließen, was Wunder, daß weder Jonker, noch Oasib, noch ihre Untergebenen dem Rat des friedlichen Amraal folgen wollten.

Es war aber inzwischen noch ein anderer Mann des Friedens in diesen Gebieten erschienen, nämlich unser Missionar Kleinschmidt. Von Jonker eingeladen, ließ er sich 1842 mit seinem Gehilfen Jan Bam als erster Rheinischer Missionar im Norden des Groß-Namalandes nieder. Mit Freuden empfing ihn Jonker, als er am 6. Oktober 1842 in das schöne waldbewachsene Thal von Windhoek seinen Einzug hielt. Jonker hatte schon nach Bethanien senden wollen, um die Missionare, wenn sie etwa dort wären, herbeiholen zu lassen, er hatte auch einen Wagenweg über den letzten hohen Berg vor Windhoek gemacht, kurz er hatte in jeder Weise sein Verlangen nach geistlicher Hilfe kundgegeben. Was aber dem Rheinischen Missionar besonders wichtig schien, war, daß Jonker erklärte, nur solche Lehrer bei sich aufnehmen zu wollen, welche ihm vom Vater Schmelen zugesandt wären, nicht Methodisten von Warmbad. Erst ganz vor kurzem war einer der Methodisten eine Woche lang auf Jonkers Platz gewesen, und hatte dort etliche 20 Leute getauft, und es war vorauszusehen,

daß er wiederkommen und eine förmliche Station dort gründen werde. In diesem Falle, erklärte Kleinschmidt, könne weder er noch sonst ein Rheinischer Missionar bei Jonker bleiben, denn mit den Methodisten wolle er nicht zusammen arbeiten. Aber Jonker blieb dabei, er wolle keine Methodisten, und seine Leute, die er zusammen rief, erklärten ebenfalls einstimmig, sie wollten die Lehrer von Warmbad nicht haben, sondern nur die Lehrer von Kommaggas, die von Schmelen empfohlen wären. So schien denn alles in Ordnung. Kleinschmidt holte seine Frau und seinen Gefährten Hugo Hahn aus Bethanien ab, und am 9. Dezember 1842 kam die ganze Gesellschaft wieder auf Windhoek an. Sie nannten die neue Station Elberfeld. Aber der Name ist bald wieder verschollen, denn die Station hat nur zwei Jahre bestanden. Anfangs freilich schien alles sehr gut zu gehen. Das Volk auf dem Platze war zwar verwildert und frech, aber Jonker half den Missionaren wie und wo er konnte. Er sorgte streng für Ordnung auf dem Platze, verhinderte das Hanfrauchen und Honigbiersaufen, bestrafte die Hurerei und Unzucht auf empfindliche Weise, und hielt sogar Predigten gegen die Laster und Gottlosigkeiten vor jung und alt. So ging das Jahr 1843 herum, und die Missionare konnten Jonkers Betragen nur rühmen. Aber das Jahr 1844 kam und brachte eine große Versuchung für den ehrgeizigen und herrschsüchtigen Häuptling. Seine Brüder und Vettern, die mit dem größten Teil des Afrikanerstammes am Großfluß zurückgeblieben waren, meldeten, daß sie wohl geneigt wären, sich mit Jonker wieder zu vereinigen, und ihre Leute ihm zuzuführen — besonders der alte David Afrikaner — aber dann müsse er auch erlauben, daß sie ihren Lehrer mitbrächten. Der Lehrer aber war kein anderer, als einer der Methodisten-Missionare von Warmbad. Sollte Jonker diesen Vorschlag von sich weisen? sollte er solchen Zuwachs seiner Macht, die ihn zum Beherrscher des ganzen Namalandes machen mußte, fahren lassen, bloß weil zwischen den verschiedenen Lehrern Streit entstehen konnte? Solcher Selbstverleugnung war er nicht fähig. Was er auch früher den Rheinischen Missionaren mochte versprochen haben — vor dieser neuen Aussicht wurden alle Versprechungen ungültig. Eine Zeitlang lavierte er und wollte nicht mit der Sprache heraus. Er hatte schon an David geschrieben, daß er nur kommen möchte samt seinem englischen Lehrer; gegen Kleinschmidt und Hahn leugnete er aber immer noch alles ab. Am Ende aber redeten die Dinge selbst. Denn Missionar Haddy kam an mit seinen Leuten, und nach etlichen unfruchtbaren Verhandlungen mit ihm blieb unsern Missionaren nichts übrig, als Jonkers Platz zu verlassen (3. Oktober 1844).

Während nun die übrigen Missionare weiter nordwärts ins Damraland zogen, zog Kleinschmidt wieder südwärts und gründete Rehoboth. Am 11. Mai 1845 hat er sich daselbst niedergelassen. Er war von Amraals altem Bekannten, dem Namahäuptling Willem Zwartbooi, der mit Amraal auf Bethanien zu Schmelens Füßen gesessen hatte, herbeigerufen. Auf den Zwartbooi hatten Schmelens Predigten zwar wenig Eindruck gemacht, desto mehr aber auf sein

Weib Anatje und auf seinen Bruder Kobus. Die beiden hatten nicht abgelassen, in Willem zu dringen, daß er einen Lehrer wieder bei sich aufnähme, bis er endlich eingewilligt und den Bruder Kleinschmidt nach den heißen Quellen von Annis und Rehoboth hatte berufen lassen. Er selbst zog mit seinen Leuten ebenfalls dorthin, denn vorher hatte er im Thal des Fischflusses gewohnt. Am 8. Juli kam er mit seinem Volk heran, er selbst auf seinem Ochsenwagen, seinen alten blinden Vater und Frau und Kinder mit darauf; um ihn her die Reitochsen und Packochsen seiner Leute, die Gerätschaften und das Stangenwerk der Mattenhäuser auf ihrem Rücken, und hinterher kamen die Armen und Dienstleute zu Fuß. So kam ein Zug nach dem andern, bis alle zusammen auf dem Platze waren, an 500 Mann. Zählte man die übrigen Unterthanen des Willem Zwartbooi mit, die noch im Fischfluß, oder auf den Viehposten oder sonst wo zerstreut umherlagen, so mochten es noch doppelt so viel sein. Als Kleinschmidt dann in den folgenden Tagen seine neue Gemeinde etwas näher besah, fand er unter ihr 11 bereits (durch Schmelen und Knudsen) getaufte Frauen, und die Anatje war von Knudsen zur Diakonissin eingesetzt. Die Männer dagegen waren alle Heiden. Bald kamen auch von ihnen etliche zur Taufe, zuerst des Kapitäns Bruder Kobus, der nach seiner Taufe Johannes genannt wurde, mit sieben anderen Erwachsenen. Nicht lange dauerte es, so folgte mit noch sieben anderen Täuflingen auch der alte blinde Vater des Kapitäns, von dem man am allerwenigsten hätte denken sollen, daß seine stumpfe Seele noch fähig sei, das Wort der Wahrheit aufzunehmen. Knudsen und Scheppmann, die gerade zum Besuch auf Rehoboth waren, konnten sich nicht genug über den fröhlichen Kinderglauben des alten Manasse verwundern, dessen Sünden, wie er selber sagte, noch auf Erden wären, er selber aber schon im Himmel. Und nun ging es mit dem Taufen weiter. Am 21. September war der Alte getauft, am 12. Oktober wieder 9 Erwachsene und 16 Kinder, am 19. Oktober 5 Erwachsene und 2 Kinder, am 3. November wurde die erste Missionsbetstunde gehalten und 44 Ehepaare eingesegnet, am 9. November wieder Taufe von 10 Erwachsenen und 3 Kindern, am 14. Dezember wurden zwei Aelteste eingesetzt, Johannes und Lazarus, das Abendmahl wurde gefeiert und darnach kam das fröhliche Weihnachtsfest. Und wie das Jahr 1845 in Frieden und Segen auf Rehoboth endete, so fuhr das Jahr 1846 fort, immer neue Segnungen zu bringen. Taufe folgte auf Taufe, bis es zusammen 58 Erwachsene und 49 Kinder waren, die alle in dem einen Jahre getauft wurden. Die Zahl der Kommunikanten stieg bald auf 100, Aelteste, Gehilfen, Evangelisten wurden angestellt oder erboten sich freiwillig zum Dienst; die Zahl der Diakonissen wurde vermehrt, drei Jünglinge konnte Kleinschmidt zu Bubler nach Saron senden, um sie zu künftigen Nationalgehilfen auszubilden, trotz vielfacher Dürre hatte die Station ein freundliches Ansehen bekommen; es waren Gärten angelegt, für Kanäle gesorgt, des Missionars Wohnhaus aufgebaut, und anfangs 1847 war auch der Häuptling selber, der alte Willem Zwartbooi getauft und auch die neue Kirche wurde

fertig. Zu Pfingsten wurde sie feierlich eingeweiht und in Gebrauch genommen.

Daß durch dies Aufblühen seines Platzes Willem Zwartbooi in der Achtung seiner Nachbarn stieg, läßt sich denken. Jonker und Oasib suchten ihn jeder auf ihre Seite zu ziehen. Diese beiden Räuberfürsten hielten zwar noch äußerlich miteinander Friede, aber ein jeglicher sah scheel auf den andern, und es war immer zwischen ihnen ganz nahe am Bruche. Seitdem Jonker 1846 den Damrafrieden gebrochen, raubte und mordete er ebenso ungescheut wie Oasib, und bald von diesem, bald von jenem ausgeraubten Stamme flüchtete sich ein schwarzer Trupp nach Rehoboth, um dort Schutz und Hilfe zu finden. Oasib, welcher Herr des ganzen Namalandes und auch Oberhaupt von Rehoboth zu sein behauptete, verlangte von Zwartbooi die schuldige Hilfe (Heeresfolge) im Kampf gegen die Damra, ebenso auch von Amraal Lamberts. Zwartbooi dagegen that was er konnte, um Oasib von seinem Kriegs- und Raubwesen zurückzubringen, reiste selber zu ihm, um den Frieden zwischen ihm und den Nachbarn zu vermitteln, und Amraal unterstützte ihn fleißig darin. Nur half das damals bei dem wilden Oasib nicht viel. Aber für seine Unterthanen ergab sich doch aus der Verbindung mit Rehoboth ein großer Segen. Viele kamen dahin zur Kirche und verweilten längere Zeit auf der Station; und wiederum kamen die Stationsbewohner von Rehoboth zum Roten Volk und ließen ihr Licht leuchten unter diesen Heiden, also daß manch heiliger Same im Land des Oasib ausgestreut wurde.

Aber das Keimen und Wachsen des Reiches Gottes in jenen weit von allen europäischen Einflüssen abgelegenen Gegenden sollte mit dem Jahr 1847 einen argen Stoß erleiden. Das Landesfieber brach herein. Alle drei Stämme hatten schwer davon zu leiden, das Rote Volk so gut wie Amraals und Zwartbooi's Leute. Auch Jonkers Gebiet und das Land der Damra blieb nicht davon verschont. Da mußte denn alle Fehde ein Ende haben, aber auch der äußere Bau der Station mußte einen Stillstand leiden, keine Taufen, kein Abendmahl konnte mehr gefeiert werden, der Unterricht mußte aufhören, kaum ließen sich die sonntäglichen Gottesdienste noch aufrecht halten. Denn alles lag krank darnieder, in die meisten Häuser trat der Todesengel, auch in Kleinschmidts Hause starb eine teure Seele, der Missionar Scheppmann, und in des Häuptlings Hause starb ein Töchterlein. Kleinschmidt selbst hatte eine unbeschreiblich schwere Leidensschule in seinem Hause und an seinem Leibe durchzumachen. Wochenlang lag er gelähmt und unter den empfindlichsten Schmerzen auf seinem Lager. Das Volk trauerte und betete um seinen Lehrer, und da es ihnen in den Sinn kam, daß das Schmieren mit Mark aus Zebraknochen dem gichtkranken Manne wohl Linderung und Heilung verschaffen könnte, so zog gleich ein ganzer Troß mit dem Häuptling an der Spitze auf die Zebrajagd. Wirklich half die Kur, die unter viel Gebet zum Herrn vorgenommen und fortgesetzt wurde, und auch die Nachkur das Baden in den Dämpfen der heißen Quelle, hatte sich

günstigen Erfolg, so daß gegen Ende Oktober 1847 der liebe Bruder wieder rüstig und neugestärkt zu seiner fröhlichen Erntearbeit zurückkehren konnte. Schon stand wieder eine ganze Reihe Taufkandidaten und warteten auf das Sakrament, eine Anzahl Ehepaare wartete auf Einsegnung, und zur ganz besonderen Ueberraschung und Erfrischung des wiedergenesenen Lehrers hatten seine Aeltesten ganz heimlich alles eingeleitet, um einen allgemeinen Missionsverein in Rehoboth zu stiften. Der neue Verein war so fröhlich und freiwillig zum Geben, daß gleich bei der ersten Einzeichnung eine ganze Herde von Groß- und Kleinvieh nebst manchen anderen nützlichen Dingen für die Mission zusammengebracht wurde. Aber auch Kleinschmidt ruhte nicht. So oft nur seine Arbeiten auf der Station es zuließen zog er hinaus, bald zu diesem bald zu jenem Stamm, um die umherirrenden Kinder der Wildnis zu sammeln und zu dem großen Erzhirten zu weisen. Besonders fleißig kam er zum Jan Booi mit der Predigt des Evangeliums. Wir kennen ihn schon von seinem Aufenthalt bei Schmelen auf Bethanien her, den finstern geizigen Orlam, damals Zwartbooi Kamerad und Amraals Gegner, später Jonkers guter Freund und Schwiegervater. Er zog mit seinen Herden und Leuten südwärts vom Kuisib auf und ab, und lag nicht weit von Rehoboth. Kleinschmidt brachte diesen verkommenen Menschen wirklich so weit, daß er sich seines Taufgelübdes wieder erinnerte, und dem Wunsche seiner Leute nachgebend, erklärte, er sei gern bereit, wieder einen Lehrer bei sich aufzunehmen. (Jan Bam war früher schon eine kurze Zeit bei ihm gewesen, auch Hugo Hahn und Knudsen hatten ihn öfter besucht). Und wie gerufen kam ein neuer Lehrer. Im Frühjahr 1848 zog Vollmer bei Kleinschmidt ein. Auf den machte Jan Booi sofort Ansprüche und mit gutem Grund; allein es war doch ein Bedenken dabei. Wo sollte die Station gegründet werden, wenn Jan Booi sein Nomadisieren nicht aufgeben wollte? Vollmer stellte die Bedingung, Jan Booi müsse sich an einem geeigneten Platz fest und bleibend niederlassen, dann erst wolle er zu ihm kommen. Der Alte erklärte sich dazu willig: aber anfangs hinderte ihn die gewöhnliche namasche Trägheit, nachher das kriegerische Treiben im Lande. Sein Vorsatz blieb unausgeführt. Vollmer blieb also vorläufig auf Rehoboth und beschränkte sich auf gelegentliche Besuche bei Jan Booi. Er hatte aber in Rehoboth gleich genug zu thun. Kleinschmidt benutzte die Ankunft des frischen Gehilfen, um eine längst beabsichtigte Reise nach dem Süden anzutreten. Er blieb ein halbes Jahr weg und Vollmer blieb bis Ende 1848 allein. Es war das aber kein leichter Anfang für den jungen Mann. Die hohen Wogen des Jahres 1848 spritzten ihren Schaum auch bis in die Wüsteneien des südlichen Afrika. Abfall und Empörung, Verdrehung des Rechts und der Wahrheit, Treulosigkeit, Krieg und Mord, das war die Signatur jener Zeit in Afrika wie hier. Der alte Kapitän Zwartbooi meinte selber, die antichristischen Werke brächen jetzt überall aus, ihm scheine, die Welt solle sterben und wollte noch ihre letzten Kräfte gebrauchen. Zwischen Oasib und Amraal war Krieg und Streit. Unter dem speziellen

Schutze Amraals stand eine Horde Schwarzer (Ovambandjeru) und lagerte dicht bei Wesleyvale (Nansannabis). Die überfiel Oasib, ließ trotz aller Bitten und Protestationen Amraals die wehrlosen, nichts böses ahnenden Menschen niederschießen, verleitete Amraals eigne Leute, ja seinen Sohn, zur Teilnahme am Rauben und Morden, und legte so den Grund zu einer Spaltung unter Amraals Volk und Familie, welche noch böse Folgen haben sollte. Amraal war nicht gewillt, solchen Frevel an seinen Schutzbefohlenen ruhig hingehen zu lassen. Er war entschlossen, das Rote Volk zu bekriegen und rief den Kapitän von Rehoboth zu Hilfe. Den aber hielt die Furcht vor dem wilden Jonker, der ihn nicht minder als alle übrigen Nachbarn bedrohte, zurück. Aus Furcht vor Jonker bot auch Oasib dem Amraal die Hand zum Frieden. Von der Zeit an wurde nun zwischen diesen drei Häuptern, Oasib, Zwartbooi und Amraal, über einen Verteidigungs- oder Angriffsplan gegen Jonker verhandelt. Denn unaufhörlich drohte Jonker. Bald schien er gegen Rehoboth losbrechen zu wollen, dann wieder schickte er dem Oasib kriegerische Botschaft, oder ließ den Amraal einladen, ihm gegen das Rote Volk zu helfen, da er ja doch auch ein Orlam sei.

So waren mehrere Jahre vergangen. Der Engländer Galton, der um diese Zeit seine Entdeckungsreisen im Lande machte, hatte 1850 die Häuptlinge der ganzen Gegend zum Frieden bewegen wollen; es war ihm für den ersten Augenblick bei Jonker gelungen, aber nicht bei Oasib. Als Oberhaupt aller Nama meinte er die Pflicht zu haben, die eingedrungenen Orlam zu bekämpfen und die Schwarzen an seinen Grenzen zu schwächen und zurück zu treiben. Im Kampf gegen meine Feinde, sagte er, habe ich eine gute Sache und werde weiter kämpfen. So gingen denn die beständigen Reibungen und Drohungen fort, denn zu einem wirklichen Anfall kam es nicht: jeder fürchtete den Gegner und wagte nicht anzugreifen. Auf Juni 1852 war wiederum eine große Versammlung aller beteiligten Häuptlinge anberaumt, um einen allgemeinen Frieden zu schließen. Auch Jonker hatte zugesagt, zu kommen. Aber er kam nicht. Es war klar, er wollte keinen Frieden. Da blieb den drei andern nichts übrig, als sich desto fester unter einander zu vereinigen. Durch diese Vereinigung wurde Oasib endlich dahin gebracht, selber einen Missionar bei sich aufzunehmen und seine Plünderungszüge gegen die Damra aufzugeben. Er reiste selbst nach Rehoboth, und lud den dortigen Miss. Vollmer zu sich ein. Der besann sich nicht lange, sagte zu und schon am 23. Mai 1853 zog er beim Oasib ein.

Wie stand es aber auf Rehoboth? Nicht gut. Die beständige Kriegsfurcht, die fortwährende Beschäftigung mit den politischen Dingen, der Verkehr mit den heidnischen Nachbarn, hatte sehr schädlich auf die Gemeinde zu Rehoboth eingewirkt. Schon 1849 mußte Vollmer schreiben: „eine solche Schläfrigkeit, Lauheit und Gleichgültigkeit wie jetzt in der Gemeinde ist, habe ich noch nie gesehen. Selbst die Aeltesten (unter ihnen besonders des Häuptlings Bruder Johannes) sind auf verkehrtem Wege und wollen ihrem eignen Willen nachgehen

und nicht nach der Stimme des Herrn hören". Das waren indes nur erst Vorzeichen. Es ging nicht sofort unaufhaltsam bergab. Noch mehrmals gab es gesegnete Taufefeste, Abendmahlsfeiern und Konferenzen auf Rehoboth. Die Schule war unter Vollmers Leitung sehr emporgekommen, und der schwarze Schulgehilfe Jonas Rynhards, der ihm 1850 aus dem Kaplande gesandt wurde, half auch wacker mit (September 1850 bis Oktober 1852). Von Zeit zu Zeit faßte der liebe Kleinschmidt wieder eine gute Zuversicht. Wäre die Gemeinde jetzt nur in Ruhe beisammen geblieben, so hätte des Satans Tück, der sie verderben wollte, doch wohl noch vereitelt werden können. Aber jetzt trat leider zwei Jahre hinter einander eine solche Dürre und Hungersnot ein, daß die meisten Gemeindeglieder die Station verließen, um im freien Felde für sich und ihre Herden Nahrung zu suchen. Da wurden Kirche und Schule leer. Nur wenige Treue sammelten sich noch zum Wort und Sakrament; die strenge Gemeindezucht hörte auf; die Seelen verwilderten in ihrer Einsamkeit oder heidnischen Umgebung. Etliche Male trieb der jähe Schreck vor Jonkers Ueberfall sie wieder auf die Station zusammen; aber da die Dürre nicht nachließ, und schon etliche ärmere Leute Hungers gestorben waren, so mußten sie doch bald wieder auseinander und blieben der Pflege der Missionare entzogen. Das Umherreisen des Missionars und Besuchemachen auf den einzelnen Werften konnte durchaus keinen Ersatz für das mangelnde Gemeindeleben gewähren. Bald traten die bösen Früchte deutlicher hervor. Schon kamen einzelne Fälle von Mord und Diebstahl vor; das ganze Volk war kalt geworden gegen Gott und sein Wort, ja es herrschte, wie Kleinschmidt klagte, ein widerchristlicher Geist unter ihnen. Nun kam zwar mit Anfang 1852 wieder Regen und fruchtbare Zeit ins Land, und die Leute konnten sich wieder auf der Station um ihren Lehrer sammeln; aber zum Unglück mußte grade jetzt unser Kleinschmidt mit seiner ganzen Familie eine Reise nach Kapstadt machen, auf welcher er 3/4 Jahr ausblieb. Zur selben Zeit verließen die meisten Missionare das Damaraland und nun waren alle Schleusen aufgezogen, und das Verderben brach mit Macht herein.

Durch die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Händler, welche vom Kapland aus die Namawüste durchzogen, und Branntwein, Pulver und Kleider feil boten, waren sämtliche Namastämme, wie schon früher bemerkt ist, nahezu verarmt. Auch der von Rehoboth. Die Stationsbewohner glaubten die Tauschartikel durchaus nötig zu haben, wenn sie auch den Branntwein noch beiseite ließen. Zur Bezahlung des schnell vergänglichen Zeugs, das sie kauften, hatten sie aber nichts anderes, als ihr Vieh und ihre Jagdbeute. Letztere aber wurde von Jahr zu Jahr geringer, weil die jagdbaren Tiere sich aus den mehr bewohnten Gegenden tiefer ins Innere zurückgezogen; und die Herden waren zusammengeschmolzen ohne Aussicht auf baldige oder jemalige Vermehrung. Sie hätten ihre Handelsgeschäfte aufgeben und von ihrer Faulheit lassen, und den Boden anbauen müssen, und das wollten und konnten sie nicht. So blieb denn nichts übrig, als

auszuziehen nach dem Norden, zunächst um zu jagen, sodann um mit den Waren, die ihnen die Händler auf Kredit gegeben hatten, im Damralande vorteilhafte Geschäfte zu machen — das waren die ostensibeln Gründe. Aber sie nahmen sichs auch nicht übel, etliche herrenlose Herden (wie sie sagten), mit nach Hause zu treiben, und etliche unverschämte Schwarze niederzuschießen. Im Januar 1853 ging diese Expedition von Rehoboth ab, und Ende März kehrte sie mit blutbefleckten Händen, mit geraubten Rindern und Heerden wieder zurück. Es war grade dieselbe Zeit, als auch unser Kleinschmidt von seiner Reise nach dem Kap zurückkehrte. Das mochte eine jammervolle Rückkehr sein. Er mußte seine neue Wirksamkeit damit beginnen, daß er fast sämtliche Männer der Station als Räuber und Mörder von der Gemeinde für ausgeschlossen erklärte. Und leider waren unter ihnen die, welche bisher für Säulen geachtet waren. Johannes, des Kapitäns Bruder, der Erstling unter den Getauften, die Stütze der Gemeinde und Kirchenältester; David, des Kapitäns eigner Sohn, mehrere Presbyter, Diakonen und Evangelisten. Der Kapitän selbst war zwar nicht mit gewesen, aber die ganze Sache war unter seinem Mitwissen und seiner Billigung geschehen, er hatte ein geschlagenes Gewissen, und leidet gewann sein Bruder Johannes, der immer tiefer in die Bande des Satans verstrickt wurde, einen unwiderstehlichen Einfluß auf ihn. Trotz aller Bitten und Warnungen Kleinschmidts machte der Häuptling sich schon im Oktober desselben Jahres selber zu einem Raubzug auf mit allen seinen Leuten. Dem Missionar gab er an, er wolle einen besseren Wohnplatz suchen für sich und sein Volk. Hätte nicht der Widerstand des bessern Teils unter seinen Leuten ihn verhindert, so würden die blutigen Frevel sich unter seiner Führung erneuert haben. So aber kam er nicht weit, kehrte schon nach etlichen Wochen zurück; aber der Stachel saß tiefer und schmerzlicher als je in seinem Gemüte. Um die Stimme des Gewissens zu betäuben, griff er zu dem unseligen Mittel, dem Branntweinglase. Unmittelbar neben der Kirche legte er eine Branntweinbrennerei an. Noch waren nicht alle gute Geister von ihm gewichen, noch drang bisweilen seines alten Lehrers Stimme bis in sein Herz, noch konnte der alte getreue Amraal bisweilen ein Wort zum Frieden reden, oder Jasibs gehobene Haltung ihn beschämen. Aber als vom März 1854 an die Kriegsunruhen wieder begannen, die zu einem förmlichen Gefecht mit Jonker führten (den 19. Mai), als Krankheit, Not und Hunger, wie eben so viel Gerichte Gottes sich über die verfallene Gemeinde legten, da ging es auch mit dem Kapitän und seinen Leuten immer tiefer abwärts. Der größere Teil der Gemeinde arbeitete auf Wiederherstellung der alten heidnischen Sitten hin, und freute sich, in den weißen Kupfergräbern, die nun auch auf Rehoboth ihr Werk begannen, treffliche Bundesgenossen zu finden. Aber ein kleinerer Teil, besonders die Frauen, hielten treu zum Missionar, und wollten lieber Schmach und Schläge leiden als in die Sünde willigen.

Und diese treue Beter-, Bekenner- und Dulderschar behielt den Sieg. Das Sündengesetz, welches der Kapitän hatte ergehen lassen,

daß die Männer wieder mehrere Frauen nehmen und die nächtlichen Tänze und Trinkgelage wieder gefeiert werden sollten, wurde abgeschafft; die zerstreuten Familien sammelten sich wieder auf der Station, die Schule füllte sich wieder, das neugebaute Kirchlein wurde eingeweiht (November 1857) und die Abgefallenen baten mit herzlicher Reue um Wiederaufnahme. (Näheres über diese Zeit der Schmach und der Wiedererhebung Rehoboths siehe „Berichte" 1859 S. 136 ff.). Es folgten auch auf diese Zeit der Erhebung Rehoboths neue Zeiten der Stockung, der Dürre, der Zerstreuung, des Unfriedens, wie wir das ja bei allen unseren afrikanischen Stationen nicht anders kennen, aber im ganzen behielt doch der sittliche Ernst die Oberhand, und ein Rückfall in die heidnischen Greuel kam nicht mehr vor. Selbst da im Jahr 1861 alle unsere Missionare das Damraland verlassen hatten und Kleinschmidt es für nötig hielt, eine Zeitlang auf Otjimbingue in der Nähe Jonkers zu wohnen (Jonker starb am 18. August 1861), blieb die Gemeinde zu Rehoboth in frischem Gange, trotzdem Kleinschmidt sie nur etliche Male in jedem Jahre besuchen konnte, übrigens aber die Leitung seinen eingeborenen Gehilfen und Lehrern überlassen mußte. Eben diese Gehilfen waren die rechten Leute. Ganz in der Stille und aus eigenem Antrieb hatten sie eine regelmäßige Betstunde eingerichtet, um mit einer kleinen Schar besonders geförderter Seelen zu beten um die Ausgießung des heiligen Geistes über die ganze Gemeinde. Die Frucht solcher Gebete konnte nicht ausbleiben. Das Pfingstfest, welches Kleinschmidt 1862 auf Rehoboth feierte, gehörte zu den gesegnetsten seines Amtslebens. Es ruhte ein Geist des Gebets und der Andacht, des Glaubens und der Gnade auf dieser Pfingstgemeinde, auf den Abendmahlsgästen, auf den Täuflingen, auf den Konfirmanden bis auf die betenden Kinder herab, so daß eine Anzahl roher Europäer, welche anscheinend recht zur Unzeit gerade am Pfingstsonntag in Rehoboth einritten, von diesem ungewohnten Schauspiel ergriffen wurden, und mit scheuem Ernst sich an den Versammlungen beteiligten.

Diese geistliche Frische der Rehobother Gemeinde dauerte auch noch in dem folgenden Jahre fort. Kleinschmidt hätte wieder nach Rehoboth übersiedeln können, denn im Jahr 1863 war bereits ein junger Missionar im Damraland angekommen, Missionar Brincker, aber er zog es vor, so lange noch auf Otjimbingue zu bleiben, bis im Anfang des Jahres 1864 der altbewährte Damra-Missionar H. Hahn mit größerer Begleitung wiederkehrte und die Arbeit auf Otjimbingue übernahm. Das Land war sehr unruhig geworden und Rehoboth schwer bedroht, als Kleinschmidt im April 1864 wieder daselbst einzog. Vier oder fünf Namahäuptlinge, welche auf Damra-Raub ausgingen, unter ihnen der wieder verwilderte Oasib und Jan Afrikaner, der Nachfolger Jonkers, wollten die Station vernichten und den Missionar beseitigen, der die Damra begünstigte. Kaum vier Wochen war Kleinschmidt wieder auf seiner Station, als Rehoboth von den feindlichen Häuptlingen förmlich belagert wurde. Zwar erhörte der Herr das Gebet des Missionars und seiner Gemeinde

und ließ einen Schrecken über die Feinde kommen, daß sie sich nächtlings wieder zerstreuten. Aber damit war der Kampf nicht zu Ende. Von Norden zogen die Damra heran unter Führung zweier Engländer, welche eine alte Fehde mit diesen Namafürsten auszufechten hatten, und die Bewohner von Rehoboth ließen sich herbei, mit diesem fremden Heer gemeinschaftliche Sache zu machen gegen ihre eigenen Stammgenossen. Es kam zu einem Gefecht am 22. Juni (1864). Die Naman wurden zwar geschlagen, aber der Sieg entschied nichts, und wenig Wochen darauf sahen sich die Rehobother wieder von denselben Räuberfürsten bedroht, die eben geschlagen waren, von Jan Jonker, Jes, Oasib, Amab u. s. w. Zwartbooi, der Häuptling von Rehoboth, fühlte sich dieser großen Schar nicht gewachsen: er hielt Rat mit seinen Aeltesten, und es ward beschlossen, mit Sack und Pack von Rehoboth aufzubrechen und möglichst in die Nähe von Otjimbingue zu ziehen, in die Nähe und unter den Schutz der befreundeten Damra. Der arme Kleinschmidt! Er feierte gerade in diesen Tagen sein 25jähriges Jubiläum. Seit 1845, also 19 Jahr, hatte er seine Wirksamkeit auf Rehoboth. Und nun sollte er die liebe Station verlassen, an der so viel von seinem Schweiß und Mühen, so viel Gebet und Thränen hing. Das Herz war ihm sehr schwer, da der Tag des Aufbruchs kam (25. Juli); es war, als ahnte ihn der unglückliche Ausgang. Mit hottentottischer Langsamkeit und Zeitverschwendung zog die lange Reihe von Wagen und Menschen und Herden nach dem Swachaub zu. Drei Wochen waren schon verflossen, und noch war man erst wenig Tagereisen von der verlassenen Station entfernt. Kleinschmidt hatte seine ganze Familie bei sich. Frau und Kinder baten ihn wiederholt, mit ihnen vorauszureisen und den langsamen Zug nachkommen zu lassen! Aber Kleinschmidt wollte sich nicht von seiner Gemeinde trennen, und so wurde denn auch er mit von der Katastrophe betroffen, die über Zwartbooi's Stamm hereinbrach. Jan Jonker und Hendrik Jes hatten vom Abzug der Rehobother Kunde bekommen, und beschlossen, die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen. Sie brachten eine bedeutende Schar zusammen, Reiter und Fußvolk, und überfielen den aufgelösten und kampfunfertigen Zug in der Wüste, im Bette des Kuisib. Da sie mit ihrem Schießen allein den Sieg noch nicht gewinnen konnten, zündeten sie das dürre Gras im trockenen Flußbette an, verbrannten eine Anzahl Wagen, Frauen, Kinder, und zwangen die übrigen, sich in eiliger Flucht zu zerstreuen. Kleinschmidt war schon vorher geflüchtet. Mitten durch die wilde Felsenwüste mußte der halbkranke Mann sich vier Tage und vier Nächte fortschleppen, in beständiger Furcht, daß die nachgesandten Spione ihn auffinden und mit allen den Seinigen niedermetzeln würden. Todmüde und gebrochenen Herzens kam er am vierten Tage in Otjimbingue bei Hugo Hahn, seinem alten Freund und Kampfgenossen, an und in dessen Armen ist er am 2. September (1864) verschieden. (Ausführlicheres siehe in dem Rheinischen Missionstraktat Nr. 1.) Die verlassene und zerstreute Gemeinde hat sich später in der Nähe von

Otjimbingue, in Salem und auf Ameib wieder gesammelt und wir werden ihr unter der Leitung des Missionars Böhm noch wieder begegnen. Aber ihre Herrlichkeit ist dahin und es heißt auch bei ihr Jeabod! Jeabod! (1. Sam. 4, 21.)

Ungefähr ebenso müßte unser Schlußurteil über die zweite Station in diesem Gebiet Hoatchanas lauten; nur daß sich dort niemals viel Herrlichkeit gezeigt hat. Hoatchanas war die Station des Missionar Vollmer unter dem Roten Volk, dessen Häuptling Oasib war. Auf dem Platze, auf welchem derselbe bis dahin gelegen hatte, an den Quellen des Kubakob, erklärte Vollmer, als im Jahr 1853 Oasib ihn zu seinem Missionar berief, nicht wohnen zu können. Ein Teil des Volks drang deshalb darauf, nach Norden in das Damragebiet zu ziehen. Aber dem widersetzte sich Oasib durchaus; er wollte von den Plünderungszügen wider die Damra damals nichts wissen. Ein großer Teil des Roten Volks war freilich mit der neu eingeschlagenen Richtung seines Oberhauptes schlecht zufrieden, wollte auch nichts mit dem neuen Lehrer zu thun haben, auch nichts von einer festen Niederlassung hören, sondern hatte Sinn und Gedanken allein darauf gestellt, die Damra zu bekriegen und zu berauben. Oasib aber, von Amraal geleitet, blieb fest auf seinem Willen, und siedelte im Juli mit dem Kern seiner Leute nach der neuen Station Hoatchanas über, wo Vollmer sich schon einige Wochen früher niedergelassen hatte. Es war ein schöner fruchtbarer Platz mit drei großen und zwei kleinen Quellen und vielem Riet und Binsengras auf einer unabsehlich weiten Hochebene nahe am Thalgrunde des Kubakob. Als Vollmer ankam, war der Platz so gut wie menschenleer. Aber nach des Kapitäns Ankunft füllte er sich bald so, daß 100 Leute am Gottesdienst in der Schilfkirche, über 50 Kinder am Unterricht in der Binsenhütte teil nahmen. Außerdem wurde Abendschule mit Erwachsenen gehalten, und auf Oasibs Wunsch auch Nähschule mit den Frauen und Mädchen durch Frau Vollmer. Der rüstige junge Missionar hatte alle Hände voll zu thun. Er sollte Häuser bauen, Gärten pflanzen, Wasser leiten, predigen und katechisieren, Schule halten und vor allen Dingen die Sprache lernen. Denn diese Leute sprechen nicht gebrochen holländisch, wie die meisten Orlam, sondern nichts als das reine Nama, was wegen seiner Schnalzlaute für Fremde so schwer zu erlernen ist. Aber Vollmer brachte es bald ziemlich weit. Er versuchte es, ohne Dolmetscher in der Namasprache zu predigen, und es gelang, er schrieb für seine Schule allerlei Namasätze auf, um große und kleine Schüler daran lesen zu lehren, und hatte sogar den Mut, etliche Gesangbuchslieder aus dem Holländischen in die Landessprache zu übertragen und ein Lesebüchlein mit biblischen Geschichten in dieser Sprache am Kap drucken zu lassen. Vollmer hatte unter seinen Pflegebefohlenen schon eine kleine Gemeinde vorgefunden, nämlich neun Personen, welche von wesleyanischen Missionaren früher getauft waren. Sie waren freilich meist in der Erkenntnis noch sehr zurück, und in der langen Verlassenheit sehr verwildert; nur zwei von ihnen konnten sogleich zum Abendmahl zugelassen werden. Aber bald meldeten sich etliche Heiden

als Taufkandidaten, durch die regelmäßigen Katechisationen wurden die Getauften rasch gefördert und alles stand in fröhlicher Blüte, als neue Kriegsunruhen ausbrachen und große Störungen herbeiführten. Es war damals noch die Zeit des alten Jonker. Derselbe hatte die Topnaar schwer beschädigt, diese riefen den Häuptling von Rehoboth und den Dasib um Hilfe an, und beide waren bereit, sie zu leisten und den Jonker zu strafen. Der aber kam ihnen zuvor und fiel selber das Rote Volk an, nämlich denjenigen Teil welcher noch in den früheren Sitzen am Kubakob wohnte. Nun war der Krieg unvermeidlich. Es war wieder ein Krieg nach Art dieser wenig zivilisierten Wilden. Rauben, Plündern, Ueberfälle bald da bald dort, ein Gefecht, wo etliche 100 Menschen auf einander losrennen, ihre Gewehre in die Luft schießen, furchtbar schreien und wirtschaften, als sollte alles in Grund und Boden gehen, und am Ende doch alle mit ziemlich heiler Haut wieder nach Hause kommen. Dasib und seine Verbündeten hatten großen Mangel an Pulver, besorgten auch einen Angriff von den mit Jonker stammverwandten Häuptlingen am Großfluß, und fürchteten sich offenbar mehr vor Jonker, als er vor ihnen. Deshalb wollte Dasib lieber mit seinen Leuten von dannen ziehen, um einen gesicherten Wohnplatz zu suchen, und es fehlte nicht viel, so wäre die Station Hoatchanas schon gleich wieder aufgehoben. Aber es fiel dem Dasib doch zu schwer, sich von seinem Missionar zu trennen. „Ohne dich," sagte er zu ihm, „kann ich jetzt nicht von hier weggehen; gehe ich ohne dich, dann ist es mir ebenso, als ob ich Gott verlassen habe, und da weiß ich, daß es mir dann nicht mehr gut gehen kann; das Beispiel sehe ich an Jonker, er kann jetzt nichts mehr thun, als Böses." Es war schon einmal (im August 1854) alles zum Aufbruch bereit, die meisten Frauen waren geflohen, Vollmer selbst machte sich fertig, mit dem Rest der Leute nach Rehoboth zu ziehen. Aber dann trat doch wieder eine Wendung ein, Dasib kehrte mit allem seinem Volk nach Hoatchanas zurück, und war nach wie vor ein eifriger Hörer des göttlichen Worts. Am 4. Dezember 1857 legte er mit eigner Hand den Grundstein zur Kirche, die auf Hoatchanas gebaut werden sollte. Es konnte ja freilich kein Dom oder Kathedrale werden, aber für eine Wüstenstation immerhin eine ganz ansehnliche Kapelle, die natürlich zugleich zur Schule benutzt wurde.

Unmittelbar darnach versammelte sich in Hoatchanas eine sehr stattliche und erlauchte Konferenz. Der alte Amraal kam und der trotzige Jonker und Witbooi und Zwartbooi und die schwarzen Häuptlinge Jan Koppervoet und Piet Koppervoet nebst andern Häuptlingen aus den nördlichen Gebieten des Namalandes, die über ein Friedensbündnis unterhandeln wollten. Hernach kamen auch noch Christian David von Bethanien und Paul Goliath von Bersaba, und es wurde wirklich ein Bündnis abgeschlossen. Einige Jahre hat es Bestand gehabt und dem Land etwas Ruhe verschafft, dann ist's wie mit allen ähnlichen Bündnissen gegangen, der Krieg ist wieder an die Stelle des Friedens getreten. Damals (1858) hätte man meinen mögen, das Land würde in kurzem unter europäischem Einfluß zu dauerndem Frieden und

Wohlstand gelangen. Es waren nämlich Kupfergräber vom Kap her auch in diese Gegenden eingedrungen. Nicht weit von Rehoboth hatten sie ihre Minen angelegt, Gebäude aufgerichtet und Vorräte aufgehäuft, wie sie für europäische Werkleute unentbehrlich sind. Auch die aus dem Süden heraufziehenden Händler hatten ihren Weg bis in die Steppen am Kubakob und Olifant gefunden, und es hatte sich ein lebhafter Verkehr zwischen den Landesbewohnern und den fremden Ankömmlingen entsponnen. Oasib selbst schien den Weißen wohl geneigt zu sein. Sonst war er freilich nichts weniger als ein Ehrenmann, selbst unter den Heiden konnte er nicht als ein nobler Charakter gelten. Obwohl seine Gestalt etwas straffes, gebieterisches hatte, so war er doch so bettelhaft, so liederlich, so sittlich verkommen wie nur der elendeste seiner Unterthanen, und war deshalb auch von seinen eigenen Leuten verachtet. Wenn der Missionar ihm seine Gottlosigkeit und seinen schändlichen Wandel unter die Augen hielt, so ließ er sich das gefallen, und sagte, ja das ist die Manier der deutschen Lehrer und ist auch ihre Pflicht, daß sie uns die Wahrheit sagen. Aber auf sein Gemüt machten solche Vorhaltungen keinen nachhaltigen Eindruck. Er hatte wohl ein unbestimmtes Gefühl davon, daß die Gegenwart des Missionars eine Wohlthat für ihn sei, ja er hatte vielleicht auch seinen Lehrer lieb, soweit ein Heide dazu imstande ist. Aber diese Liebe hinderte ihn nicht, dem Missionar grob und mit Roheit zu begegnen, wenn er einmal aufbrauste und irgend etwas nicht nach seinem Sinne war.

Vollmer hatte im Dezember 1858 sein Hoatchanas auf eine kurze Zeit verlassen, um eine Reise nach dem Kap zu machen. Bis in die Mitte des Jahres 1859 hatte er einen Stellvertreter gefunden an dem Miss. Weber von Bersaba, der Schule und Kirche leitete, sich der auf entlegenen Werften wohnenden Leute treulich annahm und mit den wenigen Getauften und dem ganzen Stamm sich sehr bald zurechtgefunden hatte. Vollmer traf erst im Januar 1860 nach mehr als einjähriger Abwesenheit wieder auf Hoachanas ein. Sein Gehilfe Saul Shepherd, ein Damra von Geburt, der ihm als Dolmetscher diente, bewillkommte ihn mit den 80 Schulkindern. Mit etwa 40 Kommunikanten konnte er gleich darnach das Abendmahl feiern und 18 Erwachsene und 16 Kinder taufen. Natürlich wurden die zerstreut liegenden Gemeindeglieder baldmöglichst von dem heimgekehrten Missionar aufgesucht, und Saul Shepherd mit noch einem Gehilfen diente ihm dabei als Evangelist und Reiseprediger. Seiner Tochter Elisabeth Shepherd konnte Vollmer zeitweise die Schule anvertrauen, in seinem eigenen Hause zog er drei Namaknaben heran, um sie zu künftigen Schulgehilfen auszubilden. Dabei hatte er immer noch den Kirchbau fortzusetzen. So weit war das Gebäude zwar fertig, daß die Gemeinde zur Not sich darin versammeln konnte, aber erst im September 1862 wurde es vollendet. Da war aber auch die Zeit der Ruhe und des Friedens schon vorüber. Der alte Jonker war 1861 gestorben. So wie der alte Löwe tot war, begann der Hader des jüngern Geschlechts und jeder suchte von der reichen Hinterlassenschaft einen möglichst

großen Beute-Anteil zu gewinnen. Aufs neue begannen die Kämpfe der Damra gegen die Nama, der Orlam gegen das Rote Volk und der Namastämme unter einander. Jasib zog dem Christian Afrikaner zu Hilfe gegen die Damra (1863), erlitt große Verluste, zog aber neue Streitkräfte aus den südlicher wohnenden verwandten Stämmen an sich, und es wurde wiederum geplündert und gemordet. Wie Rehoboth von dem wilden Raubgesindel bedrängt war und die Bewohner vertrieben waren (1864), so sollte es auch mit Gibeon geschehen und mit Gobabis, und es geschah auch so, nur daß der Ueberfall von Gibeon damals noch abgewehrt wurde. Unter solchen Umständen konnte von einer ersprießlichen Amtswirksamkeit des Missionars nicht die Rede sein. Vollmer hielt es für zweckmäßig, den wilden Sturm erst etwas ausrasen zu lassen, und benutzte diese Gelegenheit, um mit seiner ganzen Familie abermals nach dem Kap zu reisen. Er wollte seine ältesten Töchter in das Pensionat zu Stellenbosch bringen. Seine Gemeinde ließ er unter der Obhut von drei Aeltesten und zwei Vorlesern und reiste Ende Mai 1865 von Hoatchanas ab. — Er sollte seine Gemeinde auf Hoatchanas nicht wiedersehen. Als er nach Jahresfrist auf die Station zurückkam, fand er sie leer und ganz verwüstet. Ringsum schwärmte alles von Kriegern und von Flüchtlingen. Viele kamen von rechts und links, um sich unter den Schutz des weißen Mannes zu stellen; besonders die Getauften wünschten wieder im Frieden auf der Station zu wohnen. Aber der kriegs- und beutegierige Jasib ließ es ihnen nicht zu. Er zwang sie, ihn auf seinen Raubzügen zu begleiten. Er zwang auch Vollmer, sein schützendes Dach zu verlassen und mit den wilden Horden im Felde umherzuziehen. Vollmer war krank und schwach, aber trotz seiner großen Leibesschwachheit mußte er den Wagen anspannen und mit seinem ganzen Hause dem rohen Haufen folgen durch die wilde Wüste und mitten in den Kugelregen hinein. Von dem fliehenden Jasib verlassen, fand sich der kranke, sterbende Mann in den Händen der Feinde wieder. Aber auch unter den Feinden waren Getaufte. Unter ihrer Pflege und ihren Gebeten starb Vollmer den 3. Februar 1867 und ward begraben in der einsamen Wüste.

Nicht lange nach Vollmers Tode hat auch der Häuptling Jasib das Zeitliche gesegnet. Durch die beständigen Kriegszüge, durch die Angriffe und Beraubungen der Damra war sein Stamm, das Rote Volk, tief heruntergekommen. Hoatchanas war zerstört und ausgeplündert. Ein neues Geschlecht und neue Verhältnisse bildeten sich in den nördlichen Grenzbezirken des Namalandes; von den alten Häuptern war eins nach dem andern vom Schauplatz abgetreten: Jonker, Paul Goliath, Jasib, auch Amraal. Amraal war einer der ehrenwertesten Orlamhäuptlinge, ein ernster Christ und unermüdlicher Friedensvermittler. Er hatte treu zu seinen wesleyanischen Missionaren gehalten. Als sie 1850 das Land verlassen hatten, bat er, daß doch auch zu ihm Rheinische Missionare kommen möchten. Er wohnte damals noch auf Naufannabis am Rosobfluß, nur etwa zwei Tagereisen von Hoatchanas entfernt. So oft er konnte, kam er auch nach

Hoatchanas zum Gottesdienst, aber das genügte doch nicht: er mußte einen Lehrer unter seinem Volke wohnend haben. Unsere Gesellschaft, an die er sich brieflich gewandt hatte, sandte ihm im April den Missionar Eggert, der damals auf Rehoboth Gehilfe des Miss. Kleinschmidt war. In dem wasserarmen Nansannabis oder wie es von den früheren Missionaren genannt war, Wesleyvale, wollte es aber dem neuen Missionar nicht wohl gefallen. Er untersuchte die übrigen Stellen am Nosob, wo die Wesleyaner ihren Standort gehabt hatten und kam zu dem Schluß, daß etliche Tagereisen weiter nördlich, zu Olifantfontein oder Gobabis der passendste Platz für eine Niederlassung sei. So siedelte denn im August 1856 der ganze Stamm mit dem Häuptling Amraal und dem Missionar Eggert nach Gobabis über, und wir haben hier eine Uebersicht der Geschichte dieser Station einzuschalten.

Gobabis liegt in einer schönen hügeligen Gegend. An dem Schwarzfluß (Nosob), der freilich meist wasserlos ist und sich gegen Süden nach kurzem Lauf in der Wüste verliert, stehen viele schöne Dornbäume, und Weide ist ringsum für Ochsen und Kühe in Ueberfluß. Aus drei Quellen schöpfen die Bewohner den Wasserbedarf für sich und ihr Vieh und ihre Gärten, die sie nach Eggerts Beispiel reichlich mit Korn und mit europäischem Gemüse bepflanzten. Aber auch das wilde Getier der Wüste sucht diese Quellen auf, um seinen Durst zu löschen, und man konnte nachts ganze Herden von Löwen, Rhinoceros, Elefanten, oder von Gnus und Antilopen aller Art, am Wasser beschleichen. So pflegten denn Amraals Leute fleißig der Jagd, und machten reiche Beute. Auch ihre Nachbarn und Unterthanen, die Bergdamra, die Ovambandjern, die Buschmänner, die Betschuanen, die am Nordrande der Wüste vom Ngami-See herüberkamen, die Europäischen Jäger und Entdecker, die von der Walfischbai nach dem neu entdeckten See zogen, sie alle hatten ihren Sammelplatz in Gobabis, und diese Station, die am weitesten von aller Zivilisation entfernt lag, ward häufiger und lieber von weißen Reisenden aufgesucht, als manche näher an der See und am Kapland gelegenen Orte. Die kleine Gemeinde, welche Eggert auf Gobabis vorfand, bestand aus etwa 150 Orlamhottentotten und eben so viel Damra und Buschmännern. Unter den Orlams befanden sich manche ernste, gläubige Seelen, besonders in den Familien Lambert, Kordom, Viedermuis, Goeimann, Kort Waterboer, Berend u. a. Nur leider waren sie selten beisammen. Der unruhige Wandertrieb, der den Hottentotten im Blute steckt, zerstreute sie bald hierhin, bald dorthin. Die Frauen blieben stetiger „beim Worte“ und bewogen wohl auch ihre Männer, von ihrem Umherschweifen eine Zeitlang abzulassen. Aber es fehlte viel, daß der ganze Stamm sich offen und freudig für das Evangelium entschieden und dem Missionar angeschlossen hätte. Eine große Partei, vielleicht die Ueberzahl, hielt sich hartnäckig fern von Gobabis. Auf Witvley, etwa eine Tagereise westlich, hatte sie ihr Lager aufgeschlagen, und dort gings alle Tage mit Saufen, Zanken, Prügeln in allen Schanden und Gottlosigkeiten. Man wußte nicht, war die verderbliche

Einwirkung von dort her auf Gobabis stärker, oder die heilsame von Gobabis auf Witvley? Jedenfalls blieb Witvley mit seiner schlimmen Rotte ein Pfahl im Fleisch für den Missionar und die Gemeinde auf Gobabis. Uebrigens blieb Eggert nicht lange auf Gobabis. Gegen Ende 1860 übernahm Miss. Weber die Station, nachdem etwa ein Jahr lang Schule und Gottesdienst ganz unterbrochen gewesen war. Nur der Kolonist Krapohl, der im Jahre 1857 von der Rheinischen Missionsgesellschaft nach Walfischbai gesandt war, hatte mit Frau und Kind auf Gobabis gewohnt, und die Ordnung etwas aufrecht gehalten, hatte aber, wie sich denken läßt, nicht verhindern können, daß die gottlose Partei immer mehr die Oberhand bekam und Unordnung und Branntwein auf der Station regierten. Mit Mühe sammelte Weber etwa 30 Kommunikanten und 50 Schüler (die Zahl der Schüler stieg später auf 130). So oft er meinte, Schule und Gottesdienst in einem geordneten und regelmäßigen Gange zu haben, so oft kamen wieder Jagdzüge und fremde Besuche von Händlern, oder von Leuten aus der Kolonie, oder von weißen Entdeckern und Jägern störend dazwischen. Auch der alte Amraal hatte so viel zu reisen und war so oft abwesend von der Station, daß er dem Missionar wenig zu Hilfe kommen konnte. Gleichwohl gelang es Weber, eine Anzahl der schlimmen Gesellen von Witvley nach Gobabis hinüberzuziehen, er konnte auch auf Witvley selbst und den übrigen Werften in Ruhe und Frieden das Wort Gottes verkündigen. Er brachte auch eine neue Kirche fertig an Stelle der alten Buschkirche, und bewog seine Leute zu williger Beteiligung am Bau und an der inneren Ausstattung, so daß im Juni 1863 die Einweihung mit aller Förmlichkeit erfolgen konnte. Es war dies zugleich der Höhepunkt der Station Gobabis. Mit der Einweihung war verbunden die Konferenz oder Synode der sämtlichen Nama-Missionare, und es kamen demnach bei dem Miss. Weber zusammen die Brüder Voltmer von Hoatchanas, Kreft von Bethanien, Knauer von Gibeon, Krönlein von Bersaba. Nur der Veteran der Nama-Mission, Kleinschmidt von Rehoboth, war ausgeblieben. Er wohnte damals auf Otjimbingue und konnte zur bestimmten Zeit nicht abkommen. Den übrigen Brüdern, die zum ersten Male nach Gobabis kamen, machte der busch- und wasserreiche Ort (es war damals viel Regen gefallen) mit seiner neuen weißen Kirche auf dem Hügel einen sehr erfreulichen Eindruck. Zwischen dem Wohnhaus des Missionars und der Kirche hatte sich die Gemeinde zur Begrüßung der Gäste versammelt, und die Schuljugend stimmte vierstimmige Choräle an. Die fremden Brüder besichtigten den Platz und den Damm, der am Flußbette gemacht war, um das Wasser über die Felder zu leiten, bewunderten die Kirche, orientierten sich in der Gemeinde, und fanden, daß die Alten, die ihre Jugend noch in der Kolonie verlebt hatten, sich nicht wesentlich unterschieden von den kapischen Bauern. Besonders Amraal war ihnen eine ehrwürdige Erscheinung mit fast silberweißem Haar. Er wohnte auch in einem gemauerten Hause auf der Station, ebenso wie sein Sohn Samuel. Die Verhandlungen der Konferenz

beschäftigten sich vor allen Dingen mit den Uebersetzungsarbeiten. Die von Krönlein übersetzten Calwer Biblischen Geschichten wurden unter Zuziehung von sprachkundigen Männern und Dolmetschern geprüft und revidiert, ebenso die noch nicht ganz beendigte Uebersetzung des Neuen Testaments. Eine Sprachkommission wurde gebildet und der Druck der übersetzten Schriften eingeleitet. Außerdem wurde beschlossen, daß jede Gemeinde angehalten werden sollte, einen besonderen Missionsfonds zu bilden durch Absonderung einer Herde, die als Eigentum der Rheinischen Missionsgesellschaft gelten, und deren Ertrag vollständig in die Kasse der Gesellschaft fließen sollte. Bersaba besaß bereits solchen „Gesellschaftsfonds", auf Bethanien war ebenfalls ein Anfang damit gemacht, jetzt sollte auch auf den nördlichen Stationen ein Gleiches versucht werden. Eine ganz besondere Feierlichkeit sollte die Gobabis'er Gemeinde noch erleben, indem bei Gelegenheit dieser Konferenz der Miss. Knauer die Ordination empfing. Dieser feierliche Akt wurde am 5. Juli in der Kirche von Gobabis vor versammelter Gemeinde vollzogen, und mit gespanntester Aufmerksamkeit nahmen die versammelten Zuhörer an dieser ihnen so ganz ungewohnten und kaum verständlichen Feier teil. Natürlich fühlten sie sich durch alle die Gottesdienste, durch die verschiedenen Ansprachen, durch den Besuch der fremden Lehrer mit ihren Familien nicht wenig gehoben und geehrt, und begleiteten die abziehenden Gäste mit ihren besten Wünschen.

Wenig Monate nach diesen Tagen der Erquickung brach eine schwere Heimsuchung über Gobabis und über das ganze Land herein. Die Pockenepidemie hatte sich langsam vom Süden nach dem Norden verbreitet und fiel mit ganz besonderer Bösartigkeit über diese nördlichste Gemeinde her. Im Verlauf von wenigen Wochen starben auf Gobabis 130 Leute, und wunderbar genug, alle Säulen der Gemeinde mit dem alten treuen Amraal an der Spitze. Als Missionar Weber nach dem Erlöschen der schrecklichen Krankheit seine Gemeinde musterte, siehe, da war sie fast völlig dahin. Nur ein Teil des jüngeren Geschlechts war übrig geblieben, aber die altbewährten treuen Gehilfen und Freunde waren nicht mehr da. Er mußte eine ganz neue Arbeit beginnen, sich abermals eine Gemeinde heranzuziehen suchen und anstatt weiter zu bauen, wiederum den Grund legen. Anfangs schien das auch gelingen zu wollen. Von Witvley kam ein großer Zuzug auf die Station, auch von anderen Werften; es konnten wieder mehrere Erwachsene getauft werden, eine Missionsherde wurde wirklich gesammelt, wie es die Konferenz beschlossen hatte; aber gar bald zeigte sich's doch, daß ein anderer Geist auf der Station eingezogen war. Die alte Raub- und Kriegslust war wieder erwacht. Die Bergdamra und die Ovambandjern, die bis dahin wohl als Untergebene der Orlam, aber doch als ruhige Nachbarn unbehelligt hatten wohnen dürfen, wurden jetzt bedrängt und mißhandelt in einer so brutalen Weise, daß eine allgemeine Empörung derselben vorauszusehen war. Der Missionar, der sich ihrer annahm, wurde gleicherweise bedroht. Niemand war mehr da, der dem wilden Treiben Einhalt gebieten,

der Anarchie steuern und sich der Missionare und der weißen Reisenden annehmen konnte. Weil Missionar Weber mehrere Gemeindeglieder, die sich an der Beraubung eines weißen Händlers beteiligt hatten, ausgeschlossen hatte, darum wurde auch ihm der Tod gedroht. Jan Afrikaner, Jonkers Nachfolger, kam mit seinen Spießgesellen selbst auf die Station, um das Feuer zu schüren. Besonders die große Ochsenherde, welche Krapohl durch seine Handelsgeschäfte gewonnen und nach dem Kap zu treiben willens war, reizte die Gier dieser zuchtlosen Menschen. Am 11. April 1865 erfolgte die Katastrophe. Die Damra hatten sich erhoben und ihren bisherigen Oberherrn, den Orlam, den Gehorsam aufgesagt. Das gab den Vorwand, um Krapohl und Weber, als Freunde der Aufständischen, anzufallen, in ihre Häuser zu schießen (mehr als 50 Kugeln fand Krapohl in seiner Schlafkammer) und zu demolieren, was ihnen vorkam. Nachdem die Geschwister einen Tag in höchster Lebensgefahr geschwebt, beschlossen sie, mit allem was sie hatten, die Station zu verlassen. Unterwegs wurden sie noch mehrfach angehalten und beraubt, kamen aber schließlich ohne weiteren Verlust, als den des größten Teils ihrer Ochsenherde, nach Bersaba und Bethanien, wo sie in Sicherheit waren. Krapohl ist von da weiter nach Steinkopf gezogen und hat dort sein Handelsgeschäft neu etabliert. Weber ist, wie oben erzählt, nach Warmbad versetzt und hat die Leitung der dortigen Gemeinde übernommen. Die Gemeinde von Gobabis hat sich aufgelöst, ebenso wie die von Hoatchanas. Die treu gebliebenen Glieder derselben flüchteten nach dem Süden, in die Nähe der Stationen Gibeon und Bersaba, und suchten dort wieder einigen Anteil zu gewinnen an den Segnungen des göttlichen Wortes und der christlichen Gemeinschaft. Ihre Bitten um Wiederaufrichtung der zerstörten Stationen konnten nicht berücksichtigt werden, da das wilde Räuberwesen im Norden des Landes fortdauerte und an eine Wiederherstellung des allgemeinen Friedens noch nicht zu denken war. (Näheres über die Katastrophe auf Gobabis vgl. „Berichte“ 1865, Nr. 9, S. 276.)

Walfischbai und die Damrastationen.

Die beiden Regenflüsse Kuisib und Tsoachaub, welche in der Nähe der Walfischbai das Meer erreichen, nimmt man gewöhnlich als die Nordgrenzen des Namalandes an. Was über sie hinaus liegt, wird als Damraland bezeichnet. Es ist eine weite Hochebene mit vielen Hebungen und Senkungen, aber wenig eigentlichen Bergen. Auch hier mangelt es an Quellen und laufenden Flüssen, darum sind die schwarzen Bewohner des Damralandes ebensowohl auf Viehzucht und nomadisierendes Wanderleben angewiesen, wie ihre gelben Nachbarn, die Naman. Wo man von der Hochebene nach der Meeresküste hinuntersteigt, kommt man in einen sandigen Dünengürtel ohne alle Vegetation. Mit Ausnahme der wunderlichen Narastaude (Gurken- oder Kürbisart) kann in der trostlosen Wüste am Meer nichts gedeihen. Gleichwohl hat auch hier das zähe Geschlecht der Menschen sich

anzusiedeln gewußt. Ein elender Namastamm, Topnatie oder Topnaar genannt, schweift zwischen diesen öden Dünen, fängt Fische aus der Bai und hier und da ein Wüstentier auf der Jagd, nährt sich aber vorzugsweise von der Narafrucht, die das ganze Jahr wächst und Nahrung und Trank zugleich ersetzt, so daß dies armselige Geschlecht eigentlich kaum des Wassers bedarf (an Waschen denkt niemand), sondern unter jedem vollen Narastrauch sein Lager aufschlägt und weiterzieht, wenn er geleert ist. Natürlich würde hier, außer diesen nackten Nara-Essern (Narinku nennen sie sich) kein Mensch, wenigstens kein Europäer leben können, wenn nicht der doppelte Thalgrund des Knisib und des Tsoachanb diese losen Sandhügel durchschnitte. In diesen Gründen oder Flußbetten sammeln sich von Zeit zu Zeit die großen Regenmassen, die von der Hochebene herunterstürzen, und dann zieht auf etliche Tage oder Stunden ein brausender Strom durch den sonst trockenen Grund zum Meer. Der Strom versiegt zwar bald; aber es bleibt doch etwas Feuchtigkeit im Grunde zurück, hier und da sogar ein Morast, ein Wasserloch, ein Weiher, auf welchem sich Gans und Pelikan einzufinden pflegen. Aus dem feuchten Grunde sproßt nicht bloß Gras und Schilf, sondern reichliches Buschwerk, ja schlanke Baumstämme und ganze Waldungen von Ahnabäumen, in denen jagdbares Getier in Menge sich findet. In diesen Gründen kann man Gärten und Kornfelder anlegen, von hier aus haben auch unsere Missionare sich der wandernden Topnaar anzunehmen gesucht.

Sobald unsere Mission unter den nördlichen Naman und unter den Damra begann, erhielt die Walfischbai für uns eine besondere Bedeutung. Für alle Bedürfnisse der Missionare giebt es in diesem Teil von Südafrika keinen anderen Markt und Stapelplatz als die Kapstadt. Von dort muß alles bezogen werden, Eßwaren, Kleidung, Möbel, Gerätschaften, Schulsachen, und was sonst für Utensilien in jedem auch noch so bescheidenen Haushalt vorkommen. Von Kapstadt diese Dinge ins Damraland transportieren zu lassen, giebt es nur zwei Wege, entweder zu Lande mit dem Ochsenwagen, und dann braucht man drei bis vier Monate unter gewaltigen Unkosten, oder zu Schiff von Kapstadt nach Walfischbai, das dauert 8 bis 10 Tage. Es konnte kein Zweifel sein, welcher Weg vorzuziehen sei. Sollten aber die Schiffe, die nach Walfischbai kamen, die Sachen für die Missionare, die auf der Hochebene ihr Werk trieben, mitbringen, so mußte an der Bai ein Missionar wohnen, der sie in Empfang nahm und aufbewahrte, bis die Brüder ihre Ochsenwagen schickten, um sie abzuholen. Es war keine geringe Zumutung für einen Missionar, sich in der Einsamkeit dieser Sandwüste niederzulassen und nur mit den paar hundert Topnaar, dem elenden zigeunerhaften Gesindel zu verkehren. Gleich die ersten Missionare, welche an der Walfischbai sich ausschifften, die Missionare Rath und Scheppmann (4. Januar 1845) empfingen einen so tiefen Eindruck von der Unwirtlichkeit dieser öden Uferstrecken, daß namentlich der eine, Scheppmann, innerlich erzitterte bei dem Gedanken, in einem solchen Land bei solchen Leuten sein Leben zubringen zu müssen. Und gerade ihm wurde diese Aufgabe zu teil. Nachdem er

nach neunwöchigem trüben Aufenthalt an der Bai mit seinem Reisegefährten abgeholt und auf die Hochebene zu den Missionaren Kleinschmidt und Hugo Hahn hinaufgeleitet war, erklärten die versammelten Brüder nach längeren Beratungen es für notwendig, daß Walfischbai sofort besetzt werde und beauftragten Scheppmann, dort eine Niederlassung zu versuchen. Es dauerte lange, ehe er dorthin ziehen konnte. Auf einer Rekognoszierungstour, auf dem kahlen Gipfel eines Berges, mitten in der einsamen Wüste, hatte sich der junge Missionar mit seinem eigenen Gewehr auf gefährliche Weise verwundet, und mußte erst ein langes Krankenlager durchmachen, ehe er imstande war, von Rehoboth, wo er die letzten Monate zugebracht hatte, und von dem Bruder Kleinschmidt, der als geschickter Wundarzt ihn unter seiner Pflege gehabt, sich zu verabschieden und seinen schweren Weg nach der Walfischbai anzutreten. (Näheres über die Gründung von Scheppmannsdorf siehe „Berichte“ 1850, Nr. 22). Aber er ging in selbstverleugnendem Gehorsam dorthin, und der Herr hat ihn dafür reichlich gesegnet. Am 4. Dezember 1845 kam er an seinem neuen Wohnort an. Die Schwierigkeiten, welche er anfangs mit dem dortigen Häuptling Kaigbab hatte, der sich auf seinen Oberherrn Jonker berief, und die Niederlassung eines Missionars nicht zugeben wollte, wurden überwunden. Da es ihm nicht gestattet war, unmittelbar an der Bai sich anzubauen, so zog er sich mehrere Stunden landeinwärts in den Thalgrund des Kuisib zurück, und an dem fruchtbarsten Punkt desselben baute er sich eine Hütte zur Wohnung sowie zur Schule und zum Gottesdienst. Die Gemüter der Leute fingen bald an, ihm geneigt zu werden, hier und da fingen etliche an zu beten, bald zeigte sich eine Erweckung auf der Station. Am 12. April 1846 taufte er seinen Erstling Noah, fünf Wochen darauf schon sechs Erwachsene und vier Kinder, und bis Ende des Jahres hatte er schon 17 Kommunikanten um den Tisch des Herrn gesammelt, und 15 Taufkandidaten wurden von ihm unterrichtet. Zwar mußten auch hier die Leute sich immer wieder zerstreuen, nicht um ihres Viehes willen, denn sie hatten wenig genug, sondern weil in der Nähe die köstliche Narafrucht verzehrt war und nun in größerer Entfernung aufgesucht werden mußte. Aber Scheppmann säumte nicht, den zerstreuten Schafen nachzugehen, machte Rundreisen bis nach dem Tsoachanb, um nur niemand zu vergessen, und wußte sie doch immer wieder an die Station zu fesseln. Er hatte sie gelehrt, Gärten anzulegen, sich selbst etwas Gemüse und Kraut zu bauen, und es geriet. Immer besser konnte er auch mit ihrer Sprache fertig werden, schon bedurfte er kaum noch des Dolmetschers, kurz die Station versprach schnell aufzublühen, da — zu Anfang des Jahres 1847 — erkrankte der liebe Scheppmann, wurde nach mehrmonatlichem Kränkeln von seinem ehemaligen Reisegefährten Rath nach Neu-Barmen geholt, ging nach Rehoboth, um der dortigen Kirchweih beizuwohnen, erkrankte aufs neue am Landesfieber, schien sich abermals aufzuraffen und machte Anstalten, wieder nach seiner Station an der Bai zurückzukehren, da befiel ihn ein Blutsturz am 19. August 1847 und in den Armen seines Freundes Kleinschmidt auf Rehoboth

ist er gestorben. Fast 1½ Jahr blieb seine Station unbesetzt. Dann kam Dezember 1847 der schon erwähnte Missionsgehilfe Jan Bam und trat in die Arbeit des seligen Scheppmann ein. Zu Ehren des treuen und so früh heimgegangenen Gründers wurde die Station Scheppmannsdorf genannt.

Bam war von Geburt ein Kapstädter und Schwager des seligen Schmelen. Er hatte sich soeben von der Kapstadt seine Frau geholt und brachte auch die Brüder Kolbe und Vollmer sowie Raths Braut mit ins Land. Ordiniert war er nicht, aber er war ein gewitzter Mensch, der mit den Händlern und Schiffsleuten an der Bai gut fertig werden konnte, und den landeinwärts wohnenden Brüdern als ihr Agent und Kommissär unschätzbare Dienste geleistet hat. Auch zur Hebung des Platzes hat er außerordentlich viel gethan. Als er dort ankam, sah man da nur die Riedhütte vom seligen Bruder Scheppmann; die Ponthokken der Stationsbewohner bestanden nur aus Stücken von Baumbast und Gras und waren so niedrig, daß man sie für kleine runde Erdhaufen hielt, die mit Gras bewachsen wären. Bam errichtete gleich nach seiner Ankunft ein neues Wohnhaus mit drei Kammern und einem Ausbau, der zur Küche benutzt ward, daneben ein Kirchlein für etliche hundert Personen, etwas weiter ein Packhaus, wo die für die übrigen Missionare zu Schiff ankommenden Güter bis zu ihrem Transport ins Innere aufbewahrt wurden. Noch etwas weiter stand ein Häuschen mit Thür und Fenster, welches dem Häuptling gehörte. Noch eine andere Reihe von Häuschen ward durch die ab- und zugehenden englischen Handelsleute errichtet, welche hier ihr Hauptquartier aufzuschlagen pflegten. Dazu hatte Bam Gärten angelegt, hatte Korn gepflanzt, und wenn man das üppige Weizenfeld, die niedlichen Häuser, die vielen Gartenfrüchte sah, und den Klang des Glöckleins hörte, welches Bam aus Kapstadt zum Geschenk bekommen hatte, so konnte man zweifeln, ob denn das noch dasselbe Scheppmannsdorf sei, welches man zwei Jahre früher in seiner traurigen Zerfallenheit gesehen hatte. Indes, es ist alles eitel, alles Menschenwerk und aller Menschenruhm. Der liebe Bam sollte das auch erfahren; sein liebes Dörflein, seiner Hände Werk und seiner Augen Lust, sollte vor seinen Augen zu Grunde gehen. Wie schon gesagt, liegen alle Gehänlichkeiten, Felder und Gärten in dem Thalgrund des Kuisib, in dem Flußbette würden wir sagen, wenn hier ein wirklicher Fluß wäre. Aber das Thal ist ganz trocken. Bisweilen jedoch geschieht es, daß die Regenmassen, die mit unerhörter Gewalt im Hochland und in den Gebirgen fallen, sich in gewaltigen Wogen durch das Thal ergießen und für etliche Tage einen Fluß bilden, der bis ins Meer fließt. Das geschah auch gegen Ende Februar 1852. Bams schönes Wohnhaus und das liebe Kirchlein stürzten ein, ebenso Scheppmanns altes Häuschen und mehrere Wohnungen der Engländer, Bam mußte sich mit seiner Familie auf einen Sandhügel retten und sich zunächst in einem Zelte und Bretterverschlag behelfen. Gärten und Felder waren überschwemmt und mehrere große Bäume wurden umgerissen; das Ganze bot einen

Anblick trauriger Verwüstung. Indes Häuser und Gärten können wiederhergestellt werden und wurden auch wiederhergestellt. Ein Segen dieser Ueberschwemmung war die Aufschreckung der Topnaar. Seit langer Zeit waren die Leute nicht so zahlreich und aufmerksam beim Gottesdienst gewesen, wie unmittelbar nach der Unglückswoche. Die Gemeinde war freilich nur noch sehr klein. Bei seiner Ankunft hatte Bam 35 Getaufte vorgefunden, seitdem waren etwa noch 12 Personen getauft; aber von dieser kleinen Zahl waren die meisten vom Teufel gewaltig durch das Sieb geworfen. Sie hatten sich freilich gebeugt und Buße gethan, ihre Sünden öffentlich bekannt und Besserung gelobt, aber es waren so überaus schwache und wankelmütige Menschen, daß sie ebenso leicht wieder zum Bösen sich wandten wie zum Guten. Da war denn ein solches göttliches Merkzeichen wie die Ueberschwemmung und teilweise Vernichtung der Station sehr dazu geeignet, die leichtsinnigen Gemüter ein wenig zum Ernst zu stimmen. Es meldeten sich auch wieder etliche Seelen zur Taufe, und Bam wollte eben anfangen, wieder guten Mut zu fassen, da kam eine neue Störung. Jonker schickte Befehl an den Häuptling Kaighab, daß er mit seinem ganzen Volk die Gegend an der Walfischbai verlassen und zu ihm hinauf ins Gebirge ziehen sollte. Vielleicht wollte er mehr Mannschaft zu seinen Eroberungszügen haben, vielleicht auch nur die Leute dem Einfluß des Missionars entziehen. Das gab eine große Aufregung. Einige zogen gern, besonders der Häuptling, andere schieden mit geschlagenem Gewissen von Kirche und Gottesdienst. Aber sie zogen am Ende doch alle, an 300 Mann. So saß Bam mit den Seinigen plötzlich so gut wie allein auf der Station, und Predigt und Unterricht hörte auf.

Fortziehen durfte er nicht. Wie hätten wohl Rath und Kleinschmidt und die übrigen Brüder im Innern des Landes fertig werden sollen, wenn sie nicht den treuen Bam an der Bai gehabt hätten. Sein Packhaus war sozusagen der Brodschrank für die im Innern liegenden Stationen und er hatte Not genug, ihn immer gefüllt zu halten. Er blieb also stille auf seinem Schleppmannsdorf und wartete, bis seine Leute wiederkommen würden. Er brauchte nicht lange zu warten. Noch vor Jahresschluß 1852 hatte er seine Gemeinde wieder beisammen, konnte wieder Schule halten mit 30 Schülern, Gottesdienst mit ungefähr 50 Kirchgängern, Abendmahl mit neun Kommunikanten. Und so blieb es seitdem auf Schleppmannsdorf, ein beständiges Kommen und Gehen. Eine festbegründete Gemeinde konnte aus diesen losen Wüstenbewohnern sich nicht bilden, aber die umherschweifenden Haufen wurden mit dem Worte Gottes gespeist. Die Versuchungen wurden freilich immer schwerer, und grade diejenigen am schwersten, die von den weißen Leuten ausgingen. Unaufhörlich zogen Reisende, Händler, Naturforscher, Schiffskapitäne, Fischer, Erzgräber über den Platz und verweilten oft monatelang auf der Station, ehe sie sich zur Weiterreise gerüstet hatten. Der Jude Aaron aus Kapstadt, der schon seit etlichen Jahren in Sandwichhaven Fische fangen, an der Bai Pulver und Branntwein verkaufen, und von den Inseln

an der Küste Guano holen ließ, landete im Jahr 1854 fünf Wagen an der Bai, welche den Weg durch Jonkers Gebiet nach dem Ngami-See suchen und die Kupferminen im Lande ausbeuten sollten. Jonker, wurde erzählt, habe ihm den untern Lauf des Tsoachaub für den achten Teil des zu gewinnenden Kupfers verkauft. Darnach kamen noch in demselben Jahre die Leute von der Suffert'schen Kompanie, dann von der Wichs'schen Kompanie, von der Entreprise-Kompanie, von der Walfischbaiminen-Kompanie, und so dauerte diese Einwanderung fort. An der Walfischbai selbst ließen sich Europäer nieder, Packhäuser wurden aufgerichtet und Agenten boten ihre Dienste an, auch den Missionaren im Damraland, so daß nach Bams Tode 1856 kein Missionar mehr auf Scheppmannsdorf stationiert zu werden brauchte.

Eine Zeitlang hat es geschienen, als sollte auch die Mission im Innern, unter den Damra, ebenso zu Grunde gehen, wie die unter den nördlichen Nama und an der Walfischbai. Gottlob hat sie sich kräftig wieder aufgerichtet. Die Damra sind ein Negervolk, groß und stark, prahlerisch eitel, geschwätzig und zänkisch, kindisch im Nachahmen und im Tändeln, geizig und bettelhaft, voll unsagbarem heidnischem Schmutz und Roheit, aber in ihrem munteren Geschick und willigen Anstelligkeit machen sie fast den Eindruck eines jugendlichen Volks, welches vielleicht noch eine Zukunft vor sich hat. In ihrem schamlosen Heidentum, in ihrer Nacktheit und Unzucht waren sie freilich nichts weniger als angenehm, und die Missionare hatten schwer von ihnen zu leiden. Die unverschämtesten Bettler und geriebensten Betrüger finden sich nicht etwa hier und da unter ihnen, sondern die ersten Missionare meinten, das ganze Volk scheine gar keinen Begriff davon zu haben, daß Lügen und Stehlen Sünde sei. Ganz so schlimm hat sich's bei genauerer Bekanntschaft doch nicht herausgestellt und es finden sich hier und da noch Spuren von Dankbarkeit, von Treue und Erbarmen. Aber diese Spuren sind selten. Im allgemeinen ist ihnen die rohste Grausamkeit natürlich. Sie schneiden ihren Gefangenen Hände und Füße ab, schlitzen Kindern den Bauch auf, als müßte es nur so sein, und wundern sich, daß die Europäer sich über solche Greuel entsetzen. Im offnen Kampf sind sie grade keine Helden, aber aus dem Hinterhalt hervorzubrechen und den Feind zu überfallen, wehrlose Haufen und Flüchtlinge niederzumetzeln, das ist ihre Lust. Von Gott und göttlichen Dingen wissen sie nicht viel mehr als die Nama; aber sie haben mehr Gebräuche, Beschwörungen, Zeremonien, einen Ueberrest von Opferdienst und viel Zauberkram. Sie haben eine dunkle Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele, und erzählen von Gespenstern, die aus den Gräbern wieder aufgestiegen und den Leuten erschienen seien, oder von Stimmen, die auf die Fragen aus den Gräbern Antwort geben. Besonders die Seelen der verstorbenen Häuptlinge spielen eine große Rolle bei ihren Söhnen und Nachkommen. Die Gräber der Häuptlinge werden mit einem dicken Dornzaun umgeben, daß niemand hinzukann; an einem Baume in der Nähe sieht man hunderte von Ochsenhörnern über einander gestellt und so oft der Stamm in die Nähe des Grabes kommt, wird ein Ochse

geschlachtet, Milch auf das Grab gegossen und der verstorbene Häuptling über die Zukunft oder über wichtige Angelegenheiten des Stammes um Rat gefragt. Denn auch diese Damra sind ebenso wie ihre Nachbarn, die Naman, Herdenbesitzer und Nomaden. An Kultur und Anbau des Landes denken sie nicht, können auch nicht daran denken, denn abgesehen von einer Anzahl Oasen ist die Hochebene, auf der sie wohnen, zwar ein gutes Weideland, aber nicht kulturfähig. Erst weiter nordwärts, nach den Ufern des Kunene zu, ändert sich die Natur des Landes und die dortigen Negerstämme, Ovambo u. s. w., wohnen in festen Häusern und Dörfern, treiben Ackerbau, haben ein geordnetes Regiment und machen den Eindruck eines wohlhabenden Volkes. Dagegen unsere südlicheren Neger, die Damra, schweifen mit ihrem Vieh umher, und es wird schwer gelingen, sie an Seßhaftigkeit zu gewöhnen. Ihr einziger Reichtum ist das Vieh, zwar hatte Jonker, der große Nama-Räuber, übel unter ihrem Vieh gehaust, aber die Verluste waren bald wieder ausgeglichen, die Herden vermehren sich schnell.

In zwei Hauptstämme teilen sich die südlichen nomadisierenden Damra (Viehdamra), Ovaherero und Ovambandjern. Letztere haben wir bereits weiter im Osten, in der Umgegend von Gobabis kennen gelernt; mit den ersteren, den Ovaherero (Sing. Umuherero) hat unsere bisherige Damra-Mission es fast ausschließlich zu thun gehabt. Als Hugo Hahn im Jahre 1844 zu ihnen nach Okahandja zog, da waren diese Ovaherero noch freie Leute. Aber kurz darnach begann der eroberungssüchtige Jonker seine Raubzüge unter diesem Volk, die mit einer Unterjochung der Damra endeten. Die Anfänge unserer Damra-Mission konnten schon deshalb keinen Erfolg haben, weil sie in die Zeit der Beraubung und Knechtung jenes Volkes fielen. Von Okahandja wurden unsere Missionare zwar nicht durch Feinde, sondern durch die Dürre vertrieben. Sie zogen deshalb zu der heißen Quelle von Otjikango, bauten sich da ein Häuschen und nannten die Stelle Neu-Barmen. Hugo Hahn mit seinem treuen Gehilfen Jan Bam begann hier im Oktober 1844 seine Arbeit und im April 1845 trat der eben angekommene Missionar Rath ihm zur Seite. Sie hatten fürwahr eine schwere Aufgabe zu lösen. Denn sie waren zu einem Volke fremder Zunge gekommen, dessen Sprache kein einziger unter ihren Leuten verstand, sie selbst am wenigsten. Ein Weib, das ihnen als Dolmetscherin dienen sollte, erwies sich als durchaus unfähig. Mit geschlossenem Munde Missionar zu sein unter einem völlig rohen, stumpfen, im tiefsten Heidengrenel dahinlebenden Volke, das ist eine harte Probe. Unsere Brüder haben zwei Jahre gearbeitet und gebetet ohne Unterlaß, um nur soviel von der Sprache zu erlernen, daß sie einen Anfang mit der Verkündigung der frohen Botschaft machen könnten. Aber die Schwierigkeiten schienen unüberwindlich. „Fürchtete ich nicht die Hand des Herrn," schrieb Hahn einmal, „ich liefe weg und überließe es anderen Brüdern, die mehr Gabe und Eifer besitzen, diese Sprache zu lernen." Man denke auch nur, was das sagen will, ohne Buch, ohne Lehrer, ohne Anleitung, bloß durch Zuhören, Ver-

gleichen, Raten den Sinn der fremden Töne zu ermitteln, die aus dem Munde des wilden Volkes undeutlich und halb verschluckt an ihr Ohr schlugen; dann, nachdem sie mühsam den Sinn einer Anzahl von Wörtern herausgebracht, durch mancherlei Versuche die Regeln ausfindig zu machen, nach welchen die einzelnen Wörter abgewandelt und zusammengefügt werden, bis es endlich gelang, das grammatische System zu ergründen, durch welches die ganze Sprache beherrscht wird. Neuerdings haben gelehrte Sprachforscher gefunden, daß diese Sprache im Zusammenhange steht mit dem größten Teil der Negersprachen Afrikas, so daß also mit der Kenntnis des Otjiherero vielleicht der Schlüssel gegeben ist zum Verständnis der Sprachen aller benachbarten Negerstämme. Es war übrigens nicht die Sprachform, welche unsern Brüdern die meiste Not bereitete, sondern der heidnische Sinn und Geist der Sprache. Mußten sie doch die Ausdrücke fast erfinden, um von geistlichen Dingen mit diesem Volke reden zu können. Nur für irdische, äußerliche Dinge gab es Benennungen und Ausdrücke, und wie gemein, wie schmutzig, wie ekelhaft waren sie zum Teil. So blieb denn die Predigt der Missionare, anfangs nur sehr kümmerlich und mangelhaft, und das Heidenvolk fast ohne alle geistliche Anregung. Es sah die weißen Männer, die unter ihnen wohnten, etwa als Zauberer an, die ihren eigenen Zauberern noch überlegen seien, oder als reiche Fremdlinge, bei denen gut zu stehlen und zu betteln wäre, oder als kräftige Schutzherrn gegen ihre Feinde. Arme und ausgeplünderte Ovaherero sammelten sich gern auf der Station der weißen Lehrer. Bei ihren schwarzen Brüdern hatten sie wenig Mitleiden und Erbarmen zu erwarten. Nur die weißen Männer hatten Mitleid mit ihrer Not, wollten ihnen Gutes erweisen, waren für ihr Wohlergehen besorgt, und darum bauten sie ihre Bienenkorbhütten gern um die Wohnung der Missionare her. Nicht etwa, daß sie dem wohlwollenden weißen Manne nun dankbare Anhänglichkeit bewiesen hätten. Nichts weniger. Sie belogen, bestahlen, ärgerten ihn auf alle Weise, es fiel ihnen gar nicht ein, ihm etwas zuliebe zu thun, nur für sich selber den größten Vorteil aus seiner Anwesenheit zu ziehen, das war ihr Ziel. Die Brüder Hahn und Rath ließen sich durch solche Gemeinheit ihrer Pfleglinge keineswegs beirren; sie wußten ja, daß sie Heiden vor sich hatten, Knechte der Sünde durch und durch. Sie nahmen sich vielmehr des elenden Volkes mit aller Freundlichkeit an, lehrten Gärten anlegen, Früchte gewinnen, die Haushaltung besser einrichten, den kleinen Viehstand allmählich vergrößern und hatten die Genugthuung, daß fast alle jene Hungerleider, die sich zu ihnen hielten, nach und nach wieder zu einem kleinen Besitztum gelangten. Dadurch gewann natürlich die Station bedeutend an Ansehen. Auch die umherziehenden reichen Nomaden würdigten Neu-Barmen je und dann ihres Besuchs, und trieben ihre unabsehlichen Viehherden über den Platz, um den weißen Häuptling zu begrüßen. Denn als Häuptling galt Hahn bei ihnen allen; er mochte nun sagen was er wollte, er war in ihren Augen der Eigentümer des Platzes und die Anwohner waren seine Untergebenen. Und weil's nun auf

Hahns Platz immer so ordentlich und geregelt herging, so entstand dort allmählich ein förmlicher Marktverkehr. Die umherschweifenden Stämme trafen daselbst zusammen und tauschten ihre geringen Habseligkeiten, meist Jagdbeute, Tabak und Eisengeräte gegen einander aus, handelten auch mit den Missionaren, die sich ihr Schlachtvieh von ihnen einkaufen mußten, und mit Kleiderstoffen und Gerät, das sie aus Kapstadt mitgebracht hatten, bezahlten. Hahn mochte wollen oder nicht, er mußte seine Rolle als Häuptling weiter spielen, Marktgesetze entwerfen, Ort und Tag bestimmen, Streitigkeiten schlichten u. s. w. Den greulichen Lärm, der mit solchem Markte verbunden ist, konnte er freilich nicht beschwichtigen, denn ohne wildes Schreien und Lärmen geht es ja kaum auf Christenmärkten ab, wie viel weniger auf heidnischen und nun gar afrikanischen Märkten.

Aber nicht um zu pflanzen und zu bauen, zu handeln und zu herrschen war Hahn mit seinem Kollegen Rath ins Damraland gekommen, sondern um das Evangelium zu predigen. Hahn hatte eine kleine Kirche erbaut und anfangs 1847 waren die Brüder soweit der Sprache mächtig, daß sie es wagen konnten, mit der Predigt zu beginnen. Es war ihnen eine hohe Freude, aber eine saure Arbeit. Wie viel Not hatten sie anfangs noch immer, wirklich den Leuten das zu sagen, was sie sagen wollten, wie viel Sorge, daß sie nicht, ohne es zu wollen ihnen ganz verkehrte, gar lästerliche Dinge beibrächten. Indes unter viel Gebet ging es doch allmählich vorwärts, und Uebung macht den Meister. Als Ostern 1849 noch ein drittre Bruder, Kolbe, ihnen zu Hilfe kam, und sie bald darauf in den Besitz einer kleinen Druckerpresse gelangten, konnten sie schon daran denken, einzelne Teile der heiligen Schrift zu übersetzen, Lehrbücher und heilige Geschichten zu drucken, und Kolbe fertigte gar an 50 geistliche Lieder in der Damrasprache an, die sie beim Gottesdienst singen wollten. Das alles kam nun freilich den Schwarzen gar wunderlich vor, das Singen, Beten, Predigen war ihnen zum Teil zum Lachen, und sie stellten sich meist sehr ungeschickt dazu an; aber sie ließen sich's doch gefallen; kamen gehorsamlich in die Hütte des Missionars, wenn sie zur Predigt zusammengerufen wurden, schickten auch ihre Kinder zur Schule, hielten sich am Sonntag ziemlich stille und waren über all diese neuen Sachen nicht wenig verwundert. Daß das gepredigte Wort einen Eindruck auf sie gemacht hätte, davon war noch wenig zu spüren, ihre stumpfen Seelen waren viel zu sehr von den Dornen und Disteln des Sündenlebens durchwachsen, als daß die ausgestreute Saat darin hätte Wurzel fassen können. Indes konnte man es doch bald an ihnen spüren, daß sie unter christlicher Zucht standen, und daß die Zucht ihnen gut that. Auch waren doch nicht alle ganz unempfänglich für das gepredigte Wort. Einer, Kamuzandu, der den Missionar Hahn auf einer längeren Reise begleitet hatte, zeigte in der That eine auffallende Veränderung, so daß er seinen Landsleuten schon zum Gespött wurde. Auf Befragen erzählte er den Missionaren, daß er zu Jehovah bete um Erleuchtung, damit er das gepredigte Wort recht verstehen möge; er bete, daß sein Herz möge

erneuert und gewaschen werden im Blute des Messias, der für die Sünden der Welt gestorben sei; er bete, daß Gott dem Satan wehren möge, daß er doch das Wort von seinem Herzen nicht wegnehme, und daß es allen seinen Landsleuten und allen Völkern auch geprediget werde. Das war denn eine gar tröstliche und ermunternde Erfahrung für unsere Brüder. (Leider ist aber auch dieser Kamuzandu später wieder ins Heidentum zurückgesunken.) Die Stationen fingen an, äußerlich mehr und mehr zu gedeihen, die Schulen wurden ziemlich besucht und gaben Hoffnung für die Zukunft, auch die Gottesdienste wurden allmählich geregelter und würdiger, die Zuhörer aufmerksamer und die Katechisationen zeigten, daß die meisten Stationsbewohner das gepredigte Wort wohl verstanden. Ja einer unsrer Missionare schrieb, wenn diesen Heiden nur so viel im Herzen säße, als Erkenntnis im Kopfe, so würden sie dem besten Christen nicht nachstehen. Für einen fremden Ankömmling war der äußere Eindruck der Stationen so überwältigend, daß ein tiefer aus dem Innern kommender Damra, da er von Himmel und Hölle predigen hörte, ausrief: „ja hier bei dem weißen Lehrer da ist der Himmel, aber bei uns im Norden unter Krieg und Blutvergießen da ist die Hölle!“ Die gute Aufnahme, welche die Missionare fast überall auf ihren Rundreisen auch bei den reichen Damrahäuptlingen fanden, und die immer größere Gewandtheit und Sicherheit in der Sprache, machte ihnen Mut, im Jahre 1849 und 50 noch zwei andere Stationen anzulegen, eine weiter nach der Meeresküste hin, Otjimbingue, wo Rath sich im Juli 1849 niederließ, und eine weiter östlich, Schmelens Verwachtung, (auch Schmelenshoop oder Okahandja genannt) wo Kolbe im April 1850 seine Wirksamkeit begann.

So weit wäre nun alles gar schön gewesen, und unsere Brüder hätten trotz aller Gefahren und Mühen mitten unter den reißenden und giftigen Tieren der Wildnis und den Plagen des ungewohnten Klimas mit fröhlichen Hoffnungen ihr Werk treiben können, wenn nicht die alte Raubluft wieder bei den Naman erwacht wäre. Schon 1846 hatte sich der wilde Jonker wieder an ihre Spitze gestellt und durch Mord- und Raubzüge die Damra in Unruhe und Verwirrung gebracht. Nicht bloß, daß die gelben Naman und Orlams über die schwarzen Damra herfielen — sondern diese selbst wüteten gegen einander. Wer von den Naman beraubt war, wollte sich an seinen eignen Landsleuten bezahlt machen, das Schießen, Sengen und Stehlen wollte kein Ende nehmen. In der ersten Zeit respektierten sämtliche Parteien die Stationen unserer Brüder als neutrales Gebiet, aber nicht lange dauerte es, da kam es zu der schrecklichen Katastrophe, durch welche die zuletzt begründete Station Schmelens Verwachtung wieder zerstört wurde. Jonker verfolgte den Damrahäuptling Kahitjene und ereilte ihn auf der genannten Station. Kahitjene flüchtete hinter die steinernen Mauern der kleinen Kirche, verteidigte sich und entkam glücklich. Aber jetzt fiel das wilde Raubgesindel über die Stationsleute her, zerstörte, plünderte, mordete, schnitt den Kindern und Frauen Hände und Füße ab, um die Ringe abzustreifen, kurz verübte schander-

hafte Greuel. Die Missionsfamilie selbst war zwar ungefährdet geblieben, aber die Begegnung mit dem trunkenen Räuberhauptmann Jonker zeigte ihnen bald, daß hier für sie nichts anderes übrig blieb, als Flucht nach Neu-Barmen. Das geschah am 23. August 1850.

Das ganze Jahr 1851 hielt Jonker Frieden. Er hatte sich einschüchtern lassen durch den englischen Reisenden Galton, der zugleich mit dem jungen Missionar Schöneberg von Kapstadt nach der Walfischbai gekommen, sich eine Zeitlang auf den Stationen unserer Brüder aufgehalten hatte und dann in das Land der Ovambo gereist war (S. 204). Der hatte eine rote englische Uniform angezogen mit Tressen und Schnüren samt Federhut, und sich dann Jonker als Kommissar der kapländischen Regierung vorgestellt, ihn alles Ernstes verwarnt, Friede zu halten und mit dem Zorn des englischen Gouverneurs, ja mit Krieg und Absetzung bedroht, wenn er mit seinen Raub- und Eroberungszügen fortfahren würde. Jonker hielt sich nun zwar eine Zeitlang still, aber damit war noch keineswegs Ruhe und Frieden im ganzen Lande. Wurden die Damra von den Orlam und den Naman nicht mehr bekriegt, so bekriegten sie sich desto eifriger und grausamer unter einander. Es war ein Krieg aller gegen alle. Jeder kleine Häuptling, der noch etwas Vieh hatte, beraubte und ermordete den andern, der noch etwas mehr hatte, und jeder Beraubte suchte sich wieder an einem Dritten schadlos zu halten. Das ganze Land war dermaßen angefüllt mit Blutschuld und Frevel, Mord und Graus, daß man in der That nicht wußte, ob man nicht die Zeit zurückwünschen sollte, wo der mächtige Jonker alles in Furcht und Schrecken hielt. Es ist ja immerhin leichter, mit einem Löwen fertig zu werden, als eines ganzen Rudels hungriger Wölfe sich zu erwehren.

Diese Zeit kam denn freilich bald wieder. Jonker hatte schnell genug begriffen, daß der Herr Galton weder ein Regierungkommissar noch sonst eine Respektsperson sei, sondern ein gewöhnlicher Reisender, der bald wieder nach Kapstadt zurückkehrte. Es ärgerte ihn nicht wenig, daß er sich so hatte hinters Licht führen lassen, daß er die Beute eines ganzen Jahres eingebüßt, und die übrigen Namakapitäne, die inzwischen ihre Plünderungszüge fortgesetzt hatten, hatte den Vorsprung gewinnen lassen. Wie ein hungriger Tiger brach er nun wieder in die wehrlosen Scharen der Damra ein. Die letzteren fühlten ihre eigene Ohnmacht dem mächtigen Jonker gegenüber so sehr, daß sie sich zu Hunderten unter seinen Schutz stellten und zu ihm nach Windhoek zogen, oder ihn selbst in ihr Land riefen, daß er dort Besitz ergreifen und den wilden Fehden im Innern ein Ende machen möge. Mit jedem Augenblick mußten unsere Brüder fürchten, den wilden Eroberer auch auf ihren Stationen erscheinen zu sehen. Schon längst hatte er sie wissen lassen, daß sie von ihm nur noch geduldet würden, daß er Herr im Lande sei und sie schütze — natürlich nur so lange, als sie sich stille auf ihrem Platze hielten und Jonker in seinem wilden Treiben nicht hinderten. Wie hätten aber die Missionare solchen Greueln ruhig zusehen dürfen? Sie machten Jonker einmal über das andere Vorstellungen, sie warnten ihn, aber damit reizten

sie nur seine Ungeduld. Krankheit, Dürre und Hungersnot kam hinzu, die gänzliche Erfolglosigkeit der Predigt, die Auflösung und Knechtung des gesamten Volks, häuslicher und amtlicher Kummer aller Art: da begann der Mut und die Hoffnung der Brüder zu sinken. Auch die Ankunft des frischen Gehilfen, der zu Anfang 1852 bei ihnen eintraf, des Miss. Gorth, konnte sie nicht wieder heben. Kolbe war der erste, der das Land und darnach auch den Dienst unsrer Gesellschaft verließ. Die im Lande herrschende schreckliche Augenkrankheit, welche unter den wütendsten Schmerzen ansetzt und häufig das Zerbersten des Augapfels und gänzliche Erblindung zur Folge hat, hatte fast unablässig in seiner Familie die Not und das Elend gesteigert. Im Juni 1852 brach er aus dem Damralande auf, reiste direkt nach Kapstadt und ist später in den Dienst der Londoner Gesellschaft getreten. Hugo Hahn, welcher schon früher die Erlaubnis erhalten hatte, zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit nach Europa zurückzukehren (S. 63) benutzte die Gelegenheit und reiste mit ihm nach Kapstadt. Gleich nach ihrer Abreise erhielt auch Gorth die Weisung, nach Bethanien zu ziehen und ging im September 1852 dahin ab (S. 185). So blieben nur noch Rath auf Otjimbingue und Schöneberg auf Neu-Barmen. Aber auch nicht lange mehr. Rath, dessen Station, schon kurz ehe Gorth das Land verließ, von einer wilden Rotte aus Jonkers Leuten überfallen und ausgeplündert, der selbst von den rohen Räubern persönlich mißhandelt war, mußte Frau und Kinder nach Kapstadt schicken; nicht eigentlich, um sie in Sicherheit zu bringen, sondern um ihre Augen zu retten, welche infolge der eben erwähnten schrecklichen Krankheit mit völliger Erblindung bedroht waren. Etliche Monate blieb er noch allein auf der Station. Als aber seine beraubten und verhungernden Stationsbewohner bald alle auseinander liefen und die Not und Gefahr auf allen Seiten wuchs, da beschloß auch er zu gehen, und reiste im Februar 1853 über Walfischbai zu Schiff nach Kapstadt. Die paar Gebäulichkeiten, die er auf seiner Station errichtet hatte, wurden gleich nach seinem Abzug niedergebrannt. Am längsten hielt sich Schöneberg noch auf Neu-Barmen. Einen Augenblick schien es, als sollte für unsere Mission eine günstigere Wendung eintreten. Die Wesleyaner, welche 1844 unsre Missionare aus Jonkers Gebiet verdrängt hatten, waren des wilden Wesens unter den Räuberhaufen bald müde geworden. Der Missionar Haddy hatte schon Mitte 1846 seine Station wieder verlassen und war nach dem Kap gereist. Nach zwei Jahren kam er noch einmal wieder und versuchte es zum zweiten Male mit Jonker, aber der war noch wilder und unbändiger geworden, als je zuvor, und so verließen denn die Wesleyaner ihn und diese nördlichen Gegenden gänzlich (Mitte 1850). Als nun H. Hahn 1852 nach Kapstadt kam und erfuhr, daß die Wesleyanische Missionsgesellschaft das genannte Missionsgebiet für immer verlassen und den Rheinischen Missionaren übergeben wollte, so kam ihm und den übrigen Brüdern der Gedanke: wie, wenn der Herr uns hier einen Fingerzeig gegeben hätte! Und wirklich brachte

Hugo Hahn das große Opfer, ließ seine Reisegedanken fahren, ließ Frau und Kinder am Kap zurück und ging noch einmal zu Jonker, um ihn zur Annahme eines Rheinischen Missionars zu bewegen. Zu seiner größten Verwunderung sah Schöneberg, der unsern Hahn schon auf dem Wege nach Europa vermutete, ihn Ende Februar 1853 wieder auf Neu-Barmen eintreffen. Aber leider, es war nur ein kurzer Besuch. Die Konferenz, welche unsre Missionare mit Jonker hielten, war völlig erfolglos. Jonker erklärte im trunkenen Mute: er wolle eher sterben und verderben, ehe er einen Missionar wieder bei sich aufnehme. Und gleich nach Hugo Hahns Rückkehr nach dem Kap begann er wieder desto eifriger seine Eroberungspläne ins Werk zu setzen. Schon beugten sich alle Ovaherero vor ihm und sahen ihn als ihren Oberherrn an. Ganz in der Nähe von Neu-Barmen war sein Standquartier. Er vertrieb unsern Schöneberg gerade nicht, aber er machte ihm doch mit seinen Räubereien so viel Not und die Station war so ganz und gar eine Räuberhöhle geworden, daß auch dieser letzte Rheinische Missionar Ende 1853 das Damraland verließ. Noch länger als anderthalb Jahre blieb er an der Walfischbai, immer auf eine günstigere Wendung der Dinge harrend und versuchte immer neue Unterhandlungen mit Jonker, ob er ihm nicht ein friedliches Wohnen auf Otjimbingue oder Neu-Barmen gestatten wolle. Aber Jonker hatte einen besonderen Haß gegen Schöneberg gefaßt und verschwor sich hoch und teuer, daß er ihn nimmermehr in seinem Lande dulden werde, und so mußte er sich denn am 4. Juni 1855 einschiffen und nach dem Kapland zurückkehren.

Es war aber keineswegs Jonkers Meinung, daß alle Missionare von seinem Lande fern bleiben sollten. Vielmehr sah er es ganz gern, wenn hier und da in seinem Lande sich eine Station erhob und die verschüchterten Horden sich wieder auf einige Zeit um den Missionar sammelten. Nur mußte der Missionar ihn nicht hindern wollen, seine kriegslustigen und herrschsüchtigen Pläne zu verfolgen, und mußte ihn als den faktischen Oberherrn des ganzen Landes, auch der Damra, anerkennen. Darum ließ er den Missionar Rath, der aus dem Namaland wieder herbeizog, ruhig auf seine frühere Station Otjimbingue zurückkehren. Am 10. Oktober 1854 kam Rath daselbst wieder an und anfangs 1855 wurde ihm Hörnemann als Gehilfe nachgeschickt. Es sah freilich traurig genug aus auf der Station, das Wohnhaus verbrannt, die Rohrkirche in Trümmern, der ganze Platz völlig kahl. Rath richtete sich so gut es ging wieder eine Wohnung ein, legte Gärten an, und bald hatte sich wieder ein Haufe elender Heiden um ihn gesammelt, denen er Lehrer und Beschützer sein sollte. Ueber seinen Platz ging die große Straße aus dem Innern nach der Walfischbai. Darum fehlte es nie bei ihm an durchziehenden Händlern, Erzgräbern, Namahorden, die Branntwein und Pulver kaufen, weißen Abenteurern, die ausspüren wollten, wie sich Land und Leute am vorteilhaftesten ausbeuten lassen. Am 3. November 1855 war auch Hugo Hahn bei seiner Rückkehr aus Europa wieder am Kap gelandet und hörte hier zu seiner Verwunderung, daß die in Jonkers Gebiet hausenden

Minenarbeiter und Kupfergräber um Zusendung eines englischen Missionars gebeten hätten, und zwar mit Jonkers Zustimmung, und daß die Wesleyaner nicht abgeneigt seien, diesem Ansuchen zu willfahren.

Daraus ist nun freilich nichts geworden, Wesleyaner sind nicht wieder ins Land gekommen. Hugo Hahn dagegen ward, als er 1856 wieder ins Damraland kam, von Jonker wohl aufgenommen, freundlicher als von den europäischen Minenarbeitern und den Agenten der Kupferkompanieen. Diese lagen beständig Jonker an, die deutschen Missionare aus dem Lande zu jagen, aber dazu wollte ihnen Jonker seinen Arm nicht leihen, erwies vielmehr seinen alten Lehrern manche Gefälligkeiten, während jene christlichen Weißen ihnen allerlei Schabernack thaten. Hugo Hahn hatte am 28. August 1856 seine Station Neu-Barmen wieder bezogen, lebhaft begrüßt von den armen Damra, die an ihm Schutz und Hilfe zu finden hofften, aber tief betrübt über die gänzliche Verwüstung von Garten, Haus, Kirche: er mußte ganz von neuem anfangen, er mußte mit seinen eigenen Händen Lehm kneten, Backsteine formen, Balken hauen und andere Tagelöhnersarbeit thun. Weniger verkommen als die Station waren die Menschen. Freilich sie waren alle ausgeplündert und verarmt und waren Knechte des Jonker, aber sie hatten doch fast alles, was ihnen Hahn früher gepredigt hatte, noch im Gedächtnis behalten und die 100 Kinder in der Schule, die 200 Zuhörer in der Kirche, gaben auf seine Fragen ganz verständige und zutreffende Antworten. Wenn nur auch einem unter ihnen das Herz wäre aufgethan worden. Aber leider das war nicht der Fall, weder auf Neu-Barmen noch auf Otjimbingue. Nur ein Damramädchen, Hahns Hausmädchen, welches jahrelang mit Hahns Familie verkehrt und schon halb europäisch geworden war, bat im Jahr 1857 um die Taufe, und wurde nach längerem Unterricht am 25. Juli 1858 als Johanne Maria getauft. Nach 14 Jahren die erste Frucht der Damra-Mission, und lange Zeit die einzige. Vor den Augen der Welt erschien diese ganze Arbeit unter den Schwarzen als eine Thorheit, und selbst die Missionare mußten sich manchmal besinnen, ob es denn wohlgethan sei, so viel Mühe und Arbeit, ja das ganze Leben an die Bekehrung eines Volkes zu setzen, welches ohne alles geistliche Bedürfnis zu sein schien. Deshalb kann es uns nicht überraschen, daß die Schilderungen dieser Mission, welche durch europäische Reisende ins Publikum kamen, überaus kläglich lauteten. Die Reisenden Galton und Anderssón, welche 1850—54 jene Gegenden bereisten, schrieben darüber: „Otjimbingue liegt angenehm am Ufer des Tsoachaub, an der Stelle, wo der Thalgrund des Omusema in ihn mündet. Der Ort ist mit süßem Wasser versehen, welches entweder aus einer reichlich fließenden Quelle, oder im Flußbett gewonnen wird, wenn man einige Fuß tief gräbt. Ebenso giebt es im Flußbett gutes Gartenland, welches außerordentlich fruchtbar ist, wenn es gehörig bebaut und bewässert wird. Fast alle europäischen Gewächse gedeihen hier gut, Weizen wächst prächtig und ist von vorzüglicher Güte; das Weideland ist weit ausgedehnt und vortrefflich. Missionar

Rath wohnte in einer jämmerlichen Lehmhütte mit vier Fuß hohen Lehmwänden und einem Dach von Matten und Leinwand. Hinter seinem Hause lagen kleine Dörfer der Eingeborenen, die aus 50 bis 60 elenden Schuppen mit etwa 200 Einwohnern bestanden. Sie waren alle sehr arm, doch hatten einige unter ihnen eine kleine Herde Schafe oder Ziegen, die sie sich für Waren eintauschten, welche sie von den Missionaren als Lohn für Arbeiten, Botengänge und andere Dienste erhielten. Gleich bei unserer Ankunft wurden wir von einer großen Menge Eingeborener umringt, die mit Schreien und Heulen, Händeklatschen, grotesken Tänzen u. s. w. ihre Freude über unsere Ankunft zu erkennen gaben. Die zweite Station, Neu-Barmen, hat beim ersten Anblick ein höchst trauriges Aussehen. Der Ort liegt etwa eine Viertelstunde vom Tsoachanb. Unmittelbar dahinter, nach Westen zu, erheben sich regellose Massen niedriger, zerrissener Felsen, die an einer Seite in einem ungefähr tausend Fuß hohen Abhang enden. Sie sind durchgängig mit Gebüschen und stachlichten Bäumen bewachsen, welche den größten Teil des Jahres alle Abstufungen von Grün zeigen. Der Lauf des Tsoachanb wird durch schöne schwarzstämmige Mimosen bezeichnet. Jenseits desselben erhebt sich eine Bergkette bis zu 6- und 7000 Fuß über der Meeresfläche. Barmen hat Ueberfluß an gutem Wasser. Missionar Hahn hat in seinem Garten einen tiefen Brunnen gegraben, welcher viel Nutzen und Vorteil gewährte, da das Wasser zu jeder Zeit hell und gesund war. Ein paar Schritte vom Wohnhaus befanden sich außerdem zwei reichlich fließende Quellen, von denen die eine heiß, die andere kalt war. Die heiße Quelle war für die Wäscherinnen der Station eine unschätzbare Wohlthat, und sicherte uns zu jeder Tageszeit das hier ganz ungewöhnliche Vergnügen eines Bades. Eines Abends sammelten sich plötzlich schwere und drohende Wolken am östlichen Horizont, der Donner rollte fürchterlich in der Ferne und die Wolken wurden von blendenden Blitzen zerrissen. Wir wußten aus langer Erfahrung, was das zu bedeuten hatte und beeilten uns, alles unter Dach zu bringen, was vom Regen leiden konnte. Dies war kaum geschehen, als große schwere Tropfen zu fallen begannen, und in wenigen Sekunden schienen die Schleusen des Himmels geöffnet zu sein. Das Unwetter währte nicht über eine halbe Stunde, aber diese Zeit reichte hin, die ganze Gegend unter Wasser zu setzen. Das Getöse, welches von dem Strom und einer Anzahl kleiner Bergbäche erzeugt wurde, als sie ihre schwarzen schmutzigen Wogen dahinrollten, die oft bis auf 10 Fuß stiegen, war ganz betäubend. Riesengroße Bäume, frisch mit den Wurzeln ausgerissen, und andere in halb verwestem Zustande, wurden mit unwiderstehlicher Kraft in die schäumenden Wogen geschlendert, als wenn sie Strohhalme wären. Ganze Strecken Gartenland wurden weggespült, und einige Hütten der Eingeborenen teilten dasselbe Schicksal. Es war eine Sündflut im kleinen."

Die reisenden Engländer, von welchen diese Schilderung herrührt, hatten unseren Missionaren den Weg gezeigt zu den Ovambo. Im Jahre 1857 entschlossen sich Hahn und Rath, auf ihren Spuren eben-

falls nach dem Norden zu gehen, ob vielleicht unter den seßhaften, Ackerbau treibenden Ovambo das Evangelium leichteren Eingang fände, als unter den nomadischen Ovaherero. Am 20. Mai reisten sie von Otjimbingue ab, am 11. September kehrten sie wieder zurück, gedrückt und entmutigt, denn die Ovambo hatten sie mit den Waffen in der Hand zurückgewiesen, und sie waren nur wie durch ein Wunder mit dem größten Teil ihrer Leute dem Tode entgangen. Etwas mehr als vier Wochen hatten sie gebraucht, um in möglichst grader Richtung nach Ondonga, der Stadt des Königs Nangoro zu gelangen. Während sie noch mit ihm und seinen Leuten unterhandelten und namentlich eine unbehinderte Weiterfahrt nach dem Norden verlangten, wurden sie am 30. Juli plötzlich verräterisch überfallen, und würden vermutlich ihre Wagen und alle ihre Leute, ja ihr eignes Leben verloren haben, wenn nicht, indem sie unter den fortwährenden Schüssen ihrer Verfolger in geschlossener Kolonne von dannen zogen, plötzlich die Nachricht gekommen wäre, der König Nangoro sei gestorben. Ob ihn bei großer Gemütsbewegung in Zorn und Angst der Schlag getroffen, ob er von seinen eigenen Leuten bei dieser Gelegenheit beseitigt ist — dem sei wie ihm wolle, jedermann sah den plötzlichen Tod des Häuptlings als eine Strafe für den verräterischen Anfall auf die Fremdlinge, als eine Rache des weißen Gottes an. Sein Bruder und Nachfolger Tjikongo ließ nicht lange darnach den Missionaren freundliche Botschaften senden, und im Ovambovolk griff der Gedanke Platz, daß es nicht geraten sei, sich diese Weißen und ihren mächtigen Gott zum Feinde zu machen. Eine empfindliche Züchtigung litten sie jedenfalls durch Jonker, der diesen Anlaß benutzte, um seine Raubzüge auch bis zu den Ovambo auszudehnen, und wenn er auch selbst keinen großen Vorteil dabei gewann, doch unter den Feinden ein arges Blutvergießen anrichtete.

Unsre Missionare hielten dafür, daß durch die erwähnten Vorfälle die Thür für eine weitere Ausdehnung der Mission nach dem Norden ihnen verschlossen sei, und da sich unter ihren eignen Pflegebefohlenen, den Ovaherero, nach 15jähriger Arbeit noch immer so gut wie keine Frucht zeigte, so fragten sie sich aufs neue, ob sie nicht doch vielleicht ihre Kraft vergeblich zubrächten, und Gottes Zeit für dies Volk noch nicht gekommen sei. Hugo Hahn brach zuerst auf (Juni 1859). Für ihn war es notwendig geworden, zur Entscheidung mehrerer persönlicher Fragen und zur Besprechung mit seiner Gesellschaft, eine Reise nach Deutschland zu machen. Ohne das würde er vermutlich jetzt nicht vom Platze gegangen sein, denn eben jetzt hatten sich bei ihm sechs junge Leute zur Taufe gemeldet. Er hatte sie schon fast ein Jahr unterrichtet, hielt sie aber noch nicht für reif zur Taufe. Ebenso wenig aber wollte er sie in ihrem Sodom zurücklassen, als er selber mit Frau und Tochter von dannen zog. Er schlug ihnen vor sie mitzunehmen in christliche Umgebung. Vier junge Mädchen gingen wirklich mit ihm ins Kapland, wo sie bei befreundeten Familien in Dienst und Pflege gegeben wurden. Die getaufte Johanna aber nahm Hahn mit nach Deutschland.

Etwas länger hielt Missionar Rath mit seinem Gehilfen Hörnemann im Damraland aus. Der werte Bruder war von einer schrecklichen Heimsuchung betroffen worden. Er war Ende 1858 nach Kapstadt gereist, um seine beiden ältesten Töchter in Pension zu geben, und kehrte im März 1859 mit seiner Frau und vier jüngeren Kindern nach seiner Arbeitsstätte zurück. Da strandete das Schiff durch Schuld der Mannschaft in der Walfischbai und Raths ganze Familie ging in der Brandung vor den Augen des unglücklichen Vaters langsam, eins nach dem andern, zu Grunde. Rath selbst wurde gerettet und kehrte als ein vereinsamter und schwer geschlagener Mann nach Otjimbingue zurück. Hier fand er die weißen Eindringlinge als Herren. Auch nachdem 1860 die Kupfergruben aufgegeben waren, blieben die meisten der beteiligten Weißen im Lande und hatten sich auf Otjimbingue häuslich eingerichtet. Die schwarzen Bewohner sahen und erlitten von ihnen mehrenteils nur schändliches. Wer noch etwas auf sich hielt, zog aus der Nähe fort, und nur das elendeste Gesindel blieb in der Umgebung der Station. Rauben und Stehlen war die allgemeine Hantierung: auch die Sachen der Missionare blieben nicht verschont und bald fanden sich Rath und Hörnemann, sozusagen, vom Notwendigsten entblößt, und mußten fürchten, auch noch den letzten Rest ihres Schlachtviehs zu verlieren, wenn sie länger im Bereich dieser zuchtlosen Rotte blieben. Am 12. März 1861 verließen Rath und Hörnemann das Land, zogen nach dem Süden und sind nicht wieder nach dem Damraland zurückgekehrt. Die Damra-Mission schien nach 17jähriger, anscheinend erfolgloser Arbeit zum zweitenmale aufgegeben zu sein.

Es war aber doch nicht ganz so. Hahn hatte auf seiner Station einen einzelnen Gehilfen zurückgelassen, Daniel Cloete, einen Bastard, den er aus dem Klein-Namaland als Knaben mitgebracht und selbst herangebildet hatte. Dieser junge Mann hatte unter Hahns Beihilfe die Damraisprache gelernt, konnte Schule halten, auch predigen, verstand trefflich mit den Eingeborenen umzugehen, und wohnte, seitdem er sich eine Frau aus dem Namaland geholt, auf Neu-Barmen als Hahns Gehilfe und Stellvertreter, respektiert von den Heiden, selbst von Jonker, und hielt die Erwartung, daß die Missionare wiederkehren würden, aufrecht. Die andere Station, Otjimbingue, welche ihrer Lage wegen noch wichtiger war, hatte der Veteran Bruder Kleinschmidt von Rehoboth unter seine Verwaltung genommen. Er wohnte daselbst einen großen Teil des Jahres, reiste zwischen Rehoboth und Otjimbingue ab und zu und ließ unter den weißen, gelben und schwarzen Nachbarn und Umwohnern den Gedanken nicht aufkommen, daß die Mission im Damralande aufgegeben, Otjimbingue verlassen und jedem, der es nehmen wolle, preisgegeben sei. Sein Vertrauen wurde auch nicht zu schanden. Im Jahr 1863 kam der junge Missionar Brincker und die folgenden Jahre Hugo Hahn selber mit einer großen Begleitung, um die Damramission mit verstärkten Kräften wieder aufzunehmen. Ehe sie aber kamen, war im Damraland eine große Veränderung erfolgt. Jonker, der strenge Herrscher, der das ganze Land mit allen

Stämmen, schwarzen wie gelben, unter seine Gewalt gebeugt hatte, war am 18. August 1861 auf Schmelenshoop (Okahandja) gestorben. Kleinschmidt hatte an seinem Sterbelager gestanden, und hatte vergebens seine umnachtete Seele noch zur Buße rufen wollen. Es war zu spät; er vermochte den Namen des Herrn Jesu nicht mehr anzurufen. Mit tiefem Schmerz sah der Missionar den einstmals so gepriesenen Häuptling, der so fein gelaufen war, jetzt in seinen Sünden dahinfahren. Wohl mochte er selbst und das ganze Land mit ihm im ersten Augenblick sich wie von einer Last befreit fühlen, als der wilde Eroberer und Tyrann nicht mehr da war. Allein nur zu bald sollte es jedermann klar werden, daß die Hand des einen Tyrannen immer noch leichter zu ertragen ist, als der Zustand der Anarchie, wo jeder thut was ihm recht däucht. Jonkers Sohn und Nachfolger Christian war weitaus nicht imstande die Herrschaft seines Vaters zu behaupten. Nicht bloß die Namahäuptlinge emanzipierten sich von ihm und gingen einer nach dem andern ihre eigenen Wege, sondern auch die Damra, die von Jonker unterjocht und fast zu Leibeignen gemacht waren, dachten daran das Joch von sich zu werfen und ihre Freiheit wieder zu gewinnen. Da sie den Jonker auf seinen Raubzügen begleiten mußten, so hatten sie inzwischen auch kriegen gelernt, waren mit Feuergewehren versehen und eben so gute Schützen wie die Naman. Ein Teil von ihnen war beschäftigt gewesen in den Kupferminen der Europäer und war des Schutzes derselben gewiß. Jetzt meinten sie es wohl mit ihren gelben Unterdrückern aufnehmen zu können. Besonders Philipp, der Kapitän von Otjimbingue und Koppervoet oder Maharero, der einzige reichere Herdenbesitzer, der mit Jonker gute Freundschaft gehalten und deshalb von ihm geschont war, wollte sich von Jonkers Nachfolger Christian und dessen Stammgenossen nicht mehr befehlen lassen. Der letztere lag damals auf Schmelenshoop (Okahandja) und wollte den Koppervoet für das Vieh der Afrikaner (so nannte sich Jonkers Geschlecht) verantwortlich machen, denn in den letzten Jahren waren die Damra die gezwungenen Viehhüter der Afrikaner gewesen. Koppervoet wollte davon nichts mehr wissen, zog auf einen Berg bei Schmelenshoop und verschanzte sich da. Christian wagte nicht ihn anzugreifen. Philipp, der Häuptling von Otjimbingue, der ebenfalls dem Christian den Gehorsam aufgekündigt hatte, eilte dem Koppervoet zu Hilfe und holte ihn mit seinen Leuten nach der Station. Aber die Afrikaner mit Christian an der Spitze kamen gleich hinterher und am 15. Juni 1863 ward Otjimbingue der Schauplatz eines blutigen Gefechts. Die Damra erfochten einen entscheidenden Sieg. Christian selbst mit den meisten seiner Hauptleute fiel, an 200 getötete Feinde lagen auf der Station und weit in der Umgegend, so weit sie auf der Flucht niedergemetzelt waren. Aber auch die Damra hatten große Verluste, unter anderen war auch ihr Häuptling Philipp gefallen, sehr zum Leidwesen der Missionare. Der treue Mensch hatte sich's gelobt, mit seinem Leben das Missionshaus zu verteidigen, und er hat's treulich gehalten. Die Wände des Hauses waren hier und da von Kugeln durchlöchert, in nächster Nähe hatte der Kampf getobt,

ein paar Kerle wollten Feuer aufs Dach werfen, aber da hatte der Schrecken Gottes sie hinweggefegt. Sie glaubten eine glänzende Erscheinung auf dem Dache zu sehen, die das Haus beschützte und ihnen drohte: der das Feuer werfen wollte, war von einer Kugel niedergestreckt, da waren die andern in wilder Hast davongelaufen. Der liebe Kleinschmidt, eben erst von einer schweren Krankheit genesen, hatte mit den Seinigen angstvolle Stunden in einer Kammer des Missionshauses zugebracht. Sie hatten auf den Knieen gelegen und Gott um Hilfe angefleht. Und Gott hatte ihr Gebet erhört. Als sie aus dem Häuschen ins Freie traten, sahen sie ringsumher die Leichen ihrer wildesten Feinde; der Stamm der Afrikaner hatte seine Herrschaft verloren; die Damra hatten sich frei gemacht. Sie haben ihre Freiheit in wiederholten Gefechten siegreich behauptet: den 12. März und 22. Juni 1864 bei Windhoek, den 3. September 1865 und den 13. Dezember 1867 bei Otjimbingue und den 7. November 1868 bei Schmelenshoop.

Unmittelbar nach dem ersten Ueberfall von Otjimbingue war der junge Missionar Brincker auf die Station gekommen (12. Juli 1863). Es war ein schlimmer Eintritt für ihn in sein neues Arbeitsfeld; er hatte alles in Ruhe und Frieden geglaubt, und jetzt erfuhr er schon, da er an der Walfischbai landete, daß das ganze Land voll Krieg und Aufruhr sei. Wegen der fortwährend drohenden Gefahr wagte er die ersten Nächte gar nicht auf der Station zu schlafen, sondern zog sich in das befestigte Gehöft des Mr. Andersson zurück, der als Entdecker ins Land gekommen, später Kupferminenſuperintendent und jetzt Handelsmann geworden war, und als solcher das große Anwesen der Kupferminenkompanie auf Otjimbingue bei deren Auflösung angesteigert hatte. Er erwies sich unseren Missionaren recht freundlich, und stand in besonders freundschaftlichem Verkehr mit Hugo Hahn, dem er auch sein Etablissement auf Otjimbingue zum Kauf antrug, als er selbst im folgenden Jahre nach der Walfischbai übersiedelte. Hahn kam nämlich am 9. Januar 1864, also nur wenige Monate nach Bringers Ankunft, selber wieder ins Damraland. Er hatte die Empörung der Damra gegen ihre Unterdrücker und die Niederlage der letzteren als einen Fortschritt begrüßt, und zweifelte nicht, daß nach diesen Kämpfen die Damramission einen neuen Aufschwung nehmen würde. Deshalb irrten ihn auch gar nicht die wilden und mörderischen Gefechte bei Windhoek, von welchen er sozusagen beim Wiedereintritt in seine Missionsarbeit empfangen wurde. Auch die Niederlage der befreundeten Rehobother und der Tod seines alten Freundes und Mitstreiters Kleinschmidt, so weh er auch seinem Herzen that, konnte doch seine gute Zuversicht auf einen günstigen Erfolg nicht schwächen. Die Rehobother, die zurückgelassene Gemeinde seines verstorbenen Freundes, welche vor den Waffen der Afrikaner ins Damraland geflüchtet waren, übergab er nach einiger Zeit seinem Begleiter, dem Missionar Böhm, der mit ihnen 1867 nach Ameib zog. Dem Missionar Brincker übergab Hahn die alte Station Neu-Barmen, wo er selbst früher so manches Jahr gehaust hatte, dagegen nahm er für sich und seine

Kolonisten Otjimbingue in Beschlag. Er hatte nämlich einen Stellmacher und einen Schmied mitgebracht, und bekam in den nächsten Jahren noch einen zweiten Schmied und Wagenmacher und einen Zimmermann dazu gesandt. Die Damra sollten durch diese weißen Handwerker mit allerlei Künsten und Vorteilen der Zivilisation bekannt gemacht und zu einem geordneteren und thätigeren Leben angeleitet werden. So finden wir denn wirklich im Jahr 1864 ein reges Leben in Otjimbingue. Hahn hatte das Gehöft des Mr. Andersson angekauft und sich selber in diesen Räumen niedergelassen. Bei ihm wohnten die Zimmerleute und Stellmacher, mehrere getaufte Damramädchen, eine Anzahl Tagelöhner und Viehwächter, Kranke und Krüppel, Witwen und Waisen der im Kampf auf Otjimbingue gefallenen Damra, im ganzen 40 bis 50 Personen. In dem früheren Missionsgehöft, der sogenannten alten Station, die etwa 20 Minuten von dem neuen Etablissement entfernt ist, wohnte die Witwe des seligen Missionars Kleinschmidt mit ihren Kindern und der Schmied Hälbich mit seiner Frau, welcher gute Geschäfte machte und in fünf Monaten bloß mit Büchsenreparaturen 250 Thaler bar, 27 Rinder und 144 Schafe und Ziegen verdiente. Außer ihnen hatte die Frau Kleinschmidt täglich noch etwa 20 Personen am Tisch, Getaufte und Taufkandidaten, Kinder, Krüppel und Tagelöhner, welche besonders im Garten und beim Tabaksbau zu helfen hatten. „Unser Kommen und unsere Niederlassung", schrieb Hahn Ende 1864, „hat einen solch wohlthätigen, umtmachenden Eindruck auf die Ovaherero ausgeübt, daß es alle meine Erwartungen weit, weit übertroffen hat. Nie haben diese Schwarzen mit solchem Eifer gesäet und gepflügt und Gärten gemacht. Jetzt geht es alles Ernstes ans Bauen. Der Häuptling Maharero baut ein solides Haus: der Unterhäuptling Willem Zeraua folgt seinem Beispiel. Kaukoba, Taufkandidat, baut sich auch ein nettes Haus, und in nächster Zeit werden zwei andere Taufkandidaten mit Häuserbauen nachfolgen. Das sind alles Wunder vor unseren Augen. Wer hätte vor ein paar Jahren geahnt, daß Herero kommen würden und sich Thüren und Fenster bei uns gegen Bezahlung bestellen. Der größte Teil derer, die hier zur Kirche kommen, sind ordentlich gekleidet. Das Haus, in welchem ich bisher Gottesdienst gehalten, muß erweitert werden. Gott sei Lob und Dank. Es ist des Sonntags gedrängt voll und viele haben keinen Raum. Es ist als ob ein anderer Geist ins Volk gefahren wäre und unser Kommen mit einer kleinen christlichen Kolonie hat ihnen eigentlich erst rechtes Vertrauen gegeben. Sie sind jetzt dem Evangelium zugänglicher als früher. Die Häuptlinge besuchen regelmäßig den Gottesdienst. Es schwindet allmählich die rohe Sitte und man fängt an Kleider zu tragen. Auch wünschen sie unterrichtet zu werden. Eigentliche Heilsbegierde habe ich noch bei wenigen gespürt. Doch sind einige, die machen mir Freude und wandeln christlich. Unsere Tagesschule zählt 50 bis 60 Kinder, die Kleinkinderschule 25, die Abendschule wird von 50 besucht, meist Jünglingen und jungen Männern. Das Verlangen nach Unterricht ist erfreulich. Kürzlich taufte ich einen und habe jetzt eine Taufklasse von fünf, die

mir rechte Freude machen und bald getauft werden können. Ich habe den Eindruck, daß bald mehr kommen werden, und zwar von den jungen Männern. Auch bei Böhm und bei Brincker haben sich Taufkandidaten aus den Hereros gemeldet." So weit Hahn. Der Sommer und Herbst entsprach zwar nicht ganz dem hier geschilderten Frühling; aber jedenfalls war der Stand der Mission damals ein hoffnungerweckender, besonders auf Otjimbingue.

Auf der anderen Station Neu-Barmen ging es anfangs nicht so fröhlich vorwärts. Zwar auch dort wie in Otjimbingue hatten die Damra begonnen Weizen zu säen, Tabak zu pflanzen und schöne Ernten erzielt. Die Bewohner der Station, meist arme Leute, hatten bereits angefangen, sich unter dem Schutz des Missionars ein wenig Eigentum wieder zu sammeln. Die meisten waren zwar stumpf und gleichgültig gegen Gottes Wort, aber es hatten sich doch wieder etliche neue Taufkandidaten herzugefunden, und Missionar Brincker fing an, gute Hoffnungen zu fassen. Da brachen die feindlichen Namahorden über die ungeschützte Station herein und verwüsteten und zerstreuten alles in einem Augenblicke. Es waren wieder die Orlam, namentlich der Stamm der Afrikaner, an ihrer Spitze Jan Jonker, Christians Nachfolger und Naüb oder Hendrik Zes. Zu ihnen gesellte sich später auch Jakobus Boois, derselbe, welcher den Bruder Böhm gleich bei seiner Ankunft zu seinem Missionar auf Salem erbeten hatte, und ihn etliche Monate darnach unter nichtigen Vorwänden verließ, um sich den plündernden Banden anzuschließen. Im März und Juni des Jahres 1864 waren sie zweimal von den Damra unter Anführung der Engländer Mr. Green und Mr. Anderssson geschlagen. Der letzte wurde dabei zum Krüppel geschossen und ist nicht lange darnach gestorben († den 5. Juli 1867). Die Naman aber warteten die Gelegenheit ab, sich zu rächen, und überfielen im September 1865 die Stationen Neu-Barmen und Otjimbingue. Von Otjimbingue wurden sie durch die Stationsbewohner siegreich zurückgeschlagen, aber auf Neu-Barmen hausten sie drei Tage lang ungestört mit Plündern und Morden. Der böse Hendrik Zes, der von allen Missionaren als ein höchst feindseliger und gottloser Mensch geschildert wurde, bestand darauf, auch den Missionar zu töten, und alles Christentum auszurotten. Jan Jonker aber wollte das nicht zugeben. Er hatte noch zu viel Respekt vor den weißen Lehrern und vor Gottes Wort; und es wäre beinahe zu einer Trennung zwischen den beiden Anführern gekommen. Jan Jonker verließ die Station erst, als er den Missionar mit seiner Familie gesichert wußte, und würde ihm auch gern die Plünderung erspart haben, wenn er die Macht dazu gehabt hätte. Nachher hat er freilich diese besseren Regungen ebenfalls verloren., denn kaum ein Jahr später sehen wir ihn selbst an der Spitze eines Räuberhaufens, der die Station Barmen aufs neue ausplündert. Unter so schweren Schlägen, von denen die Station betroffen ward, und bei der allgemeinen Flucht und Zerstreuung der Bewohner hielten es die Brüder für ratsam, die Station Barmen einstweilen aufzugeben, und der Beschluß würde ohne Zweifel ausgeführt sein, wenn nicht seit

Anfang 1866 eine ganz neue Bevölkerung sich eingefunden hätte. Es waren dies die Ovambandjeru oder der östliche Hauptstamm der Damra, den wir früher schon in der Nähe von Gobabis angetroffen haben (S. 215). Offenbar wollten diese rohen Heidenscharen zunächst nur in die Nähe ihrer Stammgenossen ziehen, da auf Gobabis die feindlichen Orlam hausten. Aber es mochte doch auch wohl ein geheimer Zug sein, der sie in die Nähe des Lehrers und unter das Gehör des Wortes Gottes trieb. Brincker faßte bei ihrer Herankunft neue Hoffnungen. Er hatte am 15. April 1866 seine erste Taufe auf Neu-Barmen gehalten, sieben Erwachsene und fünf Kinder. Gegen Ende desselben Jahres hatte er 500 Seelen auf dem Platz, mit sieben besseren Häusern und 20 Gärten und in der Schule 60 Schüler. Am 3. März 1867 taufte er wieder acht Erwachsene und zwei Kinder, und hatte 17 Taufkandidaten in Unterricht, und da immer neue Scharen von Ovambandjeru zuströmten, so schien die Station eine erfreuliche Zukunft vor sich zu haben. Aber es sollte alles ganz anders kommen, eine neue Unterbrechung stand bevor und Brincker sollte etwa ein Jahrlang von seiner Station getrennt sein und auf Otjimbingue fast wie ein Gefangener leben.

In Otjimbingue war bis dahin, nämlich bis zu Ende des Jahres 1867, alles vortrefflich gegangen. Hahn hatte bald nach dem siegreich abgewiesenen Ueberfall von Otjimbingue und der schweren Niederlage des Jan Jonker und Hendrik Zes im September 1865 (letzterer wurde mit dem größten Teil seiner Mannschaft getötet) voll guter Zuversicht am 18. November den Grundstein zum Kirch- und Schulhaus auf der Station gelegt und der Bau wurde wacker gefördert. Auch der Bau der Gemeinde. Am 3. Dezember taufte Hahn sechs Erwachsene und zehn Kinder, und die Zahl der Taufkandidaten und Schüler wuchs so an, daß er seinen treuen Gehilfen Daniel Cloete wieder von Neu-Barmen nach Otjimbingue kommen ließ. Um diese Zeit bekam er eine Einladung von dem Häuptling der Ovambo ihn zu besuchen, und beschloß, dieser Einladung zu folgen. Am 24. Mai 1866, nachdem er noch vorher eine Konferenz mit den zunächst wohnenden Brüdern gehabt und die Leitung der Station teilweise in die Hände des Daniel Cloete gelegt hatte, reiste er nach Ondonga, zum Häuptling Tjikongo ab. Tjikongo war der Bruder und Nachfolger jenes Nangoro, der 1857 die Missionare verräterisch überfallen hatte, und dann selber vor Schreck und Angst gestorben war (S. 231). Sein Bruder war freundlicher gesinnt. Er bat den Missionar, ihm und seinem Volk zu einem Lehrer zu verhelfen und gab ihm sogleich ein paar Söhne zur Erziehung mit. Er ließ ihn auch ungehindert weiter ziehen zu Tjipandeka, dem Häuptling der Ovakuenama, zu Najuma, dem Häuptling der Ovakuambi und bis zum Kunenefluß, und fast überall fand der Missionar freundliche Aufnahme und den Wunsch, daß auch zu diesen zahlreichen und wohlhabenden Stämmen weiße Lehrer kommen möchten. Hahn fand die hier aufgethane Thür so weit, und das Werk, welches hier die Missionare erwartete, so groß, daß er der Meinung war, die Kräfte

der Rheinischen Mission würden nicht ausreichen, um diesen großen Bedarf zu decken und deshalb die befreundete Finnische Missions-Gesellschaft in dies neu aufgethane Arbeitsgebiet einlud (S. 93).

Nach Hahns Rückkehr von den Ovambo war das Werk unter den Ovaherero im Segen weiter gegangen. Hahn hatte seine Gehilfenschule eröffnet, die er Augustineum nannte, er hatte seine neuerbaute Kirche eingeweiht (1. Dezember 1867), und hatte wiederholt verschiedene Familien getauft. An den Feind scheint niemand mehr gedacht zu haben, wenigstens die Damra nicht. Leichtsinnig und sorglos wie sie sind, hatten sie es geschehen lassen, daß Jan Jonker, Jakobus Bovis und allerlei Volk von Gobabis und von andern Nama- und Orlamstämmen sich zusammenrottete zu dem Zweck, die alte Jonkersche Herrschaft über die Schwarzen wieder herzustellen und alle Weißen aus dem Lande zu treiben. Am 13. Dezember 1867 machten die Verbündeten einen gemeinsamen Angriff auf Otjimbingue, und so wenig waren die Damra gerüstet, daß die Feinde bis mitten auf den Platz kamen, und die Kirche, in welche sich die Missionarsfamilie geflüchtet hatte, und das Missionshaus aus nächster Nähe beschießen konnten, ehe die Schwarzen sich soweit ermannten, um den Feind zurückzuwerfen, und eine Strecke zu verfolgen. So waren zwar unsere Brüder mit ihren Stationsleuten abermals gerettet, aber sie mußten sich sagen, daß diesmal nur wenig gefehlt hätte, so wäre Otjimbingue vernichtet gewesen. Und hätten nur wenigstens jetzt die Stationsbewohner sich fester um ihre Missionare geschart. Aber grade das Gegenteil. Fast unmittelbar nach jenem Ueberfall, zu Anfang des Jahres 1868 war es geschehen, daß die große Masse der Ovaherero Otjimbingue verließ und unter Führung ihres Häuptlings von dannen zog nach Schmelenshoop. Da auf Otjimbingue nicht bloß die Missionshäuser, sondern auch Kirche und Schule stehn, da eine Anzahl von Handwerkern, Schmiede, Zimmerleute, Wagner ihre Werkstäten auf Otjimbingue haben, so konnte Missionar Hahn, und der anfangs 1867 neu hinzugekommene Missionar Viehe, die Station nicht wohl verlassen und mit dem forteilenden Haufen gehen. Sie blieben mit den Getauften und einer kleinen Anzahl Schützlinge und Pfleglinge auf Otjimbingue zurück. Es schien aber bald, als wenn der Häuptling Maharero hauptsächlich deshalb sich von den Missionaren getrennt hätte, um sich unbehindert wieder den alten heidnischen Gewohnheiten überlassen zu können. Er wollte wieder seine Toten befragen, seinen Vorfahren opfern und seine alten Heidenfeste feiern. Unsern Missionaren aber war dieser Abzug der Herero von der Station desto empfindlicher, da die Räuberhorden der Naman durch die Schutzlosigkeit der Hauptstation nur desto mehr angelockt werden mußten. Zunächst überfielen sie Scheppmannsdorf. Missionar Eggert, der dort wohnte, wurde völlig ausgeplündert und konnte sich nur unter den größten Gefahren und Entbehrungen mit den Seinigen nach Sandwichharbour flüchten, wo er ein Schiff fand, das ihn nach dem Kap brachte. Auch Walfischbai wurde überfallen und die dort aufgerichteten Warenhäuser teilweise zerstört und ausgeplündert, Agent und Wächter der Europäer

ermordet, und somit unsere im Innern des Landes wohnenden Missionare völlig vom Meere abgeschnitten. Dies alles geschah im April und Mai 1868, und die Besorgnis lag nahe, daß die Räuber, da sie nirgend Widerstand fanden, auch Otjimbingue angreifen, unsere Brüder töten und die Station zerstören möchten. Infolge dieser Besorgnisse wurden sowohl am Kap als auch in der Heimat mancherlei Schritte gethan, um die Gefahr von unsern Brüdern abzuwenden, und Sicherheit und Ruhe im Damraland herzustellen (S. 95). Da nicht bloß unsere Missionare, sondern auch eine Anzahl englischer Handelsleute durch die Räuber bedroht, etliche sogar getötet, andere nur mit Lebensgefahr ihnen entkommen waren, so ließ sich der Gouverneur vom Kap herbei, ein Kriegsschiff nach der Walfischbai zu schicken. Der Kommandant des Kriegsschiffes fand aber die Bai längst wieder von den Raubhorden verlassen, und da er ausdrücklichen Befehl hatte, keinen Zug ins Innere zu unternehmen, so kehrte er nach kurzem Aufenthalte an der Bai unverrichteter Sache nach dem Kap zurück, und der Gouverneur war natürlich nach diesem mißglückten Versuche nicht sehr bereitwillig, ein zweites Schiff zu senden, so sehr er auch von mancher Seite dazu gedrängt wurde.

Inzwischen hatten unsere Missionare auf Otjimbingue etliche schwere Monate durchzumachen. Fast ganz allein gelassen auf der Station, ohne Schutz und ohne Proviant, in beständiger Gefahr vor den Räuberbanden, die rund um die Station her ihr Wesen trieben, und das letzte Stück Vieh wegstahlen; dazu völlig abgeschnitten von der See und von aller Verbindung mit dem Kap und mit der Heimat, schauten sie sehnsüchtig aus nach Erlösung, und waren mehrmals willens, Versuche zu machen, ob sie nicht aus dem Lande fortkommen könnten. Indes das Gerücht von der Erscheinung des englischen Kriegsschiffes an der Bai, die Furcht, daß es wiederkommen möchte, einige Drohworte der Seeoffiziere, die vom Hängen der Räuber und Mörder gesprochen hatten — Worte, die bald im ganzen Lande bekannt wurden — das alles hatte doch die räuberischen Horden so weit im Zaume gehalten, daß sie keinen Anfall auf die Station selbst und auf die Weißen wagten. Gegen die Herero aber setzten sie den Kampf fort. Trotz aller Friedensversicherungen, die sie an den Gouverneur gesandt, griffen sie anfangs November bei Schmelenshoop die Damra an. Ganz unvermutet wollten sie sie überfallen und zweifelten keinen Augenblick an einem vollständigen Sieg. Aber die Schwarzen hatten noch im letzten Augenblick Nachricht bekommen, was ihre gelben Gegner im Schilde führten, und trafen mit ihrer ganzen Macht die übermütigen Feinde so, daß letztere eine vollständige Niederlage erlitten.

Dadurch wurde eine zeitweilige Ruhe im Damraland hergestellt. Im September 1870 wurde auf Betreiben des Missionars Hahn ein förmlicher Friedenskongreß gehalten auf Okahandja, wo der Oberhäuptling Maharero seinen Sitz genommen hatte, und der Namahäuptling Jan Jonker verpflichtete sich zum friedlichen Wohnen auf Windhoek, wo der alte Jonker Afrikaner gehaust hatte. Diese Friedens-

zeit benutzten die Missionare, um neue Stationen anzulegen. Missionar Diehl und Irle, die grade ins Land gekommen, blieben in Okahandja bei Maharero. Missionar Viehe hatte, nachdem er eine Rundreise im Lande gemacht, die Station Okozondje am Omaruru angelegt, wo bereits der Nationalgehilfe Daniel Cloete eine rege Thätigkeit mit Predigten und Unterricht entwickelt hatte, und Missionar Brincker konnte die während der Unruhen meist verlassen liegende Station Neu-Barmen wieder aufnehmen. Gleichzeitig begannen auch die finnischen Missionare, die sich eine Zeitlang auf den Rheinischen Stationen aufgehalten hatten, ihre Arbeit im Ovamboland. Sie blieben jedoch beständig im lebhaften Verkehr mit den Rheinischen Missionaren und waren auf deren Stationen wie zu Hause. Denn auch sie hatten keine andere Verbindung mit Europa und mit dem Meere als durch die Walfischbai, mußten Nahrungsmittel und Tauschwaren durch Hilfe der Brüder beziehen und wurden von allem Wechsel der Dinge im Damraland gleichmäßig mitbetroffen. Wir werden von den neuen Verhältnissen in Damraland nach Hahns Austritt 1873 noch später (im 2. Teil) zu reden haben.

Die Insel Borneo.

Station Bandjermassin.

Man mag sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als die wüsten sonnverbrannten Einöden der südafrikanischen Westländer, und die herrliche, von stattlichen Bergen, Wäldern und Strömen durchzogene, an Schätzen der Erde unermeßlich reiche Insel Borneo. Wie eine Königin thront sie in dem Kreise der Sunda-Inseln, und alle die ungezählten, größern oder kleinern Inselgruppen Notasiens liegen huldigend um sie her. Keine Insel der alten Welt kann sich an Umfang und Größe mit ihr messen (sie ist so groß wie Deutschland), kein Land, das ebenso wie sie unter dem Aequator liegt, hat ein gesunderes Klima, oder bietet einen anmutigern Wohnplatz für Menschen, keins übertrifft sie an Reichtum der Produkte und Mannigfaltigkeit der Hilfsmittel. Hier haben die Missionare keine Durstesnot und keinen Hunger zu fürchten, wie in Afrika. Ob auch Brot und Kartoffeln nicht leicht zu haben sind, so ist doch Ueberfluß an Reis, Fleisch, Fischen und köstlichen Früchten, und Wasser ist überall fast mehr als zu viel. Unendliche Waldungen breiten sich nach allen Seiten, und die Ueppigkeit des tropischen Klimas ist so groß, daß ein von sorgsamer Menschenhand lange Jahre hindurch gepflegter und zum Wohnsitz vieler Familien wohl zubereiteter Platz nur eine kurze Zeit verlassen zu stehen braucht, und gleich ist wieder alles überwuchert und von Schlinggewächsen und Unterholz in Beschlag genommen. Bären, Tiger, Elefanten, Nashörner und dergleichen gewaltige Tiere hat man in diesen Waldungen zwar nicht zu fürchten, wohl aber Schlangen und viel anderes giftiges Geschmeiß, und besonders die zahllosen Scharen von Stechfliegen (Moskiten), welche

des Abends zu tausenden von Millionen aus den Dickichten und Sümpfen sich aufmachen und über den friedlichen Reisenden herfallen. Daneben lauern auch die Ungeheuer der Tiefe, die Alligatoren in den Flüssen, welche nicht bloß die Schwimmenden, sondern auch am Ufer Sitzende anfallen, oder sie gar aus ihren Prauen (Fahrzeugen) holen. Alles dies gilt übrigens zunächst nur von den Küstenrändern, denn das Innere der großen Insel ist noch fast unbekannt. In den letzten Jahrzehnten sind zwar sowohl von holländischer, als von englischer Seite Entdecker ausgesendet, um die Insel nach allen Richtungen zu durchkreuzen, und sie haben auch sehr wertvolle Entdeckungen gemacht, aber den Gebirgskern des inneren Landes haben sie doch noch unberührt gelassen. Kaum weiß man, was dort für Menschen leben. Wie im ganzen südlichen Asien und den dazu gehörenden Inseln werden die ältesten und ursprünglichsten Bewohner wohl Neger gewesen sein, die sich vor den späteren Einwanderern in die unzugänglichen Festungen ihrer Wälder und Sümpfe zurückgezogen haben, und dort auf die allerniedrigste Stufe menschlicher Entwicklung, in ein obdachloses Jäger- und Räuberleben zurückgesunken sind. Die braunen Dajacken aber, welche mit diesen Oloot einen immerwährenden Krieg auf Leben und Tod führen, sind vermutlich wie alle zivilisierten Bewohner Indiens und der indischen Inseln aus denselben Sitzen des mittleren Hochasiens herabgestiegen, wie die eigentlichen Hindu, und haben sich in verschiedenen, völlig von einander getrennten Zügen über die Küstenländer und Inseln des südlichen Asiens ergossen. Während auf Java der Hindu-Charakter in Gestalt, Sprache, Religion und Sitte noch sehr deutlich hervortritt, ist er bei den Dajacken Borneos schon sehr verwischt, doch nicht bei allen in gleichem Maße. Denn auch die Dajacken bilden keineswegs eine einheitliche, unter sich gleichartige Volksmasse. Vielmehr sprechen sie mehrere verschiedene, wenn auch verwandte Sprachen, haben verschiedene bürgerliche und religiöse Einrichtungen, und die erst kürzere Zeit im Lande wohnenden werden kaum als rechte Dajacken von den übrigen anerkannt, halten sich auch selbst nicht dafür. Den Zeitraum dieser verschiedenen Einwanderungen kennen wir aber durchaus nicht mehr. Wir wissen nur von einem großen bramahnischen Reich Madschapahit auf Java, zu welchem auch das südliche Borneo gehörte. Dagegen ist in verhältnismäßig neuerer Zeit, vielleicht erst im 12. oder 13. Jahrhundert ein anderes verwandtes Volk dazu gekommen und hat sich zu Herren fast aller Uferstaaten in ganz Borneo gemacht, die Malaien. Diese letztern scheinen auch mit den Hindu zusammen zu hängen, sich aber auf den Hochflächen der Insel Sumatra in sehr eigentümlicher Weise entwickelt, und dann von Malacca aus sich über die Inseln verbreitet zu haben. Dies Volk hat nämlich sein altes indisches Heidentum schon seit vier oder fünf Jahrhunderten verlassen und ist in die Netze des falschen Propheten geraten. Dadurch ist es freilich zu einer sehr hohen Stufe der Zivilisation gekommen und der malaiische Staat auf der Halbinsel Malacca im 13.—15. Jahrhundert wird gerühmt wegen seiner Macht und seines Glanzes, voll Luxus und

Wohlleben, voll Handelsverkehr, Bauwerken, Verteidigungsanstalten u. s. w., aber zugleich ist es dem Christentum ferner getreten und feindlicher gegenübergestellt, als die heidnischen Völker. Als im Jahr 1510 der berühmte portugiesische Eroberer Alfons de Albuquerque vor Malacca erschien, fand er die Stadt so trefflich mit Geschütz versehen und alle Anordnungen so gut getroffen, daß sein Sturm das erste Mal abgeschlagen wurde, und daß er nach Eroberung der Wälle und Mauern noch neun Tage im Innern der Stadt kämpfen mußte, ehe er die heldenmütigen Malaien vollständig bezwang. Von der Zeit an beginnt der Verfall der malaiischen Macht und Größe. Sie waren auf Malacca ein seefahrendes Handelsvolk geworden, und hatten, wie in der alten Zeit die Phönizier, auf allen benachbarten Inseln und Küsten ihre Niederlassungen und Kolonieen gegründet, auch auf den Sunda-Inseln und den Küsten Borneos. Nach dem Zerfall des Reichs Madschapahit 1478 waren die Sultane von Bandjermassin unabhängig geworden, 1520 traten sie zum Islam über. Aber jetzt kamen die portugiesischen Flotten und Missionare hinter ihnen her, und richteten auf allen wichtigern Punkten Handelsfaktoreien und katholische Kirchen und Kapellen auf. Das stolze, eben noch so weithin herrschende Malaienvolk, von den europäischen Eindringlingen in seinem Besitz und Eigentum, in seinem Verkehr und Erwerb überall gestört, unterdrückt, verdrängt, sank an den meisten Stellen schnell von seiner hohen Kulturstufe wieder hinab in einen halb wilden Zustand, und nahm seine Zuflucht zur Seeräuberei. Besonders auf der Nordspitze der Insel Borneo und den benachbarten Inseln, in dem Reich Sulu hatte sich ein gefährlicher Piratenstaat für die umliegenden Meere gebildet. Mit ihm wetteiferten die anstoßenden Malaienstaaten von Brunei, und die auf der Ostküste gelegenen Staaten der Bugineser. Die Portugiesen und die spätern europäischen seeherrschenden Völker haben sich unsägliche Mühe gegeben, die Seeräuber in diesen Meeren auszurotten, aber ohne dauernden Erfolg. Ebenso wenig ist es ihnen gelungen, durch ihre katholischen Missionare die Malaien von ihrem Muhamed abwendig zu machen. Selbst der heilige Xavier, der nach den Erzählungen der Katholiken doch sonst viel unglaubliche Dinge in diesen Gewässern ausgerichtet haben soll, hat unter diesen Leuten nichts zustande gebracht. Von Zeit zu Zeit hat die katholische Kirche ihre Missionsversuche auf den Sunda-Inseln erneuert, auch nachdem die portugiesische Herrschaft längst gebrochen war. Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts haben sie im südlichen Borneo einen Versuch gemacht, der aber mit der Ermordung der Missionare endete. Von portugiesischen Ansiedlungen ist die letzte Spur verschwunden: höchstens daß hier und da ein portugiesischer Name auftaucht, den irgend ein später Abkömmling des früheren Herrschervolks noch bewahrt hat.

Etwa um das Jahr 1597 erschienen die Holländer in der Sundasee. Sie hatten das Joch des katholischen Zwingherrn Philipps II. von Spanien abgeschüttelt, und da dieser sie dadurch demütigen wollte, daß er ihnen die spanischen und portugiesischen Häfen und Kolonieen verschloß, so fuhren sie kühnlich selbst in die unbekannten Meere

hinaus, vertrieben die katholischen Besatzungen aus den ostindischen Faktoreien, setzten sich selber in Besitz und richteten ein großes und herrliches Reich in dieser Inselwelt auf, dessen Mittelpunkt das damals hochberühmte Batavia auf Java war. Mit großem Glaubenseifer begannen die mitgesandten Prediger und Kapläne der holländischen Republik die evangelischen Lehren unter ihren neugewonnenen Unterthanen auszubreiten. Zu tausenden wurden sie getauft; aber die Muhamedaner blieben in ihrer starren Widersetzlichkeit, und die Heiden Borneos scheinen von der evangelischen Predigt nicht berührt worden zu sein. Denn Borneo wurde immer erst viel später als die umliegenden Inseln von den Europäern besucht, die dortigen Malaienstaaten waren ihnen zu mächtig. Nachdem die Gefährten des Weltumseglers Magellan 1512 zuerst den Boden Borneos betreten hatten, dauerte es fast 100 Jahr, ehe die Spanier und Portugiesen, damals schon im Kampfe mit den Holländern, sich einiger Küstenpunkte auf Borneo bemächtigten, und erst 1643 legten die Holländer ihre erste Handelsfaktorei auf der Insel an, und zwar auf der südlichen Westküste, zu Pontianak. Im vorigen Jahrhundert gelang es ihnen, durch Hilfe der benachbarten muhamedanischen Fürsten den mächtigen Seeräuberstaat von Pontianak zu überwältigen, sich selbst in den Besitz der Mündungen der Hauptflüße zu setzen, und dadurch die handeltreibenden Stämme unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Von da haben sie ihre Herrschaft allmählich weiter ausgebreitet, nach Landak, Mempava und Sambas. Etliche hundert Fürsten stehen hier unter ihrer Oberhoheit und durch diese beherrschen die Holländer die zahlreich an den Ufern entlang wohnenden Dajacken. Das Handels- und Regierungsinteresse hat hier niemals Bekehrungsversuche von holländischer Seite aufkommen lassen. Seit 1787 haben sie auf der Südküste festen Fuß gefaßt, und sich neben den Sultan von Bandjermassin eingedrängt, der ihnen einen Teil seiner Hauptstadt überlassen mußte. Ihre eigentliche Besitznahme datiert jedoch erst von 1812. Auch im Süden beherrschten sie den Ausfluß der großen Ströme, und übten dadurch einen mächtigen Einfluß bis tief ins Dajackenland hinein. In Pagattan, in Pulopetak, in Sampit, in Kottaringen u. s. w., überall waren ihre Agenten und Residenten zu finden, und ohne Heeresmacht wußten sie die Fürsten des inneren Landes, einen nach dem andern, unter ihre Herrschaft zu bringen. Aber die Engländer, welche mit den Bundesgenossen Hollands, den Franzosen, im Kriege waren, entrissen ihnen einen großen Teil ihrer ostindischen Besitzungen, auch Java 1812. Zwar dauerte die Herrschaft der Engländer nur bis zum Friedensschluß 1815, wo Java und die meisten andern Eroberungen zurückgegeben wurden. Aber sie ließ für das Missionswerk eine gute Frucht zurück. Der englische Gouverneur Sir Stamford Raffles hatte den Missionaren den Zutritt auf Java erlaubt, und das wieder eintretende niederländische Gouvernement konnte diese Erlaubnis nicht gut wieder zurücknehmen. So kamen denn nacheinander niederländische, englische und amerikanische Missionare. Etliche von ihnen besuchten auch Borneo, hauptsächlich die Westküste. Slater 1819 Medhurst 1829, Abeel

1831, statteten von ihren Untersuchungsreisen umständlichen Bericht ab, und infolge ihrer Berichte begannen fast zu gleicher Zeit die amerikanischen Missions-Gesellschaften ihre Versuche auf der Westküste, und unsere Rheinische auf der Südküste von Borneo (S. 33). Unsere ersten Rheinischen Missionare (Barnstein und Heyer) wurden 1834 von den Kolonialbehörden zwar freundlich aber doch nicht ohne Mißtrauen aufgenommen. Man ließ sie gar nicht so schnell nach Borneo hinein, sondern ließ sie erst ein Probejahr auf Java unter den Augen der Regierung durchmachen. Als man sich überzeugt hatte, daß von ihnen nichts zu befürchten sei, ließ man die 1836 neu ankommenden Missionare Krüsmann, Hupperts und Becker ohne weiteres mit Barnstein nach Borneo hinübergehn. Dagegen Hardeland und Himmelmann, die 1840 ankamen, mußten wieder ein Jahr auf Batavia warten; und im Jahr 1842, grade als die Missionare Juffernbruch und Van Hoefen nach Borneo abgeordnet werden sollten, kam die Nachricht, daß ein neues Gesetz gegeben sei, wonach es Ausländern fast unmöglich gemacht werde, sich in den ostindischen Besitzungen Hollands, namentlich in Borneo, niederzulassen. Nur als eine ganz besondere Vergünstigung wurde es den beiden Rheinischen Missionaren noch gestattet, ausnahmsweise und als die letzten nach Borneo hineinzukommen, und mit ihnen schlüpfte auch der hallische Missionar Hupe mit hinein, der mit ihnen von Deutschland gekommen war. Indes dieser strenge Beschluß blieb nicht lange in Kraft. Nach vier oder fünf Jahren durften die Rheinischen Missionare wieder ungehindert ein- und ausgehen und ihr Werk ungestört unter den Augen der Regierung treiben.

Sie nahmen ihren Ausgang von der Stadt Bandjermassin. Sehen wir uns diese Stadt einen Augenblick näher an. Es ist wohl eine große Stadt mit 30000 Einwohnern, aber sie hat nur eine einzige Straße. Und diese einzige Straße ist der Bandjerfluß, der in den Dusson strömt, und sie der Länge nach durchschneidet. Etwa ein halb Dutzend Nebenflüßchen münden in den Fluß, und diese Nebenflüßchen bilden dann die Nebengäßchen der Hauptstraße. Die Häuser stehen alle auf Pfählen über sumpfigem Boden. Auf einer langen hölzernen Brücke muß man von der Hausthür bis auf das Floß gehen, welches vor jedem Hause im Wasser liegt, und von da kann man mit großen oder kleinen Kähnen weiter fahren. Der älteste Teil der Stadt gehörte dem Sultan von Bandjermassin und ist ganz von Malaien bewohnt. Fast eine Stunde lang ziehen sich ihre Häuser und Hütten an beiden Ufern des Flusses hin. An die malaiische Stadt schließt sich etwas flußabwärts die europäische Stadt, nämlich die Häuser der holländischen Beamten und Soldaten, das kleine Fort, die Regierungsgebäude und Magazine, auch die Wohnungen unserer Missionare. Festen Boden hat man hier nirgend unter den Füßen, außer in den Häusern, die auf eingerammten Pfählen ruhen, oder auf dem bretternen Wege, der diesen Stadtteil durchschneidet, oder auf der zusammengefahrenen und aufgehöhten Erde, auf der man etwa einen Garten oder doch ein paar Beete sich anlegt. Diesem

holländischen Stadtteil gegenüber liegt der chinesische Kampong, die Kolonie eingewanderter Chinesen, die hier wie auf allen lockenden Punkten der bornesischen Küste mit ihrer erstaunlichen Handelsgewandtheit, Thätigkeit und Pfiffigkeit den trägern Malaien leicht überflügeln. Sie bilden eine abgeschlossene Gemeinde unter einem chinesischen Kapitän, der natürlich von der holländischen Regierung eingesetzt oder wenigstens bestätigt wird. An diese Chinesen wandten sich unsere Missionare zuerst. Sie brauchten dazu kein chinesisch zu lernen, denn alle diese fremden Einwanderer verstehen malaiisch. Am 3. Dezember 1836 war unser Missionar Barnstein mit seinen drei Gefährten Krüsmann, Becker und Hupperts in Bandjer gelandet (S. 36), schon am 7. konnte er eine Schule für Chinesenknaben beginnen, am 29. Dezember eine zweite im chinesischen Kampong. Die Missionare fanden überhaupt einen so freundlichen Empfang bei allen Teilen der Bevölkerung, daß sie nicht anders glaubten, als in ein reifes Erntefeld einzutreten. Die Holländer (etwa 60 Seelen), bisher ohne alle Seelenpflege gelassen, freuten sich sehr, daß sie nun Taufe, Konfirmation, Kopulation, Krankenbesuch u. s. w. durch unsere Missionare haben konnten. Manche von ihnen waren seit 20 Jahren nicht zum Abendmahl gekommen, hatten keine Predigt noch gottesdienstliche Versammlung gehabt. Von allen Seiten bat man die Sendlinge um Bücher und Unterricht, ihr Haus wimmelte vom Morgen bis zum Abend von Besuchern, Heiden, Mohamedanern und Christen. Da die Europäer und die Chinesen meist keine Frauen nach Borneo mitbringen, sondern sich dort dajackische oder malaiische Kebsweiber halten, so hatte Barnstein gleich Gelegenheit, mehrere Frauen und Kinder zu taufen oder zu konfirmieren. Der zugleich mit den Brüdern neu angekommene holländische Resident ersuchte dieselben um regelmäßigen holländischen Gottesdienst im Amtshause alle vier Wochen, und benahm sich überhaupt sehr freundschaftlich gegen sie, kurz, alles ließ sich vortrefflich an. Zwar verminderte sich die Zahl der Arbeiter schnell durch den Tod Krüsmanns und durch die einjährige Abwesenheit Beckers, der von April 1837 bis August 1838 eine große Untersuchungsreise auf der Westseite der Insel machte: so daß nur Barnstein und Hupperts auf Bandjermassin zurückblieben. Aber noch in demselben Jahr 1838 bekam Barnstein eine Hilfe an der ihm nachgesandten Lebensgefährtin; dann kam auch der hallische Missionar Berger mit seiner Frau an, und auch Becker kam von seiner Reise zurück. So viele frische Kräfte konnten auf Bandjermassin nicht verwandt werden. Nachdem die erste Neugier der Stadtbewohner vorüber war, zeigte sich bald, daß sie wohl sämtlich ganz gern mit sich reden ließen, nirgend Widerstand erhoben, die geschenkten Bücher gern annahmen, aber das war auch alles. Von wirklichem Heilsverlangen war keine Spur zu entdecken. Die ganze Wirksamkeit der Missionare beschränkte sich bald auf den regelmäßigen sonntäglichen Gottesdienst in malaiischer Sprache, den monatlichen holländischen Gottesdienst für die Europäer, nebst den etwa vorkommenden Amtshandlungen, die chinesische Schule und die Besuche in den Häusern. Das alles konnte eine einzelne

Missionsfamilie sehr gut ausrichten, höchstens ein unverheirateter Bruder war noch nötig, um die kleine Schule in geregeltem Gang zu halten. So zog denn im September 1838 die Familie Berger und Hupperts zu den Dajacken nach Pulopetak und nur Becker blieb als Barnsteins Gehilfe in Bandjermassin zurück. Das dauerte jedoch nur etwa ein Jahr, da verheiratete sich Becker und zog nach Pulopetak, und statt seiner kehrte Hupperts nach Bandjermassin zurück. So hat es denn immer gewechselt. Von den neu ankommenden Missionaren blieb gewöhnlich der eine in Bandjermassin eine Zeitlang als Barnsteins Gehilfe, und sein Vorgänger zog ins Innere. So war Hardeland in Bandjer von Januar 1841 bis März 1842, und wurde dann wieder von Hupperts abgelöst, dem inzwischen seine Frau gestorben war. Von Februar 1843 bis März 1844 war van Höfen an Barnsteins Seite, und darnach blieb Barnstein eine geraume Zeit allein. Denn es wollte scheinen, als ob ein Gehilfe in Bandjermassin gar nicht mehr nötig sei. Barnstein hatte freilich viel zu thun als Agent für alle Missionsstationen im Innern; mußte für sämtliche Brüder Geschäfte bei der Faktorei führen, hatte für sie zu kaufen, zu packen und zu versenden, mußte eine bedeutende Korrespondenz führen, sein Haus mußte Tag und Nacht für besuchende Brüder und Schwestern offen stehen, es war das allgemeine Krankenhaus für alle unsere Missionare, und bisweilen monatelang war bald ein Kind eines Missionars, bald der Vater oder die Mutter selbst zu verpflegen; denn nur in Bandjermassin konnte man ärztliche Hilfe erlangen. Allein in der eigentlichen Missionsarbeit hatte er leider um so weniger zu thun. Zwar die Taufen und sonstige heilige Handlungen bei der kleinen europäischen Gemeinde nahmen ihren Fortgang. Im September 1837 hatte der Resident das Lokal für den holländischen Gottesdienst erweitern lassen, und 1840 faßte er sogar den Plan, eine eigene Kirche auf Bandjermassin zu bauen, und kollektierte zu diesem Zweck eine nicht unbedeutende Summe. Die sämtlichen Europäer und Halbeuropäer wurden regelmäßig durch eine umhergeschickte Liste eingeladen und jeder, der zum Gottesdienst kommen wollte, mußte darauf seinen Namen schreiben, dann empfing er eine Abschrift der zu singenden Lieder, die bei dem gänzlichen Mangel an Gesangbüchern auf dem Kontor des Residenten jedesmal kopiert wurden. Auch sämtliches Militär mußte dem Gottesdienst beiwohnen, sogar die Häupter der in der Hauptstadt wohnenden Chinesen und Malaien, und die zufällig etwa anwesenden fremden Dajacken aus dem Innern, obgleich sie von der holländischen Sprache wenig oder gar nichts verstanden, und auch die sämtlichen Schulkinder aus der Missionsschule mußten herbei. Die letztern bildeten den Sängerchor, doch blieb noch viel hinsichtlich des Gesanges zu wünschen übrig, wenn nicht eine Physharmonika vorhanden war, ihn zu leiten. Absonderlich nahmen sich bei solchen Versammlungen die wilden und trotzigen Gesichter der dajackischen Gäste aus, die in Felle und Schuppenpanzer gehüllt, mit dem breiten Schlachtschwert an der Seite, vielleicht gestern erst im wilden Kriegstanz an der Wohnung des Missionars vorüberzogen, heute aber

ernsthaft und schweigsam dasaßen, und nicht wußten, was sie von all diesen feierlichen Dingen denken sollten. Wenn dann aber zum Schluß die Schulkinder noch etliche malaiische Lieder, die auch die Fremden verstanden, nach deutschen Choralmelodien anstimmten, verklärten sich alle Gesichter, und sie konnten nicht müde werden, zuzuhören, und ließen sich's nicht nehmen, bis zum Hause des Missionars mitzugehen, um noch mehr von den heiligen Gesängen zu vernehmen. Das wäre nun alles recht schön gewesen, wenn es nur etwas gefruchtet hätte. Die Dajacken aus dem Innern, die bei ihrem Besuch in Bandjer meist gern in Barnsteins Hause verkehrten, zogen nach kurzem Aufenthalt wieder hinweg, und man konnte wohl als Regel annehmen, daß das in ihre Seelen geworfene Samenkorn schnell von den Vögeln des Himmels wieder gefressen wurde und keine Frucht brachte. Nicht minder traurig stand es um die kleine Christengemeinde in Bandjermassin, sowohl die holländische, für welche monatlich, als die malaiisch redende, für welche sonntäglich gepredigt wurde. Wenn sich doch nur von allen Predigten und allen seelsorgerischen Bemühungen eine Frucht gezeigt hätte. Ja, das Wort ist auch dort nicht ganz leer zurückgekommen, es sind auch etliche Seelen angeregt und dem Herrn zugeführt, und einige wenige sind im getrosten Glauben an ihren Heiland entschlafen. Aber das waren Ausnahmen. Im großen und ganzen herrschte nichts, als der starre Tod. Die malaiischen Christen, bei denen das Wort besonders im Jahre 1840 seine Kraft zu beweisen schien, gingen doch bald wieder hin unter den Sorgen, Reichtum und Wollüsten dieses Lebens und dieses Landes, und erstickten dasselbe. Die muhamedanischen Malaien zeigten sich als ungemein stumpf und von ihren Hadjis beherrscht, die Chinesen durch Opium verderbt, die Europäer in stolzes Genußleben versunken und durch das unzüchtige Leben, wozu das Klima besonders stark reizt, geistig und körperlich entnervt. Nur mit Mühe konnten sich die Missionare den Einwirkungen der sittlich vergifteten Atmosphäre, in der sie zu leben gezwungen waren, entziehen. Unter den unschuldigsten Vorwänden wurden sie immer wieder in das ungeziemende weltliche Treiben hineingezogen, und sollten am Trinken und Spielen, ihre Frauen am Singen und Tanzen teilnehmen, und in die geistlose Unterhaltung mit eingehen. Natürlich gab das Konflikte. Wenn ein Missionar den Wüstlingen einmal ganz ungescheut seine Meinung sagte, und die Dinge ohne alle Verhüllung beim rechten Namen nannte, so entstand ein großer Lärm darüber. Von August 1841 bis März 1842 durfte um solcher Ursache willen gar keine holländische Predigt in Bandjermassin gehalten werden. Dergleichen Stockungen wiederholten sich aus ähnlichen Gründen noch öfter. Später, seit 1847, wurde es so eingerichtet, daß sämtliche auf Borneo stationierte Sendboten abwechselnd die Predigt hielten, so daß alle Monate ein anderer von seiner Station deshalb zur Stadt kam. Die Ursache ist leicht zu erraten. Der Plan zum Kirchbau geriet unter solchen Verhältnissen wieder ins Stocken. Deshalb nahm Barnstein, in dessen Hause bisher wenigstens die malaiischen Gottesdienste gehalten waren, sich selber

der Sache an, kaufte 1842 ein eben leer gewordenes Privathaus für 1000 Fl. und ließ es zur Kirche und Schule umwandeln. Am 4. September desselben Jahres ward der erste Gottesdienst darin gehalten. Später als mancher Wechsel im Gouvernement vorgegangen war, kaufte die Regierung das Kirchhaus unserm Missionar wieder ab und ließ es ausbauen, damit fortan auch der holländische Gottesdienst darin gehalten werden könnte. Der Besuch des Generalgouverneurs van Rochussen, der im September 1849 die niederländischen Besitzungen auf Borneo bereiste, und gleich bei seiner Ankunft unsern Missionar Barnstein aufforderte, vor ihm zu predigen, scheint zu diesem günstigen Resultate wesentlich beigetragen zu haben. Ueberhaupt muß man sagen, daß die höhern Regierungsbeamten, besonders auch der Gouverneur Weddik, der von 1846 bis 1850 auf Borneo stationiert war, und fast sämtliche, in den folgenden Jahren häufig wechselnde Residenten, unsern Missionaren sich freundlich und behilflich erwiesen. An dem Gedeihen der Schulen nahmen sie ein besonderes Interesse. Barnsteins Schule gewährte freilich kein befriedigendes Resultat. Seit er allein auf Bandjer arbeitete, hatte für die Schule nicht viel gethan werden können. Er hatte sich ein paar inländische Gehilfen herangezogen, erst die chinesischen Knaben Jakob und Andreas, dann den jungen Chinesen Ambon, Baba Ins Sohn (vgl. Rhein. Berichte 1851 Nr. 21). Aber deren Leistungen ließen doch viel zu wünschen übrig. Deshalb versuchte es die Gesellschaft 1852 noch einmal, einen eignen Schulmeister in Bandjer neben Barnstein anzustellen, und sandte den Missionar Hofmeister dahin. Für den Augenblick hob sich auch unter dessen Leitung die Schule augenscheinlich, aber es stellte sich nur zu bald heraus, daß die durch solchen Schulunterricht erzielten Erfolge in keinem Verhältnis standen zu der darauf verwendeten Kraft. Hofmeister wurde deshalb schon Ende 1853 nach Kahajan versetzt, wo eine saure Arbeit seiner wartete. Barnstein führte seitdem die Schule mit Hilfe des Chinesen Wittik weiter, und fuhr fort, in aller Stille in den Häusern und auf der Kanzel, unter Heiden, Muhamedanern und Christen den köstlichen Samen auf Hoffnung auszustreuen. Kenntnis des göttlichen Worts wurde durch ihn ohne Zweifel weit genug verbreitet. Etwa 150 Seelen hat er getauft, meist Kinder von Europäern und Halbeuropäern, doch waren darunter auch 20 Heiden mit ihren Kindern.

Die kleine holländische Gemeinde, welche er zu bedienen hatte, bestand zuletzt aus 80 bis 100 Seelen. Für sie war Barnstein der alleinige Seelsorger und Pastor, denn einen holländischen Pastor gab es zu seiner Zeit auf Borneo nicht. Ein solcher ist erst 1865 nach Bandjermassin gesandt, leider ein solcher, der eine gar andere Lehre predigte als das seligmachende Evangelium, welches Barnstein verkündigte. Bis zu seinem Tode, der 1863 am 10. Oktober erfolgte, blieb er der treue und anspruchslose Knecht seines Herrn Jesu Christi, der sich in alle Verhältnisse, in alle Regierungsmaßregeln zu schicken wußte, niemals Anstoß gab, und auch den rohesten Gemütern eine unwillkürliche Achtung abnötigte. Der alternde Herr war so sehr mit

seinem Bandjermassin und den vielen ehemaligen Schülern, die mit ihm alt geworden waren, verwachsen, daß er niemals von einer Versetzung auf ein anderes, gesunderes und aussichtreicheres Arbeitsfeld etwas wissen wollte. Bei seiner genauen Kenntnis aller Verhältnisse wurde er von den schnell wechselnden Beamten gern zu Rate gezogen, und den Oberbehörden empfohlen. Diese wollten dem treuen Seelsorger der weißen Bevölkerung in Bandjermassin ein Zeichen ihrer Zufriedenheit geben, und bewilligten ihm nicht bloß eine jährliche Gratifikation, sondern verliehen ihm sogar — wunderlich genug — den luxemburgischen Orden der Eichenkrone. Somit konnte er in allen Ehren sein 25jähriges Amtsjubiläum begehen, leider mitten in den schweren Verwickelungen und Kriegsgefahren des Jahres 1859, und nicht lange darnach auch sein silbernes Hochzeitsfest. Aber damals war seine Gesundheit schon gebrochen. Der Schmerz um die vielen zerstörten Stationen und ermordeten Brüder des Jahres 1859 kam hinzu, und die mehrere Jahre andauernde Aufregung eines wechselvollen Kampfes, der bisweilen auch Leben und Sicherheit der Bewohner von Bandjermassin bedrohte. Aber bis zu seinem letzten Augenblick blieb er der treue und aufopfernde Freund und Berater der nach Bandjer geflüchteten Missionarsfamilien, und unter ihren Segnungen und Gebeten ist er gestorben. Die Mission von Bandjermassin wurde seitdem von dem Bruder van Höfen in ähnlicher Weise fortgeführt. (Näheres über Barnsteins Leben und Sterben siehe „Berichte“ 1864 Nr. 3.)

Noch müssen wir den wackeren europäischen Gehilfen erwähnen, welcher im Jahr 1852 unserm Barnstein auf Bandjermassin zur Seite gestellt wurde, nämlich den Buchdrucker Dietrich. Die Presse, mit der er arbeiten sollte, war ihm schon einige Jahre vorausgegangen. Sie hatte bis dahin im Bandjeresischen Packhause wohl verwahrt gestanden, und niemand hatte sich um sie bekümmert, als die Ameisen, und das war den Brüdern gar nicht lieb. Indes hatten sie keinen großen Schaden anrichten können, das schwere Eisenwerk war ihrem scharfen Gebiß doch ungenießbar geblieben. Am 17. März 1852 wurden die Walzen und Schriften und aller Zubehör in Barnsteins Haus gebracht. Aber erst mußte der Bretterweg ausgebessert, gestützt und überbrückt werden, denn man fürchtete, die schweren Maschinen würden beim Transport durchbrechen und in den Sumpf fahren. Eine Partie Sträflinge brachte sie endlich an Ort und Stelle, und Dietrich konnte sie aufstellen. Das war ein Ereignis für Bandjermassin. Dergleichen war noch niemals dort gesehen worden. Vom Residenten und vom Sultan an kamen alle vornehmen und geringen Leute von nah und fern, um sich das Wunder anzusehen. Dietrich hatte einen Halbeuropäer, Louis Arnold, in Dienst genommen, und einen handfesten Pandeling, Lambong, losgekauft, zum Drucken, und arbeitete bald mit holländischer, malaiischer, dajackischer und javanischer Schrift. Die Typen zu letzterer hatte ihm der alte Missionar Brückner von Samarang geschenkt. Lieder, Traktate, Schulbücher, Erbauungsbücher, Uebersetzungen gingen aus seiner Offizin hervor, nicht bloß gedruckt, sondern auch gebunden. Ein kleiner Kreis von Christen auf

Surabaja und Batavia benutzte seine Presse gleichfalls, und schickte ihm den gläubigen Javanen Jonas mit seiner getauften Frau Franzina zu Hilfe. Trotzdem die Leistungen der meisten dieser Leute nur gering und sie selbst wenig zuverlässig waren, so wußte Dietrich seine Zeit doch so gut auszunutzen, daß er nicht bloß eine Buchbinderei, sondern auch einen Papierhandel noch neben seiner Druckerei anlegte, und mit so viel Geschick und Einsicht leitete, daß ein nicht unerheblicher Gewinn aus diesem Handel in unsere Kasse floß. Da es den Anschein hatte, als ob dieser Gewinn sich noch wesentlich steigern ließe, die Missions-Gesellschaft als solche aber den Handelsgeschäften fern bleiben wollte, so ist 1870 Dietrich in die Dienste der neubegründeten Missions-Handelsgesellschaft getreten. Er hat dann noch einen Besuch in Europa gemacht und ist bald darauf gestorben.

Mission unter den Dajacken.

Kahajan, Pulopetak, Mentangei, Sihong und Patei.

Drei Ströme brechen nahe bei Bandjermassin aus der Südküste Borneos hervor, die von Norden nach Süden in gleicher Richtung nebeneinander laufen, wie drei Brüder. Der größeste und gewaltigste unter ihnen ist der Dusson, der zunächst bei Bandjermassin vorüberrauscht. Ein wenig weiter westlich hat der etwas kleinere Kapuas seinen Ausfluß, und noch etliche Stunden weiter westlich vermischt der Kahajan nach einem noch kürzeren Laufe seine reißenden Fluten mit dem Meere. In der Nähe der Mündung sind diese Ströme durch Zwischenarme miteinander verbunden. Durch den Mengkatib und Mentangei, vorzüglich durch den großen Pulopetakstrom giebt der Dusson einen Teil seiner erstaunlichen Wassermasse an den Kapuasfluß ab, und von letzterem kann man wieder auf dem Trusan, einem langen, schmalen und gewundenen Kanal in den Kahajanstrom fahren. Alles Land, welches von diesen Flußarmen durchströmt wird, ist undurchdringlicher, meist dichtbewaldeter Sumpf; und über dem Sumpf und Schlammboden schweben die Bewohner, die Dajacken, eigentlich in der Luft, denn sie bauen ihre leichten hölzernen Hütten, ganze Kampongs (Dörfer), Lewus (Städte), Kottas (Festungen) über langen, in den Sumpf gesenkten Pfählen, und nur mit Leitern, oder richtiger auf Hühnerstiegen, kann man vom Fluß, dem einzigen Kommunikationswege zu ihren Wohnungen emporklimmen. Mitten unter ihnen haben sich unsere Missionare angesiedelt, und sind den Dajacken geworden wie ein Dajack, d. h. sie haben sich in ihre Lebensweise und ihre Gewohnheiten, welche zum Teil sehr an das Geschlecht der Amphibien erinnern, gefügt. Auf den selbständigen Gebrauch der Füße, wenigstens außer dem Hause, mußten sie so ziemlich verzichten. Selbst um ihren nächsten Nachbar zu besuchen, mußten sie den Kahn gebrauchen, einen Garten konnten sie nur dadurch herstellen, daß sie Dämme anlegten und das Land aufhöhten, auf Korn und Brot und deutsche Gartenfrüchte mußten sie verzichten, nur Reis kann in diesen

Sümpfen gebaut werden, an einen Viehstand ist nicht zu denken. Nur Schweine und Federvieh kann man halten, kaum ein paar Ziegen durchbringen.

Unsere Missionare wandten sich zunächst 1838 zu den sogenannten kleinen Dajacken am Pulopetak (sie sind aber nicht kleiner an Gestalt, sondern nur an Macht und Volkszahl). Drei Jahre später, 1841, versuchten sie es auch unter den großen Dajacken am Kahajan. Das Arbeitsfeld unter den großen Dajacken war ganz besonders schwierig. Denn der mildernde und zivilisierende Einfluß der holländischen christlichen Obrigkeit reichte kaum bis zu ihnen, und sie hatten noch nicht einmal ihre scheußliche Gewohnheit des Köpfeschnellens aufgegeben, was doch die kleinen Dajacken in Pulopetak bereits gethan hatten. Am Kahajan wurden noch ungescheut die Köpfe abgeschlagen und Jagd auf Menschenschädel gemacht. Der wilde Tundang am oberen Kahajan rühmte sich, die Pfosten seines Hauses auf lauter blutige Menschenleiber gegründet zu haben, und ließ bei den großen Festen hunderte seiner Sklaven schlachten. Denn in solchen blutigen Schlächtereien bestand vormals der Hauptgottesdienst der Dajacken. Tempel, Priester, Götzenbilder und heilige Schriften hat er nicht. Aber er hat einen obersten Gott, Hatalla, und unter ihm eine Anzahl freundlicher Himmelsgötter, Sanjang, und unter diesen eine unendliche Zahl von Luft-, Erd- und Wassergeistern, Djin, die alle mehr oder weniger bösartig sind. Jeder Fluß, jeder Baum, jeder Berg hat seinen Djin; Gespensterfurcht umgiebt den armen Heiden auf allen Seiten; zu beten versteht er nicht, er kann nur Reis streuen, die heiligen Wollustdirnen, die Blians, tanzen, singen und trommeln lassen, die Sangen und Zeremonien der Zaubermänner durchmachen, saufen, fressen, lärmen und huren und — Menschen schlachten, das ist sein „vernünftiger" Gottesdienst.

Es war aber nicht bloß die Wildheit der Leute, welche die ersten Versuche unserer Missionare in Kahajan vereitelte, sondern es war hauptsächlich die Tücke eines einzelnen Gewalthabers, der mit allen Waffen der List und der Frechheit unaufhörlich ihnen entgegenarbeitete. Dieser böse Feind war der in unseren „Berichten" 1854 Nr. 16 geschilderte Singa Radja oder Löwenkönig. Als 1835 Barnstein zuerst die Gegend am Kahajan besuchte, lebte dieser Mann als Unterhäuptling oder Raden in Buntoi, aber der Tomongong oder Oberhäuptling, mit dem Barnstein den Freundschafts- und Blutbund schloß, wohnte etwas weiter stromaufwärts in Gohong. Bald nachher aber war es den Ränken des Singa Radja gelungen, den Oberhäuptling zu stürzen, und sich selbst durch die holländische Regierung zum Tomongong einsetzen zu lassen. Als nun im Mai 1841 unser Missionar Hupperts sich in Kahajan niederließ, glaubte er die Station nirgend anders, als bei Barnsteins altem Blutbruder, dem abgesetzten Tomongong, der nunmehr Raden in Gohong war, aufrichten zu dürfen. Das nahm aber der neue Tomongong gewaltig übel; er nahm die Ehre, einen weißen Lehrer bei sich zu haben, für sich ausschließlich in Anspruch, und haßte den Missionar nicht weniger, als den Raden,

und faßte sogleich den Plan, die Station in Gohong zu zerstören. An der gepredigten Religion war ihm nichts gelegen, er war ein „aufgeklärter“ Dajack, halb Heide, halb Muselmann, der heute seine Opfer brachte, und morgen über alle heiligen Dinge spotten konnte. Er selbst kam nie zur Predigt des Missionars, hinderte auch alle Dajacken hinzugehen, dem armen Hupperts that er alles Herzeleid an, wo er nur wußte und konnte, und machte ihm sein Leben am Kahajan unendlich sauer. Da erkrankte Hupperts Frau zum Tode. Ihr Mann mußte sie nach Bandjermassin bringen und dort vor der Hand bleiben. An seine Stelle in Kahajan trat Hardeland (März 1842). Der erkannte sogleich, daß es ein Fehler gewesen, als man die Station in Gohong, statt beim Tomongong in Buntoi aufgerichtet hatte. Er suchte also vor allen Dingen den Singa Radja zu gewinnen, und versprach ihm, sich selbst in Buntoi niederzulassen, sobald nur Hupperts wieder zurück käme. Aber so freundlich sich auch der verschlagene Radja jetzt anstellte, er wartete doch nur seine Gelegenheit ab. Der energische und durchgreifende Hardeland war ihm noch weniger recht, als der bequemere Hupperts. Während einer kurzen Abwesenheit des Missionars richtete er ihm solche Greuelwirtschaft auf der Station an, daß es zum offenen Bruche, zur Klage vor dem Residenten in Bandjer kam. Hardeland war für Kahajan unmöglich geworden (1842 November). Hupperts, der sich inzwischen zum zweiten Male verheiratet hatte, bezog seinen alten Posten wieder in Gohong (Februar 1843), brachte aber diesmal einen Gehilfen mit, den Missionar Juffernbruch, der sich in unmittelbarer Nähe des Singa Radja anzusiedeln versuchte. Der Radja aber war jetzt erst recht voll Gift und Galle gegen alle Missionare, weil er wegen der Verfagung Hardelands einige scharfe Verweise vom Residenten bekommen hatte. Er widersetzte sich der Gründung einer Station auf Buntoi aus allen Kräften, und obwohl die Brüder alle ihre Beredsamkeit aufwendeten, ja mit Gewalt vom Residenten drohten, so mußten sie endlich doch von dem Plane abstehen. Der Löwenkönig hatte ihnen im Zorn erklärt, daß, wenn sie es wagen sollten, sich bei Buntoi anzubauen, er den ganzen Platz werde umzäunen lassen, und jeden seiner Unterthanen schwer strafen würde, der mit ihnen in Verkehr trete. Jetzt versuchte Juffernbruch, sich etwa ein Stündchen von Buntoi, in Tumbang bungin, niederzulassen (März 1844). Aber da der Tomongong nunmehr alle Rücksichten beiseite setzte, und bereits Mörder gegen die Missionare bestellt hatte, da auch von einer Wirksamkeit unter dem Volke unter solchen Umständen gar keine Rede sein konnte, so glaubten die beiden Brüder den Staub von ihren Füßen schütteln zu müssen, gaben ihre Stationen auf und reisten davon (Juli 1844). In Kahajan war der Jubel darüber allgemein. Aber der Resident in Bandjer war schlecht damit zufrieden. Er hatte gerade auf die Wirksamkeit der Missionare gerechnet, um das wilde Volk etwas zu zivilisieren. Er drang deshalb so lange in Hupperts, bis der es im Oktober desselben Jahres noch einmal wagte, nach Gohong zu ziehen. Er traf einen glücklichen Augenblick. Der Singa Radja war auf mehrere Monate verreist, und

die Leute waren durch die drohenden Befehle des Residenten etwas eingeschüchtert. So kamen sie denn zur Kirche und waren freundlich, aber nur bis der Singa Radja wieder kam. Der fing sofort das alte Spiel wieder an, und Hupperts, aufs neue von jedermann verlassen und von allen Seiten in die Enge getrieben, verließ abermals die Station (April 1845) und kehrte nicht mehr zurück. Er sowohl als Juffernbruch kamen nun den Brüdern in Pulopetak zu Hilfe; doch Juffernbruch nur noch auf kurze Zeit. Wegen Kränklichkeit seiner Frau verließ er Borneo gänzlich (Juni 1845).

In Pulopetak haben die kleinen Dajacken unsern Missionaren nicht so viel Not gemacht. Sie waren schon etwas fügsamer geworden unter dem holländischen Regiment. Ihre schlimmsten Greuel, namentlich das Köpfeschnellen, wagten sie nur noch heimlich zu treiben. Statt der geschlachteten Sklaven brachten sie ihren Göttern nur noch hölzerne Schnitzbilder (Hampatongs) zur Opfergabe dar. Eigentlich waren unsere Brüder nicht mal die ersten, die sich in Pulopetak niederließen, sondern der hallische Missionar Berger (S. 245) hatte den Anfang gemacht. Er legte im September 1838 die Station Bethabara (Palankei) am Pulopetakstrom an. Einige Wochen später folgte ihm Hupperts. Ehe er nach Kahajan zog, hatte er sich schon hier unter den kleinen Dajacken versucht. Es war aber auch nur ein Versuch gewesen, der bald wieder aufgegeben werden mußte; die Station Apui, die er gestiftet hatte, wurde anfangs 1840 schon wieder verlassen. Aber im August desselben Jahres ließ sich Missionar Becker ein Stündchen oberhalb Bethabara auf Palingkau nieder und Palingkau blieb eine geraume Zeit hindurch unsere Hauptstation in Pulopetak. Die ersten Jahre freilich sah es recht traurig daselbst aus. Weder mit der Schule noch mit der Predigt wollte es vorwärts. Drei Schüler und höchstens 40 Kirchgänger, das war doch gar zu wenig. Und Becker selbst konnte den Dajacken, die nicht zu ihm kamen, nicht wohl nachgehen. Denn sie hatten ihre Wohnungen meist in den unzugänglichsten Punkten, so recht im sumpfigen Walddickicht versteckt, wohin der Missionar, auch wenn er sich entschloß, bis an die Kniee durch Schlamm und Gestrüpp zu waten, doch kaum ihnen folgen konnte. Er baute zwar ein kleines Kirchlein zu Palingkau, und suchte sie durch ärztliche Kuren, die ihm zum Teil wunderbar gelangen, an sich zu locken; aber nichts wollte verfangen. Da rief er den Residenten zu Hilfe. Als dieser zu Anfang 1842 einen Besuch in Pulopetak machte, bewog er ihn, ein Gesetz zu erlassen, wodurch die Dajacken gezwungen würden, aus ihren Verstecken hervorzukommen, und sich in unmittelbarer Nähe der weißen Lehrer niederzulassen. Auch setzte der Resident den bisherigen nichtswürdigen Häuptling ab, und gab sein Amt einem jungen Manne, der schon Beckers Schüler gewesen war, dem Nikodemus Ambo. Auch etliche andere gute Einrichtungen wurden getroffen, die den ärgsten Ausbrüchen des heidnischen Unwesens wehren sollten, und Becker glaubte bald die guten Früchte dieser neuen Anordnungen mit Händen greifen zu können. Der Gottesdienst wurde stark besucht, die Schülerzahl stieg auf 20, der Platz füllte sich

mit den Lattenhäuschen der Dajacken, der Sonntag wurde, wenn auch nicht geheiligt, doch vor den anderen Tagen ausgezeichnet, und Götzenfeste durften an ihm nicht stattfinden. Da mußte Becker im September 1842 verreisen und blieb bis zum April des nächsten Jahres aus. Er hatte sich fleißig mit Erlernung der dajackischen Sprache beschäftigt, hatte mehrere Teile des Neuen Testaments bereits übersetzt, und reiste jetzt nach Batavia, um dort ein Schulbuch zu drucken, welches eine Uebersetzung von Zahns biblischer Geschichte des Neuen Testaments enthielt. Das ist ihm auch gut gelungen, und er kam mit der fröhlichen Erwartung zurück, daß nun für die Schule in Pulopetak eine neue und bessere Zeit beginnen würde. Ja, eine neue hatte freilich schon begonnen, aber keine bessere. Gleich nach Beckers Abreise drohten die wilden Dajack-Parits vom oberen Kapuasfluß mit einem Einfall in das Gebiet von Pulopetak. Bei dieser Gelegenheit erwarben sich die Missionare, welche auf die Kunde von der drohenden Gefahr herbeikamen, eine tüchtige Landwehr aus den ratlosen Dajacken bildeten, sich mit ihnen am Kapuas lagerten und den Feind zurückschreckten, eine solche Hochachtung und solches Vertrauen bei den Leuten, daß eine ganze Anzahl, ihrer 30, sich auf das Zureden der Lehrer bereit erklärten, sich taufen zu lassen. Zwar traten nachher einige wieder zurück, aber es waren doch immer noch 15 erwachsene Heiden nebst etlichen Kindern, die am 30. Oktober 1842 auf Bergers Station Bethabara getauft wurden. Auch der Oberhäuptling (Tomongong) Ambo wurde getauft, und erhielt den Namen Nikodemus. Da brach aber ein Unwetter los. Die Heiden auf Pulopetak und auf Bandjermassin gerieten außer sich über den Sieg des Wortes vom Kreuz. Sie vereinigten sich zu offener Feindseligkeit gegen die Missionare und gegen ihre Getauften. Die letzteren waren bald eingeschüchtert und fielen wieder ab. Nur Nikodemus Ambo hielt Stand. Dafür wurde er samt den Missionaren in Bandjermassin verklagt. Der Resident, der eben von einer Reise zurückkehrte, wies die Klage zwar ab, aber er konnte doch nicht energisch gegen die Feinde des Evangeliums einschreiten. Das benutzten sie und trieben es immer ärger. Bald durfte es niemand mehr wagen, zum Gottesdienst oder zur Schule zu kommen. So stand es, als Becker zurückkam. Es war ihm wie ein Mord in seinen Gebeinen. Von der Zeit an kränkelte er viel. Das konnte ihn nicht trösten, daß um diese Zeit zwei andere Stationen angelegt wurden, von Hardeland am oberen Ende des Pulopetakstromes Bintang (Juni 1843) und im April des folgenden Jahres Pulotelo am Mentangeifluß durch van Höfen. Denn diesen beiden Brüdern ging es auch nicht viel besser. Die Feindschaft der heidnischen Fanatiker hatte sich gegen alle Missionare gewendet; ihre Schulen wollten sich nicht füllen, und die Predigt wurde vor leeren Bänken gehalten. Wenn sie in ihren Bezirken umherruderten und fragten vom Wasser aus nach den einzelnen Häusern hinauf: sind Menschen da? so hörten sie entweder gar keine Antwort, oder es kam ein unfreundliches Nein zurück; und wenn sie dennoch eindrangen, so hätten sie ebenso gut zu den Pfählen und Latten des Hauses reden können, wie zu diesen rohen,

trotzig stumpfen Gesellen. Auch das war kein Ersatz, daß Becker auf sehr weiten Untersuchungsreisen ins Innere des Landes hinein den ferne wohnenden Heiden das Evangelium predigte, und seine Bücher schon in weit entlegenen Gegenden verbreitet fand. Aber das war ihm in seiner Kümmernis eine Erquickung, daß sein Plan, verschuldete Dajacken (Pandelinge) loszukaufen, in Europa Anklang fand. Es kam ziemlich viel Geld zusammen, und er konnte von Ende 1843 an mit seinen Brüdern und Kollegen beginnen, bald hier bald da eine Familie dieser elenden Geschöpfe von ihren harten Schuldherren loszukaufen, als seine Hausgenossen und Pfleglinge um sich zu sammeln, unter christliche Zucht zu bringen und zum täglichen Anhören christlicher Predigt und Anschauen christlichen Wandels zu nötigen. War der Erfolg auch nur sehr langsam und vielfach gestört, so war er doch unverkennbar, und für den rüstigen Missionar neben seinen Uebersetzungsarbeiten die wohlthuendste Beschäftigung.

So standen die Sachen, als anfangs 1846 der Regierungskommissar Weddik, später Gouverneur, von Bandjermassin nach Pulopetak kam, und auch unsere Missionare besuchte. Dieser Mann erkannte sofort die Wichtigkeit der missionarischen Thätigkeit unter den Dajacken, und war entschlossen, ihnen mit allem seinem Einfluß zu Hilfe zu kommen. Er verordnete deshalb, daß alle schulfähigen Kinder in ganz Pulopetak durch die Häuptlinge gezwungen werden sollten, die Schulen der Missionare zu besuchen, und daß der Resident zu bestimmten Zeiten nachsehen sollte, in welchem Zustande sich die Schulen befänden. Das gab nun freilich wieder neuen Lärm und große Aufregung unter den Heiden, aber es wirkte doch so viel, daß nach Jahresfrist schon jede der drei Stationen von Pulopetak (Bethabara, Palingkau und Bintang) an 100 Schüler und 200 Kirchgänger zählte, dazu etwa 60 losgekaufte Pandelinge.*) Das war eine fröhliche Zeit in Pulopetak. Becker jubelte, es sei jetzt für Borneo ein Frühling angebrochen, wie nie zuvor. Schon konnten von den drei Stationen aus eine Anzahl Nebenstationen angelegt, eingeborene Gehilfen konnten als Schullehrer angestellt, etliche Pandelinge konnten getauft werden. Die heidnischen Feste und Greuel nahmen sichtlich ab, christliche Zucht und Sitte nahm zu. Der Gouverneur interessierte sich lebhaft für das Gedeihen der Schulen und sah selber nach; die Javanische Missions-Hilfsgesellschaft bot ihre Dienste an und schenkte Schulapparate und Schreibmaterial, der Kinderverein in Surabaja schickte eine Anzahl Schreibtafeln zum Geschenk; aus Deutschland und aus Afrika kamen die in Barmen und in Kapstadt von Hardeland gedruckten Lesebücher und dajackischen Neuen Testamente an; das

*) Die Station Pulotelo in Mentangei hatte leider schon wieder aufgegeben werden müssen, denn van Höfen mußte wegen Hardelands Abzug dessen Station Bintang übernehmen, 1845 April, und Pulotelo blieb bis 1851 nur von einem eingeborenen Schullehrer besetzt. Dagegen war die bisher hallische Station Bethabara jetzt auch von einem rheinischen Missionar besetzt. Missionar Berger war am 16. Juni 1845 gestorben und der aus Kahajan vertriebene Hupperts hatte sich daselbst niedergelassen.

Zutrauen der Dajacken zu den weißen Lehrern mehrte sich. So ging es durch die Jahre 1846 und 1847 hindurch. Dazu kamen 1848 noch zwei neue Gehilfen, Denninger und Beyer, und es schien jetzt, als wenn mit verstärkten Kräften und frischem Eifer gegen die Satansschanzen in Pulopetak Sturm gelaufen werden sollte. Aber das hatte der böse Feind schlau genug vorausgesehen, und hatte deshalb bereits den einen Angreifer Hupperts kampfunfähig gemacht, und den noch übrig bleibenden, van Höfen auf Bethabara, Becker und Beyer auf Palingkau und Denninger auf Bintang, legte er so viele neue Schwierigkeiten in den Weg, daß ihre Seelen zum Teil blöde und verzagt zu werden drohten. Wie der treue und thätige Becker schon im folgenden Jahre starb, ist ausführlich erzählt „Berichte“ 1850 Nr. 1 und in „Wallmanns Leiden und Freuden Rheinischer Missionare“. Zwar kam bald nach seinem Heimgange Hardeland als holländischer Bibelübersetzer zurück, ließ sich auf Palingkau nieder und beteiligte sich neben seiner eigentlichen Arbeit auch am unmittelbaren Missionsdienste (S. 61), aber durch Beckers Abgang hatte die Station einen Stoß erhalten, den sie nicht mehr verwinden konnte. Die ganze dortige Bevölkerung wollte weiter stromabwärts ziehen und Palingkau verlassen. Die Station Bintang war von demselben Schicksal betroffen, schon seit Anfang 1851. Die dortigen Familien waren bedeutend weiter stromabwärts gezogen (denn die Dajacken lieben sehr die Veränderung) und meinten, daß ihnen der Reis bei Bintang nicht mehr so gedeihe wie früher, deshalb müßten sie auswandern. Da wanderte auch Denninger aus nach Sihong, und in Pulopetak blieben nur noch van Höfen auf Bethabara und Beyer und Hardeland auf Palingkau. Bethabara galt von jetzt an als die Hauptstation. Hier ward der Sitz des holländischen Kommissars und Richters (Gezaghebber) für das ganze Pulopetak, Kapuas und Kahajan bestimmt. Hier wurde von der großen Summe, welche Hardeland zur Loskaufung von Pandelingen aus Europa empfing, eine nicht geringere Pandelingskolonie angelegt als von Hardeland selbst in Palingkau; hier wuchs am schnellsten die Zahl der Getauften, von 26 im Jahr 1849 mit 12 Abendmahlsgenossen innerhalb fünf Jahren auf 66 mit 31 Kommunikanten. Im gleichen Zeitraum stieg die Zahl der Schüler von 150 auf 360, der Kirchgänger von 200 auf 700. Von hier waren die meisten Monitoren und Schulgehilfen ausgegangen, Nebenstationen besetzt, Feldgottesdienste eingerichtet, Missionsreisen unternommen, christliche Bücher verbreitet u. s. w. Van Höfen blieb bis Mitte 1857 auf Bethabara, dann übergab er die Station dem neugekommenen Missionar Wiegand, und machte mit seiner Familie eine Besuchsreise nach Europa. Von Palingkau ging Hardeland, nachdem seine Bibelübersetzung vollendet war, 1856 nach Europa zurück. Beyer und Rott hatten ebenfalls die Station verlassen, und Zimmer, der im April 1855 angekommen war, mußte die Leitung der Station, die allmählich wieder etwas emporgekommen war, allein übernehmen.

Beyer hatte sich auf der von van Höfen früher gegründeten Station Pulotelo niedergelassen, um die seit 1845 aufgegebene Arbeit

unsrer Brüder in Mentangei wieder zu erneuern. Er kam nicht mit seiner Familie allein, sondern gleich mit einer Anzahl Pandelinge, unter ihnen etliche Getaufte, die er während seines Aufenthalts in Palingkau aus der Sklaverei losgekauft hatte. So brachte er seine kleine Gemeinde gleich mit und hatte eine gute Anzahl dienstwilliger Arme zu seiner Verfügung, als er sich daran machte, ein Wohnhaus, dann ein Kirch- und Schulhaus und manche andre notwendige Gebäulichkeiten aufzuführen. Beyer hatte von jeher seine Freude an der Kultur und Verbesserung der äußeren Zustände im Heidenlande gehabt. So ließ er sich es denn auch auf seiner neuen Station angelegen sein, den fruchtbaren Boden gehörig zu pflegen und auszubeuten, das Land aufzuhöhen, Bäume zu pflanzen, den Viehstand zu bessern, Handel und Verkehr zu beleben, und bald machte seine Station am Kapuas den Eindruck einer wohlgeordneten, fröhlich aufblühenden Kolonie. Wenn nur der liebe Bruder nicht so viel gekränkelt hätte! Mehrmals im Jahre mußte er Monate lang nach Bandjer, um dort ärztliche Hilfe zu suchen, oder nach dem nahe dabei gelegenen Matapura, der Sultansstadt im frischeren Hochland, um sich und seine Frau, die auch oft krank war, zu stärken. Dadurch geriet natürlich manches auf der Station ins Stocken. Aber es waren unter den getauften Pandelingen schon recht tüchtige Gehilfen, die auf kurze Zeit den Missionar einigermaßen vertreten konnten, besonders der wackere August mit seiner verständigen Frau Lois, anfangs auch Titus mit seiner Frau Maria, der sich aber nachher vom Satan wieder in die Wollustnetze hat fangen lassen. Die kleine Schule von 60 Schülern konnten sie auch in Beyers Abwesenheit wohl allein führen. Später ist die Schülerzahl auf 150 gewachsen, dazu noch 20 aus der gewöhnlichen Tagesschule entlassene Sonntagsschüler. Auch einige tüchtige Monitoren wurden herangebildet und konnten als Schulgehilfen verwendet werden. Aus dem Kreise der Pandelinge (etwa 50 an der Zahl) wurden bald noch mehrere getauft, sodaß die Gemeinde aus einigen 20 Getauften und 14 Abendmahlsgenossen bestand. Etliche Familien hatten bereits ihre Kaufsumme abgetragen, so daß sie nicht mehr an die Station gebunden waren. Aber sie zogen es vor, in der Nähe des Missionars zu bleiben. Je mehr sich der Einfluß der holländischen Regierung in dieser Gegend befestigte, desto bessern Erfolg hatten des Missionars Bemühungen, die in den 22 kleinen Kampongs umherwohnenden 2000 Seelen unter die Zucht des göttlichen Worts zu stellen, und sie von ihren heidnischen Thorheiten los zu machen. Er hatte seit Juli 1854 einen Gehilfen bekommen, nämlich den Missionar Rott von Palingkau, welcher ein halbes Jahr auf Beyers Station mit seiner Familie wohnte, um von dort aus etwa eine Tagereise stromaufwärts am Kapuas eine neue Station anzulegen. Das Gouvernement hatte, um ihm darin behilflich zu sein, den Befehl ausgehen lassen, daß der Raden dieser Gegend nebst allen seinen Unterthanen mit etlichen andern Häuptlingen sich bei Tanggohan auf dem höchsten Punkt am Flußufer zusammenthun und um den Missionar her sich anbauen solle. Das geschah, und

als Rotts kleines Haus fertig war, hielt derselbe am 11. Mai 1855 mit seiner Familie und seinem ganzen Haushalt auf der neuen Station seinen Einzug. Sofort lud er die sämtlichen Bewohner Tanggohans zum Gottesdienst, den er in seiner Stube hielt, und nachdem er ein etwas größeres Haus errichtet, fing er auch Schule an mit 30, später 60 Schülern. Dazu gewann er einen jungen Dajacken, der in der Taufe den Namen Kornelius bekam, als Schulgehilfen. Mit ihm zugleich wurden noch drei andre von den mitgebrachten Pandelingen getauft, so daß noch vor Jahresschluß auf der neuen Station eine kleine Christengemeinde entstanden war. Diese Gemeinde wuchs in den nächstfolgenden Jahren von 12 auf 18, darunter 14 Abendmahlsgäste. Ein Kirchlein wurde 1857 aufgerichtet und eingeweiht, und etwa 100 ältere und jüngere Schüler, dazu 20 bis 30 erwachsene Männer, versammelten sich mit den Stationsleuten sonntäglich zum Gottesdienst. Eine Mädchenschule mit etwa 14 Schülerinnen hatte Frau Rott gesammelt, was den Dajacken anfangs fast unmöglich dünkte. Aber sie hatten alle den Tuan und seine Njonja (Missionar und seine Frau) lieb und bemühten sich in ihrer heidnischen Weise ihm Freude zu machen.

Auch Kahajan war im Jahre 1854 wieder besetzt worden, nachdem seit Hupperts Abzug im April 1845 kein Missionar mehr dort gewohnt hatte. Anfangs März 1854 hatte sich Hofmeister in Buntoi niedergelassen, und Mitte Januar 1855 die von ihm neu errichtete Station Penda Alei in unmittelbarer Nähe von Buntoi bezogen. Wir erinnern uns noch, daß Buntoi die Residenz des wilden Singa Radja war. Der war inzwischen aus dem Mittel gethan, kurz nachdem er die Friedensboten zum letzten Male von sich gestoßen hatte. Auf einer Büffeljagd zersprang ihm die Flinte und an den Folgen der Verletzung starb er 1846. Sein Sohn wurde mit des Vaters Würde bekleidet, war ihm aber wenig ähnlich: ein ziemlich unbedeutender, fügsamer Mensch, der sehr darnach verlangte, lesen zu lernen, um wenigstens die amtlichen Erlasse des Residenten zu verstehen. Darum hatte er selbst den Missionar zu sich berufen, und ihm eine freundliche Aufnahme gesichert. Hier so nahe an der Mündung des Kahajan war auch das Ansehen der holländischen Regierung schon zu stark befestigt, und die Furcht vor ihrer Macht viel zu groß, als daß der Missionar von den Dajacken hier viel zu fürchten gehabt hätte. Vielmehr suchten sie ihn aufs eifrigste vor allen Nachstellungen und Gefahren zu sichern, um nicht in Bandjer verklagt zu werden. Die Todesgefahren für den Missionar kamen aus dem oberen Kahajan. Das dortige wilde Gesindel, welches noch immer auf die Jagd nach Menschenköpfen auszog, war besonders auf den weißen Kopf des Missionars erpicht. Der Resident hatte ihnen zwar eine Lektion gegeben, indem er mit einem Dampfschiff den Kahajan hinauf fuhr und ihren Hauptort verbrannte. Aber dadurch ließen sie sich wenig schrecken. Mit ihren großen Pranen legten sie sich immer wieder in den Hinterhalt bei der Station Penda alei, und oft geschah es nur wie durch ein Wunder, daß der Missionar oder sein Weib und seine Kinder ihren Mordmessern entging. Denn er selbst mußte viel auf

dem Wasser sein, teils um die Umwohner zu besuchen und sie zu Gottesdienst und Schule einzuladen (es kamen an 50 Schüler zusammen), teils um in Krankheitsnöten Hilfe zu suchen oder häusliche Bedürfnisse herbeizuschaffen. Cholera und Teuerung herrschten im Lande. Der Missionar wurde um Hilfe angesprochen; er half auch, wie und wo er konnte, aber dankbarer und zutraulicher wurden die Heiden darum doch nicht. Nur die Kinder bewiesen ihm zum Teil eine große Anhänglichkeit und kamen gern zur Schule. Deshalb versuchte Hofmeister noch an zwei andren Orten, Gohong und Pangkoh, Nebenschulen aufzurichten. Aber da er selbst nicht an Ort und Stelle sein konnte und seine Schulmeister träge Leute waren, so gab's damit nicht viel. Zur Taufe kam niemand. Erst nach drei Jahren meldeten sich einige Dajacken zum Taufunterricht. Aber ehe die Taufe an ihnen vollzogen werden konnte, brach jener schreckliche Sturm über die Stationen herein, von welchem im folgenden Abschnitt die Rede sein wird.

Vorher haben wir noch von einer oder zwei Stationen zu reden, in einer ganz andern Gegend des südlichen Borneo, in der Landschaft Sihong und Patei. Dieser Bezirk unterscheidet sich wesentlich von demjenigen der Malaien- und Chinesen-Mission in Bandjer und der Dajacken-Mission im Sumpflande der drei großen Strommündungen. Sihong liegt im Innern des Landes, in den Bergen, man wandelt hier nicht in weichem angeschwemmten Lande, sondern auf festem Grund und Boden, und man kann weithin über die Berge wandern, ohne an Prau oder Djukong gefesselt zu sein. Das Volk in diesen Berglanden gehört nicht eigentlich zu den Dajacken, hat eine andere Sprache, andere Religion, andere Sitte, andere Verfassung. Daß es ebenfalls aus den Stammsitzen der Hindu hervorgegangen ist (S. 241), leidet kaum einen Zweifel. Schon der Name der Stammväter (Aria) und die daran geknüpften Sagen leiten darauf hin. In ihrer Religion finden sich, trotzdem daß sie von den Gottesdiensten und Lehrbegriffen der jetzigen Nachbarn schon sehr stark beeinflußt ist, doch noch sehr bestimmte Spuren der Seelenwanderung, der Totenverbrennung, der Sühnung durch Brand und Opfer, der Verehrung heiliger Tiere, der Inkarnation himmlischer Geister u. s. w. Ihre Sprache, obgleich bereits einige Stücke aus der Bibel darin übersetzt und im Druck erschienen sind, ist doch noch nicht gehörig untersucht und mit dem Sanskrit verglichen, um daraus Schlüsse ziehen zu können. Daß auch sie viele dajackische und malaiische Bestandteile aufgenommen hat, leidet keinen Zweifel. Die Einwanderung dieses Völkchens in seine jetzigen Sitze kann erst zu einer Zeit geschehen sein, als das umliegende Land bereits von Dajacken und Malaien in Besitz genommen war. Denn ihre alten Traditionen erzählen von den lebhaften Kämpfen, die ihre Stammväter mit den dajackischen Nachbarn, aber auch mit den malaiischen Sultanen hatten. Endlich gelang es ihnen, sich ihrer Feinde zu erwehren und sich in dem Quellgebiet der Flüßchen Sirau, Sihong und Patei festzusetzen, welche sich durch eine gemeinsame Mündung in den großen Dussonstrom

ergießen. Dort haben sie eine Art Bundesrepublik eingerichtet, bestehend aus einer Anzahl Landgemeinden, in denen jedes Familienhaupt bei allen öffentlichen Beratungen und Verhandlungen Sitz und Stimme hat, jede Gemeinde mit einem Stammesältesten an der Spitze, und als das Oberhaupt der ganzen Landschaft Sihong galt der Suta Ono. Die Holländer hatten ihre Herrschaft auch bis in diese Gegenden ausgedehnt, und die Bewohner der drei Bezirke mußten an den Residenten in Bandjer Zins zahlen. Unsere Missionare hatten schon öfter Untersuchungsreisen in diese Gegenden unternommen und waren jedesmal sehr freundlich aufgenommen worden. Im Sommer 1845 hatte Hupperts einen Versuch gemacht, sich in Patei niederzulassen, hatte in Kiri sich ein paar Häuschen gekauft, in Sarapat, Djar, Sangerwasi und Tameang lajang gepredigt und glaubte, daß die Zuhörer nicht ohne Empfänglichkeit für das verkündigte Wort seien. Er blieb jedoch nur zwei Monate dort, weil er die durch Bergers Tod erledigte Station Bethabara übernehmen mußte. Denninger, der 1851 diese Mission wieder aufnahm, zog nicht nach Patei, sondern nach Sihong. Bei einer Untersuchungsreise, die er im Februar des genannten Jahres dort machte, hatte der Häuptling ihm einen freundlichen Empfang versprochen. Als er aber kam, fand er die Einfahrt in das Flüßchen, auf welchem er seinen Einzug halten mußte, mit Baumstämmen und Dornen versperrt. Denn die Feinde des Christentums hatten sich inzwischen aufgemacht und den Leuten die Ankunft der Missionare als ein großes Unglück für das ganze Land dargestellt. Denninger ließ sich übrigens nicht irre machen, räumte die Hindernisse weg und fuhr nach Maratowo hinauf, der Suta entschuldigte sich, er habe die Pocken durch den Wasserzaun von seinem Lande abhalten wollen, und so war alles wieder gut.

Denninger war übrigens nicht mit seiner Familie allein gekommen, sondern hatte seine losgekauften Pandelinge mitgenommen, nahe an 20 Seelen, von denen 13 bereits getauft waren. Also auch er brachte seine Gemeinde gleich mit ins Land, und hatte Arbeitskräfte zu seiner Disposition, was um so notwendiger war, da in diesem Lande keine Pandelinge zu finden sind, und die freien Leute nicht leicht für die Arbeiten eines Fremden sich gewinnen lassen. Die Aeltestenversammlung von Sihong und Ganting hatte zwar infolge eines Briefes vom Residenten beschlossen, dem Missionar beim Hausbau zu helfen, hatte ihm auch die Balei oder das Rathaus zu Maratowo zur vorläufigen Wohnung eingeräumt: aber sonst legte sie ihm doch viele Hindernisse in den Weg. Besonders als einer ihrer Brüder, ein fleißiger Reisbauer, Mujan mit Namen, schon wenige Monate nach des Missionars Ankunft durch die Verkündigung und den Unterricht aus dem Worte Gottes überzeugt und gläubig wurde, und sich mit seinem Weibe taufen ließ (18. Januar 1852), da brauste der heidnische Fanatismus auf. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß Mujan, der bald nach der Taufe starb, dem Gift seiner Landsleute unterlag, und daß auch Denninger und seine Frau Gift bekamen. Er selbst überwand es zwar bald durch Gottes Hilfe, aber seine Frau ist seitdem nie ganz

wieder gesund geworden. Inzwischen war eine Scheidung im Volk eingetreten. Einige der angesehensten Häupter, mit dem Suta Uno an der Spitze, waren entschieden dafür, dem Befehl des Residenten zu gehorchen und dem Missionar nichts in den Weg zu legen, so daß er in dem neuerbauten Hause ruhig wohnen, predigen und Schule halten könnte. Ja, es wurde sogar beschlossen, daß alle Knaben des Bezirks zur Schule geschickt werden sollten, und der Suta Uno kam selbst zur Schule mit 60 andern, um lesen zu lernen. Gegen diesen Beschluß opponierte nun aber ein ganzer Bezirk, dessen Mittelpunkt der Kampong Blawa ist, und es entstand um der Missionarsschule willen eine politische Spaltung in der Bundesrepublik. Auch in der nächsten Nähe erhoben sich dem Missionar gefährliche Feinde. Die wütendste und mächtigste unter ihnen, die Witwe des verstorbenen Oberhäuptlings, Indu Gobo, versuchte nicht nur neue Giftmischereien, sondern suchte auch von den sonst so treuen Pandelingen Denningers etliche Seelen zu verführen, ja sie ließ gedungene Mörder kommen, und Missionar Rott, der von Januar bis Juni 1853 Denningers Stelle auf Maratowo vertrat, hatte viel von den nächtlichen Ueberfällen zu leiden. Als dann im Juli 1853 Denninger mit seiner kranken Frau aus Bandjer zurück und wieder auf die Station kam, bot die Indu Gobo alle ihre Kunst und Ränke auf, um die Wirksamkeit des Missionars zu stören. Durch Lügen und Drohungen gelang es ihr, ihm die Schule plötzlich ganz leer zu machen, und die Leute auch vom Gottesdienst zurückzuhalten. Als sie aber auf den Missionar sogar die Schuld eines in der Nähe begangenen Mordes wälzen wollte, und dabei herauskam, daß sie selbst die Mörderin ihrer eigenen Nichte sei, wurde sie nach Bandjer ins Gefängnis gebracht und saß da von Oktober 1853 bis April 1854. Es hatte an hinreichenden Zeugnissen gefehlt, um sie zu überführen, und sie wurde wieder frei. Während ihrer Abwesenheit war es auf der Station schön vorwärts gegangen. Eine Schule und Kirche wurden gebaut, die benachbarten Kampongs wurden fleißig besucht, die Häuptlinge gewonnen, und die Leute schienen allmählich ein größeres Vertrauen zu fassen. Manchem war die christliche Lehre dem Begriff nach vollständig klar, andere brüsteten sich wenigstens mit ihrem Propheten Jesus dem muhamedanischen Propheten Muhamed gegenüber, und meinten, daß sie schon etwas Besseres hätten, als die Malaien und Dajacken. Als die Schule wieder in Gang gebracht war, wurde sie von 73 Schülern besucht, und der frei gewordene Pandeling David Ismael arbeitete darin als tüchtiger Schulgehilfe. Zum Gottesdienste kamen etwa 80 Personen, der Sonntag wurde in immer weiteren Kreisen gehalten und christliche Bücher gelesen, die Hausbesuche konnten wieder aufgenommen und eifrig fortgesetzt werden, und es war der Plan, nach Ankunft des jungen Missionar Klammer eine zweite Station in dem widerspenstigen Blawa anzulegen, welches die Ehre haben wollte, einen eignen Missionar zu besitzen. Daraus ist freilich nichts geworden. Als Klammer und Denninger sich den Platz genauer besahen, entschieden sie sich für einen andern Kampong als Stationsort, nämlich für

Tameang-lajang. Dieser Kampong lag ungefähr fünf Stunden von Denningers Station Maratowo entfernt, der Mittelpunkt von Patei und Sitz des Oberhäuptlings, wasserreich und leicht mit einem Kahne zu erreichen, aber reizend auf einem hohen Hügel unter zahlreichen Fruchtbäumen gelegen. Die Bewohner nahmen den neuen Lehrer gleich sehr freundlich auf, und da Klammer eine sehr fröhliche und zutrauliche Weise hatte mit ihnen umzugehen, so waren sie bald gute Freunde. Beim Hausbau, beim Wegebau, bei Aufrichtung der Schule halfen sie ihm willig, und selbst als 1858 die Unruhen der Muhamedaner im benachbarten Sultansland begannen, ließen sie ihrem Tuan kein Leid thun. Die Empfänglichkeit des Volks und die Aussichten auf Erfolg waren offenbar in Tameang-lajang größer als in Maratowo.

Zerstörung und Neubeginn der borneesischen Mission.

Kwala Kapuas. Pangkoh.

Bis zum Jahr 1859 hatte sich unsere Rheinische Mission in Borneo im Frieden bauen dürfen, und hatte besonders in den letzten drei Jahren einen sichtlichen Aufschwung genommen. Zehn Missionare standen in der Arbeit und auf vier verschiedenen Missionsfeldern, am Kahajan, am Kapuas, am Pulopetak und in der Landschaft Sihong wuchs das Werk des Herrn zusehends. Zwar die Gemeinden waren noch nicht groß, im ganzen nur erst einige hundert Getaufte, aber die Schulen waren überall gefüllt, und aus der Jugend und aus den Pandelingen schien ein neues christliches Geschlecht hervorgehen zu sollen. Im Jahre 1847 hatte der Resident von Südost-Borneo allen Heiden in den Distrikten, wo Missionare wohnten, befohlen, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Der Befehl war nun freilich nie vollständig ausgeführt und manche unserer Missionare legten gar kein Gewicht darauf, machten auch keinen Gebrauch davon. Aber im ganzen hatte doch diese Maßregel den Erfolg, daß die Schulen sich außerordentlich füllten, besonders in Pulopetak, und ebenso auch die Kirchen, denn die 1000 Schüler, die in der Woche zur Schule kamen, mußten natürlich auch Sonntags zur Kirche kommen, und zogen zum Teil ihre Eltern und Verwandten mit. Auch die Pandelingsfamilien durften den Gottesdienst nicht versäumen, und deren waren ebenfalls eine große Menge, wohl über 1000 Köpfe. Wir haben schon erzählt wie zuerst Missionar Becker von den Freunden in Deutschland besondere Gaben erbeten hatte, um verschuldete Familien, die zu Leibeigenen ihres Schuldherrn geworden waren, loszukaufen und auf den Stationen anzusiedeln, wo sie als Arbeiter und Tagelöhner die Kaufsumme allmählich abverdienen und zugleich unter christliche Zucht gestellt sein sollten, und wie dann später Hardeland große Pandelingskolonieen sammeln und zu Mustergemeinden erziehen wollte. Auf den Stationen Palingkau und Bethabara waren wirklich solche Kolonieen entstanden, jede von etwa 500 Seelen, und es ist nicht zu leugnen, daß aus diesen

Stationspandelingen nicht bloß viele Gemeindeglieder, sondern auch etliche brauchbare Schullehrer und Gehilfen hervorgingen, und daß sie auch sonst den Missionaren mannigfache Dienste leisteten. Auf der anderen Seite gab aber doch das Verhältnis der Missionare zu diesen Pandelingen großen Anstoß, man warf ihnen vor, daß sie Sklaven hielten, und es war für die Mission kaum ein Verlust zu nennen, als 1865 die holländische Staatsregierung alle Pandelingschaft auf Borneo aufhob.

Beide Maßregeln also, der Schulzwang und die Pandelingschaft hatten ihre bedenklichen Seiten, wie alle Zwangsmaßregeln in der Mission; aber vor dem Jahr 1859 fielen nur ihre günstigen Wirkungen in die Augen; denn auf allen Stationen waren zahlreich besuchte Kirchen und Schulen. Der Generalinspektor der Schulen auf den holländischen Kolonieen, Dr. Budding, der im Mai 1856, und der neue Resident von Bandjermassin, Graf Bentheim-Tecklenburg-Rheda, der im Dezember 1857 die Stationen besuchte, waren erstaunt und erfreut über die Fortschritte der dajackischen Schuljugend und versicherten die Missionare ihres Wohlwollens. Die ganze Bibel war in die dajackische Sprache übersetzt und gedruckt (durch Becker und Hardeland), ein Wörterbuch und eine Grammatik der dajackischen Sprache war verfaßt, ein dajackisches Gesangbuch nebst Katechismus und Gebetbuch waren schon in zweiter Auflage herausgegeben nebst einer schönen Anzahl anderer christlicher Schriften. Die Missionare standen fast alle in frischer Kraft. Missionar van Höfen, der die Station Bethabara leitete, zählte 17 Arbeitsjahre auf Borneo, Beyer von Pulotelo und Denninger von Maratowo jeder 12, Hofmeister von Kahajan und Rott von Tanggohan waren erst vor acht Jahren ins Land gekommen, Zimmer von Palingkau vor fünf, Wiegand und Klammer von Tameanglajang waren erst vier und Kind erst zwei Jahre im Lande. Wiegand und Kind hatten noch keine eigene Station; sie waren zunächst als Stellvertreter des Missionars van Höfen auf Bethabara angestellt, der in den Jahren 1857 und 58 eine Besuchs- und Erholungsreise nach Europa machte. Kind hatte Wiegands Braut mitgebracht und wurde Zeuge des festlichen Wiedereinzuges der zurückkehrenden Familie van Höfen im März 1859, erhielt auch bei seiner eigenen Hochzeit (van Höfen hatte ihm seine Braut mitgebracht) so zahlreiche und ungekünstelte Beweise der Zuneigung der Stationsbewohner, daß es weder ihm noch einem anderen Bruder hätte in den Sinn kommen können, daß schon nach einigen Wochen das ganze blühende Werk zerstört und die beiden jungen Ehepaare Kind und Wiegand mit mehreren anderen Brüdern und Schwestern von den Dajacken würden ermordet sein. Vielmehr bewegten sie sich in schönen Plänen für eine neue Erweiterung der Mission. Wiegand wollte am Kahajan eine neue Station anlegen in Pangkoh; er war gerade auf dem Wege dahin, und mit Kind zum Abschiedsbesuch auf Tanggohan, als der Mörderhaufe ihn ereilte. Kind wollte am Kapuas nördlich von Tanggohan, in Penda Katimpon sich niederlassen und auch dort war alles schon zur Aufnahme des Missionars und seiner

jungen Gattin eingerichtet. Somit würden wir zwei Stationen gezählt haben am Kahajan, drei am Kapuas, zwei am Pulopetak und zwei in der Landschaft Sihong, also im ganzen neun unter den Dajacken und dazu noch die Station Bandjer unter Malaien und Chinesen. Dieser ganze blühende Garten wurde in wenigen Tagen vollständig verwüstet, und nur zersprengte Trümmer blieben von den fröhlich heranwachsenden Gemeinden übrig, also daß wir wohl klagen konnten mit dem Psalmisten: „Gott, es sind Heiden in dein Erbe gefallen, die haben deinen heiligen Tempel verunreinigt. Sie haben die Leichname deiner Knechte den Vögeln unter dem Himmel zu fressen gegeben und das Fleisch deiner Heiligen den Tieren im Lande. Sie haben derselben Blut vergossen wie Wasser, und war niemand, der begrub."

Ostwärts von dem holländischen Gebiet am Dusson, Kapuas und Kahajan erstreckt sich das Sultanat Bandjermasin. Der muhamedanische Sultan dieses zwar kleinen aber stark bevölkerten und wohlhabenden Reiches, welches wegen seiner Diamanten und seiner Steinkohlengruben auch bei Europäern berühmt ist, war seit längerer Zeit Vasall der Holländer, führte jedoch die Regierung in seinem Ländchen noch ziemlich selbständig. Nachdem aber 1857 der alte Sultan Adam gestorben war, benutzten die Holländer einen Familienzwist im Sultanshause, um den schwachen und minder gefährlichen, aber auch minder berechtigten Enkel Tandjit als Nachfolger einzusetzen, dagegen den besser berechtigten aber energischeren Hidajat zu übergehen. Von diesem Augenblick an brütete Hidajat über Plänen, wie er die Holländer und alle Weißen aus dem Lande treiben und sich in Alleinbesitz der Gewalt setzen könnte. Er ließ insgeheim unter seinen Volksgenossen aussprengen, daß ein alter, längst verstorbener König von den Toten wiedergekehrt sei, um die alte Herrlichkeit seines Reiches wiederherzustellen. Er zeige sich nur seinen Anhängern, sonst sei er für jedermann unsichtbar: aber er habe Macht, Feuer und Schwefel vom Himmel regnen zu lassen, und werde alle Heere seiner Gegner vernichten und ihre Schiffe versenken. Während nun Hidajats Agenten diese Kunde in alle Orte trugen und das leicht erregbare Volk zum fanatischen Haß gegen die Weißen aufreizten, hielt er selber sich in der Hauptstadt Martapura scheinbar ganz ruhig, und wußte den Residenten derartig zu täuschen, daß dieser erst unmittelbar vor dem Ausbruch des Aufstandes von Java her genauere Nachricht über die Pläne und Umtriebe des gefährlichen Menschen empfing. Der 1. Mai 1859 war zum Losschlagen bestimmt. An diesem Tage sollten an allen Orten die Weißen zu gleicher Zeit überfallen und vernichtet werden, und vermutlich wäre dieser Plan gelungen, wenn nicht am 29. April eine Abteilung Soldaten unter Führung des Oberst Andresen in Bandjermasin eingetroffen wären. Dadurch wurden die Verschwörer verwirrt und stutzig, so daß sie wenigstens auf die Hauptstadt und das holländische Fort zu Bandjer keinen Angriff wagten. Aber an den entfernteren Punkten hatte das Blutvergießen schon begonnen, und die fanatischen Priester, welche das Volk zum Aufruhr reizten, hatten nicht einmal bis zum festgesetzten Termine warten können. Schon in den letzten

Tagen des April war im südlichen Teil des Sultanats, zu Kalangan und Pengaron, wo europäische Unternehmer reiche Steinkohlenbergwerke betrieben, der Aufstand losgebrochen. Die dajackischen Arbeiter in den Kohlenwerken, meist mit muhamedanischen Frauen verheiratet, hatten sich sogleich zu den Aufrührern geschlagen und alle Wege zur Flucht abgeschnitten. Ein Pflegesohn des Missionars Barnstein, Jakob, Sohn eines chinesischen Vaters, welcher auf der Flucht ergriffen wurde, erhielt die Freiheit angeboten, wenn er zum Muhamedanismus überträte. Auf sein entschiedenes Bekenntnis, daß er Christ sei und bleiben wolle, ward er niedergestochen. Dann ging's über die Weißen in Kalangan her. Nur einige Weiber und Kinder entkamen, alle Männer wurden erschlagen. An ihrer Spitze fiel Hupperts, unser ehemaliger Missionar, der seit seiner Entlassung (1848) im Dienst der Regierung und zuletzt der Bergwerksbesitzer auf Kalangan gestanden hatte. Er wurde, als er am 1. Mai mit seiner Familie beim Frühstück saß, von etlichen plötzlich hereinbrechenden Leuten ergriffen, vor die Thür gezogen und samt dem Kinde, welches er gerade auf seinem Arm und Schoß hatte, erschlagen. Dann ging's über die anderen Beamten und Ingenieure her, und zuletzt wurde der Besitzer, Herr Wynmalen, der vergeblich um Schonung bat, mit seinem ganzen Hause verbrannt. Aehnlich ging es in Tabanio; Pengaron hielt sich. Ein Dampfschiff, welches den Fluß hinauf bis Martapura geschickt wurde, wäre beinahe in die Hände der rasenden Empörer gefallen; nur durch eine zufällige Verspätung wurde es gerettet.

Am frühesten waren die Bewegungen im Sultanslande von unseren Missionaren in Sihong und Patei bemerkt. Dort hatte im nördlichen Teil des Sultanats ein Agent des Hidajat, namens Djalil, sich an die Spitze der Empörer gestellt, und mit den Häuptlingen der benachbarten Landschaften, auch in Sihong und Patei, verräterische Verbindungen angeknüpft. Den mächtigen Oberhäuptling Surapati, am oberen Dussон, hatte er ganz auf seine Seite gezogen, auch der Häuptling von Patei hielt es mit ihm, aber die übrigen Häuptlinge standen treu zur holländischen Regierung, und als von letzterer der Befehl erging, daß die ganze Sihongsche Streitmacht sollte aufgeboten werden, und sich an der Mündung des Nagaraflusses im Fort von Marabahan versammeln, wurde sofort und unweigerlich Folge geleistet. Missionar Denninger hielt es unter diesen Umständen für geraten, seine schwer leidende Frau nach Pulopetak oder nach Bandjer in Sicherheit zu bringen, und verließ Maratowo am 23. April. Er hat seine Station nicht wiedergesehen. Sein Kollege, Missionar Klammer, jung und frisch und ohne Familie, entschloß sich, noch zu bleiben. Er geriet in große Gefahr und wurde allgemein für tot gehalten, aber doch, wiewohl erst vier Wochen später, auf wunderbare Weise gerettet. Die Agenten Djalils und Hidajats waren aber auch schon nach Pulopetak und nach Kahajan gekommen. Durch allerlei Lüge und Drohungen hatten sie die Häuptlinge eingeschüchtert, so daß schließlich alle dem Bunde gegen das holländische Gouvernement beitraten und sich anheischig machten, alle Weißen zu ermorden. Man darf dabei

nicht vergessen, daß die Holländer in den letzten Jahren viel stärker auf diesen Teil des Dajackenlandes gedrückt hatten, als zuvor. Es war ein Gezag, eine Gerichtsbarkeit und Civilverwaltung in Pulopetak aufgerichtet, Fronen auferlegt, z. B. Wegebauten und dergleichen, Veränderung der Wohnsitze vorgeschrieben, Verbrechen und Ausschreitungen streng untersucht und geahndet; Dampfschiffe mit Beamten und Polizisten fuhren auf den Flüssen hin und her — kurz die alte zügellose Freiheit war dahin, und bei jedem Schritt merkten die Häuptlinge, daß sie nur noch Unterthanen und Knechte einer fremden Macht seien. Der von Hidajat gesandte Pambakal und andere Kreaturen des Djalil schwatzten ihnen dagegen vor, daß sie jetzt nicht bloß ihre frühere Freiheit, sondern eine noch viel größere Macht, Herrschaft und Reichtum erlangen würden, wenn sie's mit dem Hidajat oder seinem wiederaufgestandenen Ahnherrn hielten und die Weißen, also auch die Missionare, ermordeten. Die Missionare hätte der größere Teil des Volks wohl gern geschont, aber da es zum Gelingen des ganzen Planes notwendig sein sollte, und da ihre Habsucht durch Aussicht auf die Plünderung der Missionsgehöfte aufgestachelt war, so vergaßen sie allen Dank, den sie ihren Missionaren schuldig waren, und verpflichteten sich gegen die muhamedanischen Agenten, wenn auch nicht selber Hand anzulegen, so doch die Ermordung geschehen zu lassen. Und da der scheußliche Plan nun einmal gefaßt war, wollten sie auch in Pulopetak nicht bis zum 1. Mai warten. Schon am 28. April wurde Missionar Zimmer auf Palingkau von seinem Häuptling gewarnt, er möge fliehen, denn noch heute werde die Mörderrotte eintreffen; und als er dann selbst in das Haus des Häuptlings ging, da fand er wirklich die ganze Bande beieinander sitzen, die für den Abend bestellt war, ihn und alle seine christlichen Anhänger zu ermorden. Der Herr ließ aber einen Schrecken auf die feige Rotte fallen, daß sie nach einigen ernsten Worten des Missionars nicht mehr wagte, die Hände an ihn zu legen, sondern zurückwich. Zimmer eilte mit den Seinigen nach Bethabara zu van Höfen. Eben dahin kam auch Missionar Beyer aus Pulotelo, dem die Mordbande auf dem Flusse aufgelauert hatte, aber der Herr hatte sie mit Blindheit geschlagen, und Beyer war mit seiner Familie glücklich vorbeigekommen. Am 1. Mai wagten es die Missionare trotz der Warnungen ihrer Getreuen noch auf Bethabara Gottesdienst zu halten (es war ein Sonntag) und es geschah ihnen nichts. Wohl sahen sie überall einzelne Meuchelmörder herumschleichen, bald hier bald da war ein einzelner in höchster Gefahr erdolcht zu werden, aber immer trat die bewahrende Hand Gottes dazwischen und niemand wurde am Leben geschädigt. Auf die Botschaft, welche sie gleich am 28. April nach Bandjer zum Residenten geschickt hatten, kam am 6. Mai ein Dampfschiff mit 25 Soldaten, um die Missionare und den Gezaghebber auf Bethabara zu schützen. Fünfundzwanzig Mann, das waren freilich nur wenig gegenüber einer Rotte von wenigstens 200 fanatischen Meuchlern; aber wenn die getreuen Gemeindeglieder und Anhänger der Missionare ebenfalls bewaffnet wurden, so gab es immer schon eine kleine Macht,

und die Missionare waren entschlossen, unter diesem Schutz auf Pulopetak zu bleiben, so lange es irgend möglich sei. Aber der Gezaghebber war nicht der Ansicht. Er fürchtete von den sich mehrenden Banden eingeschlossen und abgeschnitten zu werden, und gab Befehl, daß alle europäischen Familien sofort an Bord des Dampfers gehen sollten, widrigenfalls man sie ihrem Schicksal überlassen würde. Der Schiffsleutnant hatte vollends den Kopf verloren, und trieb in unverständigster Weise zur Abfahrt, so daß die Missionare fast nichts von ihren Sachen retten, das Zusammengepackte nicht mal aufs Schiff bringen durften, sondern so wie sie gingen und standen, mit ihren Familien und wenigen Getreuen von dannen fahren mußten. Vergebens waren alle ihre Vorstellungen und Bitten, wenigstens noch bis zum anderen Morgen vor der Station vor Anker zu bleiben, und die Ankunft der noch übrigen Missionarsfamilien abzuwarten, der Leutnant glaubte überall Feinde zu sehen, und fuhr in aller Hast mit ihnen nach Bandjermassin zurück. Dort wurde er aber vor ein Kriegsgericht gestellt und der Dampfer sogleich wieder nach Pulopetak zurückgesandt, um das holländische Gezag wiederherzustellen, und dann bis nach Tanggohan hinaufzugehen, um auch die dort versammelten Missionsgeschwister zu retten. Einige der geretteten Missionare von Pulopetak erhielten Erlaubnis, wieder mit hinaufzufahren. Auf den Stationen von Palingkau und Bethabara fanden sie alles menschenleer, die Missionshäuser erbrochen und alles ausgeraubt; in Tanggohan fanden sie nur noch die Frau Rott mit zwei Kindern am Leben.

Bei Missionar Rott auf Tanggohan hatten sich die jungen Missionare Wiegand und Kind mit ihren Frauen versammelt, um sich noch einmal zu begrüßen, bevor sie ihre beiden neuen Stationen bezogen, Wiegand die Station Pangkoh am Kahajau, und Kind Penda Katimpon am Kapuas. Sie waren schon seit einigen Tagen gewarnt, hatten aber die Gerüchte für übertrieben gehalten und sich auch wohl allzusehr auf die Treue der Stationsbewohner verlassen. Aber Pambakal und andere Agenten Djalils und Hidajats hatten auch hier gehörig vorgearbeitet, und als nach der Flucht der Europäer von Pulopetak die Mörderrotte noch in derselben Nacht auf Tanggohan erschien, da meldete sich kein Retter für den Tuan und seine Gäste, sie wurden den fremden Meuchelmördern ohne weiteres in die Hände geliefert. Noch immer ahnten die allzu sorglosen Geschwister nichts von der Gefahr, in der sie schwebten, und erst als am frühen Morgen des 7. Mai Missionar Rott beim Heraustreten aus seinem Schlafgemach von einem Speerstich in die Brust getroffen wurde, und auf ein gegebenes Signal das ganze Missionsgehöft sich mit der wilden Rotte füllte, da merkten sie, daß sie zu lange gezögert hatten, und daß es sich wirklich um ihr Leben handelte. Sie versuchten durch Zureden und Vorstellungen das Volk zu besänftigen — vergebens, sie baten um freien Abzug — umsonst; sie versuchten an den Fluß zu gelangen und ihre Prauen zu besteigen, aber ihre Prauen waren bereits weggeschleppt, und hilflos standen sie mit ihren Frauen und Kindern auf einen Haufen gedrängt an der Anfurt des Flusses und wurden von den nachdringenden

Mördern mit Pfeilen und Speeren beschossen. Mehrere Stunden währte die Todesnot der verratenen Missionare. Zuletzt, nachdem sie meist alle schon schwer verwundet waren, und ihre wiederholten Ansprachen nur taube Ohren fanden, nachdem sie aber und abermals dem Volk versichert hatten, daß sie ihren Mördern vergäben und ohne Bitterkeit im Herzen in den Tod gingen, ließen sie sich allesamt zugleich von der Anfurt ins Wasser drängen und versanken in den tiefen Strom. Es waren ihrer sieben: Missionar Kind mit seiner jungen Frau, die erst vor vier Wochen aus Europa gekommen war, Missionar Wiegand mit seiner Frau und einem zarten Säugling, Missionar Rott mit seiner Frau und zwei Kindern. Aber Frau Rott mit dem einen Kinde wurde, besinnungslos wie sie war, wieder aus dem Wasser gezogen, in des Häuptlings Haus gebracht und wieder zum Leben erweckt. Ihr jüngstes Kind, welches von einem dajackischen Mädchen in den Wald geflüchtet war, wurde auch wieder zu ihr gebracht. Man wollte sie aufsparen für den muhamedanischen Anführer. Aber sie weigerte sich entschieden, das Haus des Häuptlings zu verlassen, und verlebte in dieser Angst und Verlassenheit drei tödlich lange bange Tage, bis am 10. Mai plötzlich das Geschrei erscholl: das Dampfschiff kommt! Da flohen sämtliche Dajacken in die Büsche und die arme, allein übrig gebliebene Witwe wurde mit ihren zwei Kinderchen von den herbeieilenden Brüdern Zimmer und van Hösen unter Thränenströmen aufs Schiff gebracht und zu den übrigen Geretteten nach Bandjer geführt.

An dem Tage vorher, am 9. Mai, vollzog sich auch das Schicksal unseres Missionars Hofmeister auf Penda alei am Kahajan. Zu ihm war die Kunde von den Schreckensszenen in Pulopetak und Tanggohan nicht eher gekommen, als bis die Mörderbande, welche die Mordthaten am Kapuas vollbracht hatte, schon am Kahajan erschien, um den einzigen weißen Mann, der dort wohnte, ebenfalls zu opfern. Als er die heranziehende Rotte gewahrte, eilte er zum Häuptling, um zu erforschen, wessen er sich von ihm zu versehen hätte. Aber der treulose Mensch, ebenfalls von dem Pambakal gewonnen, gab ihm nur unbestimmte und ausweichende Antworten, und ehe der Missionar sein eigenes Haus wieder erreichen konnte, hatte ihn schon ein Schlag getroffen, der ihm Ohr und Schulter verwundete. Es gelang ihm noch, in sein Haus zu schlüpfen, aber nachdem er sich mit seinem treuen und mutigen Weibe im Gebet vor Gott gestärkt, trat er mit ihr wieder hervor und redete die Bande an, welche bereits das ganze Gehöft umzingelt hatte. Da ihm auf seine Vorhaltungen und Bitten nur höhnisches Gelächter entgegenscholl, betete er noch einmal in dajackischer Sprache für seine Mörder und empfing dann den Todesstreich. Auch seiner Frau, die sich über ihn warf, ward das Haupt abgeschlagen, die vier kleinen Kinder aber ließ man am Leben, um sie dem muhamedanischen Anführer zu verkaufen. Doch gelang es später den unausgesetzten Bemühungen der Missionare und der Beamten, die Kinder wieder frei zu machen, und sie wurden freilich elend und verwahrlost, aber doch unversehrt nach Bandjer gebracht. Dort

hatten sich demnach zusammengefunden bei Geschwister Barnstein und Dietrich die geretteten Familien Denninger, Zimmer, van Höfen, Beyer, dazu die Witwe Rott mit zwei Kindern (ein drittes wurde dort noch geboren) und die verwaisten Kinder Hofmeisters. Am 25. Mai war noch hinzugekommen der längst totgeglaubte Bruder Klammer von Tameang lajang. Er hatte bis zum 16. Mai noch ganz ruhig auf seiner Station gesessen, und nichts erfahren von allen Mordszenen im Lande, hatte auch nicht geahnt, daß der Sultan Hidajat seinetwegen mit dem Häuptling von Tameang lajang verhandelt hatte. Aber der Häuptling hatte sich geweigert, ihn zu ermorden. Er erbot sich vielmehr, als Klammer endlich erfuhr, wie es im Lande stand und nun auch nach Bandjer fliehen wollte, ihn mit seinen Leuten zu begleiten, bis er in Sicherheit wäre. Es war die höchste Zeit, daß er abfuhr. Kaum eine Stunde von seiner Station kam ihm schon die von Hidajat gesandte Mörderrotte entgegen. Da sie Klammer in so großer Begleitung fanden, wagten sie nicht, ihn anzufallen, folgten ihm aber mit ihren Frauen von weitem bis zu dem Versteck am Fluß, wo ihre Gehilfen auf sie warteten, und wo der Missionar sicher in ihre Hände gefallen wäre. Aber ehe sie an den gefährlichen Ort kamen, begegnete ihnen ein holländisches Dampfschiff, welches den Fluß hinauffuhr. Das Dampfschiff nahm den Missionar Klammer auf und er war gerettet.

Aber nun ging die Not auf Bandjer an. Dort waren außer den Missions-Familien auch noch eine Anzahl Frauen und Kinder von ermordeten Europäern zusammengedrängt, die zum Teil ebenso wie unsere Missionsleute nur das nackte Leben gerettet hatten. Den letzteren kamen auch noch ihre Getauften nach, wenigstens ein Teil von ihnen und suchten Schutz und Aufnahme bei ihren Tuans. Für alle fehlte es an Kleidern, an Essen, an Obdach. Trotz der Spenden, die von vielen Seiten einliefen, sogar aus dem englischen Ostindien, wurde die Not um so größer, da die Rebellen, weit entfernt, entmutigt zu sein, vielmehr die Stadt Bandjermasin selbst und das Fort zu gewinnen hofften. Am 26. August versuchten sie einen Ueberfall, der zwar zurückgeschlagen wurde, aber doch die europäischen Bewohner und Flüchtlinge abermals aufs äußerste erschreckte, so daß die meisten Familien eilten, nach Java hinüber zu fahren. Auch von unseren Missionaren schlugen die meisten diesen Weg ein. Was sollten sie noch auf Borneo, getrennt von ihren Gemeinden und ohne Möglichkeit wieder nach ihren Stationen zu gelangen — denn der Resident ließ keinen Weißen mehr ins Land hinein, nur Schiffsleute und Soldaten. Deshalb machte sich zuerst Miss. Beyer auf, um mit den Seinigen auf Java, in Samarang, eine neue Arbeitsstätte zu suchen. Eben dorthin folgte ihm nach einigen Monaten auch Miss. Denninger; die verwitwete Frau Rott ging mit ihren Kindern und Hofmeisters Kindern nach Europa zurück. Klammer begleitete sie nach Batavia und siedelte später nach Sumatra über, so daß schließlich nur die Familien Zimmer und Van Höfen, um die sich etwa 50 Familien getaufter Dajacken gesammelt hatten

bei den Brüdern Barnstein und Dietrich auf Bandjermasin zurückblieben. Sie hofften, der Krieg würde bald beendigt, die Rebellen unterdrückt sein, auch die holländischen Behörden hofften es. Aber wenn sie proklamierten, daß der Friede wieder hergestellt sei, dann ging der Krieg und das Blutvergießen erst recht an, und da die Holländer viel zu geringe Streitkräfte in Bewegung setzten, immer nur ganz kleine Expeditionen von etlichen 100 Mann oder noch weniger ins Innere schickten, auch sonst immer nur gütliche Mittel anzuwenden suchten, so erhob der Aufstand immer wieder sein Haupt, bald da bald dort, selbst Bandjermasin wurde wiederholt bedroht, und das sogenannte Sultansland, dessen Sultan die Holländer gefangen und nach Java geschickt hatten, empörte sich immer aufs neue gegen die fremden Herrscher, und die Mordszenen wiederholten sich in Matapura und Pleari. Da einer der Anhänger des Hidajat, der Pangerang (Prinz) Antasari sich in der Landschaft Sihong festgesetzt hatte, so wurde Miss. Klammer, kurz vor seiner Abreise von Borneo, von den holländischen Offizieren gebeten, sie als Führer und Dolmetscher zu begleiten. Der Zweck der Expedition wurde erreicht, Antasari verjagt, seine Benteng oder Fort zerschossen und eine holländische Benteng angelegt, wunderlich genug, gerade auf Klammers früherer Station Tamcang lajang. Aber noch etwas andres war durch diese Expedition erreicht. Die unverhohlene Freude und Herzlichkeit, womit das Volk in Sihong und die Häuptlinge dem alten Lehrer entgegen gekommen waren, die vielen Bitten, bei ihnen zu bleiben oder doch bald wieder zu ihnen zu kommen, hatten den Offizieren und Soldaten hinlänglichen Beweis geliefert, wie lügnerisch alle die Berichte seien, die den Aufstand, anstatt von der Unzufriedenheit mit der Regierung, vielmehr von dem Haß des Volks gegen die Missionare herleiten wollten. Von solchem Haß war nie eine Spur nachzuweisen, wenigstens nicht bei den Dajacken, welche die Missionare für ihre besten Freunde hielten, wohl aber bei den Weißen, den Offizieren und Beamten, die das Missionswerk am liebsten mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätten.

Die Jahre 1860 bis 1866 verbrachten unsre Missionare Van Höfen und Zimmer in Bandjer in äußerst beschränkter und peinlicher Lage. Sie hatten ja freilich beide ihre kleinen Dajackengemeinden um sich, die ihnen nach Bandjer gefolgt waren; sie unterrichteten sie und predigten ihnen das Wort und hielten sie unter sorgfältiger Zucht, aber sie konnten sie doch nicht verschließen vor dem entsittlichenden Einfluß der europäischen Einwohner und Beamten, und konnten es sich nicht verhehlen, daß diese aus ihrem eigenen Boden ausgewurzelten und in eine fremde und verführerische Umgebung verpflanzten Gemeindeglieder an diesem Ort unmöglich gedeihen könnten. Deshalb begünstigten sie die Rückkehr einzelner Familien in ihre Heimat. Freilich die früheren Stationen Bintang, Bethabara und Palingkau waren völlig verwildert und überwachsen, und kaum noch zu erkennen. Dagegen hatten die Holländer am Zusammenfluß des Pulopetak mit dem Kapuas ein Fort angelegt, Kwala

Kapuas, und in der Nähe dieses Forts hatte sich ein großer Teil der früheren Bevölkerung ansiedeln müssen. Hier sammelte sich auch eine Anzahl von Getauften, und für sie richteten die Missionare eine Schule auf, setzten einen getauften Schulmeister ein, und sorgten für die kleine verlassene Herde so gut es gehen wollte. Am liebsten wären sie natürlich gleich selber bei ihnen geblieben. Allein das wollte der Resident unter keiner Bedingung erlauben. Selbst die Erlaubnis, dann und wann eine Reise nach Kwala Kapuas zu machen in die dortige Schule und Gemeinde, mußte ihm immer förmlich abgepreßt werden. Sein Vorwand war, die Missionare könnten ermordet und der Aufstand dadurch erneuert werden: sein eigentlicher Wunsch aber war, das Missionswerk auf Borneo völlig zu beseitigen. Besonders der im Jahre 1863 eingesetzte neue Resident stellte sich von Anfang an sehr feindlich gegen alle Bekehrungsversuche unter der Bevölkerung. Um den Missionaren jede Thätigkeit abzuschneiden, ließ er erst einen Feldprediger kommen, der aber bald wieder abzog, und darnach 1865 einen holländischen Geistlichen für die christlichen Familien auf Borneo, und diesem Geistlichen, einem durchaus ungläubigen Manne, wollte er auch die getauften Dajacken untergeben. Je entschiedener die Missionare solche Zumutung von sich wiesen, desto eifriger suchte er sie aus Bandjermassin zu entfernen. Als im Jahre 1865 die letzten Zuckungen des Aufstandes niedergeschlagen waren, wollte er ihnen zwar gestatten, ins Innere des Landes zu gehen, aber nur, wenn sie beide Bandjer verlassen wollten. Aber van Höfen hatte seit Barnsteins Tode (Oktober 1863) dessen Arbeit in Bandjer übernommen, und glaubte daselbst bleiben zu müssen. Zimmer stand zwar bereit, sofort Bandjer zu verlassen, um nach Kwala Kapuas zu ziehen, aber allein, ohne seinen Kollegen, durfte er ja nicht. Da brannte ihm am 2. April 1865 sein Haus ab, und da der Resident sogleich zugriff, und einen neuen Aufbau des Missionshauses verbot, ja sogar den Grund und Boden, auf dem das Haus gestanden hatte, als Regierungs-Eigentum in Anspruch nahm, so glaubte Zimmer, daß die Zeit für ihn gekommen sei, Borneo zu verlassen, seine Kinder nach Deutschland zu bringen, und dort abzuwarten, was der Herr weiter über ihn und Borneo beschließen werde. Kaum aber war dieser Entschluß des allgemein verehrten Tuan unter den Häuptlingen in Pulopetak bekannt, so bestürmten sie den Missionar mit Bitten, sie doch ja nicht zu verlassen, und richteten ein Gesuch an den General-Gouverneur, ihnen ihren Pandita, den Tuan Zimmer, wiederzugeben. Was auch der Resident thun und sagen mochte, um ihnen das Gesuch wieder leid zu machen, so beharrten sie doch dabei, und auch der Oberhäuptling von Sihong und Patei kam herbei, um gleichfalls wieder um einen Missionar zu bitten. Vielleicht wäre auch das alles vergeblich gewesen, aber im Mai 1866 wurde der bisherige Resident abberufen, und damit änderten sich alle Verhältnisse. Den Missionaren ward nichts mehr in den Weg gelegt, Van Höfen durfte unangefochten in Bandjermasin bleiben, Zimmer durfte nach Kwala Kapuas zurückkehren, und neue Missionare durften ins Land kommen (vgl. Kollektenblätter Nr. 46).

Am 21. Juni 1866 traf Zimmer mit den Seinen in Kwala Kapuas ein. Der Empfang war sehr herzlich und freundlich, aber doch blieb viel zu wünschen übrig. Der große volkreiche Ort, der sich fast eine Stunde lang am Ufer ausdehnt, war beherrscht von einem kleinen Fort oder Benteng der Holländer, und dicht bei diesem Fort mußte Miss. Zimmer seine Wohnung aufschlagen, durfte nicht mitten unter den Dajacken sich niederlassen, nicht bei seiner Schule wohnen, die er schon seit etlichen Jahren in der Mitte des Kampongs erbaut und von ein paar getauften Schullehrern hatte fortführen lassen. Da in dieser Schule auch sonntäglich Gottesdienst gehalten wurde, so mußte der Missionar jedesmal eine halbe Stunde rudern, um von seinem Hause zur Kirche zu kommen. Auch in anderer Hinsicht war die Nähe des Forts mit seinen Offizieren und Beamten recht unangenehm, sowohl für die Missionare als für die Dajacken. Aber das mußte getragen werden. Wenn es nur bei den Getauften selbst besser gestanden hätte. Wohl hatte Zimmer seine Freude an denen, die bei ihm in Bandjer gewesen waren, oder ihn häufig dort besucht hatten, aber alle die, welche seit den letzten sieben Jahren ganz ohne Verbindung mit dem Missionar in den Wildnissen und Sümpfen sich umhergetrieben hatten, waren schrecklich verwildert oder verkommen. Die Bekenntnisse, die sie ihm zum Teil ablegten, lauteten sehr kläglich; das Bewußtsein, zu einer christlichen Gemeinschaft zu gehören, war fast ganz entschwunden. Dies Gemeinschaftsbewußtsein suchte Zimmer vor allen Dingen wieder herzustellen. Darum richtete er einen besonderen Gottesdienst ein, an welchem nur die Getauften teil nahmen, und ließ sie selber sich einen Katecheten und einen Aeltesten aus ihrer Mitte wählen, den Julius und den Silas, die ihr Amt mit großer Treue und Eifer anfaßten. Julius hatte von Zimmer mit mehreren andern Gemeindegliedern das Schreinern gelernt, und war ein wohlstehender und geachteter Schreinermeister, auf dessen Treue und Umsicht der Missionar sich verlassen konnte. Zu Hilfe kamen ihm auch ein paar jüngere Brüder, Hennemann und Hager, die 1867 aus Deutschland gesandt wurden. Zimmer ließ es sich sehr angelegen sein, sie möglichst bald in die Sprache und in die neuen Verhältnisse einzuführen, denn schon einige Jahre hatte er die längst geplante Reise nach Europa aufgeschoben. Jetzt schien ihm der geeignete Zeitpunkt gekommen, und am 26. Februar 1868 reiste er mit seiner Familie von Kwala Kapuas und von Borneo ab.

Bei der Christengemeinde von Kwala Kapuas, die sich damals auf etwa 150 Seelen belief, blieben also die beiden jungen Missionare Hennemann und Hager zurück, und wenige Monate nach Zimmers Abreise stieß noch der Missionar Hendrich zu ihnen. Während dieser sich mühsam erst in die dajackische Sprache hineinarbeiten mußte, leiteten Hennemann und Hager den Unterricht und den Gottesdienst in Gemeinschaft mit dem von Zimmer angestellten Schulmeister Christian Tulis (der nachher Häuptling wurde), dem Katecheten Silas und dem Aeltesten Julius. Die Gemeinde hielt sich im ganzen musterhaft. Es konnte ja nicht fehlen, daß bei der jährlich wieder-

kehrenden mehrmonatlichen Abwesenheit von der Station und dem zerstreuten Wohnen in den Reisfeldern während der Pflanzzeit und Erntezeit, bei der unaufhörlichen Berührung mit götzendienerischen Stammgenossen und mit sittenlosen Europäern zu wiederholten Malen die kirchliche Disziplin geübt werden mußte. Aber der Eifer und die Liebe zu dem Worte Gottes, der Gehorsam und die Anhänglichkeit an den Missionar, besonders den abwesenden Bruder Zimmer, der viele Dutzende von Briefen aus der Gemeinde nachgeschickt bekam, blieb doch immer derselbe. Von Kwala Kapuas aus war früher die Mission am Kahajan gegründet. Jetzt war am Kahajan ein holländisches Fort (Benteng) errichtet und es wurde den Missionaren erlaubt, im Schutz dieses Forts eine Missionsstation anzulegen. So verließ also Missionar Hager Kwala Kapuas im Juni 1868, bezog ein Häuschen in Pangkoh unmittelbar an der Benteng, und suchte die Kinder und die Alten möglichst nah und möglichst regelmäßig um sich zu sammeln. Beides hielt sehr schwer, viel schwerer als er sich's gedacht haben mochte. Das ungebundene Fleischesleben giebt niemand gern auf, weder jung noch alt. Wenigstens möchten sie auf beiden Seiten hinken. Zwei oder drei Tage wollten die Jungen wohl zur Schule kommen, aber dann auch wieder 4—5 Tage umherschweifen. Dann und wann ließ sich wohl ein alter Dajacke herbei, der freundlichen Einladung des Bruder Hager zu folgen und zum Gottesdienst zu kommen, aber andern Tags wollte er dann auch wieder sein Götzenfest mitmachen. Wenn sie ein schweres Leiden hatten, so nahmen sie wohl gern die Mittel von Bruder Hager und ließen ihn für sich beten und beteten auch wohl selbst zu Gott, darnach aber ließen sie auch die Blians kommen und ihre Zaubereien treiben.

Als die Cholera auf der Station ausbrach und gleich 43 Personen wegraffte, da wollte alles in die Wälder flüchten oder ließ Zauberer kommen, um zu hirek (zaubern) oder sie schlachteten Schweine und Hühner zum Opfer. Dabei wurden die Garantongs geschlagen, mit kupfernen Kanonen wurde geschossen, durch Lärm und Getümmel sollten die bösen Geister vertrieben werden. Wie schwer hielt es doch, die kleine Christengemeinde (sechs Erwachsene und elf Kinder) vor der Teilnahme an diesem Götzenwesen zu bewahren, wenn die Not und Gefahr auch an sie herankam. Der abgesetzte Schulmeister Andreas, der in seiner Jugend getauft und sogar in Europa gewesen war (Hochmut und Fleischesdienst hatten ihn zu Fall gebracht), war immer tiefer gesunken, hatte zuletzt wieder die Götzenfeste mitgemacht und war an einer schlechten Krankheit gestorben. Dagegen hatte ein alter Zauberpriester, Padjata, der im Jahr 1859 mit unter den Mördern und Zerstörern der Stationen war, noch am Rande des Grabes sich dem Erlöser und Heiland in die Arme geworfen, hatte regelmäßigen Taufunterricht genommen bei Bruder Hager und wenige Tage vor seinem Tode sich taufen lassen. Ein paar jüngere Männer, die ebenfalls eine Zeitlang zum Taufunterricht gekommen waren, ließen wieder davon ab und fielen in ihre heidnischen Gewohnheiten zurück. So blieben nur noch zwei treue und zuverlässige Christenfamilien auf der

Station. Diese kamen regelmäßig zu den Gottesdiensten und den täglichen Andachten, schickten ihre Kinder gern zur Schule und machten dem Missionar Freude, mit ihnen konnte er Weihnacht 1869 fröhlich mit Sang und Klang um den Lichterbaum sich stellen und im Glauben bitten, daß das ewige Licht doch bald seine Strahlen werfen möge durch das ganze finstere Kahajanerland.

Inzwischen waren auch die Brüder Hennemann und Hendrich in Kwala Kapuas nicht müßig gewesen. Schon vor längerer Zeit hatten sie eine Schule errichtet in Kwala Hiang und dort einen getauften Dajacken als Schullehrer angestellt. Aber der Platz war gar zu weit entfernt, und war schwierig zu erreichen und zu kontrollieren. Deshalb beschlossen die Brüder anfangs 1869 die dortige Schule aufzugeben und den Schulmeister nach Dadahup zu versetzen. Dadahup liegt am Mengkatib, einem Seitenfluß des Pulopetak, nur eine Tagereise von Kwala Kapuas entfernt. Die dortigen Häuptlinge und die Bevölkerung selbst hatten um Anstellung eines Lehrers gebeten, bauten auch selbst ein Schulhaus aus Holz und Blättern, und nahmen den Matthäus, der bei ihnen als Lehrer eingesetzt wurde, gerne auf. Ob die Schüler sehr gefördert sind, mag dahingestellt bleiben, wiewohl der Lehrer willig war und sich Mühe gab, und auch die Missionare es an Nachfragen und Besuchen nicht fehlen ließen. Aber was mehr wert war, das Christentum faßte unter diesem tief versunkenen Heidenvolk festen Fuß. Sie gewöhnten sich daran, eine christliche Familie unter sich wohnen zu haben, ihre Kinder im Katechismus und biblischer Geschichte unterrichten zu lassen und den Missionar von Zeit zu Zeit in ihrer Mitte erscheinen zu sehen, der ihnen ihre Sündengreuel vorhielt und ihnen das Evangelium verkündigte. Ein Heide in Dadahup, ein kluger und angesehener Mann, die rechte Hand des dortigen Häuptlings, meldete sich zur Taufe. Er war von dem seligen Missionar Becker († 1849) unterrichtet und hatte während der langen 20 Jahre, die er wieder unter den Heiden lebte, sich eine klare Einsicht in den Heilsrat Gottes und den Weg der Seligkeit bewahrt, hatte auch seinen Wandel mit allem Ernst geführt. So lange, sagte er, habe er schon den Wunsch gehabt, wieder mit einem Missionar in Berührung zu kommen, aber es habe immer nicht glücken wollen, nun aber wolle er die Gelegenheit ergreifen, und nicht warten, bis es zu spät sei. So wurde er denn von Missionar Hennemann getauft.

Auch in Mandomai hatten die Brüder bereits die Vorbereitungen zu einer neuen Station getroffen. Mandomai liegt am Kapuasfluß in der Nähe der ehemaligen Station Tanggohan, und ein Rest der ehemaligen Tanggohaner Christengemeinde hatte sich dahin gesammelt; Hendrich, der zum Missionar von Mandomai bestimmt ward, suchte anfangs 1869 die überall in den Wäldern und Reisfeldern und Sungeis zerstreuten Christen auf, und fand sie sehr verkommen, zum Teil auch innerlich geschlagen. Manche waren seit 1859, also seit 10 Jahren, mit keinem Missionar wieder zusammen gekommen; das jüngere Geschlecht war fast ganz unwissend, manche ganz gleichgültig und unempfänglich, andere aber froh und dankbar, das Wort der

Gnade wieder zu hören. Hier und da wußten sie noch einen Spruch, einen Liedervers, etliche konnten noch lesen und baten um ein dajackisches Christenbuch. Hendrich verteilte Neue Testamente unter sie, gewöhnte sie wieder an die Sonntagsheiligung und verabredete, daß er alle vier Wochen zu ihnen kommen und im Reisfeld oder im Kampong mit ihnen Gottesdienst halten wollte. Das geschah denn auch. Wenn die Garantong zum Gottesdienst rief, so kamen wohl 50 Leute zusammen, Heiden und Christen untereinander. Nach dem Gottesdienst wurden dann die inzwischen geborenen Kinder der Christen getauft und schließlich, nachdem der nötige Unterricht und seelsorgerische Unterredungen vorhergegangen waren, auch das Abendmahl gefeiert (14 Kommunikanten). Zwei Schulmeister, Johannes und Kornelius, wurden in Mandomai eingesetzt, und mußten nicht bloß die Kinder unterrichten, sondern auch während der Abwesenheit des Missionars für Zucht und Ordnung sorgen. Bald wurde nicht bloß im Reisfeld, sondern auch im Dorfe für die Heiden Gottesdienst gehalten. Auch dort ließen sie sich's gefallen. Die Häuptlinge kamen mit ihren Leuten, der Oberhäuptling selbst gab seinen Hausraum zum Versammlungsort, und sobald die Bewilligung der Kolonialregierung da war, wurde mit dem Bau eines eignen Schul- und Kirchgebäudes im Dorfe begonnen. So viel es geschehen konnte, waren die Christenkinder aus den Reisfeldern gesammelt und unterrichtet, und die Christengemeinde, die aus 70—80 Seelen bestand, wieder kräftiger angefaßt und in den Weg des Lebens zurückgelenkt. Nach den Beschlüssen der Konferenz, die kurz nach Ostern 1870 in Bandjermasin gehalten wurde, schlug Hendrich seine Wohnung selber in Mandomai auf, und von den neuangekommenen Brüdern Tromp und Feige, zog der letztere zu Missionar Hennemann nach Kwala Kapuas, der erstere nach Pangkoh zu Missionar Hager. Sobald Missionar Zimmer mit dem jungen Missionar Braches zurückgekehrt war, wurde der Beschluß gefaßt, auch die so lange verlassenen Stationen in Sihong und Patei wieder in Angriff zu nehmen.

Sumatra und Nias.

Wie Borneo den Mittelpunkt der Sunda-Inseln, so bildet Sumatra den festen Grenzwall derselben gegen Westen hin. Beide Inseln sind wohl ziemlich von gleicher Größe, aber während Borneo kugelhaft zusammengeballt ist, hat sich Sumatra lang ausgestreckt, und die hohen Waldgebirge laufen von der nördlichen bis zur südlichen Spitze fast ohne Unterbrechung. Fruchtbar, reich und üppig sind beide Inseln in gleichem Grade, beide liegen unter dem Aequator, aber während Borneo mehr angeschwemmtes sumpfiges Land um den mittleren Gebirgskern angesetzt hat, reichen auf Sumatra die Bergabhänge bis in die Nähe des Meeres und die Thäler und Hochplateaus des Gebirges sind die Hauptwohnstätten der dunkelfarbigen Einwohner. Wenigstens ist es so auf der Westküste; an der Ostküste und im Süden und Norden ist die Bevölkerung fast durchweg muhamedanisch; nur in der

Mitte, auf den westlicheren Gebirgszügen wohnen die noch heidnischen Batta, welche zunächst den Gegenstand unserer sumatranischen Missionsarbeit bilden. Nachdem im 12. Jahrhundert der Islam über das früher hier herrschende brahmanische Heidentum den Sieg davongetragen hat, würden vermutlich ohne die Dazwischenkunft der Weißen die Battaländer ebenfalls muhamedanisch geworden sein. Es war im Jahre 1664, als die Holländer zuerst auf Sumatra festen Fuß faßten und allmählich ihre Macht über die ganze Insel ausbreiteten. An die Holländer wandten sich die Batta um Hilfe, als vor etwa 40 Jahren die fanatische Muhamedanersekte, die Padri, ihr ganzes Land überschwemmten und ausmordeten. Durch ihre Dazwischenkunft wurde dem Muhamedanismus zeitweilig eine Schranke gesetzt. Aber rastlos dringt der Islam vor, immer enger umschließt er das noch übrige heidnische Gebiet. Einen friedlichen Sieg desselben über das batta'sche Heidentum hindern die holländischen Beamten keineswegs, und als im Jahr 1860 unser Missionar van Höfen diese Gegenden zuerst bereiste, hatte er sogleich den Eindruck, daß es die allerhöchste Zeit sei, wenn überhaupt noch etwas für die Heiden auf Sumatra geschehen solle; binnen 10 Jahren würde wenigstens der südlichere Teil der Battaländer, Angkola und Klein Toba, ohne Zweifel dem Islam verfallen sein, wenn auch das von den Holländern unabhängige Hoch-Toba noch längeren Widerstand zu leisten imstande sei.

Im Jahr 1811 wurden die sämtlichen holländischen Kolonieen eine kurze Zeit französisch, dann aber gleich von den Engländern erobert, und so herrschten auch die Engländer eine Reihe von Jahren über Padang und das nördliche Küstenland Tapanuli, bis sie ihre sumatranischen Besitzungen 1825 wieder an die Holländer gegen Malacca vertauschten. In der Zeit nun, als die Engländer auf der Westküste herrschten, versuchten es zuerst einige englische Missionare in das unabhängige Battaland einzudringen. Berühmt unter diesen ist Burton als der erste Verkündiger des Evangeliums unter den Batta. Unterstützt von dem wohlwollenden Residenten Prince in Siboga, und von einem befreundeten Radja hatte er einen kleinen Anfang mit der Uebertragung der biblischen Geschichte in die Battasprache gemacht, und drang 1824 über das Gebirge bis in das Hochthal von Silindung vor, um das Volk kennen zu lernen und ihnen die erste Kunde vom Christentum zu bringen. Die Heiden, welche bis dahin von nichts anderem als von ihren Begu oder Dämonen, von ihren Zauberpriestern und Zauberweibern wußten, waren höchst überrascht, jetzt etwas zu hören von einem allmächtigen Gott, der alles regiert, von einem Heiland der Welt, der unsere Sünden tilgt, von dem großen Richter über Tote und Lebendige, von der Umwendung des Herzens und dem Kleinwerden vor Gott, von Buße und Glaube: und würden vielleicht haufenweise dieser neuen Lehre zugefallen sein, wenn nicht einer ihrer ältesten Häuptlinge sie an ihre alten nationalen Hadats (Volksgebräuche, Sitten) erinnert hätte, die allein für sie zweckmäßig wären und nie geändert werden dürften. Bald hernach brachen die wilden Padri ins Land und mit der missionarischen

Wirksamkeit der Engländer war's ohnehin seit der holländischen Besitznahme des Küstenlandes vorbei.

Erst zehn Jahre später, 1834, machten die amerikanischen Missionare Munson und Lyman einen neuen Versuch in derselben Gegend. Aber sie kannten weder die batta'sche Sprache, noch die batta'schen Sitten, hatten auch mit keinem der Häuptlinge vorher Freundschaft geschlossen, sondern gingen unvorsichtiger Weise ohne weiteres in die völlig fremde Gebirgswelt hinein. Aber sie wurden von den mißtrauischen Bergbewohnern für feindliche Spione angesehen und erschlagen. Seit dieser Zeit wurden die holländischen Kolonialbehörden gegen dergleichen Missionsversuche, von welchen sie allerlei Verwicklungen und Verlegenheiten fürchteten, sehr bedenklich. Wiewohl die Nordamerikaner noch öfter Versuche machten, unter den Batta eine Missionsthätigkeit zu beginnen, auch die Rotterdamer Missions-Gesellschaft, auch die Katholiken, so wurden ihre Sendboten durch die feindselige Haltung der Kolonialregierung doch immer bald wieder zurückgescheucht. So blieben die Batta noch weitere 20 Jahre sich selbst überlassen und eine sichre Beute des immer näher rückenden Muhamedanismus, bis zuerst der thätige Pastor Witteveen zu Ermelo sich des von der Christenheit vergessenen Volks wieder annahm, und einen jungen Holländer van Asselt, den er selber ausgebildet, nach Sumatra schickte, 1856 (S. 88). Van Asselt kam nun zwar wirklich zu den Batta und zwar auf das schöne Hochplateau von Sipirok, welches noch unter holländischer Verwaltung steht. Aber als Missionar konnte er dort nicht auftreten; er mußte in die Dienste der Regierung sich begeben und eine untergeordnete Stelle als Opziener (Aufseher) annehmen, in der er auch — schon um seines Unterhalts willen — bis zur Ankunft der Rheinischen Missionare 1861 verblieb.

Nachdem er allmählich die Battasprache so weit gelernt hatte, um sich ohne Hilfe des Dolmetschers mit den Leuten verständigen zu können, auch durch Verabreichung von Medizin die Batta zutraulicher gemacht hatte, fing er in seinem Hause eine Schule an, und es fehlte nicht an tüchtigen und bildungsfähigen Schülern. Ein anderer Sendling von Ermelo trat ihm 1858 zur Seite, Missionar Betz, und auch von einem andern kleineren holländischen Verein wurden ein paar junge Männer ausgesandt, die jedoch eine sehr unsichere Stellung im fremden Lande hatten und auf die Unterstützung der Regierung (sie wurden als Schulaufseher angestellt) angewiesen waren. Es ist bereits S. 87 erzählt, wie im Jahre 1860 unser bornesischer Missionar van Höfen die erste Untersuchungsreise ins Dajackenland machte, dort auch mit den holländischen Brüdern zusammentraf, und teils durch das, was sie erzählten, teils durch eigne Anschauung sich über die Sachlage ein klares Bild zu machen versuchte, und daß auf seinen Bericht hin die Rheinische Gesellschaft im folgenden Jahre zwei, und von Jahr zu Jahr mehr Missionare nach Sumatra sandte.

In das unabhängige Tobaland war van Höfen begreiflicherweise nicht gedrungen. Von Siboga war er nach Sipirok gereist, und hatte die Batta als friedliche und ruhige Unterthanen der Holländer gefunden.

Die holländischen Beamten hatten nur ein einziges Augenmerk: Kaffeekultur. Jeder Batta mußte Kaffee pflanzen und in die Magazine der Regierung abliefern für einen festgesetzten niedrigen Preis, die Regierung aber verkaufte den Kaffee weiter nach Belieben. Wenn nur reichlich Kaffee produziert wurde, waren die Beamten zufrieden, ließen im übrigen die Heiden gehen, wie sie wollten, und suchten nur mit den Häuptlingen sich stets auf gutem Fuße zu halten. Ob der Häuptling seine Untergebenen, vor allem seine Sklaven drückte, darnach wurde nicht viel gefragt. Um die Herren nicht zu reizen, hatte man sogar sonderbarer Weise hier die Sklaverei bestehen lassen, auch nachdem sie in allen holländischen Kolonieen abgeschafft war, und jenseits des Batangtorrn im Küstenland von Sumatra jeder Sklave sofort in Freiheit gesetzt werden mußte. Im ganzen freilich hatten es die Sklaven in Sipirok nicht gerade schlimm: sie hatten ihre eigne Wohnung und ihre eignen Reisfelder, und die Herren halfen ihnen mit ihren Büffeln die Felder bearbeiten. Denn Reis ist auf Sumatra wie auf Borneo das Hauptnahrungsmittel, und Reisfelder treten dort an Stelle unserer Kornfelder, gekochter Reis an Stelle unseres Brotes und Kartoffeln. Geld, um sich Nahrungsmittel zu kaufen, haben die Batta selten, sie müssen sich alles selber ziehn; darum, wenn man jemand sein Reisfeld nimmt, so heißt das so viel, als ihn zum Bettler machen. Wiederum ist das Reispflanzen eine so mühselige und komplizierte Arbeit, daß ein einzelner nicht wohl sein Feld bestellen kann: es müssen's viele in Gemeinschaft thun. Daher wird es dem einzelnen so sehr schwer, sich von seinen Dorfgenossen zu trennen und seinen besonderen Weg einzuschlagen. Ihre alten Götter wegzuwerfen, dazu hätten sich die einzelnen Dorfgemeinschaften samt ihren Häuptlingen wohl bald entschlossen, und wenn das Christentum weiter nichts von ihnen gefordert hätte, als einen äußern Gottesdienst nach christlichem Brauch, so wären sie vermutlich alle gern Christen geworden. Aber eine Bekehrung des Herzens, eine Anbetung Gottes im Geist, das ist niemals Sache großer Volkshaufen gewesen, und dazu fanden sich auch unter den Batta nur wenige bereit. Das war dem Muhamedanismus desto willkommener, der seine Priester und Hadjis beständig unter die Heiden hineinschickte. Nur das Verbot von Schweinefleisch und starkem Getränk war unangenehm und hinderlich, sonst aber gefiel den Batta die Fleischesfreiheit des Islam ganz ausnehmend, und die Priester waren nachsichtig genug um den Heiden, namentlich den Häuptlingen, den Uebertritt möglichst bequem zu machen, und ihnen die Beibehaltung fast aller ihrer heidnischen Gebräuche zu verstatten. Etliche ihrer üblen Sitten hatten sie freilich schon abthun müssen, seitdem sie unter christlicher Obrigkeit standen, vor allen das Abschlachten und Verzehren von Menschen. Unter den nördlicher wohnenden unabhängigen Batta wurden die Kriegsgefangenen und die Verbrecher noch immer an einen Pfahl gebunden und langsam zerstückt und die Stücke vor ihren Augen verzehrt. Auch herrschte dort noch immer die Sitte, Schuldner und andere Gefangene in den Block zu sperren, und zwar mit solcher Schonungslosigkeit, daß das Bein im Block abfault, ohne daß man

sich des elenden Gefangenen erbarmt. Dergleichen durfte unter der christlichen Obrigkeit nicht mehr vorkommen. Aber Vielweiberei und Unzucht, Spielen und Fälschen, Geisterbeschwören und Totenfragen, das war alles erlaubt, und auch die Muhamedaner hatten nichts dagegen einzuwenden. Sonst war der Götzendienst fast allgemein in Verachtung; um ihre Debatas und Begus kümmerten sie sich wenig, wohl aber war die Totenverehrung, wenigstens das Ratfragen der Toten allgemein, und diejenigen Leute, Männer und Frauen, standen in großem Ansehen, in welche der Tote (Großvater oder Großmutter) hineinzufahren und die Orakel zu erteilen pflegte. Neben ihnen gab es noch Zauberweiber (Balian, Bliang) und Priester, welche die Zeremonien bei den Götzenfesten leiteten. Aber jedermann wußte, daß sie meist ebenso unwissend wie gierig waren, und daß es ihnen mehr um eine gute Mahlzeit als um die Ehre ihres Gottes zu thun war. Gelehrsamkeit mußte man nicht bei ihnen suchen. Von ihres eignen Volks und Landes Geschichte wußten sie nichts zu sagen, und wenn ein zudringlicher Missionar ihnen mit vielen Fragen zu Leibe ging, so stopften sie den Mund voll Sirì oder voll Tabak, und seufzten ganz bestürzt: ja wer kann das wissen. Selbst Lesen und Schreiben konnten sie nicht. Wohl hatten die Batta aus den Zeiten ihrer altindischen Kultur noch ein eigentümliches Alphabet und hatten auch Bücher, die auf Baumrinde geschrieben waren. Aber sie enthalten meist nur alte heidnische Gebetsformeln, und die wenigsten waren imstande sie zu lesen und zu verstehen. Ein holländischer Gelehrter, v. d. Tuuk, der von der niederländischen Bibelgesellschaft nach Sumatra gesandt war, hatte sich über diese Battasprache und Battaschrift hergemacht, und mit Hilfe seiner Reisebegleiter einiges Verständnis und Einsicht in die Struktur der Sprache erlangt. Er unternahm es sogar den Anfang des Alten Testaments in die Battasprache zu übersetzen, und diese Uebersetzung der ältesten biblischen Geschichte war es, welche van Asselt den Leuten vorzulesen pflegte, und welche auch in Barmen den Anlaß gegeben hat, nach der Zerstörung der Dajacken-Mission speziell die Batta-Mission ins Auge zu fassen, wie bereits erzählt ist.

Unsere beiden erstgesandten Missionare Klammer und Heine waren am 17. August 1861 in Siboga gelandet, und während ersterer mit seiner Frau die schwere Aufgabe hatte, in diesem elenden Strandorfe unter diebischem Gesindel auf obrigkeitliche Erlaubnis zur Niederlassung zu warten, machte Heine sofort eine Rekognoszierungsreise ins Land hinein, zunächst nach Sipirok, um dort die holländischen Brüder aufzusuchen, und die nähere Verbindung mit ihnen zu verabreden. Er traf dort ihrer drei, van Asselt, Betz und Dammerboer. Die ersten beiden empfingen ihn mit Freuden und erklärten sich sehr bereit, in den Dienst der Rheinischen Mission zu treten; der dritte dagegen zog es vor, mit den deutschen Missionaren unverworren zu bleiben, und sich an einen holländischen Missionsverein auf Java zu halten. Die Landschaft, das Klima, die Leute sprachen den Bruder Heine aufs höchste an, mit Freuden durchstreifte er die Gegend, und

alle die Namen, die uns seither als reichgesegnete Erntefelder unserer Arbeit in Sipirok bekannt geworden sind, Bungabondar, Sialagundi, Pangaribuan, Waringin, Pran sorat kommen bereits in seinem ersten Tagebuch vor.

Nachdem Heine von seiner Entdeckungsreise nach Siboga zurückgekommen war, brach die ganze Gesellschaft am 18. September (1861) von dort aufs neue auf, und der ganze Zug mit Gepäck und Trägern, Missionar Klammer mit Frau und dajackischem Begleiter Jonas, Bruder Heine an der Spitze, fuhren abermals über die weite Tapanuli-Bai, dann zu Schiff den Lumut hinauf, dann zu Lande in die Berge hinein und durch Flüsse hindurch, die Brüder zu Pferd, die Frau im Tragsessel. In Batangtorru, in Sidempuan rasteten sie einige Tage bei den holländischen Beamten und endlich erstiegen sie das herrliche Plateau von Sipirok, wo auch die Frau Missionarin im Anblick der prachtvollen Gegend ihre Reisenöten bald vergaß. Van Asselt und Betz und ein Dutzend ihrer Schulkinder traten den neuen Ankömmlingen mit herzlicher Bewillkommnung entgegen. Am 7. Oktober hielten diese vier Missionare die erste Konferenz in Sipirok. Es war der Geburtstag der Rheinischen Batta-Mission. Die Missionare beschlossen sofort vier Stationen anzulegen. Missionar Klammer mit seiner Frau sollte in Sipirok bleiben, Betz mit Frau sollte nach dem benachbarten Bungabondar ziehen, und für Denninger und Frau, der damals noch mit Bestimmtheit im Battaland erwartet wurde, wurde das ebenfalls nahegelegene Waringin bestimmt. Die beiden ledigen Brüder van Asselt und Heine sollten nach dem Norden ziehen, ins unabhängige Battaland, nach Silindung und Tobaland, und dort einen Eingang zu gewinnen suchen. Sie gründeten zuerst gemeinsam die Station Act Sarula (später Pangalaon genannt) und ein Jahr darauf rückte Heine noch einige Stunden weiter vor und gründete Sigompulan.

Ungefähr um dieselbe Zeit, im Sommer 1862, versuchte der neu angekommene Missionar Nommensen sich an der Küste des Tobalandes, in Baros, nördlich von Siboga, niederzulassen. Von hier aus suchte er Verbindungen anzuknüpfen mit den freien Fürsten (Radja) des Tobalandes, um dann später selber zu ihnen zu ziehen und in ihrer Mitte zu wohnen. Denn nach dem Tobaland standen von Anfang an seine Gedanken. Sowie er ein wenig mit der Sprache Bescheid wußte, machte er eine Untersuchungsreise ins Gebirg, welches gleich hinter Baros jähe aufsteigt, mit dichtem Urwald bedeckt, von Sümpfen und unzähligen Bächen erfüllt, eine sichere und unantastbare Zuflucht der Batta, welche sich dem holländischen Regiment entziehen. Der Weg war unglaublich mühsam, aber die Bevölkerung zeigte sich dem Missionar überall freundlich, von vielen Radja wurde er eingeladen, sich bei ihnen niederzulassen, der Weg bis nach dem Tobasee schien ihm geöffnet, da — legten die holländischen Beamten ihr Veto ein. Nommensen war im Laufe des November von Baros nach Siboga gereist, um seine Vorbereitungen zur Uebersiedelung nach Rambe im Gebirge zu treffen, und fußte dabei auf seinen Erlaubnisschein von der Regierung, der ihm die Missionsarbeit in Baros und Umgegend gestattete. Rambe

gehörte nach Nommensens Auffassung zur Umgegend von Baros. Aber der Resident machte ihm klar, daß die Umgegend nicht über eine Viertelstunde von Baros, jedenfalls nicht über den Fuß des Gebirges hinausgehe und erklärte auf das bestimmteste, er werde ihm nicht erlauben, unter einen Volksstamm zu gehen, welcher der Regierung noch feindlich gegenüber stehe, er wolle nicht, daß es hier so gehe, wie auf Borneo. Da alle Gegenvorstellungen nichts fruchteten, so kehrte Nommensen nach Baros zurück, packte seine Sachen und reiste nach Sigompulan und nach Sipirok, entschlossen von Süden her ins Tobaland einzudringen, da es ihm von Westen, von der Küste her, gewehrt wurde.

Nicht sehr lange vorher hatten schon die Missionare Heine und van Asselt einen ähnlichen Versuch gemacht. Sobald sie sich auf ihren Stationen Sigompulan und Pangaloan einigermaßen festgesetzt hatten, beschlossen sie, eine Untersuchungsreise nach dem Norden anzutreten, und das reich bevölkerte Silindung kennen zu lernen. Ende 1861 überstiegen sie den Bergrücken, welcher ihr schmales Thal von der weiten Thalebene von Silindung trennt, und sahen mit freudig erstaunten Blicken hinunter in die reiche, wohlangebaute und wohlbevölkerte Landschaft mit ihren Seen, Dörfern, Wiesen und Herden, wurden auch freundlich empfangen von den eben zu einer Beratung versammelten Häuptlingen, eben so auf dem Markt, der am Ufer eines kleinen Sees gehalten wurde, und wo sie außer vielerlei Eßwaren auch Töpfe, Matten, Eisenwerk, Baumwollenzeug, Tabak und Farbstoffe zum Verkauf ausgestellt fanden. Ganz besonders schloß sich ihnen an der junge und kühne Radja Pontas, der den Bruder Heine schon in Sigompulan besucht hatte, und sich nun freute, ihr Begleiter und Wegweiser zu sein in die verrufene Landschaft von Sipoholon, wohin sonst kaum jemand zu folgen wagte. Der Empfang war freilich tobend und lärmend, aber doch nicht gerade feindselig, doch währte ihr Aufenthalt nicht lange und sie drangen auch nicht weiter, so daß sie nicht gerade einen bestimmten Einblick in die dortigen Verhältnisse gewannen. Auch Missionar Nommensen, der etwa acht Monate später dieselbe Reise machte, wurde im ganzen freundlich aufgenommen, aber von einer Niederlassung weißer Lehrer unter ihnen fürchteten die Batta doch allerlei Gefahr. Auf den Spuren der Missionare, meinten sie, würden die holländischen Kontrolleure und Opziener nachfolgen, die Kinder würden ihnen in den Schulen der Weißen entfremdet werden, die heimischen Sitten würden in Abgang kommen. Indes als Nommensen zur Entscheidung drängte, hieß es doch, du magst kommen und unter uns wohnen. So schnell ging das übrigens nicht.

Am Schlusse des Jahres 1862 war Nommensen auf Sipirok bei dem Missionar Klammer und Betz. Diese Brüder hatten am 7. Oktober 1862 mit Heine und van Asselt ihre zweite Jahreskonferenz gehalten und entschieden, daß für die Landschaft Sipirok noch ein dritter Missionar nötig sei, um dem immer stärkeren Andrang der muhamedanischen Hadji zu wehren; und wenn Denninger, auf den gerechnet sei, nicht kommen könne und von Deutschland kein neuer

Gehilfe käme, Nommensen vorläufig seine Arbeit in Baros aufgeben und sich bei ihnen in Pran Sorat niederlassen müsse. Das wurde nun dem Bruder Nommensen bei seiner persönlichen Anwesenheit mit so überzeugenden Gründen auseinandergesetzt, daß er, wenn auch schwer und widerstrebend, doch schließlich es für den Weg des Herrn erkannte, seine Pläne für das Tobaland und Silindung einstweilen aufzugeben und sich im Gehorsam auf Pran Sorat anzusiedeln.

Er blieb aber dort nicht lange. Pran Sorat erwies sich damals nicht als geeignetes Arbeitsfeld. Am 7. Oktober 1863 auf der dritten Jahreskonferenz der Batta-Missionare empfing Nommensen die Erlaubnis, durch das Thal von Pangaribuan nach Silindung zu ziehen. Er kam unangefochten dahin, wunderte sich über die reizende Gegend, die Menge der Dörfer, den Verstand und die trotzige Wildheit der Bewohner, und erlangte nach unsäglichen Mühen und Verhandlungen von den Radja die Erlaubnis, sich in Silindung anzubauen. Nachdem er dann noch die Brüder van Asselt und Heine besucht, deren Stationen nur etwa eine halbe Tagereise von seiner eignen entfernt lagen, auch seine Sachen von Sipirok vollends hatte herbeischaffen lassen, begann er Ende Mai 1864 unter unglaublichen Mühseligkeiten und beständigen Todesgefahren sich ein Hüttchen in Huta dame zu bauen.

Zunächst galt es, einen Bauplatz zu gewinnen. Schon das gab große Schwierigkeiten und unendliche Verhandlungen. Hatte er endlich den Bauplatz, so mußte er das Baumaterial herbeischaffen; auch da wieder dasselbe Widerstreben, Streiten, Drohen, bis endlich doch das Holz zusammengebracht war. Und nun das Aufrichten. Nur durch unüberwindliche Gelassenheit und freundlichen Gleichmut vermochte Nommensen das wetterwendische Volk zu bewegen, daß sie den Bau geschehen ließen. Er scherzte mit ihnen, er spielte ihnen auf der Geige etwas vor, er wußte sie immer wieder bei gutem Willen zu erhalten, und wenn sie mit wütenden Geberden auf ihn einstürmten: wir hacken dir die Beine ab und werfen dich in den Fluß! — dann lachte er ihnen ins Gesicht und sagte: o Freund, du meinst es ja doch nicht so. So ganz ohne Grund waren jedoch ihre Drohungen nicht. Die Rottangstricke, durch welche das Gebälk seines Hauses zusammengehalten wurden, hatten ihm etliche Bösewichter durchschnitten, damit es in der Nacht über ihm zusammenstürze. Aber schon vor der Nacht kam ein Erdbeben, alles flüchtete, und erst als auch der letzte von Nommensens Leuten draußen war, krachten die Balken zusammen. Ein andermal hatten sie ihm vergiftetes Fleisch hingelegt, aber Nommensen genoß nur wenig und kam mit einem leichten Unwohlsein davon. Ein Datu hatte ihm schnell wirkendes Gift in seinen Brei gerührt, und hatte gewartet, bis der Missionar nach dem Genuß tot hinfallen würde. Aber die Verheißung Markus 16, 18 erfüllte sich an ihm, und diese Erfahrung der Wundermacht des Christengottes wurde das Mittel zur Bekehrung des Thäters. Aus seinem eigenen Munde erfuhr Nommensen erst viel später, welches Wunder Gott an ihm gethan habe. Bei dem großen Hauptfest des Sombaon, bei welchem

regelmäßig Menschenblut vergossen wurde, sollte der Weiße getötet werden. Jedermann wußte es, auch Nommensen hatte erfahren, was ihm bevorstände. Etliche Radja hielten zu ihm, aber sie waren für ihr eignes Leben besorgt, denn die große Mehrheit hatte sich verbunden, ihn samt allen seinen Fremden zu töten. Trotz aller Warnungen ging Nommensen, als der Tag des Festes gekommen war, selbst auf den Marktplatz. Seiner Geistesgegenwart und freundlichen Worten gelang es, die meisten Radja zu bewegen, ihre Waffen abzulegen. Aber als nun die Orakel des Sombaon ertönten, lauteten sie so blutig wie nur je. Kein Opfer wollte der Sombaon annehmen, kein Glück, Gesundheit und Erntesegen verleihen, wenn ihm nicht das Blut des weißen Mannes dargebracht würde. Dann aber trat der Missionar selber hervor und bewies ihnen, daß der Sombaon es unmöglich gut mit ihnen meinen könne, daß er vielmehr zum Heere der bösen Geister gehöre, der ein Mörder sei von Anfang, und daß allein der Christengott der Geber alles Guten sei. Schon war die Menge halb gewonnen, als eine erbitterte Heidenschar einen Angriff machte, aber zurückgeschlagen wurde. Ein Regenguß brach herein und verhinderte den weiteren Kampf. Die Menge verlief sich und die Gefahr war für diesmal vorüber. Dieser Vorfall war entscheidend. Die Ueberzeugung brach sich Bahn, daß der Gott der Christen wirklich der mächtigere sei, und nur von ihm Glück und Segen ausgehe. Schon am 27. August 1865 konnte Nommensen seine Erstlinge, vier Erwachsene mit fünf Kindern, taufen. Natürlich erwachte darüber der heidnische Eifer aufs neue. Die Getauften wurden aus ihrem Besitztum vertrieben. Wollten sie nicht mehr den gemeinsamen Göttern dienen, so sollten sie auch keinen Anteil an den Gütern des Landes haben. Nommensen mußte sie zu sich auf seine Station nehmen, die er mit einem Erdwall und Graben gegen die ersten Angriffe gesichert hatte. Er mußte zunächst sein Brot mit ihnen teilen, bis sich allmählich, nachdem eine größere Anzahl mit ihren Radja getauft waren, auch in Silinding christliche Kampongs bildeten, die ihr Besitztum von dem der Heiden gesondert halten konnten.

Es mochten nahe an 50 Getaufte sich um Nommensen gesammelt haben, und sein Huta dame (Friedensdorf) füllte sich mit immer neuen Taufbewerbern, als anfangs 1866 eine doppelte Hilfe für ihn herbeikam, seine Braut und ein Mitarbeiter, Johannsen, beide wie er selbst Norddeutsche und entschlossen, den schweren Weg tiefster Selbstverleugnung und gänzlicher Hingebung an den Herrn und an das anvertraute Werk mit Nommensen zu wandeln. Ihr Mut sollte bald genug auf die Probe gestellt werden. Die dem Christentum feindlich gesinnte Partei hatte sich an den obersten Heidenfürsten von ganz Toba, den Mangaradja am Tobasee, gewandt, welcher im ganzen Lande das höchste priesterliche Ansehen besaß und seinen Entschluß kundgab, die eingedrungene neue Lehre auszurotten, ihre Verkündiger zu töten, ihr Gehöft zu verbrennen, und alle ihre Anhänger als Sklaven zu verkaufen oder zu schlachten. Bereits war die Zeit festgesetzt, wann er mit seinem Haufen von Hoch-Toba herunterkommen und Ordnung

in Silindung schaffen wollte; schon konnten die Christen in Huta dame den Tag ihres Todes berechnen, denn niemand war da, der sie aus der Hand des schrecklichen Feindes erretten konnte. Da erbarmte sich der Herr und schickte ihnen einen wunderbaren Retter, einen noch größeren Verderber als den Mangaradja, nämlich die Pockenseuche, die mit furchtbarer Gewalt über die Kampongs von Silindung hereinbrach und die Heiden zu hunderten niederwarf. Jetzt war von einem Einbruch des Mangaradja nicht mehr die Rede, alle Kriegsgedanken hörten auf, heidnisches Totengeheul und Wehklagen erfüllten das Land, und dazwischen gingen Nommensen und Johannsen als barmherzige Samariter mit Pflege, Trost und Arznei umher, und nahmen die Verlassenen in ihr Gehöft auf. Johannsen selbst erkrankte an den Pocken, erholte sich aber bald, überhaupt fast alle, die sich der Behandlung der Missionare überließen, und obgleich immer noch genug feindselige Elemente übrig blieben, die lieber sogar ihre Kinder sterben ließen, als daß sie von ihren alten heidnischen Gebräuchen abgingen, so stieg doch das Ansehen der Missionare außerordentlich. Statt des angekündigten Zuges des Mangaradja gerieten die heidnischen Radja untereinander in Krieg, so daß Nommensen in allem Frieden neue Täuflinge zu seiner kleinen Gemeinde hinzufügen, und Johannsen dazu übergehen konnte, eine zweite Station anzulegen, die er Pantjur na pitu oder Zoar nannte. Aber dabei mußte er freilich die ganze Zähigkeit der heidnischen Widerstandskraft erfahren. Unter unaufhörlichem Widerspruch und tausend Gefahren mußte er Schritt für Schritt sich Grundstück und Hütte und die Erlaubnis zum Wohnen und Bleiben erkämpfen, und schließlich mußte er doch noch wieder nach Huta dame zurück, denn er war krank und lag ohne Pflege, und die Heiden jubelten laut, daß der Sombaon diesmal doch stärker gewesen sei als der Weiße, und hätte ihn zum Rückzug gezwungen (1867 Oktober). Es war ein wunderliches Ringen der himmlischen und der höllischen Mächte in Silindung. Auf der einen Seite eine immer weiter greifende Bewegung zum Christentum hin, immer neue Taufen, die Zahl stieg von 170 auf 220, heidnische Radja, die sich den Missionaren anschließen, ja selber das Christentum annehmen, der Mangaradja selbst in Nommensens Hause in friedlichem Gespräch, in dem verlassenen Zoar sogar melden sich die heidnischen Familien zur Taufe, Christendörfer werden aufgerichtet, Kirchen und Schulen aufgebaut — und dagegen auf der anderen Seite die wildesten Greuel des Heidentums, Mordthaten und Ueberfälle der grausamsten Art, Menschenschlächterei und Menschenfresserei vor den Augen der Missionare, alle Bemühungen Frieden zu stiften vergebens, die Todesdrohungen gegen die Missionare und ihre Anhänger immer stärker, hier und da ein Christ meuchlings erschossen, die Götzenfeste mit größerem Pomp gefeiert als jemals, und die Häuser der Missionare von Haufen der wildesten Schreier umlagert, so sah es in Silindung aus als das Jahr 1867 zu Ende ging, und immer noch steigerte sich die Feindschaft und die Gefahr. Es kam so weit, daß Nommensen daran denken mußte, sein Weib und Kind in Sicherheit zu bringen, daß

Johannsen selber über die Berge nach Siboga ging, um den dortigen Residenten um sein Einschreiten zu bitten. Aber der lehnte es ab, und die Christen waren auch diesmal ganz auf die Barmherzigkeit Gottes gewiesen. Der Herr hatte aber auch diesmal wieder ein besonderes Schutzmittel bei der Hand, an welches weder die Missionare noch die Heiden gedacht hatten. Er gab es dem neu eingesetzten Gouverneur von Sumatras Westküste ins Herz, daß er eine Reise ins Tobaland machte, um den berühmten Tobasee aufzusuchen und die Gegenden kennen zu lernen, die noch kein Europäer betreten hatte. Bis an den Tobasee kam er nun freilich nicht, aber er kam doch zu Weihnacht 1868 nach Silindung und logierte bei den Missionaren, und wie er denn ein leutseliger und wohlwollender Mann war, so ging er in ganz vertrauter Weise mit ihnen um, wie mit seines gleichen. Das imponierte den wilden Radja außerordentlich. Schon die Person des Gouverneurs war ihnen ein Gegenstand der Bewunderung, ihm wollten sie die Entscheidung in allen ihren Fehden überlassen. Jedenfalls hatte sein Besuch zur Folge, daß fürs erste alle Fehden ruhten. Der Gouverneur hatte nämlich versprochen, in einigen Monaten wiederzukommen. Bis dahin sollte Ruhe herrschen im ganzen Lande. Diese Ruhezeit aber, die von Anfang 1869 bis über die Mitte des Jahres herrschte, benutzte Nommensen. Er baute eine große Kirche zu Huta dame, die wohl 3000 Menschen fassen konnte; für sich selbst und seine Familie hatte er ein bequemeres Wohnhaus gebaut. Für die Patienten, die von ihm Medikamente holten, baute er Krankenhäuser, er ließ Christendörfer anlegen, er baute seine Gemeinde aus. Aelteste, Diakonen und Diakonissen traten in geordneten Dienst, die Disziplin wurde bis in alle Einzelheiten durchgeführt, und der Herr selbst bekundete seine Gegenwart und sein Walten in der Gemeinde durch auffallende Bestrafungen von Heuchlern, durch Gnadenwunder an Krankenbetten und besondere Durchhilfen. Gleich nach dem Besuch des Gouverneurs konnte Nommensen wieder 36 Personen taufen, und die Zahl stieg bis auf 224. Auch Johannsen hatte sich wieder nach seinem Pantjur na pitu begeben und taufte dort ebenfalls mehrere Familien, so daß die Zahl der Gemeindeglieder auf 68 stieg. Da ihm anfangs 1870 seine Braut nachgesandt war, so konnte er sein eigenes Heim auf seiner Station sich desto freundlicher einrichten, und beide Missionare konnten mit um so frischerem Mute den neu ausbrechenden Kriegen und grenzlichen Stammesfehden sich entgegenwerfen, da noch zwei Brüder ihnen Ende 1869 zu Hilfe gekommen waren, Mohri und Ködding. Ein dritter Bruder, der anfangs 1870 ebenfalls noch zu ihnen stoßen sollte, Götsch, erlag den Strapazen der Reise über das Gebirge und starb am 15. Februar 1870 in Sigompulan an einer Lungenentzündung. Ködding sah sich im Herbst desselben Jahres veranlaßt, an der Küste bei Siboga eine neue Station zu begründen, und Mohri siedelte sich in Sipoholon an. Sipoholon heißt die Landschaft nordwärts von Silindung, am Oberlauf des Batangtorru. Ein wildes und freches Volk wohnte dort, unersättlich in Kriegen und Blutvergießen; um der geringsten Ursache willen wurden Menschen in den Block gelegt, erschossen

und verzehrt. Gleichwohl hatten die dortigen Häuptlinge erklärt, daß sie wohl auch einen Lehrer (Missionar) haben möchten, um klug zu werden. Klug heißt nämlich bei ihnen, wer reich zu werden versteht; wer arm bleibt heißt dumm. Missionar Mohri, der schon einige Jahre in Nias gewesen war und mit raub- und blutgierigen Heiden umzugehen verstand, erschrak nicht allzusehr, als sie bei seiner Ankunft in Sipoholon (1870) wie ein Rudel Wölfe um ihn her heulten, ihn vorn und hinten betasteten und beschnupperten, als wenn sie ihn gleich verspeisen wollten. In einem Sopo ohne Thür und Fenster quartierte er sich ein, und fing an, mit ihnen zu unterhandeln. Er wollte sich bei ihnen ein Häuschen bauen, und sie sollten ihm das Holz dazu liefern. Jawohl, hieß es, aber bezahlen. Der Missionar erklärte sich bereit, den gewöhnlichen Preis zu bezahlen. Nein, war die Antwort, den Preis bestimmen wir selbst. Er sagte, dann werde er sich anderswo nach Holz umsehen, wo er's am besten und billigsten bekommen könne. Sie schrieen: nein, nicht anderswo, sondern allein von uns Holz kaufen und bezahlen, was wir wollen. Mohri versuchte es jetzt mit einzelnen, und als sich erst einer gefunden, der sein Holz gern losschlagen wollte, als ihm das blinkende Geld vor die Augen gehalten wurde, da meinten andere, sie thäten's wohl für einen noch geringeren Preis. So wurde denn das Holz herbeigeschafft. Aber welche Not, es aufzurichten. Wie Fliegenschwärme summten die neugierigen Haufen um ihn herum, füllten seinen Sopo, legten sich in sein Bett, betasteten all sein Gerät, Säge, Meißel, Bohrer, Axt — alles war ihnen Gegenstand des höchsten Erstaunens und reizte ihre Habgier. Die Häuptlinge wollten mit ihm eine Familie machen, d. h. mit ihm essen, trinken und sich kleiden auf seine Kosten, und noch obendrein reichlich Taschengeld von ihm empfangen. Für Zuhörer brauchte er nicht zu sorgen, denn sie standen, saßen und lagen Tag und Nacht um ihn herum, und die Gelegenheit zum Predigen hörte niemals auf. Natürlich verstanden sie von der Predigt noch nicht viel. Wies er sie auf die Thorheit ihres Götzendienstes und ihrer heidnischen Opfer, so sagten sie wohl ja, ja, aber sie machten es nachher nicht anders als vorher. Wollte er ihnen aber von Sünde, Schuld und Erlösung, von Gericht und Ewigkeit reden, so meinten sie, das wäre nur dummes Zeug, er solle ihnen lieber das Geheimnis verraten, wie man klug (reich) würde. Ein neues Hallo gab's in ganz Sipoholon, als Mohri seine junge Frau auf die Station brachte (20. Mai 1871). Männer, Frauen und Kinder schienen vor Erstaunen über die weiße Frau ganz außer sich zu sein, und konnten gar nicht wieder nach Hause finden. Wie die Frau aß und trank und kochte und wusch — alles schien ihnen unbegreiflich, nur das beklagten sie, daß sie noch nicht mit ihnen reden konnte. Gefährlicher war etwas anderes. Gleich nach dem Einzug der jungen Frau war wieder ein erbitterter Krieg unter den verschiedenen Stämmen ausgebrochen. Solcher Krieg besteht aber nicht in Angriffen und Gefechten bei Tage, sondern in nächtlichen Ueberfällen. Der Feind schleicht sich ans Dorf hinan, feuert in die Häuser und Hütten hinein, hält die Fliehenden fest und schneidet ihnen

den Kopf ab. Auch auf Mohris Station flogen nächtlings die Kugeln, bei Tage aber wurden die Verwundeten zu ihm gebracht, um sie zu heilen. Das that er auch gern und mit großem Geschick, und der Herr segnete seine Kuren in wunderbarer Weise. Bald hieß es: unser Tuan (Missionar) macht alle Leute wieder gesund und nimmt nichts dafür, dagegen die Datu (Zauberer) lassen die Kranken, die zu ihnen kommen, sterben und sich doch teuer bezahlen. Jetzt hatte Mohri in Sipoholon festen Fuß gefaßt. Die Leute hatten Vertrauen gewonnen zu dem fremden Lehrer und wollten nun auch seine Lehre kennen lernen. Mit einer Anzahl Erwachsener konnte er den Taufunterricht beginnen, und zu Ostern 1872 konnte er 20 von ihnen taufen, zu Weihnachten ebenso viel. Einen getauften blinden Batta, Bartolomäus, der vortrefflich reden konnte, gebrauchte er als Evangelist für die entfernteren Dörfer. Der Blinde hatte den Vorteil, daß, wenn er den Weg erst kannte, er ihn in der finstersten Nacht ebenso leicht finden konnte als bei hellem Sonnenschein. Auch andere Evangelisten zogen fleißig zum Predigen aus, und die Aeltesten der kleinen Gemeinde kamen regelmäßig bei dem Missionar zusammen, um alle Vorkommnisse auf ihren Dörfern zu besprechen und miteinander Rat zu nehmen, was etwa in jedem einzelnen Bezirk zu thun sei.

In Sigompulan und Pangaloan hatten sich Heine und van Asselt unter den unabhängigen Stämmen der südlichen Tobalande niedergelassen. Kurz vor Weihnacht 1861 waren sie auf halsbrechenden Wegen durch Berg und Sumpf und Waldesdickicht in das schöne Thal gelangt, welches der gewaltige Batangtorrn durchströmt. In Pangaloan machten sie Halt, und die zusammenberufene Häuptlingschaft beschloß nach viertägiger Beratung und nachdem die Fremden ihnen wiederholt versichert, daß sie keine holländische Beamte wären und ihnen keine Kaffeekultur und keinen Straßenbau auferlegen würden, es solle ihnen erlaubt sein, sich in ihrem Thale anzusiedeln, und der Bauplatz ward ihnen sofort am Bach Sarula (Aek Sarula) angewiesen. Die Missionare waren mit dieser Entscheidung vor der Hand sehr zufrieden und begannen sogleich an der bezeichneten Stelle eine vorläufige Wohnung aufzuführen. Dann gingen sie an die Aufrichtung eines solideren Hauses, legten Gehöft und Garten und Gehilfenwohnung an, und gegen Ende des Jahres 1862 konnte van Asselt seine Station einweihen. Ein großes Festmahl durfte natürlich nicht fehlen, und der Missionar sah nicht weniger als 400 Gäste an seinem Tische versammelt. Bei dieser Festversammlung wurde auch manches besprochen, was dem Missionar bereits anfing Bedenken zu machen. Schon über dem Banen war es ihm klar geworden, daß die Station doch eigentlich viel zu isoliert und fern von den Kampongs der Batta läge; der Batangtorrn floß dazwischen. Nun waren die Batta freilich gewohnt, haufenweise den Fluß zu durchwaten, Männer und Weiber, obgleich ihnen das Wasser stellenweise bis an den Hals ging, auch waren ein paar Rottangseile über den Strom gespannt, die als Brücke dienten. Aber für den Missionar war das doch immer ein großes Hindernis; die Leute konnten wohl zu ihm kommen, aber er nicht zu den Leuten,

wenigstens nur mit viel Schwierigkeit. Die Häuptlinge versprachen ihm, sie wollten mit ihren Kampongs und Hutas ebenfalls über den Strom kommen, und sich in seiner Nähe ansiedeln, aber vergebens wartete der Missionar auf die Erfüllung. Inzwischen war seine Braut aus Holland gekommen und mit großen Ehren empfangen. Dann war van Asselt selber schwer erkrankt und hatte seine Station auf mehrere Monate verlassen müssen, um bei den südlicheren Brüdern Heilung zu suchen. Als er wieder kam und der alte Uebelstand noch immer derselbe blieb, als Gottesdienst und Schule sich auf dem einsamen Platze nicht füllen wollte, erkannte er klar die Notwendigkeit, sein schön eingerichtetes blühendes Aek Sarula wieder aufzugeben, und mitten unter den Batta von Pangaloan seine Station zu errichten. Die Bewohner waren ihm darin nicht hinderlich, und so begann er denn mit seiner unverdrossenen Frau die lästige Arbeit des Bauens und Einrichtens von neuem. Er hatte schon ein paar Täuflinge mit hinübernehmen können auf die neue Station, und bald zeigte sich in dem lebhaften Marktflecken, in dessen Mitte er nun wohnte, eine stärkere Bewegung. Ein heidnischer Priester begehrte die Taufe, etwa 20 Heiden folgten ihm und es schien sich rasch eine größere Gemeinde erbauen zu wollen. Diese Erwartung erwies sich freilich vor der Hand als irrig. Die Bewegung geriet bald wieder in Stocken, denn gerade die einflußreichsten Häuptlinge waren entschieden abgeneigt. Immerhin konnten 22 Seelen getauft werden, und ein kleines Christendorf wurde errichtet mit einem christlichen Häuptling, dem bald noch mehrere folgen sollten.

Missionar Heine, welcher van Asselt 1862 nach Pangaloan begleitet hatte, gedachte nicht bei ihm wohnen zu bleiben, sondern sich selber einen Stationsplatz zu suchen. Er hatte ihn etwa zwei Stunden weiter nördlich im schönen Thale des Batangtorru gefunden, und hatte seine Wohnung auf einem lieblichen Hügel aufgeschlagen bei dem Kampong Sigompulan. Neujahr 1863 hatte er hier seinen Einzug halten können. Natürlich gab es in den ersten Jahren immer noch viel zu bauen und einzurichten, bis alles einigermaßen wohnlich gemacht war. Recht wohnlich und heimisch wurde es erst, als der Missionar seine junge Frau in das schöne Thal und auf seinen grünen Hügel führen konnte. Er hatte sie 1865 selbst von Padang abgeholt und sie auf den mühevollen Wegen von Siboga über die Berge nach Sigompulan geleitet. Mit großen Ehren, Freudenschüssen und Gastmählern wurden sie von den Radja bewillkommt: denn der weiße Tuan stand mit ihnen allen bereits in sehr freundlichem Verkehr, und das gute Einvernehmen begann erst da einen Stoß zu leiden, als Heine die drei ersten Batta, unter ihnen den Sohn eines Radja, taufen konnte. Als er im November 1866 abermals zwei Taufkandidaten auf seinem Gehöfte aufgenommen hatte, brach ein Sturm los. Eine wütende Bande sammelte sich vor dem Hause des Missionars und verlangte die Herausgabe der Abtrünnigen, welche den Sombaon, den Schutzgeist des Orts und ihre Ompu, d. h. ihre Ahnen verlassen und sich zu dem Gott der Weißen wenden wollten. Ein Besessener

tanzt in die Runde mit verdrehten Augen und Schaum vor dem Munde und fordert mit heiserem Fluchen, daß die Verräter getötet und gefressen werden, sonst werde Mißwachs und Krankheit den ganzen Kampong treffen. Aber die Täuflinge bleiben fest, andere treten hinzu und am 10. März 1867 kann der Missionar wiederum 16 Personen taufen. Darüber entsteht neuer Aufruhr, neue Drohungen mit der Rache der Götter, aber die Götter erweisen sich als ohnmächtig, ihre Hauptverehrer werden selber geschlagen, geraten in Not und Krankheit, und einer der angesehensten Datus (Priester) bittet selbst um die Taufe. Das aber erklärt die heidnische Partei für selbstverständlich, daß die von ihren Göttern abgefallenen Volksgenossen keinen Anteil mehr haben an dem Grund und Boden, der bisher allen gemeinsam gehörte. Thun sie dem Sombaon die gebührenden Dienste nicht mehr, bringen sie ihm keine Opfer, feiern sie seine Feste nicht mit, so haben sie auch keinen Anspruch auf die Felder, die von dem Sombaon gesegnet werden. So schwer auch diese Verstoßung den neugewonnenen Christen fallen mochte, sie schreckten nicht davor zurück und nachdem die erste Aufregung sich etwas gelegt hatte, fand sich allmählich alles wieder zurecht. Christliche Kampongs mit christlichen Häuptlingen wurden angelegt (die Zahl der Getauften hatte sich auf 43 vermehrt), neue Reisfelder entstanden, das Kirchlein, welches im September 1867 eingeweiht war, füllte sich regelmäßig mit Christen und Heiden, und der vorsichtige Wandel der ersteren, die strenge Zucht, welche in der Gemeinde herrschte, die aufopfernde Liebe der Getauften untereinander, die gesegneten Sterbebetten einzelner, das lebendige Zeugnis etlicher begabter Persönlichkeiten, schließlich auch der Besuch des gefürchteten holländischen Gouverneurs, der zu Neujahr 1869 sich mit seinem Gefolge einige Tage auf Sigompulan aufhielt, das alles machte die Feindschaft des Heidentums verstummen, und man gewöhnte sich an den Gedanken, daß das Christentum auch im Thale des Batangtorru ein Recht habe zu existieren.

Weniger Kämpfe hatten die Missionare auf den südlichen Stationen, im holländischen Gebiet von Sipirok mit dem Heidentum, aber desto hartnäckiger trat ihnen der Muhamedanismus entgegen. Sobald Miss. Klammer 1862 die Station Sipirok übernommen hatte, suchte er vor allen Dingen die Battasche Jugend an sich zu fesseln. Da er ein besonders fröhliches Wesen hatte, so wurde ihm das nicht schwer. Die Kinder, sobald sie nur die erste Scheu überwunden hatten, kamen mit Lust zur Schule, und ihr Behagen wuchs, als die Frau Missionarin ihnen bunte Kittel nähte und anzog, mit denen sie vor jedermann stolzieren konnten. Klammer zeigte ihnen Bilder aus der großen Bilderbibel und erklärte sie ihnen so kindlich wie möglich; er geigte ihnen etwas vor und ließ sie singen, was denn anfangs freilich schauerlich genug klang. Aber bald kam etwas Takt und Melodie hinein, und jetzt machte er mit seiner Schuljugend Ausflüge, ließ sie draußen singen, so daß die Alten sich sammelten und verkündigte ihnen kurz das Evangelium von Christo. Das A-B-C war bald gelernt, auch Stift und Schiefertafel, ja sogar Landkarten

wurden herbeigeschafft und mit Geschick gehandhabt, und jetzt machten sich die Jungen schon eine Ehre daraus, ihrem Meister beim Bau eines Kirchhauses zu helfen. Klammer, der von Hause aus ein geschickter Schreiner war, hatte nicht bloß sein eignes Wohnhaus nett in Stand gesetzt, sondern auch die Gelegenheit benutzt, und ein Packhaus von der Regierung gekauft, welches auf den Abbruch versteigert wurde. Die Balken und Bretter waren noch sehr brauchbar, und wurden von den geschickten Händen des Missionars zu einem freundlichen Kirchlein zusammengefügt, an welchem auch das Türmchen, ja selbst die geschenkte Glocke nicht fehlte. Später herankommende Brüder bekamen den Eindruck, als ob sie vor einer Landpfarre in der Heimat ständen, wenn sie das Kirchlein, das Pfarrhaus, das saubere Gehöft, die reinlichen Wege, den wohlgepflegten Garten, den Hühnerhof und das Büffelvieh überschauten, und dazu die spielenden Kinder des Missionars und die wohl gewaschene und adrette Schuljugend. Freilich die Gemeinde war noch nicht groß. Zu Weihnachten 1864 hatte Klammer die ersten drei getauft, im folgenden Mai, bei Einweihung des Kirchleins, ihrer 14, und so war nach und nach die Zahl auf 250 gestiegen. Aber es war nicht ohne schweren Kampf mit dem Islam gegangen, und auch das Heidentum hatte noch einmal alle Kräfte zusammengerafft. Die geringen Leute und Sklaven, die zum Taufunterricht beim Missionar zusammenkamen, wurden bedroht und geschlagen. Die heidnische Partei sammelte sich um die Frau des Häuptlings, eine eifrige Götzendienerin, von der man sagte, daß alle Begu ihr zu Diensten ständen. Aber diese einflußreiche Frau starb trotz aller Opfer, die für ihre Gesundheit gebracht wurden, trotz aller Orakel und Versicherungen der Datu, daß sie genesen werde. Das war eine schwere Niederlage des Heidentums. Ihr Sohn, der Muhamedaner geworden war, zog eine Anzahl Hadji ins Dorf, die dem Islam aufhelfen, die christliche Taufe durch allerlei Waschungen und Gebetsformeln unwirksam machen, den Missionar widerlegen und den Vorzug der muhamedanischen Lehre beweisen sollten. Aber diese armen Tröpfe erwiesen sich als so dumm und ungeschickt, und dabei so gierig und sittenlos, daß sie bald von der Mehrzahl der Batta mehr verachtet als gefürchtet wurden. Nachdem sie so viel Geschenke als möglich zusammengerafft, blieben sie von selber weg, weil sie sahen, daß hier keine Ehre zu gewinnen war, und Klammer hätte mit ungeteilter Freude von dem innern und äußern Wachstum seiner Gemeinde berichten können, wenn nicht durch die harte Sklaverei, welche die holländische Kolonialpolitik auf diesem Teil von Sumatra noch duldete, die getauften Sklaven veranlaßt wären, ihren muhamedanischen Herren zu entlaufen, um jenseit des Batangtorru als freie Leute wohnen zu können.

Zur selben Zeit wie Klammer in Sipirok war Miss. Betz in Bungabondar eingetreten. Leider war er sehr schwachen Leibes, und seine häufigen Krankheitsanfälle hinderten ihn vielfach an einer kräftigen und eingreifenden Thätigkeit besonders außerhalb seines Kampongs. Aber wenn das Werkzeug schwach war, so war darum

die Kraft Gottes nicht behindert. Gerade in Bungabondar und der Umgegend, namentlich dem benachbarten Kampong Arsedjulu war die Bewegung für und gegen das Christentum gleich anfangs am stärksten. Ein fanatischer Moslem lief umher mit Schimpfen und Drohen gegen die Lehre der Weißen, ein abgefallener Getaufter gesellte sich zu ihm und pries die Lehre des Muhamed, ein exaltiertes Weib schrie und predigte, sie sei das Weib des Christengottes und Jesus sei ihr Sohn, ein dämonisches Totenorakel des herbeigerufenen Begu verkündigte dagegen den Sieg des Christentums — so wogte und rang der Geist von unten wider den Geist von oben; etliche Familien, ein ganzes Dorf trat entschieden zum Islam über, dagegen die Hauptmasse der Bewohner, der ganze Kampong Arsedjulu mit seinem Häuptling an der Spitze erklärte sich fürs Christentum. Eine große Hilfe für Betz war es, daß er bereits einige tüchtige junge Leute mit auf seine Station gebracht, die ihm bei der weiteren Verkündigung des Evangeliums an die Hand gehen konnten. Da er selbst nicht im stande war, die Außendörfer zu besuchen, so sandte er etliche der getauften Jünglinge, welche die Schrift vorlesen und erklären mußten, natürlich nur etliche Stücke der Schrift, die bereits übersetzt und niedergeschrieben waren, denn der Druck der übersetzten Battabibeln erfolgte erst später. Die beiden holländischen Brüder Betz und van Asselt, als die am längsten im Lande waren, hatten die meiste Uebung in der Sprache, die später kommenden Brüder Nommensen, Heine und Schreiber waren dagegen schon in Holland von dem gelehrten Sprachkenner van der Tuuk wissenschaftlich in der Battasprache unterwiesen, und somit fiel diesen Brüdern absonderlich das Geschäft der Uebersetzung zu. Betz, obwohl durch seine Leibesschwachheit beständig gehindert, beschränkte sich keineswegs auf seelsorgerische und sprachliche Arbeiten, sondern betrieb auch den Bau eines Kirchleins, und konnte am 26. August 1868, dem Tage der Einweihung bereits auf eine ganze Schar getaufter Batta hinweisen; sein Gemeinlein war schon auf 220 gewachsen. An dem Tage der Einweihung war auch sein Mitarbeiter, der neugesandte Bruder Schütz angekommen, der dann bald darauf sein Nachfolger wurde, da Betz nach einem neuen Krankheitsanfall sich nach Europa zurückziehen mußte.

Ein Jahr vor Schütz war bereits Miss. Schreiber angekommen, der Präses der Sumatranischen Konferenz unserer Rheinischen Missionare, und hatte sich in dem vor etwa vier Jahren von Nommensen verlassenen Pransorat angesiedelt. Als Missionar Schreiber im März 1867 mit seiner Frau in Pransorat einzog, war er den Leuten bereits seit einem halben Jahre wohlbekannt. Er hatte so lange auf der Station Sipirok bei Miss. Klammer gewohnt, und war dann regelmäßig die paar Stunden herübergeritten, um sich in Pran eine Wohnung zu bauen, und alles zu seiner Niederlassung vorzubereiten. Er war erst zweifelhaft gewesen, ob er lieber in Pransorat oder in dem benachbarten Waringin seinen Wohnsitz aufschlagen sollte. Aber weil in Pransorat die Macht des Muhamedanismus

am stärksten war, weil von da der größte Einfluß auf die umliegende Landschaft ausging, so entschloß sich der eben erst eingetretene frische und eifrige Bruder, gerade in diesem Hauptnest der Muhamedaner die Predigt des Evangeliums erschallen zu lassen. Etwas Hoffnung hatte er früher auf den Oberhäuptling gesetzt, der sich noch nicht für den Islam entschieden hatte, und möglicherweise noch gewonnen werden konnte. Aber als Schreiber nun wirklich einzog, da hatte inzwischen der Oberhäuptling doch den entscheidenden Schritt gethan; seine Angehörigen hatten ihn bestürmt, noch schnell überzutreten, ehe der Weiße ins Dorf käme, denn dessen Zaubereien werde er nicht widerstehen können. Es sah auch wirklich so aus, als wenn der weiße Mann ein Zaubermittel besäße, denn trotz des Oberhäuptlings und aller seiner muhamedanischen Freunde, trotz der Hadji und Priester näherten sich die Batta dem Missionar mit immer größerem Zutrauen, und einer nach dem andern kam und bat um Unterricht. Gleich am ersten Weihnachtfest konnte er 42 Heiden auf einmal taufen, im Juli 15 und Weihnacht 1868 36. Es waren allerlei Leute darunter, arm und reich, alt und jung, freigeborne und Sklaven; meist waren es Familienväter mit ihrem ganzen Hause. Die Sache sah sich anfangs wohl etwas gefährlich an, denn die muhamedanischen Herren und Häuptlinge hatten es an schweren Drohungen nicht fehlen lassen. Sie wollten den Missionar mit Schlägen aus dem Dorfe jagen, wollten denen, die sich taufen ließen, einen Ring durch die Nase legen, wollten ihnen all ihr Gut wegnehmen u. s. w. Sie hatten auch gewiß den Willen so zu thun, aber sie konnten nur nicht so, wie sie wollten: denn sie mußten die holländischen Beamten fürchten. Eins aber suchten sie mit allem Eifer zu hindern, nämlich daß der Missionar nicht das Nachbardorf Waringin für das Christentum gewinne. Schreiber wollte dort ein Versammlungslokal, eine kleine hölzerne Kirche aufführen lassen. Diesem Vorhaben widersetzten sie sich mit der zähesten Verbissenheit und hatten hundert Vorwände ihm den Grund und Boden, das Recht zum Bauen, die Anordnung des Baues streitig zu machen, bis endlich der Resident selbst der Sache ein Ende machte, und zu gunsten des Missionars entschied. So ging oder ritt denn nun Schreiber alle Tage die halbe Stunde nach Waringin, unterrichtete und predigte dort, und es sammelten sich am Sonntag immer an 150 Menschen zum Gottesdienst, wobei freilich auch die kleinen Kinder mitgerechnet sind, welche die Mütter auf dem Rücken oder auf dem Arm mit in die Kirche bringen, und die dann oft genug durch ihr Geschrei und Weinen den Vortrag des Missionars zu übertönen drohen.

Auch in Praufsorat selbst wurde die Kirche fertig gebaut, noch größer und schöner als in Waringin, mit etwa 220 Sitzplätzen in den beiden Seitenschiffen, wobei das Hauptschiff vorläufig noch ganz frei blieb. Vor der Thür war eine Tafel aufgehängt mit dem Spruche: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig.“ Diesen Spruch lasen die Heiden und die Muhamedaner, die auf dem breiten Wege, der an der Kirche hinführt,

vorübergingen, und nicht wenigen wurde er ein Anlaß weiter nachzufragen und selber ins Gotteshaus einzutreten. Schreibers Hauptkraft war übrigens nicht sowohl den pastoralen und den linguistischen Aufgaben, als vielmehr dem neueingerichteten Katechetenseminar zugewandt. Mit fünf jungen Männern, Thomas, Paulus, Markus, Johannes, Ephraim, lauter getauften Batta, die zum Teil von Bungabondar herübergekommen waren, war das Seminar eröffnet worden. Bibelkunde und Katechismus wurde natürlich vorzugsweise getrieben, aber auch Weltgeschichte und Geographie. Uebersetzt wurden in die Battasprache die meisten Paulinischen Briefe, und die biblischen Geschichten nach Zahn. Dem Bruder Schreiber dienten diese Uebersetzungen besonders als Vorarbeiten für die Bibelübersetzung an der er arbeitete, und die zum Druck vorbereitet werden sollte. Nach etwa zwei Jahren, Ostern 1870, waren die fünf jungen Männer so weit, daß sie zum Katechetendienst eingesegnet und über die Dörfer des Sipirok'schen Missionsgebietes verteilt werden konnten. Aber schon warteten vier andere auf Eröffnung eines neuen Unterrichtskursus und Schreiber war froh, als er einige Monate später (Juni 1870) seinen neuen Kollegen auf Prausorat begrüßen durfte, den Missionar Leipoldt, der ausdrücklich mit der Bestimmung hinausgesandt war, sich der Katechetenschule zu widmen. Etwas vorher war bereits der Missionar Weber angekommen, der ebenfalls in die Arbeit auf Sipirok mit eingreifen sollte, nicht sowohl um das Evangelium in noch weitere Kreise hinauszutragen, als die geflüchteten Sklaven wieder um das Wort Gottes zu sammeln, die unter Begünstigung des Gouvernements sich jenseit des Batangtorrufluſſes in Aek pasir angesiedelt hatten, aber von dort nicht in ihre Gemeinden zurückkehren durften, um nicht wieder in die Gewalt ihrer muhamedanischen Herren zu fallen. Als aber der junge Missionar Weber schon 1871 starb, zerstreuten sich die Flüchtlinge wieder, und die meisten kehrten nach längerem Umherirren wieder nach Sipirok zurück, als die holländische Regierung einige Jahre später auch dort die Sklaverei gänzlich aufhob. Um dieselbe Zeit als Missionar Weber starb, fürchtete man auch für das Leben des Missionars Nommensen. Er war fast ein ganzes Jahr arbeitsunfähig. Gleich darauf (1873) verließen die Missionare Heine und Schreiber Sumatra und kehrten nach Europa zurück, so daß fast auf allen Stationen jüngere Brüder an die Stelle der bisherigen Missionare treten mußten.

Die im Jahr 1870 von Missionar Ködding angelegte Station Siboga an der großen Tapanulibai bildet das Eingangsthor zum Battaland, ein Hafenplatz mit holländischen Beamten und meist muhamedanischen Bewohnern. Ringsumher sind batta'sche Dörfer, besonders im Gebirge, welches sich gleich hinter Siboga steil und massig erhebt. Der Inländer klettert die steilen und schlüpfrigen Bergpfade mit Leichtigkeit auf und ab, und weiß sich durch die dicken Waldungen auf den Höhen mit Sicherheit seinen Weg zu bahnen, und der Verkehr zwischen Siboga und dem Binnenland ist sehr bedeutend. Missionar Ködding hatte deshalb sogleich, als er sich bei Siboga ansiedelte, eine Herberge

für batta'sche Wanderer errichtet, und einen getauften batta'schen Herbergsvater mit seiner Familie hineingesetzt, der sich der reisenden Landsleute annehmen und vor allen ihnen das eine anpreisen sollte, was not thut. Der Missionar selbst aber stieg rechts und links in die Berge, um die nahen aber schwer zugänglichen Battadörfer zu besuchen und ihnen die erste Kunde zu bringen von Christo und seinem ewigen Reich. Da er an der Pforte des Battalandes wohnte, hatte Ködding natürlich viel Besuch von den ankommenden und abreisenden Missionaren, mußte auch alle Sendungen aus Europa für sie in Empfang nehmen und weiter spedieren. Als 1873 der atjinesische Krieg ausbrach und die unaufhörlichen Transporte der holländischen Truppen nach dem Norden und der Kranken und Verwundeten nach dem Süden auch Siboga berührten, hatte der Missionar vielfach Gelegenheit den letzteren, namentlich wenn deutsche Landeskinder unter ihnen waren, sein Mitgefühl zu beweisen. Unter den Offizieren waren manche gottesfürchtige Männer, die selber den Missionar aufsuchten, um eine Stärkung aus Gottes Wort zu empfangen. Mit der eigentlichen Missionsarbeit konnte es natürlich in der muhamedanischen Umgebung nicht viel geben. Im Gebirge in den Battadörfern regte sich's wohl von Zeit zu Zeit, in Lobu Sikkam, in Hurlang, in Simpan u. s. w., aber die Wege dahin waren zu schwierig und zeitraubend, als daß sie beständig die erforderliche Pflege durch den Missionar hätten empfangen können, und die inländischen Gehilfen waren nicht immer zuverlässig.

Während die Batta-Mission in Sumatra sich immer fröhlicher entwickelte, war fast ohne Zuthun der Missions-Gesellschaft noch ein neues Arbeitsfeld für sie in Besitz genommen, nämlich die Insel Nias an der Westküste von Sumatra, Baros und Siboga gegenüber. Zwar hatte die holländische Regierung selbst schon im September 1862 in Barmen angefragt, ob die Rheinische Mission ihre Leute nicht nach Nias senden wolle — denn nachdem das trotzige und freiheitstolze Volk auch durch wiederholte Kriegszüge nicht hatte bezähmt werden können, hoffte man es leichter durch Schulen und Unterricht zu zähmen. Die Deputation hätte aber doch schwerlich dieser Anregung Folge gegeben, wenn nicht ihr Missionar Denninger auf Padang unwillkürlich zu einer Arbeit an den Niassern geführt wäre, die ihn schließlich zur Uebersiedelung nach Nias veranlaßte (September 1865). Die Niasser sind nämlich in Padang sehr zahlreich, es mögen ihrer 3000 dort wohnen. Ursprünglich sind sie wohl als Sklaven dahin verkauft, dann frei geworden haben sie sich als Arbeiter und Handwerker dort förmlich niedergelassen und weil es ihnen wohl ging, haben sie andere Stammesgenossen von der Insel Nias nach sich gezogen, die als Dienstboten in den europäischen Familien sehr gesucht sind. Denninger nun, der wegen der Krankheit seiner Frau nicht ins Innere von Sumatra reisen konnte, wohnte in Padang mitten unter diesen Niassern, suchte ihre Sprache zu lernen, und fing an, kleine Abschnitte aus der heil. Schrift in das Niassische zu übersetzen. Dabei merkte er aber bald, daß wenn er die Sprache in ihrer

Reinheit studieren wollte, er selber nach der Insel Nias gehen müsse, denn in Padang waren schon zu viele malaiische Ausdrücke und Wendungen beigemischt, und auch der Dialekt war verschieden. Da nun die Deputation überhaupt nicht wünschte, daß Padang bleibend von einem unserer Missionare besetzt würde, der Zustand seiner Frau aber ein Verbleiben an der Küste zu einer Art Notwendigkeit machte, so entschloß Missionar Denninger sich, seine kranke Frau auf ein Schiff zu bringen und sie zunächst nach Siboga zu transportieren. Von da wurde die Ueberfahrt gewagt nach Gunong Sitoli, dem Hauptort von Nias, wo die holländischen Beamten, und etliche Mann Besatzung und ein kleines Fort sich finden. Von den Beamten wurde er ganz freundlich aufgenommen, konnte dann weiter die Sprache studieren, und eine kleine Schule aufrichten. Man hat wohl gemeint, weil Nias eine so kleine Insel sei, so sei es kaum der Mühe wert, dort eine Reihe Missionsstationen anzulegen, denn da sie überall vom Meere her zugänglich sei, könnten die Missionare sie leicht nach der Länge und Breite durchwandern und mit der Predigt des Evangeliums erfüllen. Aber die Sache verhält sich ganz anders. Kaum ein anderes Arbeitsfeld ist so unzugänglich, wie Nias. Es giebt durchaus keine Wege auf der Insel. Ueberall Gebüsch, Sumpf und sechs bis acht Fuß hohes Gras. Nirgends eine ebene Fläche. überall Thal und Hügel, jeder Hügel durch morastige Schluchten vom nächsten Hügel getrennt, für einen Europäer besteht keine Möglichkeit, auch nur eine Stunde weit ins Innere zu dringen, ohne sofort von Kopf bis zu Fuß besudelt zu sein und doch nur Schritt für Schritt die Hindernisse zu bewältigen. Nur der sandige Meeresstrand bietet teilweise eine gangbare Straße. Aber am Meer wohnen die Niasser nicht gern, sondern im wildesten Dickicht. Nur im Süden giebt es vom Meer aus zugängliche Dörfer oder vielmehr Festungen der Niasser, aber die dort wohnenden Stämme sind so unzähmbar, daß die Versuche der Holländer, sie zur Unterthänigkeit zu zwingen, bisher alle fehlgeschlagen sind. Dagegen im Nordosten, in Gunong Sitoli, wohnten unter den Niassern auch Chinesen und Malaien, die Bevölkerung war friedlicher gesinnt, ein Marktverkehr hatte sich entwickelt, und wenn die Dorfbewohner aus der Umgegend zu Markte kamen, begegnete ihnen der weiße Lehrer, redete sie freundlich in ihrer Sprache an, und lud sie zu sich ein. In seinem Hause bekamen sie etwas Tabak oder sonst eine Erquickung und hörten anfangs mit stumpfer Neugierde, später mit wachsendem Interesse die Verkündigung der frohen Botschaft. Es bildete sich eine wiederkehrende Zuhörerschaft von 100 bis 150 Personen, und während sonst die Niasser sich nie versammeln können ohne unbändigen Lärm und Schreien oder Brüllen, hatte der Missionar seine Freude daran, wie sie still und anständig vor ihm saßen, und hernach vor seinem Hause oder auf dem Heimgange über das Gehörte miteinander sprachen. Denninger hatte es sogar gewagt, ein paar niassische Häuptlingssöhne ins Haus zu nehmen. Das war jedoch ein lebensgefährliches Ding; denn diese wilden Gesellen zerbrachen und verdarben nicht bloß, was ihnen vorkam in Haus und Garten, sondern gingen

auch mit Messern und Stangen auf einander und gar auf ihren Wohlthäter los.

Während Denninger noch mit seiner ersten Einrichtung auf Nias beschäftigt war, kam ihm im Februar 1866 von Barmen der Missionar Ködding zu Hilfe. Anfangs schien es, als würde er das dortige Klima nicht vertragen können; denn er hatte sich nach etlichen Monaten, wohl durch allzugroße Reisestrapazen auf seinen Exkursionen im Innern eine Kopfkrankheit zugezogen, die ihn zu einer Erholungsreise nach Sumatra zwang. Indes kehrte er zu Anfang des folgenden Jahres wieder ziemlich gesund nach Gunong Sitoli zurück, und nachdem er sich bei Denninger noch etwas in der Sprache geübt, begann er im August desselben Jahres eine zweite Station anzulegen, Fagulö, einige Tagereisen südwärts von Gunong Sitoli, und etwas mehr im Innern des Landes.

Die Not und Gefahr, welche der eifrige und unerschrockene Bruder dort in seiner Einsamkeit unter dem wilden, blut- und goldgierigen Volk zu bestehen hatte, war außerordentlich groß. Aber wiewohl man jeden Augenblick meinte, die Nachricht von seiner Ermordung oder seiner Flucht zu vernehmen, harrte er doch unverdrossen aus, und bat nur dringend um einen Gefährten. Diese Bitte wurde bereitwilligst gewährt. Sein alter Freund und Studiengenosse Mohri wurde im Herbst 1867 ihm zu Hilfe gesandt, hatte aber eine überaus lange und schwere Reise, so daß er nicht viel früher als nach Jahresfrist bei seinem einsamen Freunde eintraf. Ködding stand schon in Gunong Sitoli bereit, um den Streitgenossen in Empfang zu nehmen und führte ihn sogleich voll Freude mit sich nach Fagulö. Aber das wilde und finstre Geschlecht in Fagulö blieb nach wie vor den Missionaren gänzlich unnahbar. Ein Eingang, auch nur halbwegs eine Oeffnung wollte sich nirgends finden; nach zwei Jahren standen die Brüder trotz all ihres Bittens, Predigens und Helfens immer noch wie vor einer unzugänglichen Mauer. Daß die Station Fagulö nicht haltbar sei, hatten sie sich schon länger sagen müssen. Sie lag viel zu entfernt von dem Regierungssitz Gunong Sitoli, und nicht unmittelbar am Meer. Die Missionare waren dort völlig isoliert unter einem Volksstamm, der entschlossen war, zwar allen möglichen äußern Nutzen von den weißen Männern zu ziehen, ihre Freigebigkeit und Schutzbedürftigkeit und ihre Unkenntnis der Landesverhältnisse bis aufs äußerste auszubeuten, aber sich gegen alle Predigt vollständig abzuschließen. Ein Gottesdienst war nicht herzustellen, zur Schule ließ sich kein Junge herbei, auch nicht gegen Geschenke und Versprechungen. Die Missionare besuchten die Dörfer der Umgegend; aber selten wollte man ihnen auch nur die gewöhnliche Gastfreundschaft erweisen. Man ließ sie hungrig und durstig, wohl gar im Regen auf der Straße, und entschuldigte sich nachher, daß der Häuptling nicht zu Hause gewesen sei u. dgl. Der heidnische Oberpriester oder Borowösi schien seinen sämtlichen Leuten befohlen zu haben, daß sie sich so fern von den Missionaren halten sollten, wie nur möglich, und er hätte es vielleicht gerne gesehen, wenn sie durch Mangel und Not umgekommen

wären. Da in der Nähe sich kein geeigneter Boden finden wollte, so versuchten es die Missionare in entlegneren Ortschaften, aber ohne irgendwo die Möglichkeit einer Niederlassung zu finden. Die Beamten in Gunong Sitoli waren so freundlich, ihnen ein Regierungsboot zu leihen, mit welchem sie an verschiedenen Punkten der Küste landen konnten, aber überall fanden sie dasselbe hoffnungslose Resultat. Ein Malaie erzählte ihnen, daß etliche Tagereisen von Gunong Sitoli ein Stamm nach einem Lehrer Verlangen trage. Mohri machte sich alsobald dahin auf, wurde aber sehr kühl von den Häuptlingen empfangen, und erhielt auf viele Kreuz- und Querfragen die Antwort, daß wenn die Regierung die Kosten trage, sie wohl ihre Kinder zur Schule schicken wollten, aber nicht jetzt sogleich, sondern vielleicht in einigen Jahren, wenn der Weg, der von Gunong Sitoli nach Tugala gemacht werden sollte, fertig sei. Kurz alle Thüren, an welche sie klopften, erwiesen sich als verschlossen. Da es ihnen eine Notwendigkeit schien, Fagulö aufzugeben, so wollten sie es in unmittelbarer Nähe von Gunong Sitoli mit einer neuen Station versuchen, namentlich auch um des Schutzes und der Stärkung willen, den sie aus der Nähe der Europäer, vor allen Dingen des Bruders Denninger und seiner Familie zu gewinnen hofften. Aber ein ganz anderer Ruf war inzwischen an sie ergangen. Unsere Missionare auf Sumatra, die von der Erfolglosigkeit der Arbeit auf Nias gehört hatten, und selber die vollen Netze unter den Batta nicht mehr zu ziehen imstande waren, luden Ködding und Mohri dringend ein, ihnen nach Sipirok oder nach Silindung zu Hilfe zu kommen. Die beiden Missionare, die nur sehr ungern von Nias schieden, übergaben die Sache dem Urteil der Deputation. Im entscheidenden Augenblick kam die Weisung aus Deutschland, daß sie nach Sumatra übersiedeln sollten, und infolge dessen blieb Missionar Denninger in Gunong Sitoli allein.

So wenig ermutigend diese abermalige Vereinsamung für den alternden Bruder war, so blieb er doch voller Zuversicht, daß auch auf Nias noch eine begnadigte Schar dem Herrn zufallen werde. Inzwischen war seine Hauptaufgabe eine litterarische. Die Niassprache grammatisch zu bearbeiten, Lesestücke in niassischer Sprache zusammenzustellen, Bibelabschnitte in die heidnische Sprache zu übersetzen, dazu geschichtliche und ethnographische Studien über Natur und Herkunft des Volkes, über die Beschaffenheit der Insel, das war's, was ihm am meisten zu thun gab. Aber über dieser Arbeit war er alt und schwach geworden und sah die Zeit herannahen, wo er unfähig sein würde, das Werk weiter zu führen. Auf seine dringende Bitte sandte ihm denn auch die Deputation zwei Gehilfen zu. 1872 kam Missionar Thomas auf Nias an, und im folgenden Missionar Kramer. Als der letztere auf Gunong Sitoli ankam (1. April 1873), traf er den alten Bruder Denninger gar nicht an, er hatte eine Erholungsreise nach Sumatra angetreten, von der er erst Ende Juli zurückkam. Thomas war schon etwas früher weiter ins Innere gegangen um die Station Ombolata anzulegen. Kramer half sich inzwischen so gut es ging, eröffnete die bereits eingegangene Schule wieder,

und machte schon Versuche in niassischer Sprache zu predigen. Da um jene Zeit, beim Ausbruch des atjinesischen Krieges, die Besatzung in Gunong Sitoli verstärkt wurde, und viele holländische Offiziere kamen und gingen, so hatte der junge Missionar manche Gelegenheit, sie bei ihren Untersuchungen im Lande — als Dolmetsch — zu begleiten. Sie suchten nämlich Steinkohlen und sonstiges Mineral. Aber des Missionars Aufgabe blieb doch eine andere, er suchte Seelen. Und Gott ließ es ihm gelingen. Zu Ostern 1874 bekannten die ersten 25 Niasser ihren Glauben an den dreieinigen Gott und ließen sich taufen. Einige Monate später folgten 19 andere. Diese Erstlinge wohnten fast alle in dem Dorfe Hilinaa. Von dort waren sie regelmäßig nach Gunong Sitoli zum Taufunterricht gekommen, hatten ihre Götzen ausgeliefert trotz aller Hindernisse, die ihnen ihre heidnischen Nachbarn und Verwandten in den Weg stellten. Da war die Freude des alten Bruders Denninger erfüllt. Er hatte wirklich noch eine niassische Christengemeinde um sich versammelt gesehen. Nicht lange darnach ist er im Frieden gestorben. Kramer aber hatte sich mit freudigem Eifer der Neugetauften angenommen, besuchte sie regelmäßig in ihren Kampongs, hielt mit ihnen Bibelstunden und Gottesdienste, eröffnete eine Abendschule für die Christenkinder, und hatte seine Freude an ihrer warmen Anhänglichkeit und dem Wachstum in der Erkenntnis bei jung und alt. Anfangs war die Feindschaft der Heiden sehr stark. Sie versammelten sich in großen Haufen gegen die Christen und gegen die Missionare und verlangten, daß die alten Sitten und Gebräuche, die von der Väter Zeiten her geheiligt wären, wiederhergestellt und der fremde Zauber abgethan würde. Da aber kam der große Würgengel Indiens, die Cholera nach Nias und auch in das Christendorf Hilinaa. Und Wunder! Während ringsum in allen Heidendörfern und Heidenhäusern der Tod seine grausige Ernte hielt, blieben die Christen in Hilinaa fast gänzlich verschont. Einige erkrankten zwar, genasen aber schnell. Das machte einen großen Eindruck. Die Heiden hatten alle ihre Zaubermittel in Bewegung gesetzt, um den großen Teufel (die Cholera) zu vertreiben, hatten ihre Götzenbilder an allen Ecken im Dorf und im Busch aufgestellt, hatten viele Schweine geschlachtet und reichlich Opfer gebracht, aber die Krankheit wütete nach wie vor. Da kamen sie zu den Christen gelaufen, und wollten wissen, was für einen kräftigen Zauber sie gebrauchten. Aber die Christen gebrauchten nichts anderes als Gebet und Flehen zu ihrem himmlischen Vater, und wo einer von ihnen erkrankte, versorgten die Missionare ihn alsobald mit Medizin, besuchten und pflegten ihn und die Frau Missionarin schickte Suppe und kräftige Nahrung, wo es nötig war. Da baten die Heiden in ihrer Angst, daß die Christen sie auch bei den Missionaren empfehlen möchten, damit sie auch etwas von ihren Zaubertränken (Medizin) bekämen, sie wollten dann auch alle Christen werden. Nun, die Missionare leisteten Hilfe soviel sie konnten, auch den Heiden, und für manche Seele mag das der Anfang des Weges zur Rettung für die Ewigkeit geworden sein. Bei der großen Menge freilich ging es, wie es immer geht: wenn die Gefahr vorüber ist,

sind alle Versprechungen vergessen. Das Gute aber hat doch diese Heimsuchung gehabt, daß die Heiden etwas Respekt bekommen hatten vor dem Christentum und daß die Christen in Hilinaa fortan unbehelligt blieben.

Die Insel Hongkong und die Rheinischen Stationen in China.

Fukwing. Fumun. Shäklung. Tungkun.

Einer ganz anderen Welt, als in Afrika und auf den Inseln begegnen wir in China. Von den kulturlosen und halbzivilisierten Heidenstämmen werden wir hingeführt zu einem heidnischen Volk, welches im Besitz einer uralten Zivilisation ist. Vor etwa 1000 Jahren mochte es in seiner Bildung, Kenntnissen, Erfindungen wirklich so hoch über uns europäischen Nordländern stehen, wie es noch heutzutage zu stehen glaubt. Inzwischen aber sind wir fortgeschritten, und die Chinesen sind stehen geblieben. So bewunderungswürdig und zweckmäßig auch in früherer Zeit ihre Staatsverfassung, ihre bürgerlichen Einrichtungen und Gesetze, ihre Häuser und ihre Schiffe, ihr Heer und ihr Beamtenwesen, ihre Litteratur und ihre mechanischen Kunstproduktionen sein mochten, so ist doch heutzutage solches alles längst unzweckmäßig und veraltet, und fällt vor den weit überlegenen Einsichten und Hilfsmitteln der Europäer schnell dahin. Die hochmütigen Chinesen meinten zwar noch bis vor zwei Jahrzehnten jedem Volk der Welt Trotz bieten zu können, und rechneten es den „fremden Teufeln“ und „rotköpfigen Barbaren“ als eine ungemeine Wohlthat vor, daß sie den armen fremden Schiffern und Handelsleuten, die in ihrem Lande (Europa) nicht genug zu essen und zu trinken fänden, erlaubten, den Boden des himmlischen Reichs zu betreten, um sich dort einmal sättigen zu können, und für ihre hungernden Brüder zu Hause auch etwas Proviant mitzunehmen (Theehandel). Nur an einem einzigen Seehafen des ungeheuern Reichs durften sie Handel treiben, in Kanton, und auch da nur unter tausend Beschränkungen und Quälereien, und je mehr sich die fremden Kaufleute beklagten, desto ärger wurden sie verhöhnt. Da riß denn zuerst dem stolzen meerbeherrschenden Volk der Engländer die Geduld, und sie beschlossen, den aufgeblasenen Chinesen einmal eine Probe von europäischer Macht und Kriegskunst zu geben. Wäre nur die Veranlassung zum Bruch eine bessere gewesen. Die Engländer führten jährlich eine ungeheure Masse Opium aus ihren ostindischen Besitzungen nach China, für viele Millionen Pfund Sterling. Der chinesische Kaiser wollte das am Ende nicht mehr leiden, wollte sein Volk nicht länger durch dies gefährliche Gift nach Leib und Seele verderben lassen, und ließ, als alle seine Warnungen und Verbote nichts fruchteten, über 30 000 Kisten Opium, an Wert über vier Millionen Pfund, in Kanton wegnehmen und vernichten. Darüber erklärte das christliche England dem heidnischen China den Krieg, und schickte eine bedeutende Kriegsflotte in die chinesischen Gewässer 1840. Der Erfolg dieses ungerechten

Krieges war, daß 1842 die Chinesen eine große Entschädigungssumme zahlten, den Handel wieder frei gaben, außer Kanton noch vier andere Hafenstädte für die Europäer öffneten, die Insel Hongkong an die Engländer abtraten, und — von einem grimmigen Haß gegen die Engländer erfüllt wurden. Diesen Haß zu mindern oder dessen Ursachen, vor allem den schändlichen Opiumhandel aus dem Wege zu räumen, daran dachte England nicht. Desto eifriger aber dachten die Missions-Gesellschaften daran, die durch den Krieg errungenen Vorteile zu benutzen, um ganz China mit der Predigt des Evangeliums zu erfüllen.

Es waren schon vorher etliche Missionare in China thätig. Zuerst Morrison. Seit 1807 war er im Dienste der Londoner Missions-Gesellschaft, als der erste evangelische Missionar im Reich der Mitte beschäftigt gewesen, die chinesische Sprache zu studieren. In der portugiesischen Kolonie Makao, wo fast alle europäischen Nationen damals ihre Faktoreien hatten, hatten ihn die katholischen Priester nicht dulden wollen. Sie betrachteten China noch immer als ihr Eigentum, und hofften auf die baldige Rückkehr der Zeit, wo die katholischen Missionare wieder wie vor zwei Jahrhunderten den Thron des Kaisers von Peking umringen und die Provinzen mit ihren Kirchen und Klöstern, Priestern und Mönchen, Kruzifixen und Rosenkränzen, Beichtübungen und Messelesen erfüllen würden. Auch ihre gebrochene Macht in China war noch immer groß genug. Sie zählten damals, als Morrison nach Makao kam, in den verschiedenen Provinzen 6 Bischöfe, 2 Koadjutoren, 23 Missionare, 80 Nationalgehilfen und 215 000 chinesische Christen. Was sollte solcher Masse gegenüber der junge evangelische Missionar thun? Er ging gradezu in die Heidenstadt, nach Kanton. Auch da war er in großer Gefahr. Etliche fremde Kaufleute durften da wohl wohnen, aber niemand anders als Kaufleute. Morrison bezog ein unterirdisches Gemach, ließ sich bei Tage nicht sehen, that alles, um jeden Verdacht zu vermeiden, und vermied ihn doch nicht. Schon war der Augenblick da, wo er auch Kanton, und somit das ganze Missionsfeld hätte verlassen müssen, als ihn die englischen Kaufleute, die seine schnell erlangten Sprachkenntnisse bewunderten, als ihren Dolmetscher und Uebersetzer engagierten. Jetzt konnte er als Zugehöriger der Handelsfaktorei in Kanton bleiben. Wie viel dieser Posten für ihn wert sei, zeigte sich recht 1813, als dem bereits geschwächten Missionar ein Gehilfe und Mitarbeiter zugesendet werden sollte, William Milne. Trotz aller Bemühungen und Fürsprache wohlwollender Freunde konnte Milne weder in Makao noch in Kanton, noch sonst wo festen Fuß fassen. Er mußte nach Malakka zurückkehren und dort unter den ausgewanderten Chinesen arbeiten. Morrison blieb in Kanton ganz allein. Er vollendete die Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift ins Chinesische, schrieb viele christliche Schriften und Traktate, taufte eine kleine Anzahl von Chinesen, und starb, nachdem er noch viel häusliche Leiden, viel amtliche Kränkungen und viel Verfolgungen um seines mutigen Bekenntnisses willen erduldet hatte, im Jahr 1834.

Noch vor seinem Tode hatte er Kunde bekommen von einem jungen Mitarbeiter, der auf sehr ungewöhnlichen Bahnen einherging. Es war das der Missionar Gützlaff. Von Siam aus, wo er stationiert war, machte er von 1831 bis 1837 mehrere Reisen auf englischen oder chinesischen Schiffen, selbst als Chinese lebend, an den weitgestreckten Küsten des chinesischen Reichs, bis in die Nähe von Peking, teilte überall christliche Schriften und Traktate aus und erzählte jedem, der ihm begegnete, von „Jasu Kito“, dem Heiland der Welt. Durch seine und Medhursts fast gleichzeitige Reisen wurde es außer Zweifel gesetzt, daß mutige Missionare hinlänglich Gelegenheit hätten, für die Chinesen thätig zu sein, wenn sie auch nicht grade in einer chinesischen Stadt wohnen dürften. Seit der Zeit mehrte sich denn die Zahl der Missionare an den chinesischen Küsten. Gützlaff aber ging seinen besonderen Weg. Er war von den englischen Behörden zu ihrem Sekretär für die chinesischen Angelegenheiten ernannt und lebte bis 1840 in Makao. Dort hatte er begonnen, aus etlichen Personen, die er getauft hatte, Nationalgehilfen und Prediger für ihre Landsleute heranzubilden. Sobald seine Absicht bekannt wurde, strömten die Taufkandidaten in erstaunlicher Menge herbei, chinesische Aerzte, Lehrer, Schriftsteller, Handelsleute, Gelehrte, Krämer, Handwerker, von dem verschiedensten Alter, Jünglinge und Greise unter einander. Die wurden alle nach kurzem Unterricht getauft. Da sie aber mannigfaltige Mundarten redeten (in China giebt es zwar nur eine einzige Schriftsprache, aber eine große Masse verschiedener Volkssprachen, so daß die Leute einer Provinz die Leute der benachbarten Provinz oft gar nicht verstehen können), so beschloß Gützlaff, die Neubekehrten nicht etwa in seiner Nähe zu behalten, sondern sie in ihre Heimat zurückzusenden, damit jeder seinen Landsleuten das Evangelium predige. Da sie ihre Reisekosten ersetzt bekamen, so waren alle Getaufte sofort dazu bereit, und bald schickten sie von allen Seiten her günstige Berichte über die Erfolge ihrer Thätigkeit, schickten oder brachten auch selber etliche durch sie bekehrte Landsleute zu Gützlaff, die dann ebenfalls getauft wurden, und ebenfalls (mit Reisegeld) ihre Predigtreisen antraten. Eine Zeitlang meinte Gützlaff, es seien jetzt gar keine Missionare mehr nötig, der Weg sei gefunden und der Anfang gemacht, China durch Chinesen zu bekehren. Durch die kriegerischen Ereignisse von 1840 bis 42 wurde übrigens Gützlaffs Thätigkeit vielfach gestört; er mußte seinen Aufenthalt an sehr verschiedenen Punkten nehmen und endlich nach der von den Engländern neuerworbenen Insel Hongkong übersiedeln. Hongkong gehört zu der Inselgruppe, welche die Lingtingbai umkränzen, also diejenige Bai, in welche der Kantonfluß oder Sikiang durch die sogenannte Tigerpforte (Bokka tigris) einmündet. Es ist eine felsige, ziemlich unfruchtbare und ungesunde kleine Insel, dem chinesischen Festland und der Stadt Kaulung grade gegenüber, von wenigen Fischern und Seeräubern bewohnt, und an sich selbst ziemlich wertlos. Aber die Engländer hatten auf der Nordseite einen Punkt entdeckt, der sich zu einem guten Hafenplatz für ihre Schiffe und Stapelplatz für ihren

Handel zu eignen schien. Darauf allein kam es ihnen an, und deshalb bauten sie sogleich an der passenden Stelle eine Stadt, die sie nach ihrer Königin Viktoria nannten. Englischer Reichtum siedelte sich hier an, chinesische Armut folgte auf der Stelle nach. Hinter den glänzenden Wohnungen der englischen Handelsherren schlugen in der schmutzigen Chinesenstadt viele Proletarier der gegenüberliegenden Küsten ihre Wohnung auf. Die Aussicht auf Gewinn lockte sie auf das englische Gebiet. Unter diesen Leuten begann Gützlaff seine Arbeit. Seine Getauften und Sendboten folgten ihm nach seinem neuen Wohnort. Er bildete aus ihnen den sogenannten chinesischen Verein (zur Bekehrung Chinas), predigte, taufte und entsendete unablässig, der Verein wuchs und zählte am Ende 400, ja 600 Mitglieder. Wir müssen die unermüdliche Thätigkeit Gützlaffs, seine unglaubliche Frische, Hoffnungsfreudigkeit, Selbstverleugnung unter dieser zusammengewürfelten Schar bewundern. Er hielt den Plan, ganz China durch Chinesen zu bekehren, fester als je, da er so viele englische und amerikanische Missionare in die geöffneten Freihäfen ziehen sah, die dort nichts anderes zu thun schienen, als Schule halten und Traktate verbreiten. Ihm schien dagegen die unaufhörliche und unermüdliche Predigt zu jeder Zeit und an jedem Orte die einzig richtige Missionsmethode zu sein. Aber er fühlte doch, daß er allein die Sache nicht bewältigen könne; dazu hatte er auch noch viele andere Pläne. Deshalb sah er sich nach Hilfe aus Deutschland um, und rief die Baseler und die Rheinischen Missionare zu seiner Unterstützung herbei. Das Nähere darüber ist S. 47 ff. bereits erzählt. Natürlich konnten die vier jungen Männer (Hamberg und Lechler von Basel, Genähr und Köster von Barmen) kein Wort chinesisch, als sie am 19. Mai 1847 auf Hongkong ankamen. Gützlaff gab ihnen zwar Sprachlehrer, aber es zeigte sich später, daß diese selbst nicht viel verstanden. Mit dem Sprachenlernen sollten sie aber ihre Zeit nicht ausschließlich hinbringen, sondern mit den chinesischen Predigern ausgehen und sie predigen lassen. Sie gingen also unter dem Haufen neugieriger Gaffer mit ihren Predigern hinaus in die Straßen, in die Schulstuben, in die Kramläden, in die Dörfer, in die Steinbrüche, auf die Schiffe, in die Tempel, überall hin, wo der chinesische Gehilfe zu predigen hatte. Was er predigte, das wußten sie natürlich nicht, und hätten es nicht wehren noch rügen können, auch wenn es Unsinn gewesen wäre. Sowohl die Baseler, als auch unser Missionar Genähr machten sich nach Kösters schnellem Tode (S. 50) von dieser ihnen wenig zusagenden und wenig Nutzen verheißenden Thätigkeit bald wieder los, und versuchten auf irgend einem nahegelegenen Punkte des Festlandes eine eigene missionarische Wirksamkeit zu eröffnen. Den Baselern gelang es schwer, sie wurden mehrmals von dem Punkte, wo sie sich niedergelassen hatten, wieder vertrieben. Aber später hat Gott sich mit großer Freundlichkeit zu ihrem Werk bekannt und ihre Stationen und Gemeinden reichlich gesegnet. Auch Genähr gelang der erste Versuch nicht. Er hatte sich die kleine Strandstadt Taiping, unweit der Bokka Tigris, zur Missionsstation ausersehn, und siedelte sich gegen

Ende des Jahres 1847 daselbst an. Sein Medizinkasten machte ihn den Leuten willkommen; die Hoffnung Geld von dem „fremden Teufel“ zu verdienen, verschaffte ihm bei vielen eine diensteifrige Aufnahme, die allgemeine chinesische Höflichkeit veranlaßte manche anfängliche Einladungen und Komplimente, die Genähr nicht ermangelte, nach Kräften zu erwidern. Er gab sogar um die chinesische Neujahrszeit, der allgemeinen Sitte folgend, ein Festmahl; und ließ es an höflichen Einladungen nicht fehlen. Er hoffte, wenn er die Leute nur erst gewöhnen könnte in sein Haus und an seinen Tisch zu kommen, so würden sie auch kommen und bleiben um die Predigt des Evangeliums zu hören. Aber darin hatte er sich verrechnet. Die Chinesen sind so vollständig versunken in die Dinge dieser Welt, daß, was über die Sichtbarkeit hinausgeht, für sie wenig oder gar kein Interesse hat. Ihre Religion besteht eigentlich in nichts anderm als in der Verehrung ihrer verstorbenen Eltern und Vorfahren, in Darbringung von Opfern an verschiedentliche Götter, die Glück und Reichtum bringen oder doch Unglück abwenden, in Anwendung von allerlei Vorsichtsmaßregeln gegen die boshaftigen und unglückdrohenden Götter und Geister und etlichen hohlen Tugendphrasen oder mystischen Gebetsformeln. Es ist wahr, von Gott hat der Chinese ursprünglich nicht so ganz verkehrte Vorstellungen, er hat etliche Strahlen des ewigen Lichtes sich zu bewahren gewußt. Aber dieser höchste Gott ist den meisten so etwas Fremdes, Fernes und Gleichgültiges geworden, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Sein großer Tugendlehrer Konfuzius wußte selber von Gott so gut wie nichts, und der phanteistische Buddhapriester samt dem Anhänger der Tosette verzerrt die Reste alter Offenbarungen nur noch mehr, anstatt sie zu erhalten. Je weniger aber der Chinese von übersinnlichen Dingen wissen will, je weniger er sich mit den Zuständen und den Bedürfnissen seiner unsterblichen Seele beschäftigen mag, desto weniger kann man von ihm erwarten, daß er bereit sei, sich von einem Missionar etwas vorpredigen zu lassen, was ihm als völlig unpraktisch und darum als wertlos erscheint. Einmal hört er vielleicht mit Interesse die Geschichte vom Sündenfall und von der Geburt und dem Leiden und Sterben des Erlösers an, auch wohl noch zum zweiten und dritten Male. Aber warum soll er dieselben Geschichten noch öfter hören? warum sich in seinem Geschäft, in seinem Erwerb, in seinem Vergnügen stören lassen durch den zudringlichen Besuch des Missionars mit seinem Schwarm Gehilfen und Neugierigen hinter sich? warum soll er sich für einen armen Sünder erklären lassen, da er doch selber ein tugendhafter Mann zu sein glaubt? Genug, als die Medizinkiste ziemlich geleert, viele Krankheiten ungeheilt geblieben, der gehoffte Geldgewinn nicht sehr bedeutend war, da saß Genähr bald ziemlich einsam in seinem Taiping. Noch war er kein Jahr da gewesen, da wurden die Kundgebungen, daß man ihn los zu sein wünsche, so grob und allgemein, daß ein etwas weichmütiger Mann gewiß nicht länger geblieben wäre. Aber Genähr hielt aus, bis der Herr ihn mit klaren Winken abrief. Er war mit seiner Thätigkeit nicht vorzugsweise an

die Leute von Taiping gewiesen, sondern an seine Schüler und Evangelisten. Er hatte nämlich aus dem Gützlaffschen Verein etwa ein Dutzend getaufte Prediger überkommen, die zum Teil nach sehr entfernten Gegenden ausgesendet waren, nach Städten, deren Namen und Lage unsere Brüder gar nicht mal kannten, und doch sollten sie diese beaufsichtigen. In dem Maße, wie Genähr der Sprache kundiger wurde, fiel es ihm und den Baseler Missionaren immer schwerer aufs Herz, daß diese Leute gar nichts anderes als elende Heiden zu sein schienen, die nur etliche christliche Geschichten, Lehren und Ermahnungen herzusagen verständen. Von dem Augenblick an waren sie entschlossen, diese Prediger erst selber in den Anfangsgründen des Christentums zu unterrichten, und sich durch häufige Prüfungen zu überzeugen, wie weit ihre Erkenntnis reiche. Das hatte Genähr in Taiping redlich gethan, und die Folge davon war gewesen, daß von elf Gehilfen fünf wegen gänzlich mangelnder Fähigkeiten, zwei wegen Faulheit und Opiumrauchen, einer wegen Diebstahl entlassen werden mußten. Und wie jämmerlich sah es mit den übrigen aus? wie schwer wurde es, sie auch nur an eine geregelte häusliche Zucht, an eine einfache Hausordnung zu gewöhnen. Von schweren Opfern der Selbstverleugnung und Weltentsagung war ohnehin nicht die Rede. Von solchen Gehilfen war wenig für die Evangelisierung Chinas zu hoffen.

Am 28. Mai 1848 war Lobscheid zu Genährs Hilfe in Hongkong angekommen. Er zog aber, nachdem er sich über ein halbes Jahr in Hongkong aufgehalten hatte, nicht zu Genähr nach Taiping, schon aus dem Grunde, weil dort wenig Aussichten zu einer ersprießlichen Wirksamkeit waren, sondern ließ sich mit Anfang des Jahres 1849 in Seiheong nieder. Es ist dies auch ein Strandstädtchen an der Lintingbai, aber näher nach Hongkong, etwa halbwegs von da nach Kanton, und mit Passagierbooten, die hier beständig hin und wieder kreuzen, sehr leicht zu erreichen. Dies Seiheong war eine Zeitlang unsre Hauptstation, der Stützpunkt unserer missionarischen Thätigkeit in dem Sanonkreise. Weil Lobscheid hier eine sehr günstige Aufnahme fand, namentlich seine ärztliche Geschicklichkeit von allen Seiten so sehr in Anspruch genommen wurde, daß keine Zeit mehr übrig blieb zur ernsten und eingehenden Beschäftigung mit den Seelen, so rief er schon im Mai 1849, als seine Gesundheit unter der vielen Arbeit zu erliegen drohte, den Bruder Genähr von Taiping zu Hilfe. Der verließ alsbald sein undankbares Arbeitsfeld, ließ sich bei Lobscheid in Seiheong nieder und eröffnete dort wieder seinen Lehrkursus für die Gehilfen und seine Schule für junge Knaben, die er zu Gehilfen heranzuziehen hoffte. Beide Missionare brachten in das Gehilfenwesen jetzt einige Ordnung. Anstatt sie in weite Ferne ziehen zu lassen, ließen sie die wenigen Leute, die sie noch aus dem chinesischen Verein behalten hatten, nur eine oder etliche Stunden weit in die umliegenden Dörfer und Städte gehen, beschlossen aber, ihnen selber möglichst oft dorthin nachzufolgen, um ihr Thun und Treiben zu kontrollieren, und sie immer wieder nach dem Stationsorte zu eingehenderen Besprechungen zurückkommen zu lassen. Lobscheid übernahm die Aufgabe, durch

häufige Rundreisen die Gehilfen beständig unter Augen zu behalten, und zugleich die Bekanntschaft mit dem Evangelium und mit der Person und den Absichten der Missionare möglichst weithin zu verbreiten. Genähr dagegen blieb gewöhnlich in Seiheong und war dort lehrend, übersetzend und schriftstellernd thätig, beide ihren Neigungen und Befähigungen gemäß. Sie sahen auch recht erfreuliche Früchte. Am Schluß des Jahres 1849 konnten vier von Genährs Schülern, Knaben von 15 bis 19 Jahren, getauft werden, etliche Erwachsene wurden ebenfalls getauft; aus der Umgegend kamen bisweilen Leute herbei, um die Lehre der Fremden kennen zu lernen, und um die Taufe zu bitten, unter ihnen vornehme und einflußreiche Männer, wie z. B. der adelige Herr oder Lojä Tsang aus Saukin; am Weihnachtsfest 1850 hatten sie schon ein Häuflein von 26 Kommunikanten um sich gesammelt. Aber wie viel Not und Bitterkeit hatten sie auch daneben; absonderlich mit den Gehilfen. So vorsichtig sie auch mit ihnen umzugehen, so genau sie zu beobachten meinten, dennoch wurden sie immer aufs neue wieder von ihnen betrogen. Als Genähr im Juni 1849 durch einen schändlichen Ueberfall all seines Geldes beraubt ward, lag der Verdacht nur zu nahe, daß mehrere Gehilfen — vom chinesischen Verein ausgesandte Prediger des Evangeliums — ihre Hand mit dabei im Spiele hatten. Drei mußten infolge dessen sogleich entlassen werden, ein vierter wegen Schulden und Lügen, ein fünfter, sechster und siebenter wegen Opiumrauchen, zwei andere wegen Unzuchtsünden, noch zwei wegen schändlicher Betrügereien. Die traurige Liste ist noch länger. Immer glaubten und hofften die Brüder, daß doch der eine oder andere ein aufrichtiges Bekenntnis abgelegt, daß er wirklich Buße zeige, daß man seinen heiligen Versprechungen trauen dürfe, und immer sahen sie sich wieder getäuscht. Die schlechten Subjekte, zum Teil notorische Lasterknechte, welche den Namen hatten, Prediger des Christentums zu sein, haben dem Reich und Werk des Herrn in diesen Gegenden Chinas unaussprechliche Schande gemacht, und unsere Missionare hatten noch lange an den schlimmen Nachwirkungen dieser unwürdigen Boten zu tragen.

Doch war das nicht der einzige Kummer unserer Brüder. Lobscheids schwankende Gesundheit brachte viel Not und Störung. Rastlos, wie er war, gönnte er sich selten die nötige Ruhe und Pflege, um sein körperliches Leiden vielleicht noch in der Entstehung zu unterdrücken. Mit seinem Medizinkasten fortwährend umherreisend, als uneigennütziger und glücklicher Arzt überall willkommen, zu Aussprachen, Mitteilungen und Gesprächen immer aufgelegt, dabei meist in ungesunden Quartieren hausend, hatte er seine körperliche Kraft bald aufgezehrt. Schon im Mai 1850 verschlimmerte sich seine Krankheit so sehr, daß er seine Reisen einstellen, und nach Hongkong zu einer ärztlichen Konsultation reisen mußte. Dort traf ihn der eben ankommende Bruder Krone (S. 51) am 24. Juni 1850 und war erschrocken über seine leidende Gestalt und sein verfallenes Aeußere. Er ging mit ihm nach Seiheong, konnte aber dort zunächst wenig helfen, da er mit dem Studium der chinesischen Sprache vollauf zu thun hatte.

Lobscheid raffte sich noch einmal auf, fing wieder an zu reisen, zu heilen, zu predigen, aber schon nach etlichen Monaten finden wir ihn wieder fieberkrank zu Hongkong. So ging das Jahr 1850 zu Ende. Immer noch hoffte Lobscheid sein Amt weiter führen zu können. Im Februar 1851, da er sich ein wenig erholt hatte, ging er abermals auf Reisen, inspizierte, predigte und taufte, mußte sich aber schon nach wenig Tagen schwer krank nach Seiheong und Hongkong zurückbringen lassen. Und nun war seines Bleibens in China nicht mehr. So schwer es ihm ankam, er mußte zu Schiffe und reiste im Mai 1851 nach Europa zurück. (Das Weitere über ihn siehe S. 62.) Krone trat jetzt in Lobscheids Stelle. Glücklicherweise war er in der Sprache bereits so weit gefördert, daß er die Reisen durch die Umgegend übernehmen konnte. Und Gott ging mit ihm. Fast überall wohin er kam, wurde er mit Freuden aufgenommen, und durfte es wagen, in Oerter zu dringen, welche als die schlechtesten und gottlosesten verrufen waren. Seine ärztlichen Hilfeleistungen, welche oft einen überraschenden Erfolg hatten, wandten ihm die Herzen der Heiden zu. Auch unter den Gehilfen, die nach Entlassung der älteren meist alle von Genähr selber herangebildet waren, erwachte ein anderer Geist, eine herzliche Liebe verband die Missionare und ihre kleinen Gemeinden, die thränenvolle Aussaat begann Früchte zu tragen.

Besonders an zwei Punkten außerhalb Seiheongs traten die Erfolge der missionarischen Wirksamkeit auch äußerlich hervor, nämlich in dem Seiheong schräg gegenüberliegenden Strandstädtchen Fukwing, und in dem etliche Stunden hinter Fukwing im Innern liegenden bäuerlichen Bezirk von Sankin. Eine Zeitlang konnte auch die von Sankin etwas westlich gelegene Ortschaft Uschikngam in dieser Reihe mitgenannt werden. Als unsere Missionare im Sommer 1849 sich entschlossen, ihre Gehilfen von allen entfernteren und nicht leicht erreichbaren Orten zurückzurufen, und nur die leicht zu kontrollierenden Punkte in der Nähe zu behalten, stationierten sie ihre Prediger folgendermaßen: Akang zog nach Uschikngam, wo eine Kolonie von hakkaredenden Leuten sich angesiedelt hatte, während sonst weit und breit jedermann in dieser Gegend den Puntidialekt sprach; Wong lung und Wong jüng gingen nach Fukwing, der lange Wong nach Taiping (Genährs früherer Station), Fat und Lai nach der nahe bei der Kreisstadt Samon am Strande liegenden Festung Namtau, Lie nach dem nur ein paar Büchsenschüsse von Seiheong entfernten Strandörtchen Kusu, und endlich Li nach Thamtau, welches dicht hinter Sankin liegt. Aus den letztgenannten vier Orten mußten die Prediger jedoch bald wieder zurückgezogen werden, und es blieben zunächst nur Fukwing und Uschikngam besetzt. In Uschikngam ging es aber recht jämmerlich. Dem dort stationierten Akang, zu dem man kein volles Zutrauen haben konnte, wurde ein anderer sehr fähiger und vertrauenswerter Mann an die Seite gestellt: aber der starb gleich darauf an der Cholera. Auf seinem Grabstein liest man, mitten in diesem Heidenlande: hier ruht Chan, ein Jünger Jesu. Der Herr hatte dem Worte dieses demütigen Mannes Kraft gegeben, daß etliche Seelen von der Wahr-

heit ergriffen wurden, und zwei chinesische Lehrer nach Seiheong kamen, um dort unterrichtet und getauft zu werden, was auch geschah. Sie kehrten zurück, und Wong lung, einer der in Fukwing stationierten Gehilfen wurde dem wieder alleinstehenden Akang zur Seite gestellt. Aber Akang mußte gleich darauf entlassen werden. Wong lung hatte mit seiner Predigt keinen Erfolg; und der ihm beigeordnete Gehilfe Lai wurde nach einigen Monaten wegen unordentlichen Wandels ebenfalls entlassen. Auch Krone, wenn er das Thal besuchte, fand wenig Aufmunterung; deshalb nahm er den Wong lung gegen Ende 1852 von dort weg, und ließ Uschikngam unbesetzt, indem er nur dann und wann auf seinen Reisen nachsah, ob sich nicht inzwischen eine andere Thür daselbst aufgethan habe.

Anders ging es in Fukwing. Dort war, wie bemerkt, Wong jüng stationiert. Das war ein lieber Mensch, nicht groß an Fähigkeiten und Gaben, aber demütig, bußfertig und treu, und wir wissen, daß der Treue die höchsten Verheißungen gegeben sind. Obwohl man auf seine Predigt in den Ahnentempeln und Kaufläden und Schulen wenig achtete, ging er still seinen Weg fort, und hielt sich herunter zu den niedrigsten. Und da fand er, was er suchte, etliche gnadenhungrige Seelen. Handwerker, Bootsleute und Tagelöhner waren es mit ihren Frauen und Kindern. Immer mehr Leute kamen zu den kleinen Versammlungen, die bei Wong jüngs Hauswirt, dem Tischlermeister Pun, gehalten wurden; und man mußte am Ende eine Wand durchbrechen, damit mehr Raum gewonnen würde. Denn es waren regelmäßig an 30 Menschen beisammen. Lobscheid hatte vor seiner Abreise aus China noch die Freude, sieben Erwachsene und zwei Kinder in Fukwing taufen zu können, und Krone, der 1851 zuerst nach Fukwing kam, konnte sogleich fortfahren und 10 Personen taufen, so daß die Gemeinde schon aus 17 Personen bestand. Später sind ihrer über 30 geworden, ein besonderes Versammlungshaus oder Kirchlein wurde gemietet, und eine Gemeindeschule eröffnet unter der tüchtigen Leitung des Afuk, Genährs Schüler. Krone aber stand daselbst in solcher Achtung, daß im September 1853 der Mandarin des Orts, der den Missionar von Rechtswegen gar nicht hätte auf dem Festlande von China dulden sollen, ihn in seine Familienwohnung holen ließ, um seine kranke Frau zu kurieren, ihn in der höflichsten und freundlichsten Weise behandelte und ihn nicht ohne Geschenke entließ. Aber die Geschichte der kleinen Fukwinger Gemeinde hat noch eine andere Seite — die Verfolgungen der Getauften. Mit allerlei Anfeindungen fielen die Heiden über die Getauften her, entzogen ihnen Arbeit und Unterhalt, hetzten die Verwandten gegen sie auf, der Vater trieb den getauften Sohn aus dem Hause, der Kompagnon trennte sich von dem getauften Handelsgenossen, die Frau ließ dem getauften Manne mit Klagen und Drohen Tag und Nacht keine Ruhe. Der getaufte Führer eines Passagierbootes wird von Räubern überfallen und ausgeplündert, eine kleine Geldsumme, die er zu bestellen gehabt, ist auch mit fortgeraubt. Der Eigentümer des Geldes beschuldigt nun den Bootführer, er habe die Geldsumme unter-

schlagen und müsse sie ersetzen, wenn er sich nicht durch einen Eid vor den Götzen reinigen wolle. Der Christ erbietet sich zu einem Schwur bei dem dreieinigen Gotte; aber das wird nicht angenommen. Der arme Mann verliert sein Geschäft und Brot und muß aus Fukwing weichen. Viele andere Trübsale kamen hinzu, Krankheiten und Todesfälle, auch in Wong jüngs Familie. Da höhnten die Heiden und fragten: Wo ist nun euer Gott? Sie aber beteten, „daß der Herr das Herz ihrer Widersacher umwenden möge", und Wong jüng schrieb: „Mit bereitwilligem Herzen erdulde ich die Lästerungen der Leute; alle Brüder trauen der erlösenden Gnade und fürchten sich nicht. Jeden Abend versammeln sich alle Brüder im Tempel, ich rede das Evangelium, tröste die Herzen, und sie alle freuen sich und haben Lust an Gottes Wort und fürchten nicht Verfolgungen." Zwei der Fukwinger Gemeindeglieder sollten noch höherer Ehre gewürdigt werden. Awo und Tscheong hin waren von einem Missionar in Hongkong als Kolporteure in Dienst genommen, und nachdem sie sich bei kleineren Exkursionen bewährt hatten, mit fünf Bücherkisten in die Provinz Kwangsi geschickt. Das war ein unvorsichtiger Schritt. Wie die Sachen damals in Kwangsi standen, war vorauszusehen, daß die Bücherverteiler als Anhänger der Rebellen von den kaiserlichen Mandarinen würden ins Gefängnis geworfen werden. Das geschah denn auch, und zwar unter empörenden Mißhandlungen. Vergebens reiste Wong jüng selbst nach Kanton, um sich für die dort im Kerker schmachtenden Gefangenen zu verwenden, vergebens boten unsere Missionare alles auf, um sie zu befreien. Erst starb Tscheong hin im Kerker infolge der grausamen Schläge, die er erhalten, weil er vor den Mandarinen nicht niederknieen wollte. Etwas später auch Awo, eben als Wong jüng das Versprechen erlangt hatte, er solle losgegeben werden. Ohne Zweifel ist er im Gefängnis erdrosselt. Es war im Anfang des Jahres 1854. Die Trauer der Angehörigen in Fukwing war groß, aber die Gläubigen freuten sich, daß zwei ihrer Brüder gewürdigt waren, um des Evangeliums willen den Tod zu leiden.

Noch ein drittes Gemeinlein war gestiftet in Sankiu. Das ist eine Landschaft mit 13 Dörfern und etwa 30000 Einwohnern, fast alle zu einer Familie gehörend, die den Namen Tsang führt. Sie sind wegen ihres kriegerischen Mutes in der Umgegend sehr gefürchtet, und durch ihre große Zahl, Einigkeit und Kühnheit die Gebieter der ganzen Gegend. Lobscheid besuchte sie zu Anfang 1850, und ließ den Tai als Gehilfen dort zurück. Die Aufnahme war sehr freundlich. Bei seiner Wiederkunft fand Lobscheid Packträger und Sänfte schon auf sich warten, um ihn zwei Stunden Wegs nach Sankiu zu tragen. Eine alte sehr angesehene Frau war besonders eifrig, ihn zu bewirten, und mit ihm über das Evangelium zu reden. Ihr Sohn kam gleich nachher mit einem Freunde nach Seitheong und begehrte die Taufe. Etwas später wurde auch die alte Mutter nebst einem gläubig gewordenen Lehrer in Sankiu selber getauft, bald darauf empfingen mehrere Familien die Taufe, und als Krone im Frühjahr 1851

zuerst nach Sankin kam, fand er bereits 20 Getaufte um den Tai versammelt. Er konnte dort einen öffentlichen Gottesdienst einrichten, an dem auch die Frauen teilnahmen, konnte selber drei Erwachsene taufen und mehreren Taufkandidaten Unterricht erteilen. Durch Verabreichung von Medizin hatte er sich schnell auch die Herzen der Heiden gewonnen; auch nach den entfernteren Punkten verbreitete sich sein Ruf; er wurde bald hierhin bald dorthin eingeladen, und konnte die ganze Umgegend, auch da, wo die benachbarten Orte Fehde untereinander hatten, mit Sicherheit durchstreifen. Einen Gewinn konnte er sofort aus Sankin nach Seiheong mit zurückbringen, einen jungen vornehmen Herrn, der den adeligen Titel Lojä führte, Sohn eines der angesehensten und einflußreichsten Männer dieses Bezirks, sehr gebildet und talentvoll und für die Wahrheit empfänglich. Nach seiner Taufe blieb er bei Krone als sein Sprachlehrer und Gehilfe, begleitete ihn auf seinen Reisen, und war ihm teils durch seine vornehme Stellung, teils durch sein klares und freudiges Bekenntnis von wesentlichem Nutzen. Gern hätten die Brüder diesen begabten und entschiedenen Mann als Prediger angestellt, zumal der Prediger Tai aus Sankin weggenommen und entlassen werden mußte. Aber es war ein unübersteigbares Hindernis da. Der Lojä hatte zwei Frauen und noch dazu war die eine eine bigotte Heidin. Krone hatte deshalb die Absicht, sich selber in Sankin niederzulassen, sobald ein dritter Missionar gesandt wäre, der die Missionsreisen übernehmen könnte.

Die Fortdauer der Missionsreisen schien nämlich unerläßlich. Sollte die Bildung kleiner Gemeinden an einzelnen Punkten des Landes ermöglicht werden, so war es notwendig, daß die Missionare sich und ihre Absichten so weit als möglich im Lande bekannt machten, Freunde erwarben, Verbindungen anknüpften, die besten Ausgangspunkte für künftige Wirksamkeit im Innern selbst ausfundschafteten, und als Pioniere den später nachrückenden Streitern den Weg öffneten. Das geschah vor allen Dingen durch Reisen und Heilen. Je schlechter die Chinesen mit ihren einheimischen Aerzten beraten sind, desto begieriger nahmen sie die Hilfe der Fremden in Anspruch. In dieser Weise konnte Krone den ganzen Teil des Sanonkreises durchreisen, der von Fukwing und Sankin westlich und nördlich sich ausdehnt, ja er konnte in den nächstgelegenen Tungkun-Kreis eintreten und bis Amha und Hung pin thin vordringen, und hätte noch weiter gehen können, wenn er nicht in weiser Berücksichtigung der schwachen Kräfte unserer Mission sich selber ein Ziel gesteckt hätte. Bei aller Ehre und freundlichen Aufnahme, die dem Missionar fast durchgehends zu teil ward, waren diese Reisen doch auch höchst gefahrvoll. Die Straßen sind in China so unsicher, daß kein ehrlicher Mann vor Raubgesindel gesichert ist, geschweige denn ein weißer Fremdling, den dort jedermann für einen Krösus hält. Mehrere Male wurden unsere Missionare beraubt; Krone wurden alle seine Reisegeräte, Bücher, Papiere, Kleider, Instrumente durch nächtlichen Ueberfall weggenommen; doch wurde ihm später der größere Teil wiedergebracht. Die Diebe sind nämlich

meist bekannte Leute und treiben ihr Handwerk ohne Scheu, aber der Mandarin kümmert sich nicht darum. Wer nun gute Freunde hat, die mit den Dieben auf gutem Fuße stehen, der kann durch ihre Vermittlung sich entweder vor Anfällen schützen oder seine Sachen wieder erlangen. Noch gefahrvoller wird das Reisen der Missionare durch die unaufhörlichen blutigen Fehden zwischen Stadt und Stadt, Dorf und Dorf. Da ist eine Kuh auf die Weide eines fremden Dorfes geraten, da ist der Wassergraben der benachbarten Stadt ausgefischt, da sind Streitigkeiten über die Grenzscheide, über einen Diebstahl, über ein Spottwort ausgebrochen, gleich rennt alles zum Gewehr und zum Säbel, zieht in Schlachtordnung aus und liefert dem Widerpart im Nachbardorf blutige Gefechte. Dergleichen Fehden dauern oft jahrelang, kosten viel Menschenleben und führen nicht selten den Ruin, ja die völlige Vernichtung ganzer Ortschaften herbei. Mehrmals mußte Krone die feindlichen Schlachtlinien passieren, einmal konnte er mit Erfolg als Friedensstifter auftreten, immer hatte er viel zu thun mit den Verwundeten und Verstümmelten, und ließ seine Hilfe natürlich in gleich uneigennütziger Weise Freunden und Feinden angedeihen.

Eine andere Gefahr erwuchs für unsere Missionare aus dem im Jahre 1850 in China ausgebrochenen Bürgerkrieg. Der rebellische Kaiser Hung-tsiu-tsiuen, der in raschem Siegeslauf aus den südlichen Gegenden bis Nanking vordrang und dort seine Residenz aufschlug, wollte zwar selbst ein Schüler der evangelischen Missionare sein, aber er hatte offenbar die christliche Lehre nicht zu dem Zwecke gelernt, um seine Seligkeit zu schaffen, sondern um sie als Mittel für seine ehrgeizigen Pläne zu gebrauchen. Demnach hatte er das lautere Evangelium mit seinen eigenen unsauberen Eingebungen und Offenbarungen schändlich verhunzt, und sich eine Religion zurechtgemacht, die aus Christentum und Heidentum in widerlicher Weise gemischt war. Wohl ist es wahr, daß durch ihn der Name Christi weithin durch das ganze ungeheure Reich erschollen ist, wohin sonst vielleicht in Jahrhunderten noch kein Strahl des Evangeliums hätte dringen können. Aber mit der evangelischen Mission hatten diese Dinge zunächst nichts zu schaffen. Unsere Missionare standen mit den Rebellen und ihrem Oberhaupt in keinerlei Zusammenhang, hatten durch sie unmittelbar auch nichts zu leiden, sondern waren nur wie jeder andere ehrliche Mann im Sanonkreise durch die Nähe des Krieges in große Unruhe und Gefahr gesetzt. Denn von dem räuberischen Gesindel der chinesischen Soldaten, mögen sie Freunde oder Feinde sein, hat jeder respektable Mann das allerschlimmste zu fürchten. Die Missionare hatten 1854 schon alle Anstalten getroffen, ihre wertvolleren Sachen, vielleicht auch das ganze Katechetenseminar von Seiheong, vor allen Dingen aber Genährs Familie (er war seit Ende Februar 1853 mit der Schwester des Baseler Missionars Lechler verheiratet), nach Hongkong zu transportieren, selber aber im Lande zu bleiben, und im Notfalle sich nach Sankiu zurückzuziehen, wo sie inmitten der kriegerischen und zusammenhaltenden Bevölkerung nicht leicht etwas zu fürchten hatten. Allein

die Besorgnisse schwanden, als die Rebellen, die Kanlung (Hongkong gegenüber) genommen hatten, und nach Namtau (bei Canon) marschierten, auf dem Wege dahin vollständig geschlagen und zersprengt wurden. Die Mandarinen konnten überall die kaiserliche Herrschaft wieder proklamieren, und alles kehrte, wenn auch langsam, in die Wege des gewohnten Gehorsams zurück.

Zu Anfang des Jahres 1856 kam Missionar Louis mit der Braut des Missionars Krone dem vielfach kränkelnden Bruder zu Hilfe. Die neuen Ankömmlinge betraten China in einer unruhigen und gefährlichen Zeit. In Kanton hatte ein unbedeutender Zusammenstoß zwischen Engländern und Chinesen solche Dimensionen angenommen, daß ein schwerer Krieg bevorstand. Im November 1856 legten sich ein paar englische Kriegsschiffe vor Kanton, und bombardierten die Stadt, um den Gouverneur zur Nachgiebigkeit und zur Ehrenerklärung zu zwingen. Allein der Gouverneur Jip, ein stolzer und grausamer Mann, wußte sehr wohl, daß die Engländer in diesem Augenblick keineswegs zu einem Kriege gerüstet seien und keine hinlängliche Militärmacht in Hongkong hätten. Er weigerte deshalb jedes Zugeständnis, brannte die deutschen Faktoreien in Kanton nieder und regte die ganze Provinz gegen die fremden Barbaren auf. Zwischen Engländern und Deutschen wurde natürlich kein Unterschied gemacht, und somit wurden sämtliche Missionare, auch die rheinischen, von ihren Stationen in der Kanton-Provinz vertrieben und retteten zum Teil nur mit Mühe ihr Leben und ihre Familien nach Hongkong. Erst im Juli 1857 kam eine größere englische Flottenabteilung mit Landungstruppen nach Hongkong. Aber kaum war sie angelangt, so traf die Nachricht ein von dem Ausbruch der großen Militärverschwörung in Ostindien, und sogleich kehrte der Oberbefehlshaber Lord Elgin mit dem größten Teil der Schiffe und Mannschaften nach Kalkutta zurück, wo ihre Gegenwart nötiger schien. Erst Ende September kam er wieder mit etlichen tausend Mann, die sogleich die Forts vor Kanton besetzten. Gleich darauf traf auch sein französischer Bundesgenosse ein, Baron Gros, mit 14 französischen Kriegsschiffen, und nun wurde nach vergeblichen Verhandlungen mit dem Generalgouverneur Kanton abermals bombardiert, erstürmt und die wichtigeren Punkte von den fremden Truppen besetzt (28. Dezember 1857). Zum ersten Male öffnete sich jetzt die volkreiche Chinesenstadt dem neugierigen Auge der Europäer. Auch die Missionare eilten herbei, um die geöffnete Thür für die Predigt des Evangeliums zu benutzen. Sie sahen die Lazarette, die Gefängnisse, die Findelhäuser der Heiden. Elend, Schmutz, Verwahrlosung überall. Die gefühllosen Heiden wunderten sich, daß die Fremden sich über die verhungernden Kinder, die zu Tode gequälten Gefangenen entsetzten, daß sie Maßregeln ergriffen, um das Elend zu mindern, daß sie täglich große Quantitäten Reis verteilen ließen, um die Aermsten vor dem Hungertode zu schützen. Sie ließen sich übrigens die Gaben gern gefallen, und jeder griff zu, wie er konnte. Die Missionare, vor allen unser Missionar Louis, welcher mit einem englischen Militärprediger vier Monate lang

die Stadt mit dem Evangelium durchzog, pflegten sich bei den Reisverteilungen aufzustellen, um dem elenden Volk zu predigen und ihnen das Brot des Lebens anzupreisen. Auch das ließen sich die Hungerleider gefallen, aber eine freundlichere Gesinnung gegen die Fremden ward dadurch nicht herbeigeführt. Obgleich die Engländer und Franzosen im Juni 1858 nach Erstürmung der Forts am Peiho den Friedensschluß zu Tientsin erzwungen hatten, hörten doch die Feindseligkeiten im südlichen China und in der Nähe von Kanton niemals auf. Bewaffnete Banden durchzogen die ganze Provinz und machten die Umgebung von Kanton unsicher. Selbst in der Stadt war keine Sicherheit. Als Missionar Louis im Sommer 1858 ruhig über die Straße ging, wurde er von einem nacheilenden Chinesen mit einem scharfen Instrument über den Kopf gehauen, und verdankte es nur der schirmenden Hand seines Gottes, daß er noch mit dem Leben davon kam. Täglich kamen Verwundungen und Ermordungen vor. Plakate waren an den Straßenecken angeschlagen, daß die Einwohner sich zusammenthun sollten, um die fremden Barbaren aus der Stadt zu treiben. Dem europäischen Militär blieb nichts anders übrig, als sich auf die Wälle zurückzuziehen, und von da aus die Stadt abermals zu bombardieren.

Unter solchen Umständen sahen die Missionare sich gezwungen, Kanton zu verlassen und sich nach Hongkong zurückzubegeben. Freilich war es auch dort keineswegs sicher. Schon früher (1857) war von chinesischen Bäckern der Versuch gemacht, die ganze englische Bewohnerschaft durch vergiftetes Brot umzubringen, und es fehlte nicht viel, so wäre der Versuch gelungen. Von den Freischaren des gegenüberliegenden Festlandes wurde beständig mit einem Ueberfall gedroht, und es bedurfte erst verschiedener kleiner Expeditionen und exemplarischer Züchtigungen seitens der Engländer, um die Banden etwas in Schrecken zu setzen. Von neuem flammte die Kampfwut auf im Sommer 1859, als der Mißerfolg der Engländer und Franzosen bei der abermaligen Einfahrt in den Peihofluß bekannt wurde, und erst im folgenden Jahre kam es zu einem wirklichen Friedensschluß. Bis dahin mußten alle Versuche unserer Missionare, wieder ins Land zu gehen und sich auf einer Station niederzulassen, scheitern. Sie mußten sich in Hongkong gedulden, und jeder suchte sich dort Beschäftigung so gut er konnte, bei den Schulen, in den Hospitälern, öffentlichen Häusern u. s. w. Genähr hatte am wenigsten über unterbrochene Thätigkeit zu klagen. Das kleine Seminar, welches er in Seiheong zu leiten hatte, war ihm gleich beim Ausbruch der Unruhen nach Hongkong gefolgt und er hatte dort seinen Unterricht mit ziemlicher Regelmäßigkeit fortsetzen können. Die größte Schwierigkeit war immer, sie unterzubringen. Hongkong war von Flüchtlingen überfüllt, Wohnungen waren nicht zu mieten, Hungersnot drohte, Genähr sah sich genötigt, einen Teil seiner Schüler zu entlassen. Aber auch für die übriggebliebenen wollte sich kein passender Raum finden. Da faßte Genähr einen kühnen Entschluß, kaufte für sein eigenes Risiko ein wohlgelegenes Haus, und fing an, es für seine Zwecke auszubauen. In dies Haus zog er Mitte 1857

mit seinen Schülern und mit den Missionaren Louis, Krone und Winnes (von Basel). Seine Hoffnung war, daß die Barmer und die Baseler Gesellschaft gemeinschaftlich das Haus ankaufen, und es als „deutsch-evangelisches Missionshaus“ in Hongkong zum temporären Aufenthalt der in Hongkong verkehrenden beiderseitigen Missionare bestimmen würden. Allein Barmen und Basel gingen auf diesen Gedanken nicht ein. Auch der Berliner Damenverein, welcher das Haus schon fast angekauft hatte, um es zu einem Findelhaus unter der Leitung des Hausvaters Ladendorff zu machen, trat schließlich ebenfalls zurück, und da Genähr, der das Baugeld geborgt hatte, von seinem Gläubiger gedrängt wurde, so sah er sich zu Anfang 1859 genötigt, das schöne Haus mit Verlust an die englische Regierung zu verkaufen, die ein Seemannsspital daraus machen wollte.

Da es um diese Zeit noch immer nicht möglich war, auf den Stationen im Innern des Landes zu wohnen, so waren unsere Missionare in großer Verlegenheit. Nach Seiheong zurückzukehren, war ohnehin ihre Absicht nicht. Der Boden war dort gar zu hart, die Herzen unempfänglich. Mit Fukwing, Amha, Sankiu hatten sie noch immer eine Verbindung unterhalten durch Katecheten und Gehilfen, welche sie bei den Getauften zurückgelassen hatten. So wagten es denn Krone und Louis und machten im Februar 1859 eine Untersuchungsreise. Zu ihrem Erstaunen nahm der Obermandarin des Sanonkreises von ihrem Kommen Notiz, und da sie sich nicht wollten zurückhalten lassen, so ließ er sie durch zwei seiner Beamten nach Fukwing begleiten, dort feierlich bei den Ortsmandarinen einführen, und der gesamten Einwohnerschaft bestens empfehlen. Er fürchtete nämlich, daß, wenn ihnen etwas zu Leide geschähe, die Engländer alsbald Rache nehmen würden, und freute sich desto mehr, daß die Missionare in Fukwing nicht als Fremde, sondern als alte Bekannte aufgenommen wurden, die nichts zu fürchten hätten. Umgekehrt freuten sich die Missionare, daß man sie nach 2½ Jahren noch nicht vergessen hatte, sondern als geschätzte Lehrer und Aerzte empfing, und daß die kleine Gemeinde in Fukwing sich während dieser Zeit gut gehalten hatte. Besonders die Frauen legten viel Anhänglichkeit an das Wort Gottes an den Tag, sie fanden sich auch sogleich wieder zum Abendmahl zusammen. In Amha und Sankiu dagegen war der Empfang keineswegs einladend, ja an letzterem Ort wurde Louis ein paar Monat später derartig beschimpft und mißhandelt, daß an kein Wohnen hier zu denken war. Dagegen hatte sich außer Fukwing die kleine Stadt Hoau im Kreise Kweischin nördlich vom Sanonkreis zur Niederlassung dargeboten. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges in Kanton hatte unser früherer Missionar Lobscheid in Hoau eine Anzahl Personen getauft, dann aber die kleine Gemeinde, deren Leitung er nicht übernehmen wollte, unseren Missionaren angetragen. Infolge dessen hatte Krone im Mai 1856 die Station Hoan übernommen, hatte aber schon nach ein paar Monaten sie wegen des Krieges wieder verlassen müssen, und konnte erst Ende 1858 wagen, den Ort wieder zu besuchen. Seine Gehilfen Li und Wongfuk hatte er ebenfalls schon seit längerer

Zeit von Hoau zurückgezogen, weil sie allem Anschein nach dort nichts ausrichteten, und ihr Unterhalt sehr kostspielig war. Als nun Krone und Louis an Ort und Stelle die Sache näher untersuchten, meinten sie, daß man doch wohl noch einen Versuch in Hoau wagen könnte, ob nicht der längere Aufenthalt eines Missionars unter ihnen die Herzen dem Evangelium näher bringen würde. Auch Genähr, der Ostern 1859 die Gegend bereiste, war derselben Meinung, und es handelte sich nur noch darum, welcher der drei Missionare am füglichsten in Hoau seinen Wohnsitz nehmen könnte. So lange die kriegerischen Unruhen noch nicht ganz beseitigt waren, konnte nicht davon die Rede sein, Frau und Kinder so weit ins Land hineinzubringen; deshalb blieb zuerst Louis, der 1859 noch nicht verheiratet war, allein in Hoau, und die beiden anderen Brüder machten nur gelegentliche Besuche, später aber als der Friedensschluß in aller Form publiziert war, nahm Genähr mit seiner Familie und seiner Katechetenschule seinen Wohnsitz in Hoau, und Louis in Fukwing (Mai 1861). Der dritte in ihrem Bunde, Krone, war leider anfangs 1860 mit seiner schwer erkrankten Frau nach Deutschland zurückgekehrt. An seine Stelle trat 1861 Missionar Krolczyk. Er war in Preußen schon mehrere Jahre Pastor gewesen, und hatte allerlei Vorstudien für China gemacht. Aber die Erlernung der chinesischen Sprache verlangte doch auch bei ihm eine längere Zeit. Erst 1862 konnte er hier und da ein wenig den beiden anderen Missionaren zu Hilfe kommen, sie, wenn sie verreist waren, in Hoau und in Fukwing vertreten, darnach auch selbst kleinere und größere Predigtreisen beginnen.

Louis war vielfach in Hongkong, in dem Findelhause, welches der Berliner Damenverein gegründet hatte und heiratete die Tochter des Hausvaters Ladendorff. Weil sie kontraktlich auf längere Zeit zur Mitarbeit im Findelhaus verpflichtet war, so konnte er sie erst 1863 nach Fukwing hinüberbringen, mußte dann aber sogleich die Erfahrung machen, daß das Wohnen eines Europäers mit Frau und Kind die wilden Begierden der Heiden nur desto stärker reizte. Wiederholt wurde sein Haus von den feindlichen Bewohnern oder von auswärtigen Räubern bedroht, bald wurde er selbst, bald einer seiner Gehilfen beraubt, aber im wesentlichen blieb doch der Fortgang des Werkes auf Fukwing ungestört. Mehrere Nebenstationen wurden von dort aus angelegt und mit zuverlässigen Gehilfen besetzt, besonders die nahe gelegene Festung Namtau. Auch von Hoau aus, in Schuikaug, Seifuthong u. s. w. wurden Schulen eröffnet und Gehilfen angestellt, aber es dauerte nicht lange, so wurde die weitere Existenz der Station Hoau selber in Frage gestellt. Der dort stationierte Missionar Genähr, der bereits 17 Jahre auf dem heißen und aufreibenden Arbeitsfelde gestanden hatte, war schon längst einer Erholungsreise sehr bedürftig gewesen, hatte auch bereits die Erlaubnis dazu bekommen, und wartete nur noch auf die Rückkehr Krones, seines früheren Mitarbeiters, der lange ausblieb. Endlich hörte er, daß Krone von Europa bereits abgereist sei. Er macht sich mit den Seinigen nun selbst zur Reise fertig, da kommt statt des erwarteten Bruders die Nachricht an, daß

er auf der Reise gestorben sei (14. November 1863). Resigniert kehrt Genähr auf seine Station zurück, schlägt sich die Reise aus dem Sinn und ist entschlossen, so lange auszuharren, bis eine andere Ablösung kommt. Aber der Herr hatte ihm selbst eine Ablösung zugedacht. Die Cholera brach in Hoan aus. Die Heiden in ihrer gewohnten Unbarmherzigkeit kümmerten sich nicht um die Sterbenden, sondern flohen aus ihrer Nähe. Genähr nahm ein verlassenes schwer erkranktes Weib in sein Haus auf, pflegte sie selber und erkrankte am folgenden Tage. Mit ihm drei seiner Söhne. Nur einer genas. Er selbst, der treue Knecht seines Herrn, ging mit zwei Söhnen zur ewigen Ruhe ein (6. August 1864). Die Brüder eilten herbei und holten die arme Witwe mit ihren noch übrigen vier Kleinen von der Unglücksstätte hinweg. Sie ging bald darauf nach Europa. Hoan aber blieb fortan unbesetzt. Nur ein Gehilfe wurde dort gelassen und je zuweilen von den übrigen Brüdern besucht. Nach etlichen Jahren wurde auch der Gehilfe zurückgezogen. Dauernde Frucht hatte sich in Hoan nicht gezeigt. Eine kleine Anzahl war getauft, aber von einer Wirkung des Geistes war an ihnen nichts wahrzunehmen und sie fielen wieder in ihr Heidentum zurück. Die Katechetenschule, Genährs Lieblingswerk, wurde auch aufgelöst. Eine Zeitlang hatte Missionar Louis in Fukwing sie noch fortgesetzt und die Zöglinge zu sich herüberkommen lassen. Aber die Unkosten waren so bedeutend und der Gewinn so zweifelhaft, daß sie 1866 aufgegeben werden mußte. Nur die Gräber und schwache Erinnerungen der Bevölkerung zeugen noch von Krones und Genährs Wirksamkeit in Hoan.

Vermutlich würde nach Genährs Tode Missionar Krolczyk sich in Hoan niedergelassen und die Thätigkeit des verstorbenen Bruders fortgesetzt haben, wenn er nicht selbst etliche Monate vorher sich ein ganz neues Arbeitsfeld ausersehen hätte, nämlich die große Handelsstadt Shiklung oder Shäklung am Ostfluß im Kreise Tungkun. Auf seinen vielen Reisen, durch Gehilfen und durch Freunde, hatte er hier Verbindungen angeknüpft, hatte durch Heilungen sich einen Teil der Bevölkerung geneigt gemacht, dann im Sommer 1863 einen Gehilfen hineingesandt, der ein Haus mieten und alle Vorbereitungen treffen sollte, und hatte im November desselben Jahres selber seinen Einzug gehalten. Ein ehemaliges Bordell verwandelte er in ein Wohnhaus, Kirche und Schule, heilte viele Kranke, erteilte unentgeltlichen Unterricht, und faßte mittels seiner vier Gehilfen, samt Lehrer und Thürhüter ziemlich bald festen Fuß in der Stadt, so daß er vor Verfolgungen gesichert blieb. Die ersten Jahre war er selber überhaupt nicht viel zu Hause, sondern meist auf Missionsreisen. Bald begleitet er den Missionar Graves, bald den Bibelkolporteur Wylie, bald den Missionar Lechler, jetzt erforscht er den Westfluß, jetzt den Ostfluß oder die Umgegend von Makao, unermüdlich besucht er die Dörfer und Städte im Rheinischen Missionsgebiet, und sucht neue Stationsorte zu gewinnen. Durch vielfache Erfahrung hatte er sich eine besondere Reisepraxis ausgebildet. Durch große Anschlagzettel oder Verteilung von Bogentraktaten, wie er sie nannte, wußte

er sofort beim Eintritt in eine Stadt oder Dorf den Bewohnern seine Person und Stellung und den Zweck seines Kommens klar zu machen. In einer Pagode oder Ahnenhalle nahm er seinen Wohnsitz. Dort wurde das ärztliche Empfangszimmer eingerichtet. Gewöhnlich erfolgte ein großer Zudrang von Leuten, die geheilt sein wollten und von Neugierigen. Einige seiner Gehilfen mußten Ordnung halten, andere beim Bereiten der Medikamente behilflich sein. Vor und nach dem Heilen wurde gepredigt, zum Schluß Traktate verteilt. Darnach folgten Besuche, Privatansprachen und Disputationen. War keine Zeit da, um einen längeren Aufenthalt zu machen, so wurde vom Schiff aus oder von der Straße aus ein erhöhter Punkt erstiegen. Die Gehilfen mußten den Anfang machen mit der Verkündigung des göttlichen Worts und Krolczyk mit seiner mächtigen Stimme machte gewöhnlich den Schluß. Unzählige Mühseligkeiten und Gefahren hatte er auf diesen Reisen zu bestehn. Beraubt und geplündert wurde er oft genug, mehrmals ging's ihm fast ans Leben. Der verräterische Ueberfall bei den zwölf Felsendämmen (siehe „Berichte" 1865 Nr. 11) gehörte zu dem Schmerzlichsten und Grausamsten, was er in dieser Art zu bestehen hatte. Aber auch noch im Jahre 1868, als die Reisen schon nicht mehr so häufig waren, als Krolczyk soeben seine Frau heimgeführt (die Witwe des Bruder Genähr), erlebte er mit ihr auf dem Flusse einen räuberischen Ueberfall, der ihnen leicht das Leben hätte kosten können. Im ganzen aber war die Periode der großen und vielen Reisen des Bruder Krolczyk mit dem Jahr 1865 abgeschlossen. Von da an wandte sich seine Thätigkeit vorzugsweise der Leitung der Station und schriftstellerischen Aufgaben zu. Er verfaßte mehrere wissenschaftliche Werke in chinesischer Sprache, gründete eine allgemeine Konferenz mit einer Anzahl englischer und deutscher Missionare, hielt abwechselnd mit ihnen wissenschaftliche Vorträge vor einem gemischten Publikum in Kanton, arbeitete mit etlichen delegierten Amtsbrüdern eine neue Bibelübersetzung aus, und war, wenn nicht seine körperliche und geistige Rüstigkeit zuweilen durch Krankheit unterbrochen wurde, immer ein anregendes und treibendes Element im missionarischen Kreise. Immerwährend war er geschäftig, die chinesische Mission gegen jedermann zu vertreten, durch Zuschriften und Aufrufe das Interesse für China in immer weiteren Kreisen zu erwecken, und die Freunde Chinas zu regerer Beteiligung zu treiben. Der Plan, die wilden Bergbewohner, von den Chinesen Miautsz genannt, in der Provinz Kwangsi zu besuchen, den Krolczyk jahrelang mit einem reichen Engländer vorbereitet hatte, wurde endlich 1869 ins Werk gerichtet. Er brachte einen dieser Bergbewohner mit sich nach Shäklung, um ihn dort zu unterrichten und zu taufen, und dann als Prediger des Evangeliums zu seinen Landsleuten zurückzusenden, aber einen Erfolg hat dieser Versuch nicht gehabt.

Schon im Jahr 1864 hatten die Missionare Louis und Krolczyk zwei andere Punkte auf ihren Predigtreisen besucht und als künftige Stationen ins Auge gefaßt, nämlich die See- und Militärstadt Fumun, und die mächtige und reiche Kreisstadt Tungkun. In der

letzteren Stadt hielt es sehr schwer, festen Fuß zu fassen. Die Bewohner von Tungkun waren allgemein als ein übermütiges, gewaltthätiges und den Fremden feindliches Geschlecht bekannt. Nur der Bekanntschaft mit einem reichen Chinesen in Tungkun, der ihn zum Predigen und Heilen in sein Haus einlud, verdankte Krolczyk die Möglichkeit, das Terrain etwas genauer zu rekognoszieren, worauf er den Gehilfen Li hinsandte, um sich dort niederzulassen und die Predigt fortzusetzen. Allein Li konnte in Tungkun nicht zurecht kommen, und der Plan ward vorläufig wieder aufgegeben. Leichter ging es in dem nicht sehr entfernten Fumun; das Städtchen gehört mit dem unmittelbar daranstoßenden Taiping zusammen, in welchem unser Missionar Genähr in den Jahren 1848 und 1849 gewirkt hatte. War es noch eine Nachwirkung seiner Arbeiten und Gebete, oder war die Bevölkerung zugänglicher geworden als früher, jedenfalls fanden unsere Missionare keine wesentlichen Schwierigkeiten, als sie im Juli 1864 zwei Gehilfen und einen Kolporteur daselbst stationierten, und eine Schule für 21 Schüler aufrichteten. Im folgenden Jahre konnte Krolczyk sich bereits mehrere Monate in Fumun aufhalten, um drei Personen zur Taufe vorzubereiten und im Januar 1866 wurde die Station dem Missionar Faber übertragen, der sich auch sofort daselbst bleibend niederließ. Er war im April 1865 aus Deutschland angekommen, zusammen mit einem Kollegen, dem Bruder Hauff. Aber letzteren hatte die Seereise nicht so gestärkt und von seinem Brustleiden geheilt, wie man es erwartet hatte, er war schon wenige Monate darauf dem chinesischen Klima und seinem Lungenübel erlegen. Seine Stelle wurde erst zwei Jahre später durch den Missionar Nacken ersetzt. Faber hatte den Rest des Jahres 1865 sich auf den beiden Stationen Fukwing und Shäklung gründlich instrniert und begann nun im Jahre 1866 seine selbständige Arbeit in Fumun. Er hatte den fähigen Gehilfen Wong jün zur Seite, und fand von Anfang an großen Zulauf. An 50 Schüler fanden sich ein, die Gottesdienste wurden gut besucht, es schien Mode zu werden, die Predigt des fremden Lehrers zu hören, und ihn in seinem Hause zu sprechen. So oft der junge Fremdling nach längerer Abwesenheit auf seine Station zurückkam, schien sich der Zudrang noch zu verstärken. Besonders mit der vornehmen Welt, mit den Mandarinen, wußte Faber gut umzugehen. Der höchste Mandarin erließ sogar eine Proklamation an das Volk, um die Person des Missionars seinem Schutz zu befehlen und seine Lehre zu loben. So war auch unter den vier Erstlingen, die er am 17. Januar 1869 taufen durfte, eine Mandarinsfrau, welcher der Missionar das Zeugnis ausstellte, daß er vom ersten Augenblick bei ihr den Eindruck empfangen habe, daß sie eine gnadenhungrige Person sei, und daß es ihr aufrichtig um das Heil ihrer Seele zu thun sei. Durch sie wurde auch ihr Mann, der übrigens bald hernach Amt und Stelle verlor, und seine zweite Frau ebenfalls dem Missionar zugeführt und schienen nicht fern vom Reiche Gottes. In Taiping, Genährs verlassenem Stationsorte, wurde eine Nebenstation errichtet Die mit Fumun ebenfalls verbundene Neben-

station Amha war nicht ergiebig. Dort wüteten unablässige Fehden der Dörfer und Stämme untereinander. Die patriarchalische Ordnung des chinesischen Gesamtstaates geht sichtlich immer mehr zu Grunde.

Einen besondern Eindruck von der Zügellosigkeit der rohen Volkshaufen und der Leichtigkeit, mit der sie zum Haß gegen die Fremden (Christen) gereizt werden, sollte der Missionar Nacken in Tungkun bekommen. Er hatte anfangs auf den Stationen Fukving und Shäklung vikariert und war dann zur Seite des Missionars Faber auf Fumun stationiert. Da inzwischen in der schon erwähnten Kreisstadt Tungkun die Aussichten sich bedeutend gebessert hatten, eine Familie getauft war, und der Gehilfe Wong jün ein Haus gefunden hatte, welches zum Gottesdienst und zum Versammlungslokal diente für diejenigen, welche christlichen Unterricht begehrten, so wurde die weitere Pflege der Mission in Tungkun den Missionaren in Fumun, und speziell dem jungen Bruder Nacken übertragen. Er kam häufig dahin, hielt sich längere Zeit dort auf, um die Verhältnisse gründlich zu studieren. Er wohnte dann in einem Hinterstübchen des Gehilfenhauses, und erteilte fünf Männern und zwei Frauen Taufunterricht. Die Zahl vermehrte sich noch etwas und am zweiten Adventsonntag 1869 konnte Nacken zehn Personen in den Tod Jesu taufen. Das Werk des Herrn schien raschen Schrittes voran zu gehen. Mit Anfang des Jahres 1870 bildeten bereits acht andere Personen die Klasse der Taufbewerber. Aber jetzt schwieg die Feindschaft nicht länger. Einige angesehene Personen hatten das Eindringen des Fremden und den Uebertritt der Volksgenossen zum Christentum („zu der schlechten Lehre der Fremden") sehr übel empfunden, und eine wilde Bande aufgehetzt, die vornehmsten der kürzlich getauften Christen zu mißhandeln und auszutreiben. Der Missionar wandte sich an den Mandarin, dieser erließ eine Proklamation, „daß alle, welche die heilige Lehre Jesu verkündigen oder ihr folgen, nicht belästigt werden dürfen", aber der aufgestachelte Pöbel zerriß die Proklamation und stürzte am 6. Mai 1870, es war Sonntag, während der Predigt, mit blanken Messern in das Haus des Gehilfen, raubte, plünderte, zertrümmerte die Möbel, stahl Thüren, Fenster und Fußbodenbretter, stieg aufs Dach und warf die Ziegeln herunter — kurz das Haus ward völlig demoliert. Glücklicherweise hatte die Gemeinde mit ihrem Prediger entfliehen können; einige bis zur etwa drei Stunden entfernten Station Shäklung hin. Aber auch dort wurde eine Rotte in Bewegung gesetzt, und das Missionshaus daselbst sollte ebenfalls spoliert werden. Es scheint nämlich, daß unter den Gelehrten und Titelmännern der Provinz eine geheime Verbindung bestanden habe, die Fremden, sonderlich die Missionare bei dem Volk zu verleumden und die Wut des großen Haufens gegen sie aufzuregen. Plötzlich, an allen Orten, hörte man ein Geschrei: die Fremden vergiften unsere Brunnen: sie werfen ein teuflisches Pulver hinein, und wer dann von dem Wasser trinkt, der erkrankt und schwillt auf und kann nicht anders gesund werden, als wenn er sich den Fremden ergiebt und ihre Lehre annimmt. Man mochte nun thun und sagen, was man wollte, um

diesen Unsinn zu widerlegen, es war alles vergebens. Das wütende Volk fiel bald hier bald da über einen Christen her, der, wie es hieß, von den Fremden ausgeschickt sei, das Gift in die Brunnen zu tragen, und ermordeten in Shäklung eine arme katholische Frau vor den Augen der Mandarinen. Diese selbst, sowohl Militär- als Zivilmandarinen waren voll Furcht und Schrecken, wagten es nicht, sich dem wilden Haufen zu widersetzen oder die Missionare zu beschützen, sondern rieten ihnen zur schleunigen Flucht bei Nacht und Nebel. Sowie aber die Missionare den Rücken gewendet, wurde auch in Shäklung das Missionshaus ausgeraubt und zerstört. Missionar Faber in Fumun war am wenigsten bedroht und konnte, da er unverheiratet war, es wagen, an seinem Ort zu bleiben. Auch Missionar Louis konnte bald nach seinem Fukwing zurückkehren, und Missionar Nacken wurde nach einigen Monaten sogar von den Mandarinen selbst in feierlicher Begleitung in Tungkun wieder eingeführt, auch wurde eine bedeutende Entschädigung von Staatswegen für die geraubten und zerstörten Sachen gezahlt. Aber die Station Shäklung konnte nicht wieder aufgenommen werden, Missionar Nackens Gesundheit blieb gebrochen, und die Missionsarbeit hatte einen schweren Schlag bekommen, denn das Vertrauen der Leute zu dem Wohlwollen und den guten Absichten der Missionare war für lange Zeit dahin. Kam es auch nicht zu weiteren Thätlichkeiten, so blieb doch eine bittere und feindselige Stimmung gegen die Fremden bei dem Volk zurück. Ob der bald hernach erfolgende plötzliche Tod des eifrigen Missionars Krolczyk mit diesen Vorgängen in Verbindung stand, mag dahingestellt bleiben. Er konnte in Hongkong, wohin er mit den meisten Missionaren gezogen war, die frühere Kraft und Frische nicht wiedergewinnen, und am 30. August 1872 machte ein Gehirnschlag seinem thätigen Leben schon im 46. Jahre ein Ende. Ein neu ausgesandter Bruder, Missionar Dilthey, war gleich nach der Zerstörung der Stationen nach China gekommen (Oktober 1871) und hatte auch an dem Sterbebette des Missionar Krolczyk gestanden. Nachdem er sich der Sprache einigermaßen bemächtigt, zog er zu Missionar Faber nach Fumun, und nahm sich auch der Station Tungkun nach Kräften an. Zwar hatte Missionar Nacken seine Thätigkeit dort nicht fortsetzen können, aber er hatte einen Gehilfen in Tungkun stationiert, und von Zeit zu Zeit kam einer der Missionare dorthin, um zu predigen und zu taufen und sich der wenigen Christen seelsorgerlich anzunehmen. Die Arbeit ruhte also nach Krolczyks Tode zunächst ganz auf den Missionaren Louis in Fukwing und Faber und Dilthey in Fumun. Faber arbeitete damals seine Predigten über das Evangelium Markus aus, welche unter den chinesischen Christen sehr beliebt wurden und eine weite Verbreitung fanden. Darnach fing er an, die alten chinesischen Klassiker (Confucius, Mencius, Micius, Licius u. s. w.) mit christlichen Anmerkungen herauszugeben, dazu verfaßte er eine große Menge Traktate und anderweitiger Schriften, so daß seine Leistungsfähigkeit durch diese Arbeiten fast erschöpft wurde. Dilthey, der sich 1873 verheiratet hatte, übernahm dagegen den größten Teil der Stations-

arbeiten, Unterricht und Seelsorge. Nur stellte sich leider bald heraus, daß sein Körper einer großen Schonung bedürfe, und dasselbe war anfangs auch bei seiner Frau der Fall. Die langen schweren Krankheiten, welche unsere Missionare in China immer aufs neue durchmachen mußten, und der geringe Erfolg ihrer Arbeit hatten der Deputation schon öfter den Gedanken nahe gelegt, die sehr kostspielige China-Mission ganz aufzugeben. Statt dessen sollte sie eine Erweiterung erfahren, denn im Jahre 1873 wurde ein Vertrag mit den Chinavereinen in Berlin und Stettin abgeschlossen, wonach deren Missionare und Stationen in China an die Rheinische Mission abgegeben wurden. So begann also auch für unsre China-Mission eine ganz neue Zeit

Ende des ersten Teils.

Zweiter Teil

(seit 1874).

1. Häusliche Angelegenheiten.

Statutenänderung.

Die neue Zeit, welche nach dem großen französischen Kriege für unser Vaterland anbrach, hat auch auf unser Missionswerk vielfach umgestaltend eingewirkt. Die veränderte Verfassung brachte eine veränderte Gesetzgebung, die altgewohnten Ordnungen in Kirche, Staat und Volksleben schwanden vor den im Reichstag und Landtag beschlossenen neuen Ordnungen eine nach der andern dahin. Nach allen Seiten mußte man sich anders einrichten. Die Unbefangenheit, wonach man alles thun durfte und that, was nicht ausdrücklich verboten war, hörte auf; jedem wurde das Maß seiner Rechte sorgfältig abgewogen und gesetzlich festgestellt. Die Missionsgesellschaft bekam diese Wirkungen der neuen Zeit bald genug zu empfinden. Die freiwillige Liebesthätigkeit des einzelnen Missionsfreundes, das Kollektieren der Vereinsglieder, die Versammlungen der Missionsfreunde wurden unter genaue Kontrolle gestellt, und je weiter der Kulturkampf gegen die katholische Kirche seinen Fortgang nahm, desto stärkere Beschränkungen wurden der evangelischen Christenheit auferlegt. Dazu kam ein andres. Durch die Milliarden der französischen Kriegsentschädigung war das Gründertum der Schwindelperiode groß gezogen. An allen Enden wurden neue Aktiengesellschaften errichtet, und es schien fast, als wenn das Schema der Statuten derselben das allein gültige werden sollte für alle Gesellschaften, ob sie auch noch so weit von den Zwecken und Zielen der Aktiengesellschaften entfernt waren. So ging es auch der Missionsgesellschaft, wenigstens bei den Juristen. Zwar hat ja sonst das Missionswerk mit Juristen nicht viel zu thun, aber grade zwischen den Jahren 1870 und 74 geschah es, daß wegen verschiedener Schenkungen, Hypotheken und sonstigen Geldangelegenheiten von der Deputation mehrfach notarielle Erklärungen abgegeben werden mußten, und dabei zeigte sich, daß die fünf einfachen Paragraphen der alten

Statuten vom Jahr 1829 von den Rechtsgelehrten nunmehr für völlig unzureichend erklärt, ja daß der Missionsgesellschaft sogar der Besitz der Korporationsrechte bestritten wurde. Anfangs glaubte die Deputation diese Schwierigkeiten leicht überwinden zu können, allein je mehr sie sich auf ihre durch vier Jahrzehende unbeanstandet geübten guten Rechte berief, desto hartnäckiger wurde der Widerstand der Gesetzesmänner, so daß die Deputation sich endlich doch genötigt sah, zu einer Revision und Vervollständigung ihrer Statuten zu schreiten.

Die Deputation bestand im Jahre 1874 außer den beiden Inspektoren (Dr. Fabri und L. v. Rohden) aus neun Personen. Es waren die Pastoren Krafft und Rinck von Elberfeld, Klett und Arnold von Barmen und Siebold von Schildesche, ferner aus den Herren Wesenfeld, Dörr, Frickenhaus und C. F. Klein, welcher letzterer seit kurzem das Präsidium führte. Nach dem vielbeklagten Tode des ersten Präses J. Keetman († 1865) hatte nämlich sein Freund E. W. Müller den Vorsitz geführt, bis auch er 1873 abgerufen wurde; dann war Herr Klein an seine Stelle getreten. Somit war von den alten Gründern und Säulen der Gesellschaft eigentlich niemand mehr übrig geblieben. Auch der alte Herr Barthels-Feldhoff ging in eben dem Jahre 1874 als ein Achtzigjähriger heim, und nur noch Herr Frickenhaus, der 1837 in die Deputation getreten war, erlebte als jugendlicher Greis noch die Umgestaltung der bisher so frei und unbehindert sich bewegenden Gesellschaft. Man konnte es den älteren Freunden der Rheinischen Missionsgesellschaft in der That nicht verdenken, daß sie gegen die Aufstellung solcher Statuten, welche nach der Form der Aktiengesellschaftsstatuten zugeschnitten werden sollten, die stärksten Bedenken hatten. Bisher sollte alles im Glauben geschehen, auch das vor Menschenaugen Unzweckmäßige, jetzt sollte das von Menschen gemachte Gesetz entscheiden; bisher galt in der Mission der am meisten, und derjenige Verein hatte den Vorrang, welcher vom größten Liebesdrang erfüllt, die stärksten Liebesopfer brachte in Gebet und Gaben und in rühriger Wirksamkeit für die Interessen der Mission, von jetzt an sollte nur das Geld nachgezählt, und wer am meisten in die Kasse lieferte auch die größten Rechte haben. Gewiß fühlten sämtliche Mitglieder der Deputation das Unerfreuliche ja Unwürdige dieses Wechsels, aber hier hieß es, schicket euch in die Zeit. Man konnte eben nicht anders. So wie man daranging, die Statuten in eine juridisch unanfechtbare Form zu bringen, erhoben sich sogleich die Fragen: welches sind die Befugnisse der Deputation, welche des Präses, welche des Inspektors, wie wird die Deputation zusammengesetzt, welches sind die Rechte der einzelnen Vereine, welches die der Generalversammlung? So kam man von einem Paragraphen zum andern und die befreundeten Juristen, die zu Rate gezogen wurden, vermißten immer noch dies und das. Zufällig war der Inspektor Fabri grade damals genötigt, einige Zeit in Berlin zu verweilen (Ostern 1872) und benutzte diese Gelegenheit zu einer eingehenden Verhandlung mit dem Justitiarius im Kultusministerium. Auf diese Weise wurden wenigstens die Grundzüge des neuen Statuten-

entwurfs festgestellt. Diese Grundzüge wurden dann in mehrfachen Sitzungen der Deputation ergänzt und durchberaten, und man kam nach längeren Erörterungen darin überein, daß künftig die Generalversammlung aus einer beschränkten Zahl teils frei gewählter Vertrauensmänner, teils von den Hilfsvereinen präsentierter Mitglieder zusammengesetzt, und daß als Hilfsvereine nur diejenigen anerkannt sein sollten, deren Statuten ausdrücklich von der Deputation bestätigt wären, und die ihre Einnahmen regelmäßig an die Rheinische Missionskasse ablieferten. Eine besondere Schwierigkeit war es, zu bestimmen, welche Hilfsvereine und in welcher Reihenfolge berechtigt sein sollten, Deputierte zur Generalversammlung zu schicken. Einige meinten, alle ohne Ausnahme, andere meinten, daß die alten historisch beglaubigten Vereine den jüngeren vorgehen sollten; schließlich aber kam es doch darauf hinaus, daß die Höhe des jährlichen Beitrags nach einem Durchschnitt von sechs Jahren darüber entscheiden müsse, ob die Vereine zwei oder einen oder gar keinen Deputierten zur Generalversammlung entsenden dürfen.

Es dauerte lange bis man sich über alle Einzelheiten geeinigt hatte. Gleich nach Ostern 1873 wurde eine Generalversammlung berufen, um deren Genehmigung zu dem neuen Statutenentwurf einzuholen, darnach gelangte derselbe zur Begutachtung an das Ministerium, mußte auf dessen Verlangen nochmals verändert werden, bis dann schließlich im Herbst 1874 die königliche Genehmigung erfolgte. Es war wirklich die höchste Zeit. Schon seit ein paar Jahren schwebten allerlei Verhandlungen mit den städtischen und den Provinzialbehörden, und man hatte dieselben hingehalten mit dem Versprechen, daß demnächst die revidierten Statuten der Gesellschaft fertiggestellt und dadurch die Rechte der Gesellschaft ins klare gebracht sein würden. So war schon seit 1871 verhandelt mit der Rheinischen Eisenbahngesellschaft, welche einen Teil des Missionseigentums in Anspruch nahm, und unmittelbar hinter dem Garten des Missionshauses einen hohen Damm und Bahnhof baute. Alle Schritte, die bei den Regierungsbehörden gethan wurden, um die Schädigung des Missionshauses auf ein möglichst geringes Maß zurückzuführen, erwiesen sich als vergeblich, ebenso wenig gelang es eine so bedeutende Abfindungssumme zu erzielen, daß eine Verlegung des Missionshauses ins Auge gefaßt werden konnte. Erst als die neuen Statuten in Kraft getreten waren, konnte die Auseinandersetzung mit der Eisenbahngesellschaft zu einem Abschluß gelangen.

Das erste was geschehen mußte, um die Rheinische Missionsgesellschaft auf die durch die revidierten Statuten geschaffene neue Grundlage zu stellen, war die Registrierung sämtlicher ihr angehöriger Hilfsvereine. Im Laufe der Jahre waren manche Vereine, die früher sehr thätig gewesen waren, wieder eingeschlafen, oder nachdem ihr bisheriger Leiter seinen Platz verlassen hatte, völlig zu Grunde gegangen, besonders in der katholischen Diaspora des linken Rheinufers. Auf die neue Anfrage, ob sie noch ferner als Hilfsvereine der Rheinischen Missionsgesellschaft angesehen sein wollten, erklärten

sich zunächst 40 Vereine dazu bereit. Später wurden noch ein paar neue Vereine angemeldet, so daß die Zahl auf 45 stieg. Von diesen fielen 29 auf die Rheinprovinz und acht auf Westfalen. Der große Unterschied erklärt sich daraus, daß in Westfalen fast nur große und vielgegliederte Verbindungen (Gesellschaften) bestehen, die zum Teil eine Reihe von Synoden umfassen, wie z. B. in Mark und Ravensberg, während in der Rheinprovinz sich manche Vereine nur auf eine einzelne Stadt oder einzelne Gemeinden beschränken. Die Summe der Gaben aus beiden Provinzen pflegt ziemlich gleich zu sein. Außerhalb derselben bestehen noch Rheinische Hilfsvereine in Thüringen (5), im Wetzlarschen in Nassau und in Holland (Amsterdam). Dieser letztere, als im Ausland domizilierend, sollte nicht in das Verzeichnis der Hilfsvereine aufgenommen werden, erhielt aber das Recht, seine Vertreter in die Generalversammlung zu schicken, und da er sich anheischig machte, die Kosten der Rheinischen Mission auf Borneo allein aufzubringen, so wurde ihm seitens der Deputation bei allen wichtigeren Angelegenheiten der borneesischen Mission eine entscheidende Stimme zugestanden. Später traten die holländischen Freunde auch noch mit größeren Summen für die Rheinische Toba-Mission in Sumatra ein. Am seltsamsten nahmen sich die Namen Berlin und Stettin in dem Verzeichnis der Rheinischen Hilfsvereine aus. Diese beiden Missionsvereine hatten nämlich bis 1872 in Verbindung mit einigen anderen Vereinen in den östlichen Provinzen eine selbständige Missionsgesellschaft für China gebildet. Da sie aber nicht imstande waren, ihre Missionare und Stationen in China selbst zu unterhalten, so suchten sie Anschluß an eine ältere aussendende Missionsgesellschaft. Fast wider Willen wurde Barmen durch eine Reihe besonderer Umstände genötigt, sich der Sache anzunehmen und für diese Berliner Mission in China Sorge zu tragen. Die Geldmittel sollten auch ferner noch zum weitaus größten Teil von den östlichen Vereinen aufgebracht werden. Aber diese Vereine lösten sich auf oder waren soweit eingeschlafen, daß mehrfache Versuche, sie wieder aufzufrischen, erfolglos blieben. Nur Berlin und Stettin blieben übrig, und diese wurden nun bei Ausarbeitung der neuen Statuten mit in die Reihe unsrer Hilfsvereine aufgenommen, erhielten auch das Recht, Deputierte zur Generalversammlung zu schicken, nämlich Divisionspfarrer Hachmeister oder Pfarrer Diestelkamp in Berlin und Superintendent Hildebrandt in Stettin. Letztere Herren haben auch von diesem Recht in einzelnen Fällen Gebrauch gemacht, doch blieb die Verbindung im ganzen eine so lose, war auch in sich selbst so wenig naturgemäß und den bestehenden Verhältnissen entsprechend, daß beide Teile zufrieden waren, als 1882 die Verbindung sich löste und die beiden genannten Hilfsvereine wieder ausschieden.

Besonders ungünstig waren bei der neuen Organisation die beiden alten Stammgesellschaften Köln und Wesel gestellt. Man erinnert sich, daß durch den Zusammentritt von Barmen und Elberfeld mit Wesel und namentlich mit Köln die Rheinische Missionsgesellschaft im Jahre 1828 gegründet wurde. Damals erstreckten sich die Verbindungen der beiden letztgenannten Vereine durch die ganze Rhein

provinz. Nach Köln und nach Wesel wurden von weit und breit die Missionsbeiträge eingesandt und erst durch ihre Vermittlung gelangten sie ins Missionshaus. Sie hatten sogar das Recht gehabt, selber ein Mitglied der Deputation zu wählen, und in allen entscheidenden Fragen ihr Votum geltend zu machen. Jetzt sollten sie diese Stellung verlieren. Im Laufe der Zeit hatte sich ein Kreis nach dem andern von ihnen abgelöst und selbständige Missionsvereine gebildet, so daß von den beiden früher so ausgebreiteten Muttergesellschaften nur der Stamm übrig blieb, und sowohl der Kölner als der Weseler Hilfsverein sich kaum über seine Stadtmauern hinauserstreckte. Infolge dessen waren ihre Beiträge zur Missionskasse sehr tief gesunken, selbst unter die Grenzlinie hinunter, welche für das Recht einer Vertretung in der Generalversammlung gezogen war. Die Deputation hatte zwar sofort in der Erkenntnis dieses Uebelstandes von ihrem Recht Gebrauch gemacht, und bei der Wahl der sogenannten Vertrauensmänner dafür gesorgt, daß auch Vertreter aus Köln und Wesel in die Generalversammlung berufen wurden. Ebenso hatte sie es auch mit anderen ihr von alters her verbundenen treuen Hilfsvereine gemacht, deren Kräfte nicht hinreichten, um die erforderliche Beitragssumme aufzubringen. Allein man empfand das doch als eine Zurücksetzung. Wesel wollte sich anfangs ganz aus dem Verband der Rheinischen Missionsgesellschaft lösen, Tecklenburg drohte ebenfalls auszutreten, und unter denen, die selber an der Feststellung der Statuten mitgearbeitet hatten, gab es manche, die gern noch im letzten Augenblick alles wieder umgestoßen hätten, um zur unbeschränkten Freiheit der früheren Tage zurückzukehren. Indes der Zwang der veränderten Gesetzgebung und die bestimmten Forderungen der Behörden ließen keine Wahl. Auch die Opposition mußte sich schließlich überzeugen, daß man an den Statuten nicht mehr vorbei könne, und daß, wenn eine Abstufung unter den Vereinen erforderlich sei, wirklich kein anderes Maß der Abschätzung übrig bleibe, als die Summe der jährlichen Beiträge. Durch die Statuten war nämlich bestimmt, daß diejenigen sechs Vereine, welche die höchsten Beiträge lieferten, je zwei Deputierte in die Generalversammlung wählen durften. Es ergab sich, daß dies Recht den Missionsgesellschaften von Barmen, Elberfeld, Mark und Ravensberg zufiel, ferner der Siegenschen und der Jülichschen Missionsgesellschaft. Dann folgten 18 Vereine, die je einen Deputierten zu wählen hatten: Ruhr, Duisburg, Dillkreis, Lennep, Weser, Bonn, Langenberg, Tecklenburg, Mörs, Mettmann, Saarbrücken, Kreuznach, Koblenz, Solingen, Düsseldorf, Neviges, Wied. Unter den letztgenannten ist jedoch ein mehrfacher Wechsel eingetreten, je nachdem die Beiträge zunahmen oder abnahmen. Da alle sechs Jahre die Durchschnittssummen der Beiträge aufs neue ermittelt wurden, so fielen immer etliche Vereine aus, während andere eintraten. So sind nach der letzten Feststellung (1887) noch die Aggersynode, Köln und Wetzlar-Braunfels als zu dieser Reihe gehörig, zu verzeichnen. Unter den freigewählten 18 Vertrauensmännern der Generalversammlung finden sich die Namen der beiden Generalsuperintendenten und etlicher

Professoren und Doktoren neben den Namen von einfachen Pfarrern und titellosen Geschäftsleuten, und es wäre schwer zu sagen, wessen Wort am meisten in den Beratungen zur Geltung kommt.

Die Befugnisse der Generalversammlung sind nach den neuen Statuten ziemlich mannigfach. Zunächst muß ihr alljährlich ein Rechenschaftsbericht über die finanzielle Lage der Gesellschaft, sowie über den Gang der Arbeit in der Heidenwelt erstattet werden. Sie hat die Mitglieder der Deputation zu wählen und hat das Recht, über alle Anordnungen der Deputation Auskunft zu verlangen. Ohne die Zustimmung der Generalversammlung kann die Deputation keine Aenderungen vornehmen, weder an dem Besitzstand, noch an den Anstalten, noch an den Arbeitsgebieten der Gesellschaft, und wenn ein neuer erster Inspektor gewählt werden soll, muß die Generalversammlung befragt werden. Dagegen die Auswahl, Beaufsichtigung und Leitung der Zöglinge und Missionare, sowie die Wahl der Lehrer und sonstiger Angestellten liegt zunächst in den Händen der Deputation. Durch die erste Generalversammlung im Jahre 1875 wurden die neun schon vorhin genannten Mitglieder der Deputation wiedergewählt und dazu noch die Herren Pastor Ohlhues von Duisburg, Th. Gundert von Barmen und Joh. Hermann von Elberfeld. Der letztgenannte verließ aber schon 1877 das Wupperthal, und es trat dann ein mehrfacher Wechsel ein, bis Pastor Ohly in Elberfeld in diese Stelle gewählt wurde. Der Hauptgegenstand der Beratung für die Generalversammlung von 1875 war übrigens ebenso wie für manche spätere Generalversammlung das Defizit in den Finanzen der Gesellschaft. Schon im Jahre 1869 hatte Inspektor Fabri eine Denkschrift über die Lage der Rheinischen Mission ausgehen lassen, welche konstatierte, daß es unmöglich sei, den Missionsunternehmungen draußen eine weitere Ausdehnung zu geben, ja auch nur das Bestehende fortzuführen, wenn nicht die Hilfsvereine sich zu größeren Leistungen aufrafften. Dann waren die Jahre 1870 und 71 gekommen mit ihrer Kriegsnot, wo alle sonstigen Bestrebungen zurücktreten mußten hinter dem einen Ziel, die Uebel des Krieges nach Möglichkeit zu mildern und zu heilen. Zwar hatte sich dann im Jahr 1872 die Einnahme, die in der Kriegszeit auf ca. 250 000 Mk. gesunken war, wieder gehoben auf 300 000 Mk.; aber sie hielt sich nicht auf dieser Höhe und da die Bedürfnisse sich steigerten, so wuchs das Defizit von Jahr zu Jahr, und darum lag der Generalversammlung wie schon gesagt die ernste Frage vor: wie können wir unsere Einnahme vermehren und mit unserer Ausgabe in Einklang bringen. Die Generalversammlung „erkannte es ihrerseits als eine heilige Verpflichtung an, zur Deckung des Defizits alle ihr zu Gebote stehenden Mittel in Bewegung zu setzen, sowie nicht minder eine stetige Vermehrung der jährlichen Einnahmen sich ernstlich angelegen sein zu lassen." Es ist auch wirklich in den nächstfolgenden Jahren etwas geschehen. Die Einnahmen hoben sich wieder und das Defizit verringerte sich etwas, aber es fehlte viel, daß es getilgt worden wäre. Erst im Jahre 1884, infolge eines neuen Aufrufs, schloß die Jahresrechnung mit einem geringen Ueberschuß ab.

Missions-Handelsgesellschaft.

In dem § 4 der revidierten Statuten, wo von den Einnahmen der Rheinischen Missionsgesellschaft die Rede ist, war neben den Kollekten, Geschenken, Vermächtnissen und sonstigen Gaben auch besonders genannt „die statutgemäße Hälfte der Superdividende der Missions-Handelsgesellschaft zu Barmen“; und in den Jahresrechnungen finden wir seit 1872 verschiedene Summen, die von der genannten Gesellschaft an die Missionskasse abgeliefert sind: 4200 Mk., 10 800 Mk., 7200 Mk. u. s. w. Im Jahre 1875 waren es wieder 10 800 Mk.; aber in den folgenden Jahren verschwindet dieser Posten. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Die seit 1864 im Damraland gegründete Kolonie deutscher Arbeiter (Schmiede, Wagenmacher, Schreiner, Landbauer, S. 91) hatte ihre Ziele keineswegs erreicht. Sie wollte die Schwarzen an Fleiß und Thätigkeit gewöhnen und sie zur Arbeit erziehen, indem die Kolonisten die jungen Burschen als Lehrlinge in Dienst nahmen, um sie zu tüchtigen Handwerkern und Bauern auszubilden. Aber dazu hatten die jungen schwarzen Herren gar keine Lust. Wozu arbeiten, da das Müßiggehen hinter dem Vieh viel bequemer war? Wozu sich in den Dienst und unter den Zwang eines Weißen stellen, da sie doch als freie Leute thun konnten, was ihnen beliebte? Wozu sich an eine feste Stelle binden, da sie doch gewöhnt waren umherzuschweifen landauf und ab? Dazu stellte es sich bald genug heraus, daß die Deutschen in dem glühend heißen, trocknen Lande selbst kein schweres Handwerk treiben können, wenigstens nicht auf die Dauer. Einer nach dem andern erkrankte und mußte von Amboß, Hobelbank u. s. w. zurücktreten. Um doch nicht müßig zu sein, beteiligten sie sich am Handel. Damals war es noch eine günstige Zeit, und fremde Handelsleute zogen mit ihren Ochsenwagen durchs ganze Land, kauften die schönsten Straußenfedern und wertvolles Elfenbein und bezahlten es mit ziemlich wertlosen Kleiderstoffen, Kaffee und — Branntwein. Geld kannten die Schwarzen kaum, und bei dem Tauschhandel hatten die europäischen Kaufleute doppelten Gewinn. Aber sie brachten auch doppelten Schaden. Nicht bloß gewöhnten sie die Eingeborenen an schädliche Genußgegenstände, vor allem an den verderblichen Branntwein, sondern sie gaben ihnen vielfach ein schlimmes Exempel mit Fluchen, Saufen, Huren, Spielen und was sonst zu dieser Kategorie gehört. Dagegen waren nun freilich die Kolonisten auf den Missionsstationen Muster von Sittlichkeit. Weil sie aber den bösen Einfluß der fremden Händler nicht wohl anders beseitigen konnten, als indem sie selbst auch im Lande umherfuhren und kauften und tauschten, so kamen sie schließlich ebenfalls zum Handeln, richteten Warenmagazine (Stores) auf, beluden ihre Wagen mit Eisengerät, Kleiderstoffen und Nahrungsmitteln und setzten es gegen Vieh, Federn und Elfenbein ab, wie andere Händler auch. Nur Branntwein führten sie nicht. Dieser Handel warf ziemlich bedeutenden Gewinn ab, und floß ganz in die Missionskasse.

Aber es erhoben sich alsbald die Stimmen vieler Missionsfreunde gegen eine solche Verbindung von Handel und Mission.

Freilich ein klein wenig waren unsere afrikanischen Missionare schon von Anfang an Handelsleute gewesen. Es war ja kein Geld im Lande; wenn sie also für ihren Bedarf ein Stück Schlachtvieh kaufen wollten, mußten sie es eintauschen gegen ein Stück Zeug, und mußten den Arbeiter, der ihnen im Haus oder Garten geholfen hatte, bezahlen mit einem Messer oder Hacke oder des etwas. Das ließ sich nicht ändern und war auch weiter nicht auffallend. Aber als nun Missionar Hugo Hahn in Damraland berichtete von dem Handelsgeschäft der Kolonisten, und verlangte, man solle ihm einen gewiegten Kaufmann schicken, der die Leitung des ganzen Betriebes übernähme und der Sache noch eine größere Ausdehnung gäbe, da schüttelten doch manche warme Missionsfreunde die Köpfe und sagten: der Missionar soll kein Handelsmann sein, Evangelium predigen und feilschen um den Kaufpreis, das will sich nicht miteinander reimen. Grade um solcher Stimmen willen, die ja nicht ohne Berechtigung sind, beschloß die Deputation nicht, wie Hahn es wünschte, einen Kaufmann nach Otjimbingue zu senden, welcher als Glied der dortigen Missionskolonie der Missionsleitung unterstellt wäre und nur für die Mission arbeitete; sondern sie wollte vielmehr einen Ernst damit machen, den Handel ganz von der Mission zu trennen, und veranlaßte deshalb die Bildung einer ganz neuen selbständigen Gesellschaft, einer „Aktiengesellschaft für Handel in den Arbeitsgebieten der Rheinischen Mission", oder wie sie dann kürzer genannt wurde: Missions-Handelsgesellschaft. Diese Gesellschaft hatte ihren besonderen Vorstand, ihre Statuten, ihren Geschäftsführer, kurz ihren völlig selbständigen Wirkungskreis, aber weil sie aus den Vorarbeiten der Mission und der Hilfe der Missionare bedeutenden Vorteil zog, so sollte sie einen Teil ihres Reingewinnes in die Missionskasse geben; und damit die Mission durch sie nicht moralischen Schaden leide, mußte sich die Handelsgesellschaft verpflichten, nur ernst gesinnte christliche Leute hinauszusenden, die das Wohl der Farbigen im Auge hätten und mit den Missionaren in herzlichem Einvernehmen blieben. So begann nun die Handelsgesellschaft ihre Operationen im Damraland und schickte nacheinander die jungen Kaufleute Comrath und Wilh. Eich und Heinr. Kleinschmidt hinaus, denen später noch mehrere teils Handelsleute teils Handwerker folgten. Hiermit war aber der Vater der Damramission, Missionar Hahn, durchaus nicht zufrieden. Man hätte denken sollen, weil er selbst ja den Handelsbetrieb der Kolonisten auf Otjimbingue für notwendig erkannte und auf die Sendung eines Kaufmanns gedrungen hatte, so würde er jetzt völlig befriedigt sein. Aber das Gegenteil war der Fall. Er wollte den Kaufmann und den gesamten Handelsbetrieb ausschließlich unter die Oberleitung der Missionare gestellt sehen, und der gesamte Nutzen sollte der Mission zu gute kommen. Aber eine selbständige Handelsgesellschaft, die ihre eigenen Zwecke und Ziele hatte, und vor allen Dingen selber einen Gewinn machen wollte — die wies er weit von sich. Er protestierte gegen die Einführung eines solchen fremden Elements in die Missionsgebiete, speziell ins Damraland, und als sein Protest nicht beachtet wurde, erklärte er seinen Austritt, löste

die Handwerkerkolonie auf und stellte es jedem der Kolonisten frei, wohin er gehen und wie er für seinen Unterhalt sorgen wolle. Trotz mehrfacher Versuche, ihn noch länger im Lande zu halten, nahm er am 14. Februar 1873 von seiner Gemeinde und vom Lande Abschied und kehrte mit den Seinigen nach Deutschland zurück. Er ist zwar 1874 nochmals nach Afrika gegangen, aber nicht mehr als Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft, sondern als Prediger einer deutschen Gemeinde in Kapstadt.

Dies alles war also vorausgegangen als im Jahre 1874 die Bestimmung in die neuen Statuten aufgenommen wurde, daß zu den regelmäßigen Einnahmen der Missionskasse auch die Hälfte des Reingewinns der Missionshandelsgesellschaft gehören solle. Aber es war auch noch etwas anderes vorausgegangen. In Bandjermasin auf Borneo wohnte neben den Missionspredigern auch ein Missionsbuchdrucker Dietrich. Er war schon 1851 nach Borneo gesandt, und als durch den großen Aufstand im Jahre 1859 seine Druckerei auf eine Reihe von Jahren nahezu stillgestellt wurde, versuchte er es mit einem kleinen Handelsgeschäft, zuerst in Papier und Schreibmaterial, dann kamen allerlei andre Artikel hinzu, und zuletzt wurde es ein förmlicher Toko, ein großer Kramladen in dem alle häuslichen Bedürfnisse zu kaufen sind. Das Geschäft ging gut und trug seine Zinsen, aber das Geld was darin steckte war Missionsgeld, und mit Recht trug die Deputation Bedenken noch weitere Kredite zu bewilligen; suchte vielmehr das Missionsgeld baldmöglichst wieder herauszuziehen. Da kam ihr die neugegründete Missionshandelsgesellschaft zu Hilfe. Sie kaufte der Mission das ganze Geschäft des Bruder Dietrich ab, nahm ihn selbst in ihre Dienste, gründete mit seiner Hilfe noch ein neues Geschäft in Padang auf Sumatra und schickte eine Reihe von Kaufleuten aus, welche mehrere Jahre hindurch die beiden Geschäfte leiteten und erweiterten. Einige starben freilich schnell, darunter der Sohn unseres Missionars van Hoefen in Bandjermasin, und Dietrich selbst und Gallmau und Krönlein, aber andere (R. Hennemann, Veil, Hirzel, Schieber) traten an ihre Stelle und der Ertrag blieb immerhin recht ansehnlich. Leider ist auch der treffliche Kaufmann Schieber 1887 gestorben, zum großen Leidwesen unserer Borneesischen Missionare.

Im Jahr 1874 stand die Missionshandelsgesellschaft noch in voller Blüte, aber schon der Jahresbericht von 1875 lautete nicht mehr so zuversichtlich und im Jahr 1876 begann ein entschiedener Rückgang. Der Handel mit Straußfedern und mit Elfenbein aus Damraland, welcher den größten Gewinn abwarf, ging zurück und hörte allmählich ganz auf, nicht sowohl wegen der starken Konkurrenz fremder Handelsleute, als wegen der Ausrottung der Tiere selber. Alles was auf die Beine zu bringen war zog aus auf die Jagd. Da wurde totgeschlagen und totgeschossen alles was zu erreichen war, jung und alt, männlich und weiblich. Von Schonung des Nachwuchses war keine Rede. Die Folge war, daß in der Nähe bald nichts Jagdbares mehr zu finden war, daß in immer größeren Ent-

fernungen gejagt werden mußte und der Ertrag immer geringer wurde. So mußte man sich denn nach andern Landesprodukten umsehen, die exportiert werden konnten, und natürlich waren es vor allen Dingen die ungeheuren Rinderherden der Ova Herero, die man zu verwerten suchte. Aber lebendiges Vieh zu transportieren ist eine schwierige Sache, man kann die Tiere nicht wie andere Waren verpacken und aufs Schiff bringen. Ehe man sie aber im langsamen Zuge durch die weiten Wüstenländer getrieben hat, sind vielleicht Tausende vor Hunger und Krankheit zu Grunde gegangen, besonders wenn es an kundigen und sorgsamen Aufsehern fehlt. Die Handelsgesellschaft errichtete neue Handelsstationen an der südlichen Grenze des Wüstenlandes, da wo die Kupferminen des Kaplandes beginnen in Steinkopf und Okiep u. s. w. Aber hier hatte die Gesellschaft noch weniger Glück als bei ihrem Viehtransport. In einem Jahr (1877) bezifferte sich ihr Verlust am Vieh auf ca. 120 000 M., und durch Nachlässigkeit und Untreue der Angestellten auf Okiep u. s. w. verlor sie zugleich fast die doppelte Summe. Damals wurden Stimmen laut, welche rieten, das Geschäft in Afrika aufzugeben und zu liquidieren. Aber der Vorstand hoffte die Verluste noch wieder ausgleichen zu können, und als 1879 der Direktor der Handelsgesellschaft, Herr Weller, starb, übernahm sein Nachfolger Herr C. A. Spiecker sein Amt in der zuversichtlichen Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, neue Geldmittel zu beschaffen und auch das afrikanische Geschäft wieder rentabel zu machen. Er reiste selbst nach Afrika um alle Handelsstationen zu inspizieren und womöglich zu reorganisieren, aber er fand die Zustände schlimmer als er sich vorgestellt. Das Geschäft in Klein-Namaland, in Okiep und auf den Posten, wo die von Damraland herbeigetriebenen Ochsen sollten in Empfang genommen werden, verkaufte er mit großen Verlusten. Die verschiedenen Etablissements im Damraland hoffte er noch beibehalten und wieder emporbringen zu können; aber gerade jetzt — im Jahre 1880 — brach der unselige Krieg zwischen Naman und Ova Herero wieder aus und damit hatte aller friedliche Handel ein Ende, alle Anlagen wurden wertlos und der Ruin des Geschäfts war unvermeidlich. Der Vorstand der Handelsgesellschaft konnte nicht anders, er mußte die Aktionäre und die Gläubiger zusammenrufen und ihnen die Notwendigkeit der Liquidation darthun. Es war ein betrübter Ausgang. Grade daß diese Gesellschaft in Verbindung mit der Mission stand und wie sie sagte auch für die Mission arbeitete, hatte manche kleine Kapitalisten unter den Missionsfreunden bewogen, ihr Geld bei dieser Unternehmung anzulegen, in der Hoffnung, daß ein besonderer Segen darauf ruhen, daß es reichliche und sichere Zinsen tragen werde. Nun war alles verloren. Man suchte zu retten was noch zu retten war in Indien. Das Padangsche Geschäft wurde ebenfalls verkauft, aber das Geschäft in Bandjermasin sollte noch fortbestehn, denn man meinte, es ruhe auf einer soliden Grundlage und verspreche einen jährlichen nicht ganz unbedeutenden Reingewinn für die Aktionäre. Die Firma wurde geändert und hieß nun

Rheinisch-Bornesischer Handelsverein (seit 1882). Die Missionare sagen, daß die Aufrechthaltung des Toko in Bandjermasin für unsre Brüder und ihre Gemeinden von großem Nutzen sei, namentlich den schlimmen Konkurrenzgeschäften gegenüber, und wir haben Ursache zu wünschen, daß diese Konkurrenz nicht am Ende auch noch diesem letzten Rest der Handelsgesellschaft verderblich werde.

Erziehungshäuser.

Das Kinderhaus neben dem Missionshause beherbergte im Jahre 1874 noch 10 Missionarsknaben. Mädchen war schon seit 1872 (eigentlich schon seit 1864) nicht mehr darin gewesen. Sie waren entweder zu ihren Eltern zurückgekehrt oder sonst hier und da in Familien untergebracht. Auch als Missionar Zimmer bei seiner Rückreise nach Borneo 1870 seine drei Töchter hier zurückließ, machte es sich so, daß für die beiden ältesten sich anderweitige Unterkunft fand, und nur die jüngste bei der Hausmutter im Kinderhaus blieb. Als dann aber 1872 noch ein Paar andre Missionarstöchter aus Indien kamen, wurden alle drei der Frau Rott in Gütersloh, Witwe des 1859 ermordeten Missionars auf Borneo, übergeben, und damit eine Erziehungsanstalt für unsre Missionarstöchter errichtet, welche anfangs in Gütersloh, hernach in Bielefeld sich unter der trefflichen Leitung der Vorsteherin in höchst erfreulicher Weise entwickelt hat. Anfangs hatte das Institut noch den Charakter einer etwas erweiterten Familie. Die Zahl der Missionarstöchter war klein (4—6) und es konnten noch einige deutsche Pensionärinnen hinzugenommen werden. Anders wurde es, als Frau Rott nach Bielefeld übersiedelte (1880). Ein hervorragender Missionsfreund daselbst hatte ein Haus bestimmt zu einer Art Präparandenanstalt für künftige Lehrerinnen, und hatte Frau Rott als Vorsteherin eingesetzt, unter der Zusage, daß alle unsre Missionarstöchter in diesem Hause volles Heimatsrecht haben und daß für ihre Ausbildung aufs beste gesorgt werden würde. So ist es denn auch geschehen. Auch in dem Anstaltsleben fanden sich die fremden Kinder bald heimisch und pflegen sich frisch und fröhlich zu entwickeln. Die Zahl der Missionarstöchter ist gewachsen (12—14) und wird voraussichtlich im Lauf der Jahre noch weiter wachsen.

Auch die Missionarssöhne sollten nicht länger im Kinderhaus bleiben. Schon seit mehreren Jahren war darüber verhandelt worden, weil aus mehrfachen Gründen ihre Erziehung in Barmen in der Nähe des Missionshauses inmitten der Gymnasialschüler allzu schwierig schien. Man hatte sie nach Höxter, nach Mörs verpflanzen wollen, aber die Verhandlungen zerschlugen sich. Schließlich blieb man bei dem Gedanken stehn, in Gütersloh ein Missionskinderhaus zu errichten. Schon waren etliche der ältesten Knaben in Gütersloh untergebracht, 1874 machte man wiederum den Versuch mit drei der ältesten Knaben des Kinderhauses und als in dem Alumnat zu Gütersloh,

welches hauptsächlich für Pastorensöhne errichtet war, mehrere Stellen frei wurden und sehr freundlich der Missionsgesellschaft zur Verfügung gestellt wurden, so ergriff die Deputation diese Gelegenheit und schickte auch die letzten Knaben aus dem Kinderhaus nach Gütersloh. Das Kinderhaus verlor somit seine Bedeutung und bald auch seinen Namen. Es wurde nun völlig was es bisher schon immer teilweise gewesen war, eine Vorschule für das Missionshaus. Ehe die jungen Männer, die sich zum Missionsdienst melden, als Zöglinge ins Missionsseminar aufgenommen werden, müssen sie einen zweijährigen Kursus in der Vorschule unter der Leitung des Hausvaters Herrn C. Busch absolvieren. Aber ganz konnte man das Haus doch nicht für die Kinder verschließen. Den Knaben in Gütersloh fehlte es an einem Heim. Wo sollten sie ihre Ferien zubringen? Den Verwandten konnte man nicht immer die Last zumuten und das Umherreisen verbot sich von selbst wegen der Kosten. Da blieb denn meist keine andre Zuflucht als das alte Kinderhaus. Dort fanden sie immer wieder ein väterlich und mütterlich Herz und freundliche Pflege und Ermunterung. Aber es kamen immer neue Knabensendungen aus Afrika und aus Indien, und auch für diese mußte ein Heim, ein Familienrückhalt geschaffen werden. Lange suchte die Deputation nach einem Mann, dem es eine Freude wäre, sämtliche Missionarssöhne in Gütersloh in sein Haus und unter seine Leitung zu nehmen. Endlich 1879 fand sie die erwünschte Hilfe. Es war der Kandidat Huyssen, einer der Lehrer der auch schon dem Alumnat vorgestanden und die Bedürfnisse und Nöte der Missionarssöhne hinreichend kannte. Mit ihm kam die Deputation zu dem Beschluß, in Gütersloh ein eigenes Knabenhaus, das Johanneum zu errichten und die Missionarssöhne zusammen mit einer Anzahl fremder Schüler gänzlich seiner Fürsorge anzuvertrauen. Ein Lokalkomitee, eine Art Aufsichtsbehörde wurde in Gütersloh gebildet, ein Aufruf an die Freunde der Rheinischen Mission erlassen, eine Kollekte für den Bau und die erste Einrichtung des neuen Hauses veranstaltet, und es wurde reichlich beigesteuert, aus der Missionskasse bedurfte es keines Zuschusses. Am 1. April 1880 wurde das Johanneum in einer Mietswohnung eröffnet, am 10. Oktober wurde das neue Haus feierlich eingeweiht. Acht Missionarssöhne zogen ein und zwölf einheimische. Hernach hob sich die Zahl der Missionarsknaben bald auf das dreifache und drüber, und es hat schon ein Anbau gemacht werden müssen, ohne daß das Bedürfnis völlig gedeckt wäre.

Die Zahl sämtlicher seit 1848 nach Deutschland gebrachter Rheinischer Missionarskinder beträgt etwas mehr als 200; davon ist etwa die Hälfte in unsren Erziehungsanstalten groß geworden, die andre Hälfte bei den Eltern und Verwandten. Die vor dem Jahr 1874 hierhergebrachten Kinder sind natürlich jetzt schon erwachsen und sind fast alle selbständig und essen ihr eigen Brot, wenigstens die Söhne. Viele von ihnen sind in ihre Heimat zurückgekehrt, teils als Missionare (9), teils als Kaufleute oder Angestellte der Handelsgesellschaft, oder als Lehrer, Prediger, Aerzte,

Oekonomen und Handwerker. Etliche sind nach Amerika ausgewandert, etwa 16 haben in Deutschland ihren Beruf gefunden als Geistliche oder Schulmänner oder Kaufleute oder Aerzte oder Handwerker, zwei sind Seeleute geworden, einer Offizier. Von den Töchtern sind einige 30 verheiratet, etliche in Deutschland, die meisten aber im Heidenland, etwa die Hälfte mit unsern eigenen oder mit fremden Missionaren.

Die frühe Trennung der Kinder von den Eltern und ihre Sendung nach Deutschland ist und bleibt ein Uebelstand, und wenn es ein Mittel gäbe, sie zu vermeiden, so würden Deputation und Missionare solches mit Freuden zur Anwendung bringen. Aber es giebt keins. Nur da wo im Heidenland bereits eine bedeutende weiße Bevölkerung sich angesiedelt hat, wird natürlich auch für Schulunterricht und Erziehung der weißen Kinder gesorgt, aber mitten in heidnischer Umgebung ist es nicht möglich. Der unvermeidliche Verkehr mit der in schmutziger Gemeinheit und Sittenlosigkeit aufwachsenden heidnischen Jugend steckt auch die Missionarskinder an. Und doch weiß man oft nicht, ob nicht diese Gefahr das kleinere Uebel wäre im Vergleich mit der unnatürlichen Losreißung und Vereinzelung, die auch in späteren Jahren ein herzliches Wiederzusammenfinden von Eltern und Kindern und Geschwistern oft unmöglich macht. Im ersten Teil Seite 77 ist erzählt wie für die afrikanischen Kinder und dem fast ganz von Weißen bewohnten Städtchen Stellenbosch bei Kapstadt ein Töchterpensionat und auch ein Erziehungshaus für Knaben errichtet wurde. Es zeigte sich aber bald, daß unsre Missionare in Namaland und Damaraland ihre Kinder, wenn sie sich doch einmal von ihnen trennen sollten, lieber nach Deutschland als nach Stellenbosch schickten, besonders die Knaben. Sie sagten: ein Wiedersehn ist in Stellenbosch fast ebenso schwierig als wenn sie in Deutschland sind, Einfluß können wir auf ihre Erziehung da wie dort nicht ausüben, das Briefschreiben, Bitten und Seufzen bleibt an beiden Stellen dasselbe, aber in Deutschland sind sie doch wenigstens in deutscher Atmosphäre und nicht in englischer oder holländischer wie in Stellenbosch

Grade 1874 hatten die holländischen Geistlichen in Stellenbosch den Plan gefaßt, daselbst ein eignes reformiertes Töchterpensionat zu gründen und überraschten gegen das Ende des Jahres die Deputation mit dem Antrag, unsre Anstalt aufzugeben, oder mit der von ihnen neu zu gründenden zu verschmelzen, damit nicht zwei Anstalten nebeneinander beständen und sich gegenseitig Konkurrenz machten. Da das Stellenboscher Komitee uns das Pensionatsgebäude abkaufen wollte und überhaupt recht günstige Bedingungen stellte, so war die Deputation anfangs unschlüssig ob sie nicht darauf eingehn sollte. Die Verhandlungen waren schon ziemlich weit gediehen, wurden aber Anfang 1875 doch wieder abgebrochen. Das Rheinische Töchterpensionat blieb neben dem neu errichteten holländischen „Bloemhof“ bestehen und schien auch durch dasselbe keinen Schaden zu leiden. Vielmehr steigerte sich die Zahl der Pensionärinnen. Das Haus

mußte vergrößert, fast verdoppelt werden, neue Lehrerinnen wurden angeworben, und als in den Jahren 1876 und 78 die beiden Vorsteherinnen Miß Taylor und Miß Voigt zu einem Besuch in Barmen waren, schilderten sie die Aussichten des Instituts als sehr erfreulich. Leider ist die treffliche Lehrerin Miß Taylor nach längerer Krankheit 1880 gestorben, Miß Voigt ist 1882 zurückgetreten, die Leitung kam in fremde Hände und damit trat ein Rückgang ein, der am Ende sogar das Bestehen des Instituts in Frage stellte. Neben den sonstigen Ursachen dieser traurigen Erscheinung wären besonders zwei zu nennen, nämlich der finanzielle Rückgang in der ganzen Kapkolonie, der Geldmangel, die Not, auch selbst in den wohlhabenderen Kreisen, und sodann die unzweckmäßige Leitung. Von Barmen aus konnten unmöglich jederzeit die geeignetsten Maßregeln für das Pensionat getroffen, oder die richtigen Personen als Lehrerinnen (besonders Musiklehrerinnen) hinübergesandt werden, es mußte notwendig ein Komitee an Ort und Stelle die gesamte Leitung und Verantwortlichkeit übernehmen. Nach längeren Verhandlungen erklärten unsre Missionare in Stellenbosch sich dazu bereit. Sie wollten wenigstens einen Versuch machen, ob das Pensionat sich halten ließe, wenn die Deputation ihnen die Benutzung des Hauses und Grundstücks auf eine bestimmte Zahl von Jahren (fünf) unentgeltlich überließe und für jede Missionarstochter im Pensionat 25 L. zahlte. Sie beriefen dann eine neue Vorsteherin, Miß Pick (1885), wechselten das Lehrerinnenpersonal und meinten bald zu sehn, daß das Institut sich wieder höbe und die Gunst der weißen Bevölkerung wieder gewönne. Doch bleiben noch immer manche Zweifel an dem Fortbestand übrig.

Während das Töchterpensionat bisher noch bestand, hatte das Knabenpensionat in Stellenbosch bereits aufgegeben werden müssen. Der Gründer desselben, Missionar Altheit, der zugleich auch Unterricht an dem Stellenboschcr Gymnasium zu geben hatte, war im Jahr 1875 zurückgetreten. Er machte geltend, daß er alt und kränklich und die Arbeitslast ihm zu schwer geworden sei, und daß auch seine Frau wegen körperlicher Schwachheit die Last und Unruhe einer so großen Haushaltung nicht länger tragen könne; er bäte deshalb ihn auf eine ruhigere Stelle zu versetzen, etwa auf das durch den Tod des Bruder Budler vakant gewordene Saron. Die Deputation gab dieser Bitte sehr ungern Gehör, denn sie sah voraus, daß dieser Wechsel für das Pensionat ungünstige Folgen haben werde. Da es aber nicht wohl anders ging, ließ sie den Bruder Altheit den Platz tauschen mit dem Missionar J. Leipoldt, der interimistisch auf Saron gearbeitet hatte. Auf Saron blieb Altheit noch sieben Jahre († 1882), beinahe ebenso lang Missionar Leipoldt am Knabenpensionat in Stellenbosch. Er hatte nicht viel Freude an seinem Amt. Die Zahl der fremden Zöglinge hatte sich seit Altheits Abgang sehr gelichtet, auch der Missionarssöhne waren verhältnißmäßig nur wenig. Leipoldt meinte, der Fehler läge daran, daß die Pensionäre nicht von ihm auch unterrichtet würden, wie die Mädchen im Töchter-

pensionat, sondern das holländische Gymnasium besuchten. Er hätte gern in seinem Hause eine höhere Schule errichtet, und als die Deputation darauf nicht eingehen wollte, erklärte er, es würde besser sein, das Pensionat ganz aufzuheben und die wenigen Missionarssöhne bei befreundeten Familien in Stellenbosch unterzubringen. Gegen Ende 1881 verließ er Stellenbosch um es mit einer neuen halb missionarischen halb kolonisatorischen Thätigkeit in Eben Ezer zu versuchen. An seine Stelle am Knabenpensionat trat Dr. J. Zahn. Er war der Sohn unsres ehrwürdigen Superintendenten Zahn in Tulbagh, hatte das Gymnasium in Stellenbosch absolviert, war dann drei Jahre auf Universitäten in Deutschland und Holland gewesen und war 1878 als Adjunkt zu seinem Vater nach Tulbagh gesandt. Nach Leipoldts Abgang wurde er zum Direktor des Knabenpensionats (und zugleich des Mädchenpensionats) nach Stellenbosch gerufen, fand aber die ihm dort gestellte Aufgabe zu schwer und trat aus unserem Missionsverband um Geistlicher in der Kapkolonie zu werden. Da traf es sich, daß 1882 bei Zahns Weggang Missionar Weich wegen eines schweren Leidens von seiner Station Kommaggas nach Stellenbosch kam. Dieser schwache und unaufhörlich leidende Bruder übernahm auf Zureden der Missionare nochmals das Hausvateramt im Knabenpensionat und hat es auch in großer Schwachheit aber unter kräftiger Unterstützung seiner Frau und seiner Söhne noch fünf Jahre lang fortgeführt. Bei seinem Tode 1887 wurde das Knabenpensionat aufgelöst.

Das Jubiläum.

Im Jahr 1828 war die Rheinische Missions-Gesellschaft gegründet. Als daher das Jahr 1878 herannahete, rüsteten sich die Freunde und Mitarbeiter für das 50jährige Jubiläum, und Deputation und Generalversammlung beschlossen die Erinnerungstage nicht still und klanglos vorübergehen zu lassen, sondern die ganze Missionsgemeinde, ja alle Gemeinden der verbundenen Provinzen zur Mitfeier einzuladen. Die Konsistorien, welche bereitwilligst ihre Mitwirkung zusagten, genehmigten die Gedenkfeier und Kollekte am Sonntag vor oder nach dem 23. September, als dem Gründungstag der Missions-Gesellschaft, in sämtlichen evangelischen Gemeinden Rheinlands und Westfalens. Das Hauptfest im Wupperthal wurde verlegt in die jährlich wiederkehrende Festwoche. Einladungen waren ergangen nicht bloß an die sämtlichen Hilfs-Vereine und an die kirchlichen Behörden der beiden Provinzen, sondern an alle die deutschen und kontinentalen Missions-Gesellschaften, die sich alle paar Jahre in Bremen zu einer vertraulichen Besprechung zu versammeln pflegen, also die evangelischen Missions-Gesellschaften in Holland und in der Schweiz, in Paris und in Stockholm, in Dänemark und in Finnland. Und alle hatten sich in freundlichster Weise beteiligt mit Briefen und Glückwünschen, viele auch mit Sendung von Abgeordneten zur Ausrichtung persönlicher Begrüßungen. Insonderheit waren es die Vorsteher und Mitarbeiter der deutschen Missions-

Gesellschaften, die an dem Feste sich beteiligten, aber auch aus der Ferne, aus Norwegen, Schweden und Rußland waren sie gekommen, um uns ein Wort der Ermunterung und der teilnehmenden Mitfreude zu sagen. So gab es denn ein großes und festliches Gedränge im Thal und in der Kirche am 14. und am 15. August. Wie gewöhnlich erfolgte die Ordination und Abordnung von mehreren neu auszusendenden Missionaren, diesmal durch den Generalsuperintendenten des Rheinlands vor der großen Festversammlung in der Unterbarmer Kirche. Am Nachmittag und am folgenden Vormittag trat ein Redner nach dem andern auf in der Kirche, fremde und einheimische, und am zweiten Nachmittag folgten noch eine größere Anzahl von Rednern bei der ortsüblichen Nachfeier, d. h. bei den Kaffeetischen in den gedrängt vollen Vereinssälen.

Wie verschiedenartig aber auch die vielen Reden und Ansprachen lauten mochten, so blieb doch der Grundtext bei allen immer der gleiche: Dank und Lob für die große Barmherzigkeit und Treue Gottes während der verflossenen 50 Jahre, Selbstanklage wegen der eignen Untreue und Lässigkeit, und Gelöbnisse zu erneutem größerem Eifer. Wie viel Ursache zu Lob und Dank die Rheinische Missions-Gesellschaft hatte, das ergiebt sich schon aus einer einfachen Zusammenstellung von Zahlen. Vor 50 Jahren brachte die neue Gesellschaft mit Anstrengung aller ihrer Kräfte nicht mehr an Jahresbeiträgen zusammen als 25—30000 M., nun 330—370000 M.; damals zogen die 4 ersten Sendboten in die Heidenwelt aufs ungewisse, ohne festes Ziel, ohne Anknüpfungspunkte, ohne Erfahrung, jetzt zählte man 19—20000 dem Herrn gewonnene Seelen, schwarze und gelbliche in Afrika, braune in Niederländisch-Indien, und weizengelbe in China. Rechnen wir auch die inzwischen schon verstorbenen noch mit, so waren es um die Hälfte mehr. Außer den 4 Sendboten, die am Jubiläumsfest ordiniert wurden, hatte die Gesellschaft in den 50 Jahren hinausgesandt 135 Missionare in die Heidenlande und dazu noch 50 Prediger zu den Deutschen in fremden Ländern. Die Missionare hatten in Afrika angelegt 31 Stationen, in Niederl. Indien und in China 23 Stationen, mit Kirchen und Schulen und zum größeren Teil mit geordneten Gemeinden, Presbytern, Diakonen und eingebornen Schullehrern. Sie hatten die Sprachen erlernt, (zum Teil erst aufgefunden und erforscht) der Naman, der Ova Herero, der Dajakken, der Batta, der Niasser, und hatten Grammatiken und Wörterbücher, Katechismen, Gesang- und Gebetbücher, Schulbücher und Traktate in diesen Sprachen, die zum Teil in verschiedene Dialekte sich spalten, verfaßt, und vor allen Dingen das Neue Testament, wohl auch schon das Alte Testament in diese fremde Heidensprachen zu übertragen angefangen. Das Verzeichnis der Bücher, welche von unsern Missionaren im Laufe der Jahre verfaßt waren, belief sich in der Namasprache auf 10 Nummern, in der Hererosprache auf 16, im Dajakkischen auf 11, im Battakschen auf 17, im Niassischen auf 2, im Chinesischen auf 12 Nummern; und zwar finden sich unter den Chinesischen Werken des Missionar Faber (von welchen viele hier gar nicht mit aufgezählt sind) etliche, die ihrem Verfasser in der Gelehrtenwelt keine geringe Anerkennung eingetragen haben.

Waren unsere Missionare draußen fleißig gewesen, so konnten auch die Mitarbeiter am Missionswerk in der Heimat sich das Zeugnis geben, daß sie nicht müßig geblieben seien. Ganz abgesehen von der täglichen Berufsarbeit des Unterrichts, der Korrespondenz und der Verwaltung, den allmählich fast über das Maß hinauswachsenden Ansprüchen der aller Orten gefeierten Missionsstunden, Missionsfeste, Missionskonferenzen, hatten sie neben dem Barmer Missionsblatt die monatlichen Berichte der Rheinischen Mission, den Kleinen Missionsfreund, die Kollektenblätter, die großen und die kleinen Jahresberichte, die regelmäßigen (gedruckten) Mitteilungen an die Mitglieder der Generalversammlung zusammenzustellen, und dazu außer den besondern gelegentlichen Drucksachen und der eigenen litterarischen Thätigkeit (Dr. Warnecks Allgemeine Missionszeitschrift hatte im Barmer Missionshaus ihren Anfang genommen) noch alle die Flugblätter und Traktate zu schreiben, die auf den Missionsfesten zum Verkauf ausgestellt zu werden pflegen (28). Zum Jubiläumsfest selbst erschienen der nach vielen Mühen und Schwierigkeiten endlich zustande gekommene Rheinische Missionsatlas, ebenso das Gedenkbuch und gleich darauf das Vergißmeinnicht der Rheinischen Missions-Gesellschaft, letzteres mit einem vollständigen Namensverzeichnis und einem Kalender unserer Mission.

Von allen Seiten wurde bezeugt auf dem Missionsfest, welch mannigfacher Segen die Mission den heimischen Gemeinden gebracht hat. Schon die erbaulichen Erzählungen aus der Heidenwelt die sie hören und lesen, mehr noch der persönliche Verkehr mit solchen Männern, durch deren Predigt der Herr so wunderbare Umwälzungen in der Heidenwelt ausgerichtet, die Zeugnisse und kräftigen Anregungen auf den Missionsfesten, der Eifer des Gebens, Schenkens und Mitarbeitens am Bau des Reiches Gottes, das alles hat eine wohlthuende Bewegung in die Gemeinden gebracht, die den Wogen des hereinbrechenden Unglaubens kräftig entgegentritt. Ganz besonders sind es die aus der Heidenwelt zurückkehrenden Missionare, die zu Missionsfesten begehrt werden. Zur Jubiläumsfeier waren in Deutschland anwesend die Missionare Hubrig und Nacken aus China, Brincker aus Afrika, van Asselt aus Sumatra. Einige Jahre vorher waren schon dagewesen die Missionare Lonis und Faber aus China, Heine aus Sumatra und Esselen aus Kapland. Heine war, ebenso wie die durch Krankheit geschwächten Missionare Nacken und van Asselt nicht wieder in die Missionsarbeit hinausgegangen, und allmählich vergrößerte sich die Zahl der invaliden und emeritierten Brüder sowohl in Deutschland als in Afrika. Im ganzen freilich war es ja ein Gegenstand besondern Rühmens bei dem Jubiläum, daß die Rheinische Missions-Gesellschaft so gesunde Missionsgebiete hat, daß ihre Arbeiter namentlich in Südafrika ein hohes Alter zu erreichen pflegen, ja daß 2 der vor 50 Jahren ausgesandten Missionare mit uns zugleich ihr eigenes Jubiläum begehen durften. Während auf andern Missionsfeldern die Arbeitszeit eines Missionars auf 10, auf 6, ja auf noch weniger Jahre bemessen werden muß, hatte eine ganze Anzahl Rheinischer Missionare ihr

25jähriges Jubiläum feiern können, (Louis in China, Klammer in Sumatra, Denninger und van Hoesen und Zimmer in Borneo, Dönges, Kröulein und der im Jubiläumsjahr verstorbene Kreft in Afrika, die Brüder Weich und Lutz und Budler und Beinecke († 1877) im Kapland. Die Veteranen Rath, Brecher, Alheit ebendaselbst waren schon über das 30. Arbeitsjahr hinaus, und Esselen stand schon bald im vierzigsten. So war auch die Zahl der Missionarswitwen und Waisen in der Rheinischen Mission verhältnismäßig nicht sehr groß. Es wurden 2 aufgezählt in Java, 6 in Afrika und 5 die nach Deutschland zurückgekehrt sind. Viele Missionsfreunde, die bei Gelegenheit des Jubiläums gerne etwas besonderes thun, eine neue Stiftung machen wollten, hatten vorgeschlagen, eine besondere Kasse aufzurichten für Emeritierte, Witwen und Waisen der Missionare, unter dem Namen Jubiläumsdank. Die Generalversammlung genehmigte diesen Plan. Aber die Ausführung stieß auf einige Schwierigkeiten. Zunächst nämlich mußte das Defizit in der Missionskasse gedeckt werden, welches von Jahr zu Jahr sich gemehrt hatte, und im Jubiläumsjahr auf 116000 M. angewachsen war. Die Jubiläumsgaben, welche teils in der Heimat, teils in den afrikanischen Missionsgemeinden zusammengebracht waren, bezifferten sich auf 146000 M. (aus Afrika 22000 M.) also blieben nach Deckung des Defizits zur Gründung eines besondern Fonds nur noch 30000 M. übrig. Diese Summe würde aber schon im ersten Jahre verbraucht sein, denn jedes Jahr sind 30000 M. und darüber notwendig zum Unterhalt unserer Emeriten, Witwen und Waisen. Und dazu begann sofort nach dem Jubiläumsjahr, nachdem die alten Schulden kaum gedeckt waren, ein neuer Schuldenstand; denn über all den außerordentlichen Jubiläumsgaben hatten unsre Freunde und Vereine versäumt, die regelmäßigen Jahresbeiträge auf der gewohnten Höhe zu halten, so daß schon im Jubiläumsjahr selbst die laufenden Ausgaben, so sehr sie auch beschränkt sein mochten, doch bei weitem nicht von den laufenden Einnahmen gedeckt wurden. Und ebenso war es im folgenden Jahr. Die Flugschrift, welche gedruckt und verbreitet wurde, um diese Rechnungsverhältnisse zu beleuchten, und weiteren Kreisen zur Kenntnis zu bringen, hatte zunächst keinen in die Augen fallenden Erfolg, und die Bildung des Emeritenfonds blieb noch hinausgeschoben.

Zwischen all die Dankesergüsse und Freudenberichte der Jubiläumsfeier mischten sich also doch mannigfache Klagen über die geringe Beteiligung und den erlahmenden Eifer so vieler Evangelischen in unsern heimatlichen Provinzen. Die Thatsache, daß namentlich in den letzten Jahren die regelmäßigen Einnahmen eher einen Rückgang als einen Fortschritt erlitten hatten, war ja freilich nicht wegzuleugnen. Man konnte darauf hinweisen, daß ganze Provinzen im Lauf der Zeit ihre Verbindung mit Barmen gelöst haben, wie Hessen und Schleswig-Holstein, wo ein neues Missionshaus in Breklum errichtet wurde. Auch der größte Teil der Ostseeprovinzen und die deutschen Kolonieen in Süd-Rußland, von denen früher so viele reiche Gaben einzulaufen pflegten, hatten sich mehr und mehr zurückgezogen. Man konnte ferner

hinweisen auf die vielen Anstalten der inneren Mission, die von Jahr zu Jahr in unserer näheren Umgebung errichtet werden, und die sehr bedeutende Kräfte der evangelischen Gemeinde in Anspruch nehmen. Aber auf der andern Seite wurde erinnert, daß noch sehr viele Gemeinden sich fänden in der Rheinprovinz, fast die Hälfte, in denen wenig oder gar nichts für die Ausbreitung des Reiches Gottes geschähe, und daß, während man neuerdings angefangen habe, sich möglichst viel an die Vornehmen und Reichen und an die fromme Welt zu wenden, man die innere Fühlung und Gemeinschaft mit den gläubigen (pietistischen) Kreisen zu verlieren in Gefahr sei, daß überhaupt die Innerlichkeit und das Gebetsleben sich in den Missionskreisen vielfach vermissen lasse, und dagegen ein äußerlich geschäftiges Treiben und Jagen zu bemerken sei, auf welchem der Segen Gottes nicht ruhen könne.

Die Deputation nahm die verschiedenen Klagen und Ratschläge, welche bei Gelegenheit der Jubelfeier verlautbarten, willig an. War doch nichts von den Wünschen und Vorschlägen, die damals oder bei späterer Gelegenheit zum Ausdruck kamen, ihr selber fremd und neu. Vielmehr waren alle Möglichkeiten, die bisherigen Geleise zu verlassen und andere Wege einzuschlagen, längst und vielfach von der Deputation erwogen und mancherlei Versuche gemacht. Man hatte es mit Handel und Industrie, mit Handwerk und mit Ackerbau versucht, und gefunden, daß das eigentliche Missionswerk dadurch wenig gekräftigt, vielfach aber geschädigt würde. Man hatte die Getauften zu größeren Leistungen gedrängt, aber eben durch das Drängen manche wieder vom Christentum abwendig gemacht. Man hatte mit Aufrufen aller Art sich an Reiche und Arme in der Heimat gewandt, aber der Erfolg war meist nur mangelhaft, immer aber nur kurz gewesen. So blieb also, wenn die Einkünfte nicht zu mehren waren, nichts anderes übrig, als zu sparen und zu reduzieren.

Inspektor Fabri, der natürlich beim Jubiläum die Rheinische Missions-Gesellschaft in erster Linie vertrat, erörterte mit der ihm eignen Ruhe und Klarheit alle die hier einschlagenden Gesichtspunkte, sowohl mündlich als schriftlich, und wies nach, daß namentlich auch in Bezug auf Sparsamkeit in der Mission bei den Fremden noch vielfach verkehrte Begriffe herrschten. Das Kopfschütteln über die großen Ausrüstungs- und Ueberfahrtskosten, über Kleidung, Wohnung und Bedienung der Missionare beruhe größtenteils auf Unkenntnis des Landes und Klimas in welchem dieselben arbeiten müßten. Grobe Leinwand als Wäsche zu gebrauchen würde in den tropischen Gegenden oft gradezu todbringend sein. In Bezug auf Gesundheit und Körperpflege der Missionare sei jede anscheinende Ersparnis in Wirklichkeit vielmehr eine arge Verschwendung, denn bis man einen tüchtigen Arbeiter für die Mission fertig gestellt habe, sei bereits ein so bedeutendes Kapital angelegt, daß selbstverständlich die äußerste Sorgfalt angewendet werden müsse, um es zu erhalten und nutzbringend zu machen. Draußen stehe die Rheinische Mission in dem Ruf, daß sie für einen spottwohlfeilen Preis von ihren Missionaren die höchsten Leistungen fordre;

selbst der geringste Schreiber (clerk) in den Kolonieen werde besser besoldet als unsre Missionare. — Wenn nun an den Missionaren nichts zu sparen war, so schlug der Inspektor vor, überhaupt keine neuen Missionare mehr auszusenden bis Einnahmen und Ausgaben der Missionskasse wieder ins Gleiche gebracht seien. Aber diese Art von Ersparung wurde von den Missionsfreunden selbst aufs stärkste zurückgewiesen. Eine nicht mehr aussendende Gesellschaft, sagten sie, schnitte sich selbst die Lebensadern ab. Dann würde erst recht niemand mehr geben wollen wenn niemand mehr ausgesendet würde. Wenn dagegen die Gesellschaft im Glauben es wage vorwärts zu gehn, trotz der Schulden, so würde auch die Bezahlung der Schulden sich finden. Es wurde erinnert an das Wort eines bereits verstorbenen Rheinischen Pfarrers: die Schulden die der Glaube macht muß die Liebe bezahlen. Auf diesem Punkt sind damals die Verhandlungen stehn geblieben, und die spätere Erfahrung hat wiederum gelehrt: wo Gottes Geist wehet, da werden die toten und trägen Hände lebendig zum Fürbitten wie zum Geben, wo aber sein Geist nicht geistet, da helfen alle menschlichen Mittel nichts.

2. Verwickelungen in China.

In China hatte sich seit dem Jahr 1873 unser Arbeitsgebiet vergrößert. Zu unsern beiden Stationen Fukwing und Fumun, die bei der Katastrofe von 1870 verschont geblieben waren, waren noch zwei andre Stationen Canton und Longhäu mit den Missionaren Hubrig und Pritzsche hinzugekommen. Das waren aber nicht von Barmen ausgesandte Missionare, sondern sie gehörten bisher den China Vereinen an, welche Gützlaff bei seinem Besuch 1850 in Deutschland gründete. An die beiden Hauptvereine in Berlin und Stettin hatten sich wie schon Seite 324 erwähnt ist andre Vereine in Pommern, in der Mark, in Schlesien angeschlossen, sodaß sie sich stark genug fühlten selbständig vorzugehen und eigne Missionare nach China zu schicken. Im ganzen hatten sie im Laufe der Jahre sechs junge Prediger nach China gesandt, und zwar in dieselbe südliche Provinz Kwangtung in der auch unsre Rheinischen Brüder ihr Arbeitsfeld haben. Von den sechs Missionaren waren drei zurückgekehrt, einer war gestorben, und zwei waren noch übrig, nämlich die beiden genannten Hubrig und Pritzsche. Der erste war Vorsteher einer ziemlich bedeutenden Gehilfenschule in Kanton, der andre war Stationsmissionar in dem Dörfchen Longhäu. Beide hatten ein ziemlich umfangreiches Predigtgebiet, denn ihre Getauften und Katechumenen waren in weitem Umkreis in vielen einzelnen Dörfern und Städten zerstreut, so daß die Missionare viel auf der Wanderung sein mußten, um sie mit dem Worte Gottes zu bedienen. Ganz ähnlich lagen die Verhältnisse auch bei unsern Rheinischen Missionaren. Fest organisierte Gemeinden hatten auch sie in China noch nirgend aufzuweisen, sondern auch ihre Getauften waren zerstreut in einer Menge verschiedener Ortschaften, hier eine Familie,

dort ein paar Einzelleute, so daß sie unter der vollständig heidnischen Umgebung fast wie verloren schienen. Die Rheinischen zählten damals erst etwa 150 Getaufte, die Berliner aber schon über 400. Ueberhaupt war die Berlin-Stettiner Mission keineswegs in einem entmutigenden Zustand, versprach vielmehr weitere kräftige Entwicklung. Nur in der Heimat fehlten wie es scheint die rechten Kräfte um das Werk in gedeihlicher Weise fortzusetzen. Die Leitung einer Mission, die im Heidenland bereits festen Fuß gefaßt hat und über die ersten Anfänge hinaus ist, erfordert ein Maß von Zeit und Arbeit, welches von Männern die einen anderweitigen Beruf haben, und sich mit der Mission nur nebenbei beschäftigen nicht wohl aufgewendet werden kann. Deshalb sahen sie sich nach Hilfe um, und hätten die Leitung ihrer Mission gern in andre Hände gelegt. Nun waren ja in Berlin Fachmänner vorhanden, die von Berufswegen an der Spitze einer Mission und eines Missionshauses standen. Somit wäre es das natürlichste gewesen, wenn sich die China Vereine der seit langer Zeit bestehenden Berliner Missions-Gesellschaft angeschlossen hätten. Es lag dies um so näher, da auch die nach China ausgesandten Missionare im Berliner Missionshause ausgebildet waren. Aber das Berliner Missionskomitee wollte damals auf diese Verbindung nicht eingehn. Die Entscheidung lautete: „die Berliner Mission ist von Anfang an auf Süd-Afrika gewiesen. Dort liegt noch eine große Arbeit vor uns. Wir dürfen unsre Kräfte nicht zersplittern und neben dem einen Arbeitsfeld noch ein zweites — ungleich größeres — in China übernehmen.“ So von Berlin abgewiesen wendeten sich jene östlichen China Vereine notgedrungen nach Barmen, und machten geltend, daß die Rheinische Mission auch bereits Missionare in China habe und zwar in unmittelbarer Nähe der Berlin-Stettiner Stationen, und daß eine Verschmelzung der beiderseitigen Arbeit ohne Zweifel zur Stärkung und Förderung auch unsrer Mission dienen werde. Dabei wurde freilich nicht mit in Rechnung gezogen, daß wiewohl die beiden Arbeitsgebiete sich berührten, sie doch durch die Sprache völlig geschieden waren, daß wer den Punti-Chinesen predigt wie die Rheinischen Missionare, nicht auch zugleich den Hakka-Chinesen predigen kann, unter denen Hubrig und Pritzsche bisher gearbeitet hatten. Denn hier handelt es sich nicht sowohl um zwei verschiedene Mundarten derselben Sprache, die man bei einiger Uebung leicht beide verstehen und sprechen kann, sondern um zwei Sprachen die zwar dem gleichen Sprachstamm angehören, aber doch für den unverständlich bleiben, der sie nicht besonders studiert hat.

In Barmen war man von den Vorteilen der angebotenen Vereinbarung keineswegs überzeugt. Man hatte bereits Erfahrungen gemacht, daß es mit der Aufnahme fremder Missionare in die eigene Mission allerlei Schwierigkeiten hat, und daß viel eher eine Hemmung als eine Förderung davon zu erwarten steht. Indes da sich sehr gewichtige Stimmen in ihren Missionskreisen entschieden für die Annahme der Berliner Missionare aussprachen, so setzte die Deputation ihre Bedenken beiseite, und beschloß, wenigstens einen Versuch zu machen. Leider ist der Versuch nicht geglückt, und nach Verlauf von neun Jahren mußte

die Verbindung wieder gelöst werden. Im ersten Augenblick ließ sich ja alles ganz gut an. Missionar Pritzsche, der noch unordiniert war, erhielt die Ordination und ihm wurde auch seine Braut zugesendet: ein junger Chinese Asi, der von den Berliner Missionaren nach Deutschland gebracht und in Berlin zum Missionar für seine Landsleute ausgebildet werden sollte, wurde in das Barmer Missionshaus herübergenommen und zwei Jahre später (1874) zur Verstärkung der Mission nach China gesandt, auch erhielt unser Missionar Dilthey in Fumun die Weisung, den überbürdeten und etwas kränkelnden Missionar Hubrig in Kanton nach Kräften zu unterstützen. Für Dilthey war das kein leichter Wechsel. Er hatte sich mit Mühe in die Sprache der Puntí eingearbeitet, hatte unter viel Not und Krankheit ihre Denk- und Ausdrucksweise studiert, und nun da er eben das Resultat seiner bisherigen Anstrengungen unter den Puntí zu verwerten gedachte, wurde er vor die Notwendigkeit gestellt, ganz von vorn wieder anzufangen, eine neue Sprache (Hakka) zu lernen, und die Puntísprache zu vergessen. Obgleich eben erst von einer schweren Krankheit genesen, weigerte Dilthey sich doch keinen Augenblick, die ihm liebgewordene Arbeit und Umgebung zu verlassen, und sich durch die Schwierigkeiten eines neuen Idioms und neuer Anforderungen hindurchzuarbeiten. So zog er denn fort von der Station Fumun (März 1876), die einem bewährten chinesischen Predigtgehilfen übergeben wurde. Auch sein bisheriger Mitarbeiter, Missionar Faber, verließ um dieselbe Zeit Fumun, um eine Erholungsreise nach Deutschland zu machen. Er hatte damit gewartet, bis Missionar Louis, der 1874 nach Deutschland gereist war, von dort zurückkehrte. Denn Louis war der Senior der Rheinischen Missionare und als solcher mit vielerlei amtlichen Geschäften betraut. Faber hatte ihn während seiner Abwesenheit vertreten und konnte also vor seiner Rückkunft nicht reisen. Seine Station Fukwing hatte Louis während seiner Abwesenheit dem Missionar Nacken anvertraut. Letzterer hatte, wie schon S. 319 erzählt wurde, seit der Zerstörung der Station Tungkun mit gebrochener Gesundheit in Hongkong sich aufgehalten und vergebens Heilung für seinen geschwächten Körper gesucht. Jetzt hatte er's noch mal anderthalb Jahr versucht, den Missionar Louis auf Fukwing zu vertreten. Aber er fühlte, daß er so nicht weiter arbeiten könne, und kehrte deshalb gleich nach Louis' Rückkehr nach Deutschland zurück (1876). Somit gestaltete sich das Bild unserer Rheinischen Mission in China folgendermaßen: vier Missionare, davon zwei in Berlin und zwei in Barmen ausgebildet: drei Stationen. Kanton mit Hubrig und Dilthey besetzt, Longhäu mit Missionar Pritzsche und Fukwing mit Missionar Louis. Die letztgenannten Plätze waren aber mehr Ausgangspunkte für die Predigt in der Umgegend und Sammelplätze für die weit zerstreuten einzelnen Christen, Longhäu für die Hakka und Fukwing für die Puntí. An einzelnen Orten waren ständige Gehilfen als Lehrer und Prediger angestellt, so Wong yun in Fumun, Tsau oder Kau in Tungkun, Makfat in Seifuthong, Aphun in Thinsam, Tschim in Namthan u. s. w. Doch wechselten diese Gehilfen ziemlich oft, und so auch die

Punkte, wo sie stationiert waren. Eine Außenstation Namhung ist aber noch ganz besonders zu nennen, weil sie weit entfernt nach Norden und völlig außerhalb des übrigen Arbeitsgebiets lag und weil sie (1876) von dem in Deutschland ausgebildeten Chinesen Asi besetzt wurde. Asi war als Knabe in Hoan getauft, dann nach Deutschland gebracht und nachdem er in den Missionshäusern zu Berlin und Barmen ausgebildet war, 1874 wieder nach China zurückgesandt. Die ersten Jahre war er als Gehilfe des Missionar Hubrig in Kanton beschäftigt, begleitete ihn auf seinen Reisen, und reiste auch nach dem weit entfernten Namhung, ganz im Norden der Provinz Kwang tung, hart an der Grenze der Provinz Kiang si. Die Berliner Missionare hatten in den früheren Jahren ihre Predigtreisen einige Male bis in diese Gegend ausgedehnt, glaubten in Namhung eine größere Empfänglichkeit für das Evangelium zu finden (eine katholische Kapelle bestand schon daselbst) und hatten deshalb einen ihrer Gehilfen als Evangelist dorthin geschickt. Da von dort aus die Provinz Kiang si leicht zu erreichen war, knüpften sich schöne Hoffnungen daran, noch tiefer in das Innere des Landes einzudringen und ganz neue bisher noch unerschlossene Gebiete dem Evangelium zu öffnen. Diese Hoffnungen sind aber nicht in Erfüllung gegangen. Missionar Asi, der mit seiner tüchtigen und christlich erzogenen Frau aus dem Findelhause zu Hongkong nach Namhung kam, fand zwar schon eine kleine Zahl von Getauften (19) vor, hatte auch nicht viel offenen Widerstand zu beklagen. Allein das allgemeine Mißtrauen gegen Fremde und ihre Lehre bildete immer wieder die Scheidewand zwischen ihm und seinen Landsleuten. Er konnte wohl hier und da einige Täuflinge sammeln, und ihre Zahl bis auf 35 bringen, allein die Bildung einer wirklichen Gemeinde, welche Mittelpunkt und Stütze für eine erfolgreiche weitere Ausbreitung des Evangelii hätte sein können, wollte in Namhung ebenso wenig gelingen, wie auf den südlichen Stationen.

In den Mittelpunkt unsrer Chinesischen Mission trat von 1876 an die Station Kanton mit Hubrigs Gehilfenschule. Diese Schule war ursprünglich für Christenkinder bestimmt, welche nach Absolvierung des elementaren Unterrichts noch etwas weiter gefördert und möglicherweise zu Lehrern und Predigern herangebildet werden sollten. Für die Seminaristen bestand der Unterricht in Bibelkunde, Exegese, Dogmatik und Kirchengeschichte, Stilübungen, Zeichnen, Musik und Gesang. Von den 36 Schülern waren fünf nach bestandenem Examen in die Oberklasse oder das Seminar aufgenommen, als Dilthey dem Missionar Hubrig zu Hilfe kam. Sobald er sich ein wenig in die Hakkasprache hineingearbeitet hatte, übernahm er eine Anzahl Unterrichtsstunden und widmete sich mit großem Eifer und Hingebung dieser neuen Thätigkeit. Mit ihm auch Missionar Blankenagel. Dieser junge Bruder war gegen Ende 1876 nach China gekommen, und sofort zu Dilthey und Hubrig nach Kanton gesandt. Natürlich hatte auch er zunächst genug zu thun, um die Sprache zu lernen. Im folgenden Jahr kam dann Missionar Faber von seiner Urlaubsreise

nach Deutschland zurück mit zwei jungen Brüdern, Eichler und Dietrich, von denen der erste ebenfalls in Kanton, der zweite in Longhän bei Bruder Pritzsche stationiert wurde. Als sehr wirksam erwies sich in Kanton die Hilfe der Frau Dilthey. Sie war zwar krank nach China gekommen, hatte sich aber nach einer langwierigen Kur so weit erholt, daß sie, als Mitte 1877 die Frau Missionarin Hubrig starb, nicht bloß das ganze Hauswesen und die Sorge für die Schüler und Seminaristen allein überwachen, sondern auch mit ihrem Manne längere Reisen unternehmen und weite Wege zu Fuß machen konnte. Glücklicherweise war es um diese Zeit dem Missionar Hubrig gelungen, ein gesundes und zweckmäßiges Missionshaus in Kanton zu kaufen. In dem bisherigen Lokal hatte die Frau Hubrig ihre Gesundheit eingebüßt, und Dilthey war kaum eingezogen, als er so schwer am Fieber erkrankte, daß seine Frau ihn eilends auf einen gesunderen Platz bringen mußte, um sein Leben zu retten. Bei jeder Ueberschwemmung waren die inneren Räume des tief gelegenen Hauses mehrere Fuß unter Wasser gesetzt, und wenn dann große Hitze nachfolgte, so war es für einen Europäer fast unmöglich, in der Fieberluft auszuhalten. Jetzt bot ein amerikanischer Missionar, der China verließ, sein neugebautes Doppelhaus dem Bruder Hubrig zum Verkauf an. Die Missionsgesellschaft genehmigte den Ankauf, und gab dem Missionar Erlaubnis, noch ein paar Räume für Schule und Kapelle daran zu bauen. Am Epiphaniastage des Jahres 1878 war alles fertig. Die neue Kapelle wurde eingeweiht, 35 Chinesen wurden getauft, an 60 Kommunikanten wurde das Abendmahl verteilt. Damit schloß die Thätigkeit des Bruders Hubrig in Kanton vorläufig ab. Unmittelbar nach dieser Feier verließ er China, um seine beiden mutterlosen Kinder nach Deutschland zu bringen. Erst am Ende des nächsten Jahres kehrte er zurück. Inzwischen lag die Last der Arbeit in Kanton hauptsächlich auf den Schultern Diltheys. Blankenagel und Eichler waren ihm zwar zur Hilfe gegeben, aber ihre Sprachkenntnis war noch zu mangelhaft, um eine Arbeit selbständig übernehmen zu können. Auch Missionar Faber wohnte mit ihnen zusammen in Kanton, hatte aber sein eigenes Arbeitsfeld unter den Punti in Fumun und Tungkun, und war außerdem mit litterarischen Arbeiten vollauf beschäftigt. Es war aber nicht bloß die Schule in Kanton zu leiten, sondern es waren auch die 400 getauften Hakkachinesen zu bedienen, die in einem weiten Umkreis, hauptsächlich im Fayenkreis und im Kweischinkreis zerstreut wohnten. Alle Monate wurde deshalb eine Fußwanderung angetreten, wo die Getauften in der Kapelle von Pat lak pu den Missionar erwarteten. Während der Schulferien wurden weitere Reisen unternommen, nach Fumni im Kreis Kweischin, oder gar nach dem weit entlegenen Namhung zum Missionar Tschan Asi. In Fumni gab der Besuch im August 1878 Anlaß zu einer Aufregung unter dem heidnischen Volk. Die Gelehrten und Titelmänner warnten ihre Landsleute mittels großer Plakate, durchaus nicht mit Fremden (Europäern) sich einzulassen, sie nicht in ihre Gegend einzuführen, widrigenfalls sie samt ihnen erschlagen

würden. In der That wurden fünf Christen ermordet, andere flohen. Da den Uebelthätern nichts geschah, kündigten sie an, daß am Weihnachtstag alle Christen sollten totgeschlagen werden. Da vereinigten sich die Missionare aller Gesellschaften in Kanton, und hielten Gebetsstunden zur Abwendung des drohenden Sturmes, und er ging ohne Schaden vorüber. Wohl wurden einige Getaufte bedroht, mißhandelt und ins Gefängnis geworfen; aber die gefürchtete Abschlachtung aller Christen erfolgte nicht.

Ende 1879 war Missionar Hubrig mit seiner neuen Frau zurückgekehrt und wollte natürlich sofort wieder die Leitung der Schule in Kanton in seine Hände nehmen, indem er die jüngeren aus Barmen gesandten Brüder mehr nur als seine Gehilfen ansah. Die Einheit des Werkes würde sonst leiden, meinte er. Aber während seiner Abwesenheit waren die jüngeren Brüder schon so selbständig vorgegangen und hatten sich in eine so unabhängige Stellung eingelebt, daß sie keineswegs gewillt waren sich aufs neue Hubrigs Weisungen zu fügen, die ihnen in manchen Punkten nicht richtig und zweckmäßig schienen. So kam es im Jahr 1880 zu recht unerquicklichen Auseinandersetzungen im Missionshause zu Kanton, unter welchen natürlich das Werk selbst und auch die Herzen der Brüder schweren Schaden litten. Die Folge war eine völlige Trennung. Missionar Dilthey, dessen Gesundheitszustand schon alle die Jahre hindurch viel zu wünschen übrig ließ, erkrankte unter den Gemütserregungen aufs neue so schwer, daß die Aerzte ihm jede Thätigkeit untersagten und ihn eilends nach Hause schickten. Am 13. April 1880 reiste er von China ab, um zwei Jahre darauf in heimischer Erde sein Grab zu finden. Blankenagel ging im November 1880 nach Nordamerika, um dort sich eine Pfarrstelle unter den Deutschen zu suchen, und Eichler trat zur selben Zeit in die Dienste einer englischen Missionsgesellschaft. Diese drei genannten Brüder waren es, welche mit Hubrig an der Gehilfenschule in Kanton hatten arbeiten sollen. Noch ein vierter Bruder, Faber, der freilich mit der Schule nichts zu thun hatte, aber doch auch im Missionshause zu Kanton wohnte, ist mit jenen zugleich aus der Rheinischen Mission ausgeschieden, hat im folgenden Jahr noch einen Versuch in Deutschland gemacht, um eine Aenderung der Verhältnisse herbeizuführen, und ist darnach als selbständiger Missionar in China geblieben.

Dieser beklagenswerte Riß unter den Missionaren in China hatte noch so manche andre Schäden bloß gelegt, daß man allerseits sich überzeugte, ein weiteres Zusammenarbeiten der aus dem Berliner und aus dem Barmer Missionshause entsandten Missionare sei nicht durchführbar und die Frage wurde aufgeworfen, ob die Rheinische Gesellschaft ihre Missionare nicht gänzlich aus China zurückziehen solle. Nach vielen Verhandlungen kam man zu dem Beschluß, die von Barmen aus ursprünglich in Angriff genommene Puntimission noch weiter fortzuführen, dagegen die Hakkamission wieder aus den Händen zu geben. Glücklicherweise erklärte die ältere Berliner Missionsgesellschaft, die früher einen solchen Antrag abgewiesen

hatte, sich jetzt bereit, einen Teil der Hakkamission zu übernehmen, und verständigte sich mit der Baseler Gesellschaft über die Grenzen der beiderseitigen Arbeitsgebiete, denn auch Basel arbeitete unter den Hakka. Das Resultat der Verhandlungen war, daß Berlin das Missionshaus zu Kanton und den Missionar Hubrig übernahm, Basel die Station Longhäu mit dem Missionar Pritzsche, dazu auch den chinesischen Missionar Tschan Asi, der von Namhung abgerufen und in der Nähe von Hongkong beschäftigt wurde. Für die Rheinische Puntimission blieb nur übrig die Hauptstation Fukwing mit den Nebenstationen Namthau, Fumun, Tungkun und den Dörfern umher. Nach Fabers Ausscheiden war als einziger Puntimissionar noch übrig geblieben Missionar Louis, der aber mehrenteils im Findelhause zu Hongkong beschäftigt und sehr kränklich war. Ihm wurde Missionar Dietrich beigesellt, der seit 1877 in der Hakkamission gearbeitet hatte, meistens auf der Station Longhäu neben dem Missionar Pritzsche. Jetzt mußte auch er die Hakkasprache vergessen und statt dessen die Puntisprache lernen, was nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten durchführbar war. Ende 1882 wurde, da Louis' Kränklichkeit zunahm und ein baldiges Ende voraussehen ließ (er starb 27. Juli 1883) auch noch der junge Missionar Genähr (Sohn des im Jahre 1864 gestorbenen Missionars Genähr) nach Fukwing gesandt, und diesen beiden jungen Brüdern, zu denen 1884 noch Missionar Gottschalk als dritter kam, wurde nun seitens der Rheinischen Missionsgesellschaft die Aufgabe gestellt, die Mission unter den Punti fortzuführen und möglichst zu erweitern. Sie griffen die Arbeit mit großem Eifer an und suchten ihrer Aufgabe nach Möglichkeit gerecht zu werden. Deshalb begannen sie sofort mit der Vergrößerung der Schule in Fukwing, wo nun die Puntigehilfen ausgebildet wurden. Einen dieser Gehilfen, der sich schon längere Zeit im Dienst der Mission bewährt hatte, den Wong Anang durften sie ordinieren und als eingebornen Pastor für Tungkun und Fumun anstellen. Für die Deputation daheim war es eine nicht geringere Freude als für die Missionare draußen, die Predigten und Aufsätze dieses Mannes zu prüfen. Sonst schienen meistenteils die getauften Chinesen zwar mit dem Verstande überzeugt zu sein von der Wahrheit des Christentums, aber von einer Einwirkung auf das Herz war wenig zu spüren. Hier begegnete man dagegen einem Chinesen, dessen Herz wahrhaftig vom heil. Geist erfaßt und umgewandelt war, und der aus eigenster Erfahrung heraus Zeugnis ablegen konnte von der Knechtschaft der Sünde, und der seligen Befreiung durch die Kraft Gottes in Christo Jesu dem Gekreuzigten. Auch noch manches andre Erfreuliche konnten die Missionare von einigen Gehilfen berichten, sodaß die Deputation desto williger ihre Zustimmung zur Erweiterung der Gehilfenschule in Fukwing gab. Nur schien das Jahr 1884 am wenigsten dazu geeignet. Denn es war Krieg zwischen Chinesen und Franzosen. Letztere waren in Tongking eingebrochen und als die Chinesen dagegen protestierten, griffen sie China selber an, legten sich mit ihren Kriegsschiffen vor die chinesischen Inseln und

Küsten, bombardierten die Städte, zerstörten die Befestigungen, versenkten die Schiffe, kurz sie thaten alles um die Chinesen ihre Uebermacht fühlen zu lassen. Natürlich ließen sich die Chinesen das nicht so ruhig gefallen, sondern suchten sich an den Fremden zu rächen, und da sie an die Franzosen selbst nicht wohl herankommen konnten, so schlugen sie die Christen tot, von denen sie voraussetzten, daß sie es mit den Franzosen hielten, also vorzugsweise die katholischen Christen, die ja in China sehr zahlreich sind. Aber auch die evangelischen Christen ließ man nicht in Ruhe und zerstörte ihre Kapellen. Nur die deutschen Missionare wurden merkwürdigerweise verschont. Die Deutschen waren es ja, die 1870 die Franzosen in ihrem eigenen Lande bezwungen hatten. Das wußte man auch in China und hoffte, Bismarck werde mit seinen Deutschen jetzt auch den Chinesen zu Hilfe kommen und ihnen die Franzosen aus dem Lande jagen. So genossen also unsere Missionare eine Zeitlang um ihres Deutschtums willen große Ehre. Indes das war natürlich nur vorübergehend. Die Verhältnisse blieben höchst unsicher, und es wurde unsern Brüdern fast als Verwegenheit ausgelegt, als sie mitten in diesen Unruhen, zu dem noch die Cholera und ein Dorfkrieg in Fukwing kam, dennoch getrosten Mutes begannen ein neues Missionshaus zu bauen. Sie brachten den Bau auch glücklich fertig, trotzdem sich eine förmliche Verschwörung in Fukwing gebildet hatte, um den Bau zu hindern. Der Kreismandarin hatte den Anstiftern zu verstehen gegeben, daß er jede Feindschaft gegen die deutschen Missionare streng bestrafen werde und so blieb alles ruhig.

Nachdem Missionar Dietrich den Neubau in Fukwing beendet und dem Missionar Genähr die Leitung der Gehilfenschule übergeben hatte, faßte er sogleich eine neue Arbeit ins Auge, nämlich die Errichtung einer Station in Tungkun. Tungkun ist eine große Stadt (man rechnet 400 000 Einwohner) und war schon früher öfter auf kürzere oder längere Zeit von unseren Missionaren Krolczyk, Nacken, Faber besucht worden. Aber die Missionare waren immer wieder vertrieben, und die Bewohner von Tungkun galten allgemein als die feindseligsten Leute gegenüber allen Fremden und namentlich den Missionaren. So legten sie denn auch dem Missionar Dietrich allerlei Schwierigkeiten in den Weg, aber doch bei weitem nicht mit solcher Gehässigkeit und Hartnäckigkeit wie früher. Er brachte wirklich den Bau einer Kapelle und eines Wohnhauses bei Tungkun fertig und konnte sie am 29. Juli 1886 feierlich einweihen. Fast noch früher war Missionar Gottschalk mit der Aufrichtung einer dritten Station, Tong tau ha, zustande gekommen. Unter Mithilfe des in solchen Verhandlungen erfahrenen Bruders Dietrich hatte er einen geeigneten Bauplatz gewonnen und dann sofort den Bau einer Kapelle in Angriff genommen. Das Geld dazu war ihm von Ravensberger Freunden als Extragabe gesandt. Am 16. Mai 1886 konnte er das neue Kirchlein einweihen. Zum erstenmal ließ sich ein Posaunenchor dabei hören. Dergleichen war für China etwas ganz neues. Gottschalk hatte aus Deutschland Posaunen mitgebracht

und die Fukwinger Seminaristen etwas eingeübt. Die hatten große Freude daran und waren gleich bereit, wo es ein christliches Fest zu feiern gab, es mit Posaunenschall zu verherrlichen. So hatten sie es auch jetzt bei der Einweihung der Station Tungkun gethan. Dort plante Missionar Dietrich noch etwas Besonderes. Er wollte ein Krankenhaus bauen. Wie sehr durch ärztliche Hilfeleistungen die Mission bei den Chinesen gefördert wird und wie viele Missionsärzte und Missionskrankenhäuser in China bereits vorhanden sind, ist bekannt. Nur ein deutsches Missionshospital fehlte noch und ein deutscher Missionsarzt. Die Deputation glaubte bereits einen solchen gewonnen zu haben, aber die Sache zerschlug sich wieder, und die Missionare mußten aufs Warten gewiesen werden. Vorläufig wird sich Missionar Dietrich mit einem eingebornen Doktor behelfen müssen, der aber bei europäischen Aerzten in die Schule gegangen ist. Bau und Unterhalt des Hospitals wird zwar für den Anfang nicht wenig kosten, und da auch der weitere Ausbau der Station Tong tau ha und die Aufrichtung der Station Funnun noch aussteht, so werden noch weitere Summen für China erforderlich sein. Desto dankbarer mußte die Deputation dem Herrn sein, daß er es ihr endlich gelingen ließ, die Kaufsumme für den kleinen Rest des früheren Missionseigentums auf Hongkong nach vielem Widerstreit und Hindernissen von den chinesischen Käufern ausgezahlt zu erhalten. Jetzt konnte sie ohne weitere Bedenken auf die Wünsche ihrer Missionare eingehen und eine Erweiterung der chinesischen Missionsarbeit in Aussicht nehmen. Sie hatte schon früher beschlossen, die Zahl ihrer Missionare in China zu vermehren, und sandte im Jahr 1887 den Missionar Maus zur Unterstützung der dortigen Brüder. Andere werden so Gott will nachfolgen.

3. Ausbreitung im Tobaland.

Unsere Mission unter den Batta auf Sumatra, welche 1861 gegründet war, zählte im Jahre 1874 neun Stationen mit zwölf Missionaren und mehr als 1500 Getauften. Nur die südlichen Stationen Sipirok, Bungabondar und Pransorat im Gebiete Ankola und die Küstenstation Sibogha standen unter holländischer Regierung, dagegen die weiter nördlich im Thal des Batangtorrn und im Tobaland liegenden Stationen Pangaloan, Sigompulan, Pantjur na pitu, Silindung und Sipoholon waren noch unabhängig, das heißt sie gehörten zwar auch zum holländischen Gebiet, aber sie waren damals noch nicht unter holländische Verwaltung genommen. Die Häuptlinge oder Radja waren freie Herren und jeder that was ihn gut dünkte. Nach dem Süden in die unter holländischen Beamten stehenden Bezirke hat sich unsere Mission nicht weiter ausgebreitet, denn dort war alles von Muhamedanern besetzt, dagegen nach Norden in das unabhängige Gebiet und bis zum heiligen Tobasee hinauf sind unsere Missionare immer weiter vorgedrungen und noch immer scheinen sich dort weitere Thüren aufthun zu wollen. Wir verteilen die Geschichte dieser Ausbreitung in einzelne Gruppen.

Katechetenseminar und Wanderschule.

Auf S. 293 ist bereits erzählt worden, daß Missionar Schreiber auf Pransorat, welcher von 1866 bis 73 das Präsidium in unserer sumatranischen Mission führte, ein kleines Katechetenseminar auf seiner Station errichtet hatte, und daß ihm 1869 Missionar Christ. Leipoldt zu Hilfe gesandt war. Ihre Schüler, fünf getaufte Batta, hatten 1871 den Kursus vollendet und wurden auf den Stationen verteilt, um unter der Aufsicht der Missionare als Lehrer und Katecheten eine selbständige Arbeit unter ihren Landsleuten zu beginnen. Vorzugsweise waren sie thätig auf den Nebenstationen. Es ist dies einer der eigentümlichen Züge unserer Battamission, daß sich in den Dörfern um unsere Stationen her, bis zu einer Entfernung von mehreren Stunden, wohl gar Tagereisen, Nebenstationen gebildet haben, meist mit eigener Kirche und Schule, die von dem Missionar zwar möglichst oft besucht werden, zunächst aber unter der Leitung der eingeborenen Aeltesten stehen. Diesen Aeltesten wurden nun die jungen Schullehrer und Katecheten aus dem Seminar von Pransorat zur Seite gestellt und bewährten sich im ganzen gut. In der Hauptarbeit, dem Kampf gegen den mächtig vordrängenden Muhamedanismus, konnten sie freilich noch nicht viel leisten, aber sie konnten die Getauften zusammenhalten, die Kinder unterrichten, zur Taufe vorbereiten, nötigenfalls auch Gottesdienst halten, und die Missionare erkannten bald, daß sie eine sehr wirksame Hilfe an ihnen gefunden hätten. Aber sie mußten ihnen etwas in die Hand geben, Schulbücher für den Unterricht, Lesebücher für die Erwachsenen. Deshalb hatten die Missionare alsbald sich daran gemacht, allerlei kleine Lesebücher zusammenzustellen, die dann teils gedruckt wurden, teils abschriftlich unter groß und klein kursierten. Vor allem waren es immer die biblischen Geschichten Alten und Neuen Testaments, dann, nachdem schon einzelne Briefe und Evangelien übersetzt waren, wurde das ganze Neue Testament in die Battasprache übertragen. Traktate, Katechismen, Liederbücher, Gebetbücher fehlten auch nicht, zum Teil in beiden Dialekten, Toba und Angkola oder Mandheling, und mit beiderlei Buchstabenschrift, lateinisch oder battakkisch, welch letztere Schrift dem altindischen Sanskrit etwas ähnlich sieht.

Diesem christlichen Seminar und dem ganzen Schulwesen der Missionare stellte die holländische Regierung seit 1872 ihre religionslosen Regierungsschulen und ihr religionsloses Seminar (Normalschule) entgegen. Man kann eigentlich nicht sagen entgegen, denn sie hat sich unserer Mission auf Sumatra niemals feindlich entgegengestellt, sondern hat sie gewähren lassen, so lange sie nur nicht den Regierungsinteressen lästig wurde. Diese Interessen, zu denen namentlich möglichst reicher Gewinn aus den Kaffeeplantagen in Angkola gehörte, verlangten gänzliche Fernhaltung aller Unruhen und aller Anstöße bei den Radja und den sonstigen Vornehmen (Namora), vor allen aber bei den Muhamedanern. Deshalb hätten die Beamten wohl am liebsten gesehen, wenn gar keine Schulen errichtet und die Eingeborenen in ihrer heidnischen oder muhamedanischen Unwissenheit

geblieben wären, aber da nun einmal die holländische Regierung um der öffentlichen Meinung willen sich bewogen fand, auf allen ihren ausländischen Besitzungen Staatsschulen anzulegen zur Heranbildung ihrer braunen Unterthanen, vor allen Dingen der Häuptlingssöhne, so war eine Hauptbedingung: keine Religion in den Schulen: Christ, Heide, Muhamedaner mögen in den Schulen dicht nebeneinander sitzen, aber nach seiner Religion darf keiner gefragt und in seinen religiösen Uebungen keiner gestört werden.

Nun weiß man wohl, wie es bei uns zu Lande geht, wenn ein eifriger Katholik oder ein Ungläubiger an der Spitze einer Schule steht. Die ganze Schule wird durch ihn gefärbt, und auch die Simultanschulen bekommen unter katholischer Leitung einen katholischen Anstrich. Grade so war's in Niederländisch Indien. Da die Lehrer an den Staatsschulen fast lauter Muhamedaner waren, so bekamen auch die religionslosen Schulen alle einen muhamedanischen Anstrich, und auf den südlichen Stationen, wo der Muhamedanismus ohnehin übermächtig war, mußte man für die Kinder der Getauften von diesen Staatsschulen das Schlimmste fürchten. Aber so gar arg wurde die Sache doch nicht. So glänzend auch die anderen Schulen ausgestattet waren, und die Schüler statt Schulgeld zu geben, vielmehr Bücher und Tafeln und anderes Nötige obendrein bekamen, so wurden doch die kleinen christlichen Gemeindeschulen auf den Stationen durch sie nicht umgestürzt. Natürlich gab es viele Schüler, die eilends in die glänzenden Räume der Staatsschulen hinüberliefen. Andere aber schlossen sich nun erst desto fester an ihre christlichen Lehrer in den Missionsschulen an, wohl nicht grade um des Wortes Gottes willen, sondern weil sie etwas gespürt hatten von der christlichen Liebe, die sich herabläßt zu den Kleinen und sie auf dem Herzen und auf den Händen des Gebetes trägt. Unsere Missionare haben einige Male den Versuch gemacht, ihre eigenen Schüler und Zöglinge in die Normalschule zu schicken, um sie nach dort absolviertem Unterrichtskursus anstellungsfähig zu machen in den Staatsschulen, wodurch dann auch die Missionare einigen Einfluß auf diese Staatsschulen gewinnen würden. Allein bisher ist's ihnen nicht gelungen, vielmehr haben sie mit ihren Zöglingen in der Normalschule, welche wie gesagt dem Namen nach religionslos, in der That aber wesentlich muhamedanisch ist, manche unliebsame Erfahrungen gemacht, so daß dieser Versuch wieder aufgegeben ist. Als 1878 ein christliches Lehrerseminar in Depok auf Java zustande kam, haben auch die sumatranischen Missionare ebenso wie die bornesischen manche ihrer Zöglinge dorthin zu weiterer Ausbildung geschickt, und die von dort zurückkehrenden Seminaristen scheinen meist recht gut einzuschlagen.

Zum Direktor des genannten Seminars auf Depok war im Jahr 1876 unser Missionar Chr. Leipoldt auf Praunorat berufen worden, aber er nahm den Ruf nicht an. Leipoldt war der Sohn unseres ehrwürdigen Veteranen des Missionars Leipoldt im afrikanischen Wupperthal und hätte eigentlich auch wieder nach Afrika als in seine Heimat entsendet werden sollen. Er hatte auch eine Afrikanerin zur

Frau, nämlich die Tochter unseres Missionars Esselen. Aber weil Leipoldt in Deutschland zum Lehrer ausgebildet war, und das kleine Katechetenseminar in Pransorat noch eine Lehrkraft erforderte, so wurde er nach Sumatra geschickt dem Missionar Schreiber auf Pransorat zu Hilfe. Sowie der Ankömmling sich ein wenig in den neuen Verhältnissen umgesehen hatte, wurde sofort ein neuer Lehrkursus eröffnet (1870) und nach etlichen Jahren konnten wieder sieben battaksche Lehrer und Gehilfen in den Gemeinden angestellt werden. Man stieß dabei aber auf einige Schwierigkeiten. Die jungen Leute waren natürlich noch nicht selbständig genug, um nicht von ihren Verwandten stark beeinflußt zu werden. Die Verwandten aber machten allerlei Ansprüche, wollten die jungen Männer nirgend anders als in ihrem Heimatdorf angestellt wissen und verlangten höheren Sold für sie. Wenn die Missionare ihnen nicht so viel Gehalt geben wollten, wie die Regierungsschulmeister bekämen, so sollten sie lieber in Regierungsdienste treten. Die Missionare mußten ja freilich auf dergleichen Erfahrungen gefaßt sein, aber es schmerzte sie doch, und Leipoldt konnte den dritten Seminarkursus nicht ohne mancherlei Befürchtungen eröffnen. Es kam hinzu, daß der bisherige Leiter von Pransorat, Missionar Schreiber, sich durch Krankheit seiner Frau genötigt sah, 1873 nach Deutschland zurückzukehren. An seine Stelle trat zwar ein neuer Kollege, Missionar Standke, aber die Blütezeit von Pransorat war, wie das so oft geschieht, mit dem Abgang des Gründers dahin. Weder in der Gemeinde noch in der Schule wollte es mehr recht vorwärts gehen. Unter diesen Umständen hätte man denken sollen, daß Leipoldt den ehrenvollen Ruf nach Depok gern angenommen hätte. Aber da gerade um jene Zeit (1876) sein Kollege Standke ihn verlassen mußte, um Heilung für seine kranken Augen zu suchen, und da auch sein Nachbar Schütz in Bungabondar durch den Tod seiner Frau vor die Frage gestellt war, ob er nicht seine Kinder nach Deutschland bringen müsse, so entschloß sich Leipoldt, auf seinem Posten zu bleiben, damit nicht das ganze südliche Arbeitsfeld von Missionaren entblößt sei. Wenige Jahre später (1879), als die Verhältnisse sich etwas geändert hatten, verließ er jedoch ebenfalls Sumatra, um einem Ruf seines Schwiegervaters Missionar Esselen nach Worcester in Afrika zu folgen. Die Deputation hatte zu diesem Wechsel ihre Zustimmung gegeben in der Hoffnung, daß das veränderte Klima einen heilsamen Einfluß auf die Gesundheit der schwer leidenden Missionarin üben werde. So brachte denn Leipoldt seine an Händen und Füßen gelähmte Frau mit viel Not und Mühe an die See und auf das Schiff und gelangte Ende 1879 mit allerlei Umwegen und Schwierigkeiten nach Südafrika. Das Katechetenseminar aber in Pransorat blieb aufgehoben.

Inzwischen waren unsere Missionare auf den Stationen im Tobaland auch nicht müßig gewesen, und die Arbeit war ihnen so sehr unter den Händen gewachsen, daß sie sich ebenfalls nach Hilfe umsahen. Die Gemeinde in Sipoholon zählte damals etwa 50, in Pantjur na pitu etwa 100 und in Silindung über 400 Seelen.

Einige tüchtige Gehilfen hatten sie aus Pransorat erhalten. Aber es waren zu wenig, und dazu bestand wenn nicht Feindschaft so doch Abneigung zwischen den Leuten von Ankola und von Toba. Aus Ankola wollten die Seminaristen nicht nach den nördlichen Stationen, und von Toba her wollten die Schüler sich nicht nach dem Süden ins Seminar von Pransorat schicken lassen. Das brachte die nördlichen Brüder auf den Gedanken, die Ausbildung ihrer Gehilfen selber in die Hand zu nehmen, und zwar zunächst so, daß sich alle in gleicher Weise daran beteiligten. Sie richteten eine Wanderschule ein (1873), aber so, daß nicht der Lehrer, sondern die Schüler wanderten. Einen bestimmten Tag in der Woche hatten sie Unterricht bei Missionar Johannsen in Pantjur na pitu. Sie wohnten und übernachteten beim dortigen Schulmeister, ruhten einen Tag und wiederholten ihre Lektionen, dann zogen sie weiter zu Missionar Nommensen in Silindung, wo sie es ebenso machten, und ehe sie wieder nach Pantjur na pitu zurückkehrten, wanderten sie noch erst nach Sipoholon, wo Missionar Mohri sie in Musik und malaiischer Sprache und Lehre unterwies. Nommensen aber und Johannsen trieben mit den Schülern Bibelkunde, Katechismus, Geschichte, Homiletik u. dergl. Natürlich mußte alles in battakscher Sprache vorgetragen werden, bedurfte also sorgfältiger Vorbereitung und Ausarbeitung. So entstanden allmählich durch das, was sie den Schülern diktierten, eine Anzahl geschriebener Lehrbücher in der Battasprache, die nach mehrfacher Durchsicht und Verbesserung später zum Druck befördert wurden. Außer den genannten Fächern war es noch besonders eine naturwissenschaftliche und medizinische Unterweisung, welche die Missionare für notwendig hielten. Sie sagten: wir wissen nicht, ob nicht über kurz oder lang eine Verfolgung ausbricht, die uns Missionare aus dem Lande treibt. Wenn dann keine Leute da sind, welche die Betrügereien der battakschen Zauberpriester oder Datu aufdecken und widerlegen, und die imstande sind, Krankheiten zu erkennen und zu heilen, so wird das ganze Volk sich wieder zu den alten Opfern und Zeremonien der Datu wenden. Glücklicherweise ist die Probe bisher noch nicht gemacht.

Natürlich konnte solche Wanderschule immer nur als Notbehelf gelten. Es traten zu viele Störungen ein, und die Unbequemlichkeiten, Gefahren und Versuchungen beim beständigen Hin- und Herziehen machten sich bald in empfindlicher Weise geltend. Deshalb trugen die Brüder darauf an, daß die Deputation ihnen gestatten möge, eine kleine Katechetenschule für das Tobaland zu errichten, und dagegen das Katechetenseminar in Pransorat nur für Ankola gelten zu lassen. Die Deputation hatte gegen den Unterhalt von zwei solchen Anstalten doch einige Bedenken. Da aber bald darauf Missionar Leipoldt von Pransorat zurücktrat, und die dortige Schule aufgehoben wurde, so war kein Grund, die Gründung des neuen Seminars in Pantjur na pitu zu beanstanden, denn die Hauptmasse der christlichen Bevölkerung, also auch der Jünglinge, die den Seminarkursus durchmachen wollten, befand sich in Silindung und auf den Tobastationen.

Im Jahr 1877 wurde das Katechetenseminar in Pantjur na pitu eröffnet mit 12 Schülern. Jeder Schüler mußte sich verpflichten,

für seinen Unterhalt selber zu sorgen und nach vollendetem Kursus sich als Katechet oder Lehrer dahin zu begeben, wohin die Missionare ihn senden würden. Im Anfang hatte Johannsen allerlei Schwierigkeiten, bis die jungen Burschen sich an feste Regeln und an eine bestimmte Hausordnung gewöhnt hatten. Auch gab es einen Schrecken als zwei derselben kurz nacheinander starben; fast wären auch die übrigen davon gelaufen. Aber allmählich fügte und ordnete sich alles, und nach ein Paar Jahren, als der erste Kursus vollendet war und ein neuer beginnen sollte, meldeten sich so viele neue Schüler (etwa 40) zur Aufnahme, daß Johannsen sie kaum unterzubringen wußte. Die Arbeit wuchs ihm über den Kopf und er mußte Hilfe haben. Deshalb wurde ihm 1879 der eben angekommene Missionar Bonn zur Seite gestellt, und als dieser nach einigen Jahren nordwärts zog um eine Station am Tobasee zu gründen, folgte ihm in Pantjur na pitu Missionar Meerwaldt, der von 1881 bis 1883 Missionar Köddings Nachfolger in Siboga gewesen war. Dieser hatte in Holland selber einen gründlichen Seminarkursus durchgemacht und ließ sich's eifrig angelegen sein, die große Masse der Schüler an eine straffe Disziplin zu gewöhnen und den Unterricht nach allen Regeln der Methodik fortzuführen. Leicht war die Aufgabe nicht, und die Abgangsprüfungen der nächsten beiden Jahre ließen noch manches zu wünschen übrig. Immerhin konnte wieder eine Anzahl Schullehrer und Katecheten auf den Haupt- und Nebenstationen angestellt werden, sodaß ihre Zahl allmählich auf 60 stieg. Nicht alle bewährten sich auf ihrem Posten, manche mußten wieder entlassen werden, andre liefen selber weg. Aber es blieben noch immer genug tüchtige Leute übrig, und die angeordneten regelmäßigen Lehrerkonferenzen übten eine scharfe Zucht wider die Sänmigen und Leichtfertigen. Im Jahr 1883 faßten die Brüder den Beschluß, mit dem Katechetenseminar noch ein Predigerseminar zu verbinden, indem sie einige ihrer tüchtigsten Lehrgehilfen, die sich in der Praxis bereits hinlänglich bewährt hatten, nochmals nach Pantjur na pitu riefen und einen Predigerkursus mit ihnen durchmachten. Einer von den vier Zöglingen starb leider vor Vollendung des Kursus, die drei übrigen aber, Si Johannes und Si Marcus und Si Petrus bestanden ihr Examen vortrefflich, wurden ordiniert und als Battakprediger angestellt. Johannes wurde Pastor der Gemeinde Banua Rea in Silindung, Petrus Pastor der Gemeinden bei der früheren Station Pansorat und Marcus wurde Reiseprediger in Padang Bolak, das ist ein großer östlich von Sipirok gelegener Landstrich, der bisher von den Missionaren nur selten berührt war. Marcus zog hier predigend auf und ab. Er wurde zwar nicht überall gut aufgenommen, aber hier und da fand er doch willige Hörer und hoffte irgendwo in der weiten Landschaft einen Mittelpunkt zu finden, wo er selbst wohnen und von wo er dann die Umgegend leichter besuchen könnte. Die trefflichen Berichte und Tagebücher dieser braunen Prediger, ihr Eifer und ihre tadellose Amtsführung machten den Missionaren Mut, mit ihrem Prediger-

seminar fortzufahren. Auch an den übrigen Schülern, die zu Katecheten ausgebildet wurden, hatten sie mehr und mehr Freude: bei manchen konnte man deutlich die Arbeit des Geistes Gottes an den Herzen wahrnehmen. Missionar Johannsen war unermüdlich, die nötigen Lehrbücher in battakischer Sprache auszuarbeiten und vervielfältigen zu lassen, sein Kollege Meerwaldt war, nachdem er den größten Teil des Jahres 1885 abwesend gewesen war, um sich auf Java Ersatz für seine früh verstorbene Frau zu suchen, eifrig beschäftigt, ein neues Gebäude für die Seminaristen aufzuführen, denn das alte war längst als unzulänglich erkannt und bedurfte einer völligen Erneuerung. Am 9. Dezember 1887 konnte das neue Schulhaus feierlich eingeweiht werden. Um dasselbe herum standen ein Schlafhaus und eine Küche für die Schüler, eine Wohnung für die Hilfslehrer und ein Wohnhaus für die Zöglinge des Predigerseminars mit ihren Familien. Denn in das Predigerseminar wurden nur verheiratete Lehrer aufgenommen, und während Meerwaldt und Johannsen die Männer unterrichteten, beschäftigte sich Frau Johannsen mit ihren Frauen.

Kampf mit dem Muhamedanismus.

Der ganze Norden und der ganze Süden von Sumatra ist seit langer Zeit eine Beute des Muhamedanismus. Nur in der Mitte sind noch die heidnischen Stämme der Batta, und hier und da noch andere kleine Partikelchen von heidnischem Volk, man möchte fast sagen wie Oasen in dieser großen Wüste des Muhamedanismus. Denn so schlimm das Heidentum ist, so ist es doch noch empfänglich für die Predigt des Evangeliums. Aber der Muhamedaner hat mit seinem Glauben abgeschlossen und ist ein abgesagter und fanatischer Feind des Christentums. Nun war der Islam (oder Muhamedanismus) der unaufhörlich auf Eroberung ausgeht, grade im Begriff, auch die südlichen Batta in Ankola zu muhamedanisieren, als unsre Missionare mit der Predigt des Evangeliums erschienen. Im ersten Augenblick wurde der Islam kräftig zurückgedrängt und es schien fast, als ob das Kreuz ohne Mühe über den Halbmond triumphieren würde. Aber das war eine Täuschung. Der Muhamedanismus sammelte nur desto eifriger alle seine Kräfte und drang auf die Getauften und Ungetauften mit allen Mitteln der Gewalt und der Arglist herein und machte eine große Beute. Mit Trauer sahen die Missionare den immer weiter um sich greifenden Abfall in ihren Gemeinden. Da stand der tapfre Bruder Schütz, seit 1868 Missionar von Bungabondar, wie unter lauter Trümmern seiner bisherigen Wirksamkeit. Selbst die Lehrer, selbst die Aeltesten seiner Gemeinden sagten sich von ihm los, Lauheit, Frechheit, Hohn und Lästerung umgab ihn von allen Seiten, alle Kräfte der Finsternis schienen sich aufzumachen um die Leuchte des göttlichen Worts in Bungabondar und seinen Filialen wieder auszulöschen. Aber Schütz wich und wankte nicht. Er hielt sich fest an die göttlichen Verheißungen und hörte nicht auf mit Gebet und Thränen den Vater

anzurufen, daß er sich der Verirrten wieder erbarmen wolle. Und seine Gebete wurden erhört. Im Jahr 1878 konnte er schreiben: „was ich vor einem Jahr noch gar nicht zu hoffen gewagt, das ist nun geschehen und bewegt mich täglich zum demütigen Dank vor dem Herrn. Der Herr hat das Seufzen unsres verfolgten, mißhandelten und verspotteten Christenhäufleins erhört und hat den muhamedanischen Häuptling, den argen Feind und Bösewicht, der 10 Jahre lang daran gearbeitet hat, die Christengemeinde unter seinen Füßen zu zertreten und seines Sieges schon gewiß war, von Bungabondar weggenommen. Die Regierung hat ihn wegen schreiender Uebelthaten endlich ins Gefängnis gelegt und wird ihn in die Verbannung schicken. Jetzt kommen seine Söhne und Knechte, die früher hohnlachend vor mir vorüberstolzierten, klagen und weinen und möchten mir wohl gar Hände und Füße küssen. Die meisten haben bereits den Islam verlassen und kommen regelmäßig zur Kirche. So kommen auch die Gemeindeglieder, die sich bisher aus Furcht scheu zurückhielten, jetzt scharenweise wieder zur Kirche. Am vorigen Sonntag feierte ich das Abendmahl mit 99 Personen, was hier noch nie geschehen war. Ich selbst bin erfüllt von einer neuen Freudigkeit zur Verkündigung der frohen Botschaft, denn ich sehe und glaube, daß der Herr mir für alle meine hiesigen Nöte, Seufzer, Mühen und Thränen noch eine Erquickung bereitet hat."

Natürlich ist es auch seitdem nicht so glatt in Bungabondar und auf seinen Nebenstationen vorwärts gegangen, auch hat das der Missionar gar nicht erwartet. Es hat noch wieder mancherlei Not und viel Streit gegeben. Aber vorwärts gegangen ist es darum doch. Immer neue Meldungen zur Taufe erfolgten, immer neue Dörfer schlossen sich an. Auf verschiedenen Dörfern bauten die Leute selbst eine Kapelle und ein Haus für den battakischen Lehrer und beschlossen, daß bei ihnen jetzt die heidnische Ugama (Sitte und Lebensweise) aufhören und die christliche beginnen sollte. Gleich wurden dem neu einziehenden Lehrer mehrere Säcke Reis ins Haus gestellt und die Kinder kamen fröhlich zur Schule als ob es zum Fest ginge. Bisweilen mußte der Bauplatz oder die Erlaubnis zum Bau der Kapelle erst mühsam von der Gegenpartei erstritten werden. Bei der holländischen Obrigkeit war nicht viel auszurichten, denn die hielt es mit den Muhamedanern, aber durch geduldiges und zähes Ausharren gelangten die Gemeindeältesten doch mehrenteils zum Ziele. Sie hatten sich regelmäßige Gebetsstunden eingerichtet, denen jeder beiwohnen konnte, und man darf sich wohl überzeugt halten, daß es wesentlich eine Frucht dieser Gebetsstunden gewesen ist, wenn seit dem Jahr 1880 die Gemeinden so sichtlich vorwärts gekommen, Schwankende befestigt, Irrende zurückgebracht, List und Anschläge der Feinde abgewendet und das ganze Werk vor Schaden behütet wurde. 1884 konnte Schütz berichten: „Gott Lob und Dank ist doch wiederum ein Fortschritt zu bemerken und immer finden noch neue Anmeldungen zur Taufe statt. 134 Muhamedaner wurden im Lauf des Jahres getauft und 340 stehen noch im Taufunterricht. In der

Gegend von Simangambat ist bereits die Hälfte aller Häuptlinge dem Worte Gottes zugethan. Die Missionsbeiträge und sonstige Liebesgaben werden von der Mehrzahl der Christen nicht mehr als Zwang sondern als Pflicht angesehen, und wird es unter den Leuten selbst schon übel vermerkt, wenn einer nichts beitragen will. Immerhin darf man sagen, das Christentum erstarkt und wird entschiedener, auch dem Islam gegenüber. Drum sind wir auch getrosten Mutes." Auch 1886 konnte er neue Siege feiern, besonders in Si Lantom auf dem Wege von Ankola nach Toba, sodaß es den Anschein gewinnt, als ob es in dieser Gegend mit der Zeit gelingen könnte, den Islam völlig wieder zu verdrängen.

Größeren Störungen war die Station Sipirok ausgesetzt: es ging hier öfter auf und ab. Als Missionar Klammer 1861 die Station gründete, begann eine starke Bewegung zum Christentum hin. Dann brach der Muhamedanismus wie eine Ueberschwemmung herein und schien alles verschlingen zu wollen. Aber schon 1870 trat eine Rückströmung ein. Der Oberhäuptling und sämtliche Häuptlinge erklärten den Islam für Betrügerei, das Christentum aber für die wahre Religion. Weit über hundert Personen meldeten sich zur Taufe und die Hadji (Mekkapilger) mit ihrem Islam schienen in Verachtung zu geraten. Aber mitten in diesem erfreulichen Aufschwung mußte Missionar Klammer Sipirok verlassen und seine Kinder nach Deutschland bringen. Erst im Januar 1874 kehrte er zurück. Zwar wurde er bei seinem Wiedereinzug auf seiner Station mit großer Freude und Festlichkeit empfangen, aber er sah bald, daß in seiner Abwesenheit die Gemeinde wieder weit zurückgegangen war. Von den mehr als 370 Getauften, die er verlassen, fand er nur noch 150 vor, der Muhamedanismus hatte wieder Oberwasser bekommen, Zuchtlosigkeit und Abfall herrschte an allen Orten. Klammer verstand es, mit fester und geübter Hand dem Schaden zu wehren, und es gelang ihm, viele Abgefallene wieder um sich zu sammeln. Der (1876) neu eingesetzte Kontrolleur von Sipirok kam ihm in vielen Stücken zu Hilfe. Er war nämlich selber ein Missionarssohn, schloß sich freundschaftlich an die Missionsfamilie an und schützte die Gemeindeglieder vor der Willkür der muhamedanischen Häuptlinge. Neue Gesetze wurden gegeben und die Sklaverei gänzlich abgeschafft, wodurch an 60 Christenfamilien Freiheit und Bürgerrecht erhielten. Die Gemeinde ließ sich herbei, eine Missionskaffeepflanzung anzulegen aus deren Ertrag der Unterhalt der battakschen Lehrer bestritten werden sollte. Aber mit dieser Forderung hatte Klammer doch wohl zu viel gewagt. Als es hieß: für die Mission arbeiten und für die Mission zahlen, da war bei vielen der Eifer für das Christentum plötzlich erloschen, und als 1877 die Gerüchte von großen Siegen der Türken über die Russen nach Sumatra kamen, da flammte der muhamedanische Fanatismus wieder gewaltig auf; Pläne wurden gemacht, alle braunen Christen mit Gewalt zum Islam zu bekehren und die weißen Christen, also auch die Missionare, samt und sonders aus dem Lande zu jagen.

Aber auch dieser Sturm legte sich wieder, als es sich herausstellte daß die Muhamedaner im Türkenland dennoch von den Russen besiegt seien. Abermals trat eine Reaktion ein. Viele muhamedanische Familien kehrte zum Missionar zurück, die Kirche mußte vergrößert werden, die Gemeinde selbst trug die Kosten, und die Abendmahlsgäste mehrten sich bei jeder Feier (100 Kommunikanten von 350 Gemeindegliedern.) Am 5 August 1880 feierte Missionar Klammer das Fest seiner 25 jährigen Missionswirksamkeit und empfing dabei von seiner Gemeinde so viele Beweise von Liebe und herzlicher Anhänglichkeit, daß er mit freudigem Dank die Gnade seines Gottes preisen konnte, die ihn nicht vergeblich hatte arbeiten lassen. Bald hernach bat er um seine Emeritierung und kehrte anfangs 1883 nach Deutschland zurück. Mit seinem Abschied begann eine neue Zeit der Not und des Wechsels für die Station. Schon einige Monate vor Klammers Abreise, war Missionar Staudte von Pangalvan nach Sipirok übergesiedelt, mit frischer Kraft und gutem Willen sich besonders der entfernten Dörfer und Nebenstationen treulich anzunehmen. Aber gleich anfangs beim Ritt nach einem entfernten Filial versah er's und erkrankte an der Dyssenterie. Das ist in den heißen Ländern eine hartnäckige und lebensgefährliche Krankheit. Immer wieder raffte er sich auf, und immer aufs neue warf ihn die Krankheit nieder. So ging es durch das ganze Jahr und im April 1884 starb er. Es war rührend wie die Gemeinde sich des todkranken Mannes annahm, ihn meilenweit zum Arzt und dann den Leichnam nach der Station zurücktrug, und ihn mit großer Feierlichkeit und viel Thränen begrub. Aber der Verlust des Hirten machte sich sofort fühlbar. Wohl war sogleich der junge Missionar Heiendrock auf eine Stelle getreten, aber er mußte erst langsam die Sprache lernen, und wenn es ihm auch gelang die Jünglinge der Gemeinde um sich zu sammeln und zu einem großen Posaunenchor zu vereinigen, so blieben doch die Alten größtenteils fern. Dazu kam, daß der junge Mann schon 1887 wegen eines Halsleidens nach Hause zurückkehrte. Unter solchen Umständen konnte freilich die Gemeinde nicht gedeihen. Die Muhamedaner gewannen wieder Boden, errichteten ein großes Bethaus und lächelten nur mitleidig wenn man sie zu Christo hinweisen wollte. Heiden fanden sich in diesem Bezirk fast gar nicht mehr, nur Christen und Muhamedaner standen sich gegenüber, und es wurde immer aufs neue fraglich wer den Sieg gewinnen würde. Doch gewannen die Christen durch den Eintritt des Missionars Haustein 1887 wieder festeren Halt und größere Siegeszuversicht.

Unsre dritte Station in Ankola Pranjorat ist unter den Kämpfen mit dem Muhamedanismus völlig zu Grunde gegangen. Wir dürfen vielleicht sagen vorläufig, denn es könnte leicht sein, daß sie noch wieder neues Leben gewönne. Es ist vorhin schon bemerkt worden, wie auch diese Station schwer darunter litt, daß ihr Gründer sich gezwungen sah 1873 nach Deutschland zurückzukehren, und darnach ein öfterer Wechsel der Stationsvorsteher erfolgte. Der Muhamedanismus erhob sofort sein Haupt, der getaufte Dorfhäuptling Dja unda, der sozusagen alles was er war den Missionaren verdankte, fiel vom

Christentum ab und trat mit seiner ganzen Familie zum Islam über. Aehnlich ging es mit ein paar Gemeindeältesten. Die christlichen Bewohner des Dorfes Waringin glaubten unter den fortwährenden Verfolgungen ihrer muhamedanischen Dorfgenossen nicht mehr aushalten zu können, und beschlossen fortzuziehn. Dafür wurde ihnen ihre Kirche niedergebrannt und Schadenersatz war nicht zu erlangen. Ueberall zeigte sich Widersetzlichkeit, Frechheit, Unverschämtheit gegen den Missionar. Der letzte Missionar Israel (von 1879 bis 1882), der um seiner leidenden Gesundheit willen fast nichts mehr für die Station thun konnte, wurde abberufen und Pransorat blieb leer. Die noch vorhandenen Ueberbleibsel der Gemeinde wurden der Pflege der benachbarten Missionare von Sipirok und Bungabondar übergeben. Die Muhamedaner aber erhuben ein gewaltiges Triumpfgeschrei, daß es ihnen gelungen eine der drei verhaßten Christengemeinden zu zerstören, und hofften es werde mit den beiden andern auch so gehen. Bisher ist ihre Hoffnung noch nicht in Erfüllung gegangen, vielmehr steht die Sache in dieser Landschaft so, daß man immer noch sagen mag, der Muhamedanismus geht und nimmt ab und das Christentum geht und nimmt zu.

Die Stationen im Tobaland, am Batangtorrufluß, waren bisher vom Muhamedanismus verschont geblieben. So lange die Landschaft unabhängig war und unter battakischen Häuptlingen stand wagten sich die Hadji nicht hinein. Anders wurde es als 1878 auch dieser Teil des Landes unter holländische Verwaltung kam. Die Muhamedaner wußten ja sehr wohl, daß die holländischen Beamten ihnen nichts zu Leide thäten, sie eher begünstigten, und hielten nun den Zeitpunkt für gekommen, um auch in der Umgegend von Silindung und den benachbarten Stationen einen Versuch zu machen. Darin hatten sie sich freilich verrechnet, denn der erste Beamte der in der Nähe von Sipoholon seinen Sitz nahm, stellte sich von Anfang an mit den Missionaren auf freundlichen Fuß und hätte es gern gesehn, wenn ganz Silindung nur in aller Eile christianisiert worden wäre. Die Muhamedaner begannen ihre Versuche in Siboga, der Station an der Meeresküste, welche Missionar Ködding gegründet hatte und von 1865 bis 1881 besetzt hielt. Hier erschien 1878 ein Mensch der zwar aus Silindung gebürtig, aber schon in früher Jugend nach Padang gebracht, dort zum Islam übergetreten, nach Mekka gewallfahrtet und als fanatischer Hadji nach Sumatra zurückgekehrt war. Ködding brauchte sich nicht sehr vor ihm zu fürchten, denn an der Meeresküste von Siboga wohnen ohnehin fast lauter Muhamedaner, und die Arbeit des Missionars war hauptsächlich im Gebirg, wo die einzelnen Christenhäuflein sich gesammelt hatten. Auf diese hatte es der Hadji nicht abgesehen, die konnte er ihren muhamedanischen Nachbarn überlassen, sondern auf die großen Gemeinden im Thal von Silindung und am Batangtorrufluß, die damals an 1400 Christen zählten. Aber nach Silindung wollte ihn der Beamte nicht hineinlassen, und so mußte der Hadji wieder abziehn. Doch gab er darum seinen Plan nicht auf. Er hatte einen Verwandten in Sipirok, den instruierte er und ließ ihn

in möglichst unauffälliger Weise im Thal des Batangtorru nordwärts gehn nach Silindung. An den Stationen Pangaloan (Missionar Standte 1876 bis 1883) und Sigompulan (Missionar Christiansen 1873—86, darnach Missionar Volckmann), die damals erst eine geringe Anzahl von Getauften hatten, ging er vorüber nordwärts bis in den Mittelpunkt des Thales von Silindung. Früher waren hier nur drei Stationen gewesen, Pe Radja wie Missionar Nommensen seine Station genannt hatte, und Sipoholon (Missionar Mohri) und Pantjurnapitu, wo Johannsen 1877 das Katechetenseminar aufgerichtet hatte. Im Jahr 1864 hatte der letztere für seinen großen Sprengel einen Gehilfen bekommen, Simoneit, und mit diesem hatte er sein Arbeitsfeld geteilt. Simoneit hatte eine vierte Station angelegt (1875) und sie Simorankir genannt, und nach diesem Simorankir lenkte der Verwandte des Hadji seine Schritte. Er gab vor, daß er ein großer Wunderdoktor sei und fing auch sogleich seine Wunderkuren an. Sein Speichel und sein Waschwasser heile alle Krankheiten, sein Stab der durch die Reisfelder getragen würde vertriebe alle Ratten und wehre dem Mißwachs, mit seinem Wort und Hauch könne er Feinde vernichten u. s. w. Eine große Aufregung entstand; ganze Scharen sammelten sich um den Wundermann, alle schienen entschlossen muhamedanisch zu werden. Hunde und Schweine, die unreinen Tiere, wurden abgeschafft, ein großes muhamedanisches Bethaus sollte aufgerichtet werden, kurz der Islam schien in Simorankir zu triumpfieren. Simoneit mit den übrigen Brüdern lag eifrig zu Felde mit Gebet und Flehen gegen diesen neuen Anlauf des Teufels, aber lange schien es, als wenn die Gebete keine Erhörung fänden. Da plötzlich, noch war kein Jahr verlaufen, wandte sich die Sache. Eine böse Fieberkrankheit brach herein, und wunderbar genug, grade die Anhänger des neuen Propheten wurden von der Krankheit ergriffen und starben. Alle seine Wundermittel wollten nichts helfen. Er selber erkrankte und floh. Eilends ließ er sich von Simorankir fortschaffen aufs Gebirg um gesundere Luft zu atmen und sein eignes Leben zu retten; und da der holländische Beamte den Bau des moslemischen Bethauses untersagte, kehrte auch die ganze Bevölkerung sich wieder von ihm ab. Die Hunde und Schweine wurden wieder angeschafft, und die Christen, die sich hatten von dem allgemeinen Schwindel mit fortreißen lassen, kamen reuig ihre Schuld zu bekennen und schlossen sich zum Teil desto fester an den Missionar und die Gemeinde an. Aber es fehlte nicht an bösen Nachwirkungen. Nicht alle waren mit der Wiederherstellung des früheren Zustandes zufrieden. Es blieb eine Partei zurück, die dem Missionar viel Not und Verdruß machte, und deren Widerstand sich von Jahr zu Jahr steigerte bis Missionar Simoneit 1885 wegen Krankheit das Land verlassen mußte. (Er starb bald darnach in Deutschland.) Sein Nachfolger Missionar Kessel mußte es als seine erste Aufgabe ansehn, die unzufriedenen Gemüter zu beruhigen, und die Ordnung in der Gemeinde zu befestigen. Denn die Muhamedaner scheinen keineswegs auf einen neuen Angriff auf Simorankir verzichtet zu haben.

Natürlich waren durch die muhamedanischen Versuche auch die übrigen Stationen in Silindung bedroht. Besonders in Pantjur

na pitu, welches früher ja mit Simorankir eine Parochie gebildet hatte, war der muhamedanische Einfluß sehr spürbar. Die Gemeinde hatte sich dort im ganzen recht wacker entwickelt, und war auf nahezu 700 Seelen gestiegen, hatte sich auch an dem Neubau der Kirche mit großem Eifer beteiligt, und besaß mehrere Aelteste, auf welche der Missionar sich stützen konnte. Aber es waren doch auch immer noch viel zweifelhafte Gesellen da, die zwar das Christentum angenommen, aber davon allerlei Ehre und Vorteil erwartet hatten; und weil sie sich darin getäuscht sahen, es nun einmal mit dem Islam versuchen wollten. Weniger hat der Islam in der Gemeinde des Missionars Nommensen Freunde gefunden, in Huta dame oder Pe Radja. Dort war es vielmehr das alte battakische Heidentum, welches sich (1877) noch einmal zum Kampf gegen das immer gewaltiger vordringende Christentum aufraffte. Allerlei äußere Bedrängnis war über den ganzen Bezirk von Silindung gekommen. Eine große Ueberschwemmung, welche die Reisfelder verdarb und Teuerung und Hungersnot herbeiführte, trieb einen großen Teil der Bewohner auf die Wanderschaft. Die Zurückbleibenden wurden durch Fieber und Seuchen heimgesucht, darauf folgte eine verheerende Viehpest, welche fast den ganzen Reichtum der Herdenbesitzer hinraffte. In diesen Unglückszeiten standen die alten Zauberer und Götzendiener auf und sagten: seht, das ist die Rache eurer Götter, die ihr verlassen habt, um den Gott der Weißen anzubeten. Wer ihrer Strafe entgehen will, der wende sich schleunigst wieder zu den Göttern unserer Väter und verehre sie, wie sie es von alters her gewohnt waren. Sofort wurden die großen heidnischen Feste wieder hergestellt und der gesamte Stamm aufgerufen, sich an diesen Festen zu beteiligen. So war es nämlich von jeher gewesen. Der ganze Stamm, alle Familien, Männer, Frauen und Kinder, mußte bei diesem Feste erscheinen. Die Festlieder, die Festopfer, der Festschmaus, alles war etwas gemeinsames und wurde auf gemeinschaftliche Kosten veranstaltet. Also sollten sich auch jetzt die Getauften nicht ausschließen. Und wirklich, zum Schmerz der Missionare, sowohl in Silindung wie in Sipoholon, wo die Verhältnisse ähnlich lagen, zeigte sich ein beklagenswerter Abfall. Viele Familien glaubten sich dem Zwang der Sitte nicht entziehen zu können; das Stammesgefühl überwog die christliche Gewöhnung, und sie feierten die Feste mit. Freilich doch nicht so viele, als die heidnische Partei erwartet haben mochte. Dazu kamen viele der Abgefallenen schnell wieder zur Besinnung, bekannten selbst vor der Gemeinde ihr Vergehen, und baten reuig um Wiederaufnahme. Andere, die verstockt blieben, wurden in auffallender Weise von schweren Unglücksfällen heimgesucht, so daß ein feierliches Gefühl durch die Gemeinde ging: unser Gott ist ein heiliger Gott und läßt sich nicht spotten. So war im ganzen der Schaden doch nicht so groß, als die Missionare anfangs gefürchtet hatten. Es war mehr ein Aufhalt, eine Sichtung, als ein wirklicher Verlust, und als Missionar Nommensen, der während der bösen Zeit viel durch Uebersetzungsarbeiten in Anspruch genommen war, diese Arbeiten abschließen und sich ganz wieder der Heidenpredigt widmen

konnte, zeigte sich bald ein desto rascherer Fortschritt. Wenn wir das Taufregister von Pe Radja aus der ersten Hälfte des Jahres 1879 nachsehn, so finden sich dort angegeben: den 12. Januar: 36 getauft, den 2. März: 20, den 6. April: 52, den 11. Mai: 71, den 1. Juni: 87, den 29. Juni: 94, den 27. Juli: 103, den 31. August: 93. Bis Ende 1879 war die Gemeinde schon auf ca. 1800 Seelen gestiegen mit 600 Kommunikanten.

Stationen in Hochtoba

a. auf der Hochebene.

Nördlich an den Quellen des Batangtorru findet sich das dritte Hauptgebiet unserer Mission auf Sumatra. Es ist eine grasreiche Hochebene, hier und da von Bergen und Schluchten unterbrochen, welche sich nordwärts zu dem berühmten und gefeierten Tobasee hinabsenkt. Dieser See war von alters her die feste Burg des battakschen Heidentums. Dort hauste der große Löwenkönig (Singa manga radja), zugleich König und Oberpriester seines Volks, und in unzähligen Dörfern wohnten seine Unterthanen am Strande und auf den Inseln des Sees um ihn her. Kein Fremder durfte den heiligen See schauen. Vergebens hatten sich verschiedene Reisende bemüht, bis zu ihm zu gelangen; selbst der Gouverneur von Sumatra, so sehr er auch sonst von den battakschen Häuptlingen geehrt wurde, er konnte, als er im Jahre 1868 bis Silindung gekommen war, durch alle Unterhandlungen und Versprechungen nicht erreichen, daß man ihm den Weg nach dem heiligen See frei gab. Erst im Jahr 1873 gelang es einigen unserer Missionare, so nahe an ihn heran zu kommen, daß sie ihn wenigstens sehen und einen allgemeinen Eindruck von seiner Größe und Schönheit und der großen Bevölkerung an seinen Ufern gewinnen konnten. Ihre Absicht war es gar nicht gewesen, so weit vorzudringen. Missionar Heine von Sigompulan, der nach Europa zurückkehren wollte, hatte bei seinem Abschiedsbesuch in Silindung mit zwei der dortigen Missionare einen Ritt verabredet in die unbekannte nördliche Landschaft, um Ausschau zu halten, ob sich nicht auch dort für die Mission bald eine Thür öffnen würde. Ein getaufter Häuptling, Radja Pontas, war ihr Führer. Von einer Bergspitze aus konnten sie die Höhenlinie deutlich wahrnehmen, hinter der, wie ihr Führer sagte, der heilige See sichtbar wurde, und gespornt von der Begierde, endlich einmal in diese verschleierte Welt einen Blick zu werfen, ließen die jungen Männer die nötige Vorsicht etwas zu sehr aus dem Auge, und sprengten, nachdem sie sich etwa Mitte Weges bei dem befreundeten Häuptling von Butar das Nachtquartier bestellt hatten, in frischem Galopp auf den Tao (See) zu. Zwar wurden sie gewarnt durch die wilden Geberden, das drohende Gebrüll, die wüsten Kriegstänze, die sie zur Seite und hinter sich wahrnahmen, aber sie flogen zu schnell vorüber, und die Batta selbst waren zu sehr überrascht und verwirrt. Es war um die Mittagszeit, als sie des

Sees ansichtig wurden. Da lag er mit seinem weiten blauen Spiegel, mit seinen großen Inseln, eingeschlossen von einer weiten unregelmäßigen Hügelkette, die Ufer rings wie besäet von Ortschaften mit Gärten und Reisfeldern, in der Ferne höhere Gebirgszüge und einzelne spitze Bergkegel. Nach dem oberflächlichen Ueberblick meinten sie, daß allein am Südrande des Sees mehr als 1000 Dörfer lägen. „Welch ein großes Arbeitsfeld! Wann wird in diesen Dörfern das Panier des Kreuzes entfaltet werden!“

Aber während unsere mutigen Missionare sich solchen Betrachtungen hingaben, hatten sich hinter ihnen, auf dem Wege, den sie gekommen waren, Tausende aufgestellt, um sie abzuschneiden und bei ihrer Rückkehr zu ermorden. Dieser Gefahr entgingen sie, indem ihr Führer, welcher dergleichen ahnen mochte, sie auf einem andern, bedeutend weiteren Wege nach Butar zurück brachte. Es war 10 Uhr Nachts, als sie nach großen Mühseligkeiten durch Schluchten, Sumpf, Gestrüpp und fast undurchdringliches Grasdickicht von acht bis neun Fuß Höhe an dem Eingangsthor der Umzäunung von Butar ankamen. Es wurde ihnen geöffnet, aber kaum waren sie drinnen, so erhob sich draußen ein furchtbarer Lärm und gräßliches Getümmel von viel tausend Heiden, die hier auf sie gelauert, und zu spät gemerkt hatten, daß die verwegenen Fremdlinge bereits in Sicherheit seien. Ungestüm verlangten sie ihre Auslieferung. Gebt uns die drei Weißen heraus, wir wollen sie auffressen, so brüllten und heulten sie rings um das Dorf die ganze Nacht, und man kann denken, daß den drei Missionaren nicht wohl dabei zu Mute war. Der Häuptling, dessen Gäste sie waren, hielt zwar Stand und verweigerte die Auslieferung, aber er konnte nicht verhehlen, daß die Lage überaus bedenklich sei. Die Missionare hatten die Nacht im Gebete zugebracht; jetzt am frühen Morgen schickten sie einen Boten nach Silindung, ob man ihnen von dort Hilfe bringen könnte. Aber das Wutgeschrei der Feinde wurde immer grenlicher; alle Vorstellungen und Versprechungen des Häuptlings und des treuen Führers Radja Pontas waren vergebens, bis endlich der letztere sich vor die wildesten Schreier hinstellte und ausrief, erst muß eine Kugel meine Brust getroffen haben, ehe ich zugebe, daß ihr eine Hand an meine Lehrer legt.

Das kam dem wilden Haufen doch unerwartet. Radja Pontas war ein allgemein bekannter und hochangesehener Mann. Daß der sein Leben opfern wollte für diese weißen Eindringlinge war kaum zu glauben. Man stand stille, man besprach sich, es bildeten sich zwei Parteien, und bald konnte der wackere Radja den drinnen betenden Brüdern mit fröhlichem Gesichte melden, daß es sich draußen zum Besseren wende. Zwar dauerten die Verhandlungen noch den ganzen Tag, und erst um fünf Uhr abends durften die Brüder ihre Heimreise fortsetzen — es war ihnen, als ob der Engel des Herrn sie wie einst Petrus aus dem Gefängnis befreit hätte — aber der Entschluß stand bei ihnen fest, so bald als irgend möglich einen Missionar in Butar zu stationieren, und auf diese Weise dem treuen Häuptling, der so mutig und männlich die Pflichten des Gastrechts geübt, den

gebührenden Dank zu bringen. Hatte er doch schon selber um Lehrer gebeten.

Indes so schnell ging die Sache denn doch nicht. Zunächst war die Feindschaft und das Mißtrauen der übrigen Häuptlinge des Tobalandes so heftig erregt, daß man ihnen erst etwas Zeit lassen mußte, sich zu beruhigen, und dann mußte man Schritt vor Schritt vorgehen, mit den Nächstwohnenden Verhandlungen anknüpfen, und erst allmählich auch sich an die eigentlichen Seehäuptlinge wenden und freundliche Beziehungen zu ihnen anbahnen. Zuerst war es der Häuptling des nahegelegenen Bahal batu an der äußersten nördlichen Grenze der (damaligen) holländischen Besitzungen, welcher sich bereit erklärte, weiße Lehrer bei sich aufzunehmen. Natürlich nicht aus Verlangen nach Unterricht und nach dem Evangelium, sondern in der Erwartung irdischen Gewinnes. Fast in allen Heidenländern begegnet den Missionaren derselbe Wahn: daß sie, wo sie sich niederließen, Ehre, Macht und Reichtum ins Land bringen würden. Das erfuhren gleich die ersten Missionare, die es im Jahr 1876 (den 10. Oktober) wagten, sich in Bahal batu niederzulassen. Während sie sich in ihrem Sopo (offene Scheune) ein wenig einzurichten suchten, hörten sie die Leute, die draußen zusahen, miteinander reden: „Was bringen uns die Tuans?“ „Sie werden uns Geld und Schmuck und Kleider schenken.“ — „Wenn sie das thun, mag es sein. Sonst aber werden wir sie bald mit unseren Kugeln zu finden wissen. Unsere Datu (Zauberer) werden schon wissen, wie man ihnen mit Gift beikommen kann.“ Die Missionare pflegten dann wohl selbst das Wort zu nehmen und ihnen zu sagen, daß sie sich nicht fürchteten, denn bei ihnen sei ein starker Gott, der nicht zulassen würde, daß ihnen von den Feinden ein Haar gekrümmt würde. Allein so ganz geheuer war es ihnen doch nicht, und wirklich dauerte es nur wenig Monate, daß einer der Missionare, Püse, schwer erkrankte, furchtbar aufschwoll und schnell dem Tode zuzueilen schien. Sein Gefährte, Metzler, schickte eilends Botschaft an die Brüder in Silindung. Sie eilten herbei, erkannten sofort, daß Püse vergiftet sei, luden ihn auf und schafften ihn fort, denn sie wußten genau, durch welche Behandlung er allein noch gerettet werden könnte; und in der That, er wurde gerettet. Aber es dauerte lange, ehe er soweit wieder hergestellt war, daß er nach Bahal batu zu Missionar Metzler zurückkehren konnte.

Von da an schien es allmählich etwas besser zu gehen. Die Giftmischer, Diebe, Brandstifter, welche sich an unseren Brüdern versucht hatten, waren zum Teil in sehr auffallender Weise heimgesucht. Dem einen war sein Sohn vom Blitz erschlagen, dem andern sein Weib vom Feinde überfallen und getötet, dem dritten war sein eigenes Haus abgebrannt — das machte die Leute doch etwas nachdenklich. Dann kam (September 1877) die Frau Metzler auf die Station. Es war die erste weiße Frau, die das Volk sah, und etliche Missionarinnen aus den südlichen Stationen begleiteten sie bei ihrem Einzug. Das gab ein ungeheures Aufsehen, aber merkwürdigerweise benahmen sich die sonst so frechen und ungestümen Schreier diesmal

so freundlich und bescheiden, daß die Missionare schon die besten Hoffnungen faßten und meinten, Gott habe das wilde Herz der Heiden gewendet. Aber die Sache war ganz anders. Die Heiden waren vielmehr in der frohen Erwartung, daß jetzt endlich mit den Frauen die so lang ersehnten Schätze der Missionare angekommen wären, und jetzt werde es endlich ans Austeilen gehen. Jeder suchte sich so gut wie möglich einzuschmeicheln und die liebenswürdigste Seite herauszukehren, um für sich das größte Geschenk, am liebsten alles für sich allein zu bekommen. Als nun aber eine Woche nach der anderen verging und nichts von Schätzen und Geschenken zum Vorschein kam, da schlug die Stimmung gänzlich um und die Leute wurden voll Wut. Vergebens suchte die Frau Metzler, als sie den Zusammenhang erfuhr, die angesehensten Männer zu beschwichtigen durch Geschenke von Kleidern, und gab ihre eigene ganze Garderobe preis. Die Enttäuschung war zu groß gewesen. Ein junger Häuptlingssohn, der eine Jacke bekommen hatte, verlangte schreiend und scheltend auch eine Hose dazu, und da keine mehr vorhanden war, holte er sich heimlich Feuer aus der Küche und steckte das Dach des Missionshauses in Brand. Grade erhob sich ein starker Wind, und in weniger als einer Stunde wäre das ganze Haus — lauter Holz und Stroh — bis auf den Grund niedergebrannt, wenn nicht der Missionar, wie zufällig aus der Hütte tretend, den Brand gleich im Entstehen bemerkt und mit Hilfe der Seinigen schnell gelöscht hätte.

Und schon drohte von anderer Seite her eine größere Gefahr. Es war um die Jahreswende von 1877 auf 78, als Nachrichten kamen von der Küste, daß eine Bande Atjinesen von dort aufgebrochen sei, um am Tobasee dem Singa manga radja zu Hilfe zu kommen gegen die Nasarani, das heißt gegen die weißen Männer, die das Christentum in seinem Reich verbreiten wollten. Schon seit längerer Zeit hatten die Missionare in Silindung sich alle Mühe gegeben, um freundliche Verbindungen mit den Häuptlingen in Hoch-Toba anzuknüpfen, und schon im Mai 1876 hatten die Brüder Nommensen und Johannsen es wagen können, wiederum bis zum heiligen See vorzudringen, diesmal aber nicht im eiligen Ritt auf Tod und Leben, sondern nach vorhergegangener Anmeldung und Einladung der Häuptlinge, und so daß jeder einzelne Radja seine weißen Gäste bis an die Grenze seines Gebiets begleitete und sie dort feierlich dem benachbarten Häuptling übergab. Das alles war dem alten Priesterkönig höchst verdrießlich, und er hatte deshalb bald hernach allen seinen Unterhäuptlingen geboten, keinen Missionar bei sich aufzunehmen, vielmehr um jeden Preis die Missionare von Bahal batu und aus ganz Silindung zu vertreiben. Alsbald regten sich die Feinde. Die ganze Nachbarschaft von Bahal batu, besonders des Gebiets von Lobu si regar, benahm sich so drohend, daß einmal schon der Beschluß gefaßt war, die Station zu verlassen und nach Silindung zu flüchten. So ging es fortwährend durch angstvolle Tage und Nächte, und die beständigen Nachtwachen drohten die Gesundheit der Weißen aufzureiben. Mehrere Missionare aus Silindung kamen den bedrängten

Brüdern zu Hilfe, auch erklärten die Häuptlinge von Bahal batu sich bereit, sie gegen die Feinde zu schützen. Aber man wußte wohl, daß auf solche Versprechungen wenig Verlaß ist.

Inzwischen hatte die holländische Regierung, die ein Blutbad wie auf Borneo 1859 befürchtete, Gewehre und Munition unter den Christen in Silindung verteilen lassen und schickte eine Abteilung Soldaten. Mit großer Mühe kletterte das Militär die steilen Bergpfade von der Küste bei Siboga hinauf auf das Hochplateau, und gelangte am 15. Februar 1878 nach Bahal batu. Einen Tag blieb alles ruhig. Aber schon sammelten sich die Feinde von allen Seiten, und in der folgenden Nacht wurde eine förmliche Kriegserklärung in das holländische Lager gebracht: „daß sie nicht eher ruhen wollten, als bis sie allen Weißen den Kopf abgeschnitten und sie verzehrt hätten wie man süße Kartoffeln verzehrt." Jetzt wurde es ernst. Der Führer der holländischen Expedition gebot sogleich dem Missionar Metzler mit seiner Frau die Station zu räumen, und behielt den Bruder Püse nur zum Zwecke des Dolmetschens bei sich. Alle Tage stürmten die Feinde mit wildem Geschrei gegen das holländische Lager an, natürlich ohne Erfolg. Doch waren der Soldaten zu wenig, um selbst einen Ausfall zu wagen, und erst Mitte März, als der Resident von Siboga mit einer größeren Truppenmacht ankam, wurden die Feindseligkeiten durch die Holländer selber eröffnet. Nachdem die Häuptlinge von Bahal batu sämtlich in Eid und Pflicht genommen waren, zogen die Truppen nordwärts, zuerst nach Butar, wo vor fünf Jahren die bedrängten Missionare Zuflucht und Rettung gefunden hatten. Jetzt wurden die Dörfer erstürmt und zum Teil verbrannt, ebenso ging es in Lobusiregar, und so weiter bis nach Bankara und Balige am Tobasee. Das Verfahren war meistenteils dieses: Die Missionare (auch Nommensen und Simoneit waren zum Dolmetschen mitgenommen) gingen als Parlamentäre in die einzelnen Dörfer und suchten die Häuptlinge zur Unterwerfung unter die holländische Regierung zu bewegen. Wer ihnen Gehör schenkte, wurde sogleich zum Residenten geleitet, leistete den Eid und mußte eine geringe oder nach Maßgabe seiner bisherigen Feindschaft größere Kriegssteuer zahlen. Wer das nicht wollte, dessen Dorf wurde eingeäschert, er selbst gefangen und als Geißel nach Bahal batu gebracht. Beinahe hätte man auch den Singa manga radja gefangen, aber er hatte sich noch rechtzeitig aus dem Staube gemacht.

Wie sich später herausstellte, hatte es die holländische Regierung keineswegs auf eine Erweiterung ihres Gebiets abgesehen, sondern nur auf eine militärische Demonstration, um die unruhigen Grenznachbarn einzuschüchtern und im Zaum zu halten. Daß es überhaupt zum Blutvergießen gekommen war, wurde von den übelwollenden Zeitungskorrespondenten den Missionaren zur Last gelegt, „welche die sonst ruhigen Heiden und Muhamedaner zum Aufstand reizten." In Wahrheit war die Sache umgekehrt, die Missionare hatten die aufständischen Heiden beschwichtigt und zur Ergebung unter die Gewalt der Holländer bewogen, sonst würde der Widerstand ungleich blutiger

gewesen sein. Das hat auch später die Regierung selber in einem offenen Schreiben an die Missionare anerkannt. Unter Verwaltung genommen wurde jedoch das neu unterworfene Gebiet noch nicht, sondern nur erst das Gebiet von Silindung, welches schon seit längerer Zeit wenigstens dem Namen nach holländisch war. In Sipoholon wurde eine Benteng (befestigte Kaserne) gebaut mit nahezu 100 Mann Besatzung, und in der Nähe baute sich der holländische Zivilbeamte (Kontrolleur) sein Haus und begann seine Amtswirksamkeit mit dem Bau von gangbaren Straßen; besonders die wichtige Militärstraße von Siboga nach Silindung wurde sofort in Angriff genommen. Die Batta, anfangs durch das Eindringen der Holländer tief erschreckt, gewöhnten sich bald an die neue Erscheinung, und den Missionaren erwuchs keinerlei Nachteil daraus. In Sipoholon wuchs die Zahl der Taufbewerber zusehends (fast 800). Aber mit der Wiederbesetzung der Station Bahalbatu hatte es seine Schwierigkeiten. Zunächst nach Beendigung der Expedition durfte keiner der Missionare sich auf der Station aufhalten. Missionar Püse hatte deshalb seine Habseligkeiten nach dem nahen Sipoholon gebracht, und machte von da häufige Besuche auf Bahal batu, suchte die Verbindung mit den alten Bekannten aufrecht zu halten, und legte sogar in Hoffnung besserer Zukunft einen Kaffeegarten auf der Station an. Aus dem Kaffeegarten ist zwar nicht viel geworden, aber das Volk gewann doch wieder Vertrauen, daß die Missionare zu ihm zurückkehren würden, und als zu Anfang 1879 die Regierungserlaubnis eintraf, und bald darauf Püse in Begleitung eines jüngeren Bruders (Israel) wieder in Bahal batu einzog (12. März), wurde er von dem Radja und von der Bevölkerung mit allem Anschein von Freude empfangen, eine Schule wurde eröffnet und anfangs willig besucht; aber das änderte sich bald. Die Knaben blieben weg, denn das Gerücht hatte sich verbreitet, alle Battaknaben, die in die Schule gingen, müßten hernach bei den Holländern Soldat werden. Das ließen sich dann die Leute nicht so leicht wieder ausreden. Püse versuchte es auf andere Weise. Er schickte ein paar Evangelisten in die umliegenden Dörfer und ließ zum regelmäßigen Gottesdienst einladen. Aber wie sollte der Gottesdienst ein regelmäßiger werden, wenn die Kirchgänger von den verschiedenen Dörfern zu ganz verschiedenen Zeiten kamen, die einen viel zu früh, die anderen, wenn schon die Hälfte oder gar wenn das Ganze vorüber war. Uhren hatten die Leute ja nicht, und eine Kirchglocke fehlte auch noch. Püse ging deshalb selbst auf die Dörfer und hielt Gottesdienst wo es eben ging. Er dehnte diese Predigtgänge immer weiter aus, und dachte im Stillen schon daran, in Butar und in Lobusiregar ein paar Nebenstationen anzulegen. Da kam ein Befehl vom Gouverneur, daß die Missionare sich alles Reisens in Hoch-Toba und außerhalb der Grenze des Gouvernementsgebiets zu enthalten hätten. Butar und Lobusiregar lagen außerhalb der damaligen Gebietsgrenze, mußten also vorerst aufgegeben werden.

Gleichwohl trotz aller Hindernisse, Feindschaft und Störungen hatten sich doch etliche Seelen herzugefunden, die nach der Taufe

verlangten, und noch vor Ende des Jahres 1879 konnte Püse die drei Erstlinge von Bahalbatu in den Tod Jesu taufen. Im Sommer 1880 war die Zahl der Getauften schon auf 70 gestiegen. Da um diese Zeit auch das Verbot des Reisens und Predigens im Tobaland wieder aufgehoben wurde, so konnte Püse auch seine Pläne in Butar und Lobusiregar wieder aufnehmen. An letzterem Orte wurde ein Gehilfe stationiert und ein Wohnhaus aufgeführt; denn die Häuptlinge von Lobusiregar bestanden darauf, daß der Missionar nicht ausschließlich in Bahalbatu, sondern zeitweise auch bei ihnen wohnen sollte. Anfang 1881 wurde auch in Butar ein Gehilfe stationiert.

Aber das neue Kriegsgewitter, welches im folgenden Jahr unvermutet heraufstieg, schlug alle die schönen Keime schnell wieder nieder. Schritt vor Schritt war die holländische Regierung vorgegangen und hatte ein Stück des unterworfenen Tobalandes nach dem andern unter ihre Verwaltung genommen; im Februar 1883 wurde auch am See selber ein Kontrolleur eingesetzt, eine Benteng errichtet und mit einer kleinen Abteilung Soldaten belegt. Auf Widerstand rechnete man nicht mehr.. Und doch regte sich der altheidnische Fanatismus abermals, wie gleich erzählt werden soll. Vorher müssen wir aber erst ein Paar Jahre zurückgehen, um auch die Stationen am Seenfer kennen zu lernen.

b. am Seenfer.

Schon im Jahr 1876 hatten die Missionare in Silindung eine Verbindung angeknüpft mit den Häuptlingen am Tobasee, namentlich mit denen von Balige, am südlichen Ufer des Sees. Die Häuptlinge waren selber nach Silindung gekommen, hatten die Missionare besucht und sie zu Gegenbesuchen eingeladen. Schon damals war der Wunsch laut geworden, daß sich doch die weißen Lehrer auch bei ihnen in Balige niederließen. Aber das Gouvernement litt es nicht. Als aber durch den Krieg im Jahr 1878 die ganze Landschaft am See der holländischen Herrschaft unterworfen und die erste Aufregung vorüber war, wiederholten die Häuptlinge von Balige ihren Wunsch, daß die Missionare doch auch zu ihnen kommen möchten. Auch jetzt weigerte die holländische Regierung die Erlaubnis: sie könne keine Garantie für Leben und Eigentum der Missionare übernehmen an einem so entfernten Punkte. Die Häuptlinge unterzeichneten darauf ein Schriftstück, wodurch sie sich verpflichteten, die Missionare an Leib und Leben zu schützen. Das genügte der Regierung noch nicht. Erst wenn ein holländischer Beamter und holländisches Militär in Balige stationiert sei, dürften auch Missionare dort wohnen. Von Beamten und Militär wären die Häuptlinge gern noch verschont geblieben: aber was half's! Als ihnen entschieden erklärt wurde, entweder Beamte und Missionare zusammen, oder keins von beiden, da besannen sie sich zwar lange, aber endlich erklärten sie doch, daß sie auch einen Beamten (Kontrolleur) bei sich aufnehmen wollten, und alsbald wurde dann ein solcher in Lagnboti (ganz nahe bei Balige) mit etwas Militär stationiert. Ebenso bald hielten aber auch die Missionare

ihren Einzug in Balige (den 10. Juni 1881). Es waren die jungen Brüder Pilgram und Kessel, die erst ein Paar Jahre im Lande waren. Missionar Simoneit, einer der älteren Brüder von Silindung, führte sie ein. Der Empfang war überaus freundlich. Einer der Häuptlinge Ompubatutahan kam ihnen mit großem Gefolge entgegen und führte sie in sein Dorf. (Zu Balige gehören 60—80 Dörfer, die aber meistenteils nur klein sind und zusammen nahe an 4000 Bewohner zählen mögen.) Dort wies er ihnen einen neuen Sopo (Reisscheuer) zur Wohnung an, bis ihr eigenes Haus fertig sei. Eine gewaltige Menschenmenge drängte sich um sie, jeder wollte die Fremden sehen, hören, wenn möglich betasten. Um dem endlosen Gedränge und Gefrage etwas zu wehren, begannen die Brüder alsbald zu predigen, und Bruder Pilgram sagte ihnen etwas von Schöpfung, Sündenfall und Erlösung. Er dachte in seinem Sinn, das werde ich wohl noch oft wiederholen müssen, das hat doch gewiß jetzt noch niemand verstanden. Aber siehe da, als er fertig war, stand ein Sklave des Häuptlings auf — die Sklaven werden dort im ganzen gut behandelt und genießen viel Freiheit — und wiederholte das was der Missionar gesagt hatte in fließender Sprache und mit klarem Verständnis. Und dann schloß er seine Rede also: „Die Tuan Pandita (Lehrer) die jetzt zu uns gekommen sind, sind unsre Freunde und wollen uns glücklich machen. Der Tuan Pangahum (Kontrolleur) will über uns herrschen, aber das wollen diese Tuans nicht. Sie haben aus Liebe zu uns ihr Vaterland und alles verlassen, damit wir ebenso herrlich und glücklich werden wie sie, und damit wir später wenn wir sterben, in den Himmel kommen. Denn unsre Geister sterben nicht, auch wenn die Leiber verfaulen, wir haben unser Leben von Gott empfangen, hat der Tuan gesagt." Auch bei den Vornehmen, den Söhnen der Häuptlinge fanden die Missionare ein großes Entgegenkommen und einen erstaunlichen Lerneifer. Sie ließen den Missionaren keine Ruhe bis sie ihnen gleich die Anfangsgründe des Lesens mitgeteilt und ein Lied zum Auswendiglernen gegeben hatten. Als die Missionare ihnen sagten, die Schule könne doch unmöglich eher beginnen als das Schulhaus fertig sei, machten sie sich sofort daran, selbst bei dem Bau des Schul- und Wohnhauses zu helfen, manche vom frühen Morgen bis zur Mitternacht. Als dann nach einigen Wochen die Missionare zur Generalkonferenz nach Silindung reisen mußten, wollten alle die großen Schüler mit. Sie fürchteten wohl, daß die Missionare nicht wiederkommen, oder daß sie selbst während ihrer Abwesenheit alles wieder vergessen würden. Etwas später hatten sie wieder ein neues Anliegen. Sie wollten miteinander einen Bund machen, daß keiner unter ihnen noch Götzen anbeten dürfe. Der Missionar möge doch alle ihre Namen aufschreiben und jeden Götzenanbeter sofort zum Kontrolleur ins Gefängnis schicken, denn es würde ihnen zu schmerzlich sein, wenn unter der Zahl der Schüler, die nun doch alle dem Missionar angehörten, sich noch ein solch Ungetreuer fände.

Auch unter den älteren Häuptlingen machten die Missionare manche erfreuliche Wahrnehmungen. Einer unter ihnen, der sich bisher stets durch seinen lebhaften Widerspruch hervorgethan hatte, kam noch nach Mitternacht und störte den Missionar aus dem Schlaf. Ich wollte dem Tuan nur sagen, begann er, daß ich von nun an seinen Worten folgen will. Das ist's warum ich mitten in der Nacht gekommen bin. Ich habe nachgedacht über das was Du mir gesagt hast und gefunden, daß Deine Worte doch Zufriedenheit wirken, u. s. w. Die vielen Prozesse und Streitsachen, welche die Batta beständig untereinander haben, schienen in Balige zum Stillstand gebracht zu sein. Der Ompubatutahan erklärte öffentlich: der Kontrolleur und die Soldaten mögen in Laguboti wohnen; dort sind viele Streitsachen zu schlichten; aber wir hier in Balige brauchen keinen Kontrolleur, wir sind alle ein Herz u. s. w. Natürlich war auch hier keineswegs alles Gold was glänzte, und wenn der Häuptling, um nur nicht den Kontrolleur in seinem Bezirk wohnen zu haben, sich so außerordentlich friedlich stellte, so kann uns das nicht groß Wunder nehmen. Aber daß noch genug Feinde da waren, die den weißen Fremden nach dem Leben trachteten, und daß unter Umständen der Schutz des Kontrolleurs und Militärs ganz erwünscht sei, sollten die Missionare bald genug erfahren. Noch im Jahr 1881 (September) wurde ihnen ihr Haus in Brand gesteckt und sie konnten kaum das nackte Leben retten. Ja, da schlug zwar der Ompubatutahan die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte mit den übrigen Häuptlingen über die Schmach, die ihnen angethan sei, und keiner wollte es für möglich halten, daß die Brandstifter aus Balige seien, fremde Feinde müßten von draußen gekommen sein, die ihnen ihre Lehrer nicht gönnten. Aber der Verdacht blieb doch auf der Nachbarschaft haften, trotz aller Betenerungen des Gegenteils. Uebrigens erwiesen sich die meisten Häuptlinge sehr teilnehmend und hilfreich. Ompubatutahan stellte den Abgebrannten sein ganzes Haus zur Verfügung. Reis, Hühner, Fett, Salz, Schüsseln erhielten sie von ihm, sogar seine Kleider mußten sie anziehen. Die andern Häuptlinge brachten Eier, Hühner, Streichhölzchen, Tabak und allerlei Gerätschaften; der Bau des Hauses wurde mit der größten Anstrengung beschleunigt und schon wenige Wochen später konnten die Missionare in ihr neues schöneres und größeres Haus einziehen. Vorsorglich steckten die Häuptlinge rings um das Haus her nach ihrer Weise spitze Stacheln von gespleißtem Bambus in die Erde, damit nächtliche Angreifer mit nackten Füßen nicht an das Haus hinankommen könnten. Später haben dann die Missionare es für nötig gefunden, selbst noch eine Bretterwand um den Hof herumzuziehen. Missionar Pilgram hatte nämlich inzwischen seine junge Frau auf die Station gebracht (Januar 1882). Sie war mit einem ungeheuren Fremdengeschrei und Gejauchze in Balige empfangen worden, und es war schwer die Leute zu überzeugen, daß sie noch nicht mit ihr reden könnten, weil sie die Sprache noch nicht verstand. Damit nun aber ein so kostbarer Schatz wie diese weiße Njonja (Dame) recht sicher behütet werde, ordneten die Häuptlinge

regelmäßige Nachtwachen an. Der Missionar wollte zwar nichts davon wissen, aber sie bestanden darauf, und als er dann sah, mit welcher Ausdauer, Anhänglichkeit und Treue die Wächter ihr Amt wahrnahmen, wollte er ihnen regelmäßigen Lohn geben. Sie aber wiesen alles zurück: sollten wir für eine so kleine Gefälligkeit Geld vom Tuan nehmen? Nein dazu ist er uns in unsern Herzen viel zu wert, und wenn uns der Tuan freundlich ist, so freuen wir uns. Es ist uns auch ganz recht, wenn der Tuan jeden bestraft, der als Wächter nicht seine Pflicht thut."

Bald darnach wurde der Ompubatutahan krank. Unter allen seinen Schmerzen und tagelangem Jammern versäumte er doch keinen Abend, die Leute zu bestimmen, die beim Missionshause wachen sollten. Aber es wurde schlimmer und schlimmer mit ihm, und in einer Nacht wurde der Missionar gerufen, der Ompu liege im Sterben. Er fand das Haus voll von Männern und Weibern, die schrieen und klagten wie über einen der schon gestorben sei, denn anscheinend leblos lag der Ompu da. Der Missionar aber gebot ihnen zu schweigen und schalt sie, daß sie heulten, anstatt Gott anzurufen, und hatte den Mut, ihnen zu versichern, daß auf ihr ernstliches Gebet Gott auch jetzt noch den Ompu wieder gesund machen werde. Dann rief er den Kranken an, er solle sich aufrichten, und wirklich, der schon tot geglaubte richtete sich auf. Du wirst noch nicht sterben, sagte ihm der Missionar; Gott der bisher deinen Odem bewahrt hat, ist mächtig genug, dich wieder gesund zu machen. Und in der That, der Kranke wurde gesund.

Die ersten 10 Monate hatten die Missionare Kessel und Pilgram sich in die Arbeiten auf Balige geteilt. Aber zu Anfang 1882 verließ Kessel die Station, zunächst um ein von Missionar Nommensen aus Deutschland mitgebrachtes Boot auf dem Tobasee zu bauen und dann, nachdem er in Silindung eine Zeitlang den erkrankten Brüdern geholfen, sich eine eigne neue Station am Tobasee zu bauen. Diese Station — Lintong ni huta — liegt viel weiter nach Westen hin am Südufer des Tobasees in der Nähe von Bankara, wo der Singa manga radja seinen Sitz hat. Sie liegt aber nicht unmittelbar am See, sondern auf der Höhe des Bergrandes, der sich am See entlang zieht, sodaß man von der Station bis zum See noch stark zwei Stunden zu gehen hat. Hier oben auf der Grassteppe ist es ziemlich kalt und rauh zu wohnen, eine scharfe Zugluft wird dem in der Tropengegend verweichlichten Europäer sehr lästig, und auch die Bewohner traten dem Missionar viel frecher und roher entgegen als in Balige. Man hielt den weißen Eindringling für den Vorläufer des holländischen Militärs und suchte ihn mit allerlei guten und bösen Mitteln wieder fortzutreiben. Der Missionar gewann jedoch bald einen Anhang, nicht durch Predigen sondern durch ärztliche Hilfeleistungen. Etliche Häuptlinge befreundeten sich mit ihm, schickten ihm ihre Söhne in die Schule, kamen auch wohl Sonntags zum Gottesdienst. Sogar die Schwester des Singa manga radja, die in Lintong ni huta verheiratet war, gesellte sich

zu den Lernenden. Ein paar Evangelisten, die Kessel aus Silindung mitgebracht, besuchten die umliegenden Dörfer und knüpften auf den Märkten und in den Häusern Unterredungen an.

In ähnlicher Weise hatte auch Missionar Bonn in Muara begonnen eine neue Station anzulegen. Seit Anfang 1883 war er dort am Bauen, aber unter den allerschwierigsten Umständen. Waren die Leute in Lintong ni huta wild und frech, so die in Muara wohl noch mehr. Bonn und seine Frau waren selbst ihres Lebens nicht sicher. Im März 1883 geschah es, daß Missionar Pilgram mit seiner Frau und zwei holländischen Herren von Balige aus eine Kahnfahrt auf dem See nach Muara machten. Grade an diesem Tage hatte sich ein Zauberpriester vor der Station des Bruders Bonn aufgestellt, und hatte unter dem Zujauchzen des ganzen versammelten Haufens den Missionar und sein Haus verflucht, und der Pöbel hatte Miene gemacht, das Haus zu stürmen. Die Sache war bereits bedenklich geworden, als es plötzlich hieß: es kommen drei Tuan und eine Njonja über den See. Da stob alles auseinander und Geschwister Bonn konnten die Ankömmlinge als Retter in der Not begrüßen. Missionar Pilgram, der die Bescheidenheit und Freundlichkeit der Leute auf seiner Station Balige mit dem verglich, was er auf Muara sah, meinte, es sei für eine europäische Frau doch gar nicht möglich, unter diesen schmutzig rohen, unverschämt gemeinen Leuten auszuhalten. Er wollte die Frau Bonn mit nach Balige nehmen, aber sie hatte dort doch keine Ruhe, sondern kehrte bald wieder zu ihrem Manne nach Muara zurück, und meinte, die Zustände seien dort doch schon etwas erträglicher geworden. Aber die Not und Gefahr sollte erst beginnen.

Singa manga radja, der im Jahr 1878 den Händen der Holländer entkommen war, hatte sich schon seit Ende des Jahres 1882 auf den Weg nach dem Norden gemacht, man sagte nach Atjeh, um atjinesische Kriegsleute anzuwerben, und noch einmal um seine Herrschaft mit den Holländern zu kämpfen. Im Juni 1883 hieß es, er sei zurückgekommen, und habe große Haufen von Atjinesen mitgebracht, lauter Riesen, ganz behaart, unverwundbar, die Menschen und Tiere lebendig verschlängen. Da befiel die Häuptlinge des Tobalandes, die sich den Holländern ergeben hatten, ein gewaltiger Schrecken. Der Tag der Rache schien über sie hereinzubrechen. Ihre Leute vergruben ihre Vorräte und flohen mit ihrem Vieh und Gerät ins Gebirge und in die Wälder. Alles Zureden der Missionare half nichts. Die Männer verlangten von ihnen Waffen zur Verteidigung, und da sie die natürlich nicht geben konnten, schalten sie, daß die holländische Regierung sie wehrlos gemacht hätte, und sie nun doch nicht gegen den Feind schütze. Viele neigten sich in ihrem Herzen bereits dem Singa manga radja wieder zu. Am meisten bedroht war Missionar Kessel in Lintong ni huta, denn seine Station war ganz nahe bei dem Sitz des Singa manga radja, und Boten, die er hinüberschickte, brachten die Nachricht, der Radja sei entschlossen, alle Weißen aus Toba zu verjagen. Kessel meldete das an den Kontrolleur in Balige und wandte sich auch an die Brüder und an den Kontrolleur in Silindung, aber so

schnell konnten sie ihm doch keine Hilfe schaffen und ehe er's noch selbst gedacht, stand schon seine Station in Flammen.

Der Singa manga radja war mit vielen Tausenden auf die Station gekommen (18. Juni), hatte sich mit dem Schwert in der Hand vor das Haus des Missionars gestellt und hatte gerufen: wo ist der Tuan, daß ich ihn abschlachte und ihn meinen Leuten zum Auffressen gebe. Glücklicherweise war Bruder Kessel nicht mehr auf der Station, er war nach Silindung gegangen, um Hilfe zu holen und war noch nicht zurück. Die Feinde plünderten sofort das ganze Haus, alle Geräte und Mobilien wurden verdorben und zerbrochen, die Bücher auf den Marktplatz getragen, und dort mit Messern und Fäusten so lange bearbeitet, bis nur noch Fetzen übrig waren, ebenso das Harmonium. Dann wurde Kirche, Schule, Wohnhaus, alle Gebäulichkeiten der Station angezündet und niedergebrannt. Weiter ging es dann nach der Nebenstation Paranginan, die ebenfalls in Asche gelegt wurde, und nach Missionar Bonns Station Muara, die das gleiche Schicksal hatte, doch hatten Geschwister Bonn sich noch nach Balige flüchten können. Hier in Balige hatten sich nach und nach bei Missionar Pilgram zusammengefunden Missionar Bonn und Frau, Missionar Nommensen, Missionar Kessel, und jetzt kam auch Missionar Püse noch dazu mit 24 Christen aus Silindung, die den Missionaren helfen wollten, und 30 Mann Soldaten. Auch in der Benteng von Laguboti lag eine Abteilung Soldaten, aber sie schienen doch nicht zahlreich genug zu sein, um die nach vielen Tausenden zählende Masse der Feinde abzuwehren. Diese thaten beständig, als ob sie Balige stürmen wollten, heulten, führten ihre Kriegstänze auf, und geberdeten sich wie wilde Bestien, wagten aber doch keinen Angriff. Der holländische Beamte riet den Missionaren, ihre Frauen in Sicherheit zu bringen, und als die Frau Pilgram und Frau Bonn sich weigerten, ihre Männer zu verlassen, ließ er sie fast mit Gewalt in die Benteng holen. Einige Tage und Nächte währte dieser angstvolle Zustand; dann, als noch einiges Militär von Siboga und Silindung her nachgerückt war, wurde ein Angriff gewagt auf die wildtobende Masse, und wer hätte es glauben sollen? vor etwa 30 holländischen Soldaten, die mit ihrem Schießgewehr grade auf sie losstürmten und einige Salven abgaben, flohen alle die Tausende mit entsetzlichem Geschrei auseinander, suchten den See zu gewinnen, stürzten sich in ihre Boote und ruderten davon. Das war übrigens nicht Feigheit, sondern ein augenblicklicher panischer Schrecken. Weil die Holländer so lange gezögert hatten und ruhig geblieben waren, glaubten die Feinde, sie würden sich gar nicht wehren, und gerieten in Verwirrung, als sie nun doch auf sie losstürmten.

Einige Wochen später gab es noch ernste Kämpfe zwischen den Batta und dem Militär am Tobasee; da wurde bisweilen den ganzen Tag lang um ein Dorf gekämpft, und auch auf Seiten der Holländer gab es schwere Verluste. Schließlich aber mußten sich doch alle Radja mit ihren Dörfern unterwerfen. Die sich nicht gleich ergeben wollten, wurden zur Strafe niedergebrannt, starke Strafgelder

und Entschädigungen mußten gezahlt werden (wohl an 10000 fl.) und auch den Missionaren sollten ihre Verluste ersetzt werden. Aber der Singa manga radja war wieder entflohen, und man mußte sich darauf gefaßt halten, daß er doch bei nächster Gelegenheit wieder hervorbrechen und den Kampf gegen das Gouvernement aufs neue wagen würde. So wurden die beiden zerstörten Stationen (Lintong ni huta und Muara) vorerst noch nicht wieder aufgebaut. Missionar Kessel ging nach Silindung und Missionar Bonn blieb vorläufig in Balige. Von dort suchte er auf den Märkten der umliegenden Dörfer mit seiner Predigt an das Volk zu kommen, und es schien ihm auch wohl zu gelingen. Besonders in Lagunboti, wo der Kontrolleur und die kleine Besatzung war. Dort hatten ihm einige Häuptlinge einen hölzernen Schuppen auf dem Markt aufgerichtet, damit er beim Predigen nicht in der Sonne zu stehen brauche. Er bat sie dann, eine Schule zu bauen, und weil die Häuptlinge sich nicht über den Platz einigen konnten, bauten sie gleich zwei Häuser. In eins derselben zog Bonn mit seiner Familie ein (Juni 1884) und eröffnete somit eine neue Station. Eine ziemliche Anzahl Taufbewerber sammelte sich um ihn, Männer und Weiber mit ihren Kindern, und als Missionar Nommensen 1885 die Station zeitweilig übernahm, fand er schon 40 Gemeindeglieder vor. Nommensen dehnte seine Wirksamkeit noch weiter nach Osten aus, ließ sich in Si Gumpar ein Haus bauen, und sah nach allen Seiten hin an der Ostecke des Sees die Thüren für die Predigt des Evangeliums weit aufgethan.

c. in Pohan.

Das Tobaland ist bis nach dem Seeufer hin eine hohe Grassteppe, die mit größeren Schluchten und Morästen durchsetzt ist. Auf dieser Grassteppe finden sich eine Menge Dörfer, die verschiedenen Stämmen angehören. Eine Anzahl dieser Dörfer gehört dem Stamme von Pohan und unter diesem ließ sich 1881 Missionar Haustein nieder. Er schlug seinen Wohnsitz auf in Sipahutar, etwa 4 Stunden östlich von Butar gelegen. Der Anfang war hier wie immer kläglich genug. In einer offenen Balai (Vorratshaus) mußte der einsame Missionar hausen, indes die Radja sich darum zankten, ob sie ihm ein Haus und Schule aufrichten wollten oder nicht. Haustein hatte einen frischen Mut und wußte die gierigen und streitsüchtigen Pohaner trefflich zu behandeln, aber er war noch nicht über die ersten Anfänge hinaus gekommen, als er schwer erkrankte. Einen einzigen jungen Batta hatte der einsame Mann um sich, einen Schüler aus dem Gehilfenseminar in Pantjur na pitu. Der sorgte denn auch treulich für ihn, konnte ihn aber nicht schützen vor dem unaufhörlichen Geschrei und Lärm der Heiden, die bald dies bald das von dem Tuan begehrten, und immer am laufen, fragen und streiten waren, so daß auch wohl ein Gesunder darüber hätte krank werden können. Der Herr gab Gnade, daß eine kleine Besserung eintrat; zur völligen Genesung und Erholung mußte Haustein auf einige Wochen nach Silindung gehn. Das war um die Jahreswende von 1881 auf 82. Seine Rückkehr nach Sipahutar

verzögerte sich etwas durch verschiedene Reisen nach dem Norden und nach dem Süden, und als er wieder auf die Station kam, fand er die Leute in großer Besorgnis, daß er sie überhaupt verlassen wolle. Nicht als ob es ihnen um Evangelium und Seligwerden zu thun wäre, sondern sie meinten, der Toan wisse ein unfehlbares Mittel, um reich und mächtig zu werden, und das wollten sie ihm ablernen. Hanstein mochte hundertmal versichern, daß er ihnen weder Reichtümer noch Macht und Ehre zu verschaffen wisse; sie blieben doch bei ihrer Meinung. Endlich ließen sie sich herbei, ihm einen gutgelegenen Bauplatz zu schenken (Frühjahr 1882), wozu sie vorher durchaus nicht zu bewegen waren, und der Missionar richtete sich in aller Eile ein notdürftiges Häuschen auf, mit zwei Gemächern, eins zum Wohn-, Schlaf- und Studierzimmer für sich, das andere zur Schule und zum Versammlungsplatz für die Radja und für den sonntäglichen Gottesdienst. Er hatte einen tüchtigen Evangelisten bekommen, Immanuel, früher Zauberer und erst vor ein paar Jahren durch Missionar Püse getauft; ein begabter Mensch und von aufrichtiger Seele, an welchem Hanstein große Freude hatte.

Dieser Immanuel ging nun fleißig umher auf den Dörfern und lud seine Landsleute zum Gottesdienst ein. Sie kamen auch immer zahlreicher und regelmäßiger, so daß der Raum in dem kleinen Häuschen viel zu enge ward. Da forderte Hanstein sie auf, eine Schule zu bauen, nicht bloß um mehr Raum zu den sonntäglichen Versammlungen zu haben, sondern um ihre Kinder im Lesen u. s. w. zu unterrichten. Einen seiner Jungen, den er bereits ziemlich weit gefördert hatte, ließ er vor der ganzen Versammlung eine biblische Geschichte vorlesen. Das gab einen großen Eifer. Alle Eltern wollten, daß ihre Söhne auch so schön sollten lesen können. Schnell wurde die Schule aufgerichtet, und sogar Strafen für Schulversäumnisse festgesetzt. Dann ging's an den Bau eines größeren Wohnhauses, und in den letzten Tagen des Jahres 1882 konnte Hanstein in das neue Haus einziehen. Ein widerwärtiger Häuptling hatte ihn beim Bauen und Dachdecken übervorteilen wollen. Sofort aber waren die andern Häuptlinge zusammengetreten, und hatten dem Missionar alles geliefert, was er brauchte, ja es blieb noch übrig. Aehnlich ging es, als schon nach wenigen Monaten die Schule vergrößert werden sollte. Anfangs wollte keiner Hand anlegen. Als aber Hanstein jeden, der einen Balken oder Brett oder Sparren brachte, feierlich mit Namen, Tag und Datum in ein Buch einschrieb, da erwachte der Wetteifer. Jeder wollte seinen Namen auch im Buche haben, und hielt es für eine Schande, unten an zu stehen. Als nun im Juni 1883 die große Kriegsnot über Toba kam, wurde auch der Missionar auf Sipahutar schwer bedroht, und nachdem die beiden Stationen am See vernichtet waren, schien es auch für Sipahutar keine Rettung mehr zu geben. Rings umher war alles im Aufstand; ganz Pohan hielt es mit dem Singa manga radja, Mörder und Brandstifter fanden sich auf allen Wegen. Hanstein war entschlossen, seine Station nicht zu verlassen. Um ihn hatten sich seine Getreuen geschart, und bildeten eine Art

Leibwache. Er konnte sein Haus nicht verlassen, ohne daß einer der treuen Wächter hinter ihm drein ging mit Gewehr und Degen, um ihn zu schützen. Jede Nacht lösten die Männer sich ab, um sein Haus zu bewachen, und die Frauen erklärten, daß, wenn es den Männern zu viel würde, sie selbst bereit seien, den Wachtdienst zu übernehmen.

Die Gefahr ging vorüber, und Sipahutar litt durch die Feinde keinen Schaden, das Band zwischen Missionar und Volk aber war durch die gemeinsame Not bedeutend gestärkt. Als vom Feinde nichts mehr zu fürchten war, füllte sich nicht bloß das Kirchlein in Sipahutar mit Lernenden, sondern weit und breit in der ganzen Umgegend fing man an, Unterricht und christliche Lehrer zu begehren, denn das glaubten sie jetzt klar zu sehen, daß es mit dem Singa manga radja und mit dem Muhamedanismus nichts sei. Hanstein aber wanderte unverdrossen auch zu den entlegensten Ortschaften, und hielt Gottesdienst und Volksversammlung in Pangaribuan, wo sich 23 Familien zum Unterricht meldeten, und 18 Schüler regelmäßig zur Schule kommen wollten. Der Missionar schickte seinen getreuen Gehilfen Paulus dahin, und zu ihm sammelte sich jeden Abend klein und groß, junge und alte Männer und Frauen, um sich unterrichten zu lassen. Einen andern Lehrer, Jonas, schickte er nach Lumban Sorgin, wo sich 30 Familien in ähnlicher Weise zusammengethan hatten. Noch drei oder vier andere Ortschaften mußten warten, bis Hanstein zu Ende des Jahres 1883 eine Anzahl Lehrer und Evangelisten aus der Gehilfenschule in Pantjur na pitu zugewiesen bekam, die er sofort in der ganzen Umgegend verteilte. Im ganzen mochten wohl tausend Menschen am lernen sein, und an hundert Personen wurden getauft. Immer mehr Filiale wurden angelegt und neue Kirchen wurden gebaut; der Missionar und die junge Missionarin blieben eifrig am lehren, helfen, heilen, und soweit man sehen konnte, kam ihnen jung und alt mit Vertrauen entgegen.

Schauen wir nochmals zurück auf das Resultat der Ausdehnung des holländischen Gebietes bis zum Tobasee, so müssen wir sagen, daß das Eingreifen der holländischen Regierung zwar im ersten Augenblick dem Missionswerk großen Schaden gebracht, aber im weiteren Verlauf doch im ganzen sehr wohlthätig gewirkt hat. Zwar zwei Stationen, die eben gegründet, wurden gänzlich zerstört, Muara und Lintong ni huta, die übrigen wurden zwar schwer bedrängt und geschädigt, die Kirche in Sipoholon wurde niedergebrannt, aber den größten Teil des Schadens bekamen die Missionare später wieder ersetzt, und der Schaden war überhaupt nicht so sehr schlimm.

Nach manchen Seiten hin erwies sich auch dies Gewitter, nachdem es vorübergegangen war, als luftreinigend, erfrischend, befruchtend. Daß kein einziger Christ abgefallen war, daß sie sich treu und anopfernd um ihre Hirten geschart hatten, war ein schöner Beweis, daß die Arbeit der Missionare nicht vergeblich gewesen. Unter den mancherlei Zeichen der Opferfreudigkeit der Christen wollen wir nur eins hervorheben. In Sipoholon hatte die Gemeinde eine neue große Kirche ganz aus eigenen Mitteln aufgebaut, und die vom Missionar in Aussicht gestellte Geldhilfe dankend zurückgewiesen. Da war es nun

ein großer Jammer, als während des Krieges 1883 die schöne neue Kirche ein Raub der Flammen wurde. Aber die Gemeinde tröstete den bekümmerten Missionar: es sei nur gut, daß er nicht persönlich Schaden gelitten, und daß sein nahegelegenes Wohnhaus nicht mit verbrannt sei; die Kirche würde schon wieder emporkommen. Und wirklich, sie kam wieder empor. Noch vor Ende des Jahres konnte der erste Weihe- und Dankgottesdienst darin gehalten werden. Der Missionar war fast beschämt. Solche freudige Bereitwilligkeit seiner Gemeindeglieder hatte er wirklich nicht erwartet.

Nicht auf allen Stationen zeigten sich diese erfreulichen Gesinnungen. Hier und da war doch viel Unzufriedenheit, Frechheit und Ungebundenheit in den Gemeinden eingerissen. Am schlimmsten war Lobu Siregar mit seinen Nebenstationen daran. Dort hatten die Sendboten und geheimen Agenten des Singa manga radja die Bewohner dem Missionar fast entfremdet. Der angestellte Lehrer hatte ihn verlassen, die Zuhörer hatten sich verlaufen, und konnten nur langsam und mit größter Mühe wieder gesammelt werden. In Butar hatte der größere Teil der Bewohner sich gradezu auf die Seite der Feinde geschlagen und wurde deshalb von den siegenden Holländern hart gestraft. Nur schwer gelang es dem Missionär, mit den erbitterten Leuten wieder anzuknüpfen. In Bahal batu, dem früheren Wohnsitz des Missionars Püse, war eine Bentong errichtet und Militär hineingelegt, und man weiß, daß einquartiertes Militär die Sittlichkeit eines Ortes nicht zu heben pflegt. Püse wohnte in Lobu siregar. Aber an Missionsarbeit war dort noch lange nicht zu denken. Das Missionshaus war wie ein offenes Gasthaus für Offiziere und Beamte, die von Silindung nach dem See oder zurückgingen. Der Resident, der Gouverneur, die Oberoffiziere hatten dort tagelang ihr Standquartier. Hierin mußte erst Wandel geschafft werden, ehe eine unbehinderte Thätigkeit des Missionars wieder beginnen konnte.

Am stärksten war natürlich Siboga, die Hafenstadt, von den Truppentransporten in Anspruch genommen. Dort war seit Ködding's und Meerwald's Abgang Missionar Schrey stationiert, und hatte zeitweise den Missionar Volkmann neben sich (1884–87.) Schon ehe die Unruhen am Tobasee begannen, war die Aufregung unter den Muhamedanern in und um Siboga sehr groß gewesen. Die Kunde von den Verlusten der Holländer in Atjeh ließ diese feindseligen Menschen hoffen, daß die Atjinesen von Norden her in das holländische Gebiet einfallen würden, dann wollten sie mit ihnen gemeinsame Sache machen und die Holländer verjagen. Als statt der Atjinesen 1878 holländische Soldaten ins Land rückten, und eine Truppe nach der andern Siboga passierte, da wurden die muhamedanischen Großsprecher etwas kleinlaut, und als das Uebergewicht der europäischen Waffen im Tobaland sich so glänzend bewährt hatte, da verstummten die Drohungen — wenigstens für geraume Zeit. Aber der kleine Kampf der muhamedanischen Häuptlinge und Unterbeamten gegen die christlichen Batta nahm seinen Fortgang. Sie wurden geplagt, bedrängt, an Eigentum und an Rechten geschädigt, und fanden nur selten Schutz bei der Regierung.

Kirchenordnung und Ephorus.

In den Jahren 1880 und 81 machte Missionar Nommensen eine Urlaubsreise nach Deutschland. Nommensen war der erste gewesen, der sich in Silindung niedergelassen, er hatte die ersten mühevollen Vorarbeiten zur Sammlung einer christlichen Gemeinde aus den Heiden mit einer seltenen Zähigkeit und Energie ausgerichtet, und konnte nun schon seit einer Reihe von Jahren im Kreise lieber und befähigter Mitarbeiter sich der immer rascheren Ausbreitung des Christentums im ganzen Thalgebiet des Batangtorru freuen. Eine schwere Krankheit, die ihn infolge des ungesunden Wohnens und der Ueberanstrengung ergriffen hatte, hatte er glücklich überwunden, und stand wieder in voller Kraft und Frische da. Aber seine Frau, die ebenfalls eine lange schwere Krankheit hatte durchmachen müssen, konnte auf die Dauer den Aufenthalt in dem tropischen Lande nicht mehr ertragen und mußte ein kühleres Klima aufsuchen. Dazu wuchsen die Kinder heran und bedurften einer europäischen Erziehung. Somit faßte Nommensen den Entschluß, sich von Frau und Kindern für eine längere Reihe von Jahren zu trennen, sie selber nach Deutschland zu bringen, dort alles aufs beste für sie zu ordnen und dann allein nach Sumatra zurückzukehren. So hat er es auch ausgeführt. Seine liebe Frau hat er nicht wiedergesehen, sie ist 1887 in Gütersloh gestorben. Nommensen selber brachte der Aufenthalt in Deutschland keineswegs besondere Erfrischung, vielmehr hatte er hier viel mit Kränklichkeit zu kämpfen. Aber dabei war er für seine Batta unermüdet thätig mit Reden und Bitten für sie auf Missionsfesten, mit Drucken von Büchern, Traktaten und Flugblättern in battakscher Sprache und mit Aufstellung einer battakschen Kirchenordnung, die von den Vorstehern der Missionsgesellschaft mit ihm durchgearbeitet und darnach zum Druck befördert wurde. Es traf sich, daß auch der verwitwete Ködding, Missionar von Siboga, um dieselbe Zeit mit seinen Kindern nach Deutschland gekommen war und an den Beratungen teilnehmen konnte. So war ja auch Dr. Schreiber Mitglied der Deputation, der früher selbst Missionar auf Sumatra, Präses der sumatranischen Konferenz und Vorsteher des Katechetenseminars auf Pransorat gewesen war, so daß es an Sachverständigen nicht fehlte. Diese neue battakische Kirchenordnung wurde deshalb gar nicht nach dem Muster der hiesigen Kirchenordnungen zugeschnitten, und hiesige Verhältnisse wurden auf die battakschen Gemeinden nicht übertragen, sondern es wurde eigentlich nur alles das, was sich draußen in den Gemeinden schon eingelebt, was dort schon Gestalt und Form angenommen hatte, in feste Regeln gebracht und paragraphenweise zusammengestellt. So nahm z. B. diese Kirchenordnung gleich ihren Ausgang von den vielen battakschen Filialgemeinden, die sich um jede einzelne Station oder Muttergemeinde gruppieren, und von den Aeltesten, die in jeder Gemeinde die Aufsicht und die spezielle Seelsorge zu üben haben, sich der Kranken und Schwachen, der Kinder und Katechumenen annehmen, und für regelmäßige Abhaltung der

Hausandachten und der Gottesdienste zu sorgen haben. Neben ihnen stehen die Gemeindeschullehrer und die Evangelisten oder Reiseprediger und endlich, wenn die Gemeinde so weit erstarkt ist, daß sie einen eigenen ordinierten Prediger unterhalten und besolden kann, die sogenannten Pandita battak oder battakische Pastoren. Wir haben schon früher erwähnt, daß alle diese Lehrer, Evangelisten und Pastoren auf demselben Seminar in Pansorat ausgebildet wurden; aber so, daß nur diejenigen, welche sich schon einige Jahre als Lehrer oder Evangelisten bewährt hatten, nochmals in das Seminar zurückkehren und an einem neuen Kursus teilnehmen dürfen, der ausschließlich für die Ausbildung von Predigern bestimmt ist (S. 353). Weiter ist dann in der Kirchenordnung die Rede von der Einteilung des Battalandes in verschiedene Kirchenkreise, von den Konferenzen, welche die Aeltesten und Lehrer mit den Pandita in jedem Kreise regelmäßig abzuhalten haben, von den Kreissynoden und der Jahressynode, an welcher sich sämtliche Missionare beteiligen, und von dem Superintendenten oder Ephorus, der an der Spitze des ganzen battakschen Kirchenwesens steht. Der Ephorus hat nicht bloß die Anlegung und Aufhebung der einzelnen Stationen zu bestimmen, den Missionaren ihre Arbeitsfelder anzuweisen, sondern er hat die Stationen, Schulen und Gemeinden regelmäßig zu inspizieren, diejenigen Lehrer und Gehilfen, die sich etwas haben zu schulden kommen lassen, sofort zu suspendieren oder zu entlassen, und alles so zu ordnen, wie es ihm zum Gedeihen des gesamten Werkes erforderlich scheint.

Es konnte kein Zweifel darüber sein, welchem unserer Missionare das so wichtige und verantwortungsvolle Amt des Ephorus übertragen werden sollte. Einstimmig wurde Nommensen, der schon seit Dr. Schreibers Rückkehr aus Sumatra das Präsidium geführt hatte, zum Ephorus ernannt. Als solcher konnte er freilich nicht mehr Stationsvorsteher und Missionar für eine einzelne Station sein, sondern nur hier und da kürzere oder längere Zeit verweilen und den einzelnen Missionaren helfen, sonst aber mußte er die meiste Zeit auf Reisen sein, um alle Einzelheiten des ausgedehnten Werks beständig unter Augen zu haben. Natürlich hatte seine alte Gemeinde zu Pea Radja in Silindung das erste Anrecht an ihn. Er hatte sie vor seiner Abreise dem Missionar Metzler übertragen, und die Arbeit war während seiner Abwesenheit im Segen fortgegangen. Aus den 1700, die er verlassen, waren 2600 Getaufte geworden; neue Filiale waren angelegt, Kapellen und Schulhäuser gebaut, und die Aeltesten, Evangelisten und Lehrer hatten sich meistenteils vortrefflich bewährt. Das war denn aber auch eine Freude und ein Jubel, als Nommensen nach fast zweijähriger Abwesenheit wieder nach Pea Radja kam. Es war um das Weihnachtsfest im Jahre 1881. Wohl die halbe Gemeinde war dem ankommenden Tuan entgegengeströmt, und unter all den Begrüßungen und Gesängen mußte Nommensen so unzähligen die Hände drücken, daß er die Schmerzen in der rechten Hand mehrere Tage nicht wieder los werden konnte. Dann mußte er gleich auf die Kanzel und mußte die Gemeinde wieder begrüßen mit feierlichem Segensgruß

im Namen des Herrn, und mit ihr dem Herrn danken für die glücklich vollendete Reise und für all den Segen, welchen der Herr inzwischen der Gemeinde beschert hatte. Eine besondere Freude hatte er an der Filialgemeinde Banua rea, die soeben eine schöne Kirche baute, welche Nommensen einweihen mußte. Sie hatte die Kirche ganz aus eigenen Mitteln gebaut. Freilich hatte sie wohl mal etwas geseufzt über die allzuschwere Last, die sie sich aufgebürdet, und Missionar Metzler hatte selbst gemeint, etwas zu ihrer Erleichterung thun zu müssen und um einen Zuschuß von 200 Fl. gebeten zur Deckung der Kirchenbauschuld. Aber hinterdrein hatten die Leute sich doch selbst geschämt und sich noch mal gehörig angestrengt, so daß, als die Kirche eingeweiht wurde, nur noch etwa 30 Fl. fehlten. Die wollten sie denn doch auch selber aufbringen, und der Zuschuß von 200 Fl. wurde dankend abgelehnt. Das war ein großer Beweis von der Umwandlung der Heidenherzen; früher hätte man eine solche Opferwilligkeit bei den Batta für unmöglich gehalten. An 80 Personen konnten sofort in der neuen schön geschmückten und bekränzten Kirche getauft werden. Dann begannen die Reisen des Ephorus nach allen Stationen, nach dem Norden und nach dem Süden, seine Konferenzen mit den Brüdern und mit den Aeltesten und Gehilfen; überall gab es zu ordnen und zu schlichten und neue Bestimmungen für die Zukunft zu treffen. Eine ganz besondere Freude war es für ihn, den Sohn der schleswigschen Meeresinseln, ein mitgebrachtes Seegelboot zusammenzusetzen und damit auf dem heiligen Tobasee herumzufahren. Ueberall wurden neue Ortschaften aufgesucht, neue Bekanntschaften angeknüpft, und der Name der Missionare und die Geschichten, die sie erzählten, waren bald weit und breit an den Ufern des Sees verbreitet. Einige Jahre später kam es vor, daß fremde Reisende von Nordosten, von Deli, an den See gelangten und in Gefahr kamen, totgeschlagen und gefressen zu werden, wenn sie sich nicht als Freunde der Missionare ausweisen konnten. Sie mußten sich gefallen lassen, von den Heiden examiniert zu werden in den Geschichten von Adam und von Abraham und von Jesus, und wehe ihnen, wenn sie davon nichts wußten.

Nachdem Nommensen sich in Toba etwas aufgehalten, reiste er nach Ankola, nach den Stationen Sipirok und Pransorat und Bungabondar und wir wissen schon, daß er zu dem Entschluß kam, die mittlere Station ganz aufzuheben und bei Sipirok eine Versetzung vorzunehmen. Für den Missionar Klammer, der nach Deutschland zurückkehrte, setzte er den Missionar Standte von Pangaloan nach Sipirok; Pangaloan blieb eine Zeitlang verlassen und dem Missionar Christiansen auf Sigompulan unterstellt. Das war für die Gemeinde von Pangaloan um so schmerzlicher, als sie gerade jetzt, im Jahre 1882, sich die größte Mühe gegeben hatte, um die große Jahressynode würdig bei sich aufzunehmen und nach Kräften zu bewirten. Trotzdem die bösartige Krankheit, welche in diesem Jahr unter Menschen und Vieh an den Ufern des Batangtorru wütete, noch immer nicht ganz gewichen war, und die Einwohnerzahl bedeutend verringert hatte, lud doch die Gemeinde nicht bloß die Aeltesten und

Gehilfen, sondern auch die Gemeindeglieder von den benachbarten Stationen zu sich ein, und es kamen wohl 300 Gäste. Alle wurden sie mit Freuden aufgenommen, beherbergt, gespeist und getränkt, für alle Bedürfnisse war aufs beste gesorgt. Aber die Pangaloaner hatten noch mehr gethan. Bei aller Armut und Mangel hatten sie jetzt zum Synodalfest die schon lange geplante neue Kirche fertig gebaut und ausgeziert, um für die Versammlungen ein festliches Lokal zu bereiten. Nachdem nun die Missionare erst ihre Versammlungen unter sich gehalten hatten, begannen die Verhandlungen mit den Aeltesten. Da gab es denn lebhafte Debatten, überall zeigte sich ein lebendiges Verständnis für geziemendes und gesittetes Wesen in den Gemeinden, für gute Kinderzucht und geordnetes Familienleben, und man mußte diesen braunen Christen das Zeugnis geben, daß sie nicht bloß mit klarem Kopfe, sondern auch mit dem besten Willen die Pflichten ihres Berufes zu erfassen und zu erfüllen strebten. Zum Schluß folgte das allgemeine Missionsfest. Die große neue Kirche konnte die Schar der Zuhörer kaum fassen. Es wurde gepredigt und gebetet und dazwischen gesungen und wieder kürzere oder längere Ansprachen gehalten. Bald sang die Gemeinde, bald der vierstimmige Sängerchor; ganz besonderen Eindruck aber machte der braune Posaunenchor unter Leitung des Missionars Püse, der 1875 selbst als Missionar auf Pangaloan stationiert, aber seit 1876 nach Toba versetzt war. Diese Synodalfeier im Juli 1882 war sozusagen der Glanzpunkt der Gemeinde Pangaloan. Von da an ging es zunächst abwärts. Als die Missionare und die Festgäste abgereist waren, machte auch Missionar Staudte sich reisefertig nach Sipirok. Er sollte für seine schwer leidende Frau ein trockneres Klima in Sipirok suchen, und er ahnte nicht, daß er selbst dort schon nach anderthalb Jahren sterben sollte. Die Gemeindeglieder in Pangaloan aber ließen nicht ab, den Ephorus zu bitten, daß er ihnen wieder einen Missionar geben möchte. Erst 1884 konnte er ihre Bitte erfüllen und ihnen den Missionar Kessel geben. Aber auch dieser blieb nicht lange, sondern wurde zwei Jahre später auf die Station Si Morankir versetzt und Missionar Bonn trat an seine Stelle.

So waltete der Ephorus Jahr auf Jahr in seinem weitläufigem Sprengel; aber dazwischen hatte er dann immer mal wieder eine Erholung, indem er zur Aushilfe eine rein missionarische Arbeit übernahm. Im Jahr 1885, als Missionar Bonn, der die Arbeit in Laguboti begonnen hatte, nach Pangaloan versetzt war, trat Nommensen provisorisch selbst als Missionar in Laguboti ein, und warf von da nach allen Seiten die Netze aus, so daß sich immer neue Thüren zu öffnen schienen. Aber es kam ein Rückschlag.

Abermalige Katastrophe.

Nach den kriegerischen Expeditionen der Holländer von 1878 und von 1883 und 84 hatte man gemeint, daß das ganze Tobaland bis an den See vollständig beruhigt und unterworfen sei, und auch

der Singa manga radja in Bankara am Seeufer, nachdem er so empfindliche Schläge erhalten, werde es nicht wagen, sich abermals gegen die holländische Regierung aufzulehnen. Aber man hatte sich doch geirrt. Obwohl der Singa manga radja that als ob er mit den holländischen Beamten eine freundschaftliche Verbindung anzuknüpfen suchte, hatte er doch ganz andere Gedanken. Oder soll man sagen, seine Gedanken schlugen völlig um, als ihm von Norden her 1887 eine unerwartete Hilfe kam. Ein Batta, der bei einer der früheren Expeditionen von den Holländern gefangen und mit andern Gefangenen nach Atjeh transportiert war, war in die Gewalt der Atjinesen geraten, und weil er sich als Batta ausweisen konnte, am Leben gelassen und in Freiheit gesetzt. Dieser Si Sarbut war schon früher als Mordbrenner bekannt und gefürchtet. Jetzt kehrte er mit etlichen verwegenen Genossen in seine Heimat zurück, mit dem Vorsatz, sich an den Holländern zu rächen, sie alle totzuschlagen oder aus dem Lande zu jagen, auch die Missionare. Mit dem Singa manga radja kartete er sein Spiel ab, zog noch etliche Abenteurer an sich, im ganzen etwa 20 oder 30, und machte sich dann ans Plündern und Brennen; zunächst bei den Stationen, dann sollte es an die Bentengs gehen. Solcher Bentengs (befestigte Kasernen) für das holländische Militär, gab es 1887 nur zwei im Tobaland, eine bei Laguboti, welche zugleich auch die Station Balige schützte, und eine bei Sipoholon, die das ganze Gebiet von Silindung und von Batangtorrn bewachen sollte. Bei jeder Benteng wohnte auch ein Beamter (Kontrolleur), aber die Zahl der Soldaten, die sie zur Verfügung hatten, war äußerst gering, vielleicht 25 höchstens 50. Was noch schlimmer war, die Batta selbst, sowohl Christen wie Heiden waren ohne Waffen. Bei der Besitzergreifung hatten die Holländer ihnen die Waffen abgenommen, mit dem Versprechen, ihnen später andre wiederzugeben. Bisher aber waren noch keine wieder da. Nun ist aber der Batta, wenn er nach alter Gewohnheit bewaffnet ist, tapfer genug, ohne Waffen ist er feige, und hundert Menschen laufen vor ein paar gut bewaffneten Kriegsleuten davon. Der Si Sarbut war von allem aufs genauste unterrichtet. Er wußte, daß auch von der Hafenstadt Siboga keine Hilfsmannschaften zu erwarten seien, weil von dort auch die noch weiter nördlich gelegenen Häfen Sinkel und Trumun vor einem Angriff der Atjinesen geschützt werden mußten. Deshalb ließ er ausſprengen, daß er demnächst Siboga überfallen und die holländische Macht ins Meer werfen wolle. Aber in Wahrheit hatte er es zunächst auf die Benteng und Missionsstation von Sipoholon abgesehen. Von der Benteng wurde er durch etliche Schüsse der Soldaten zurückgetrieben, aber das Wohnhaus des Missionars brannte er nieder. Dann als er merkte, daß die Station Butar leer sei, wurde auch diese niedergebrannt, ebenso Lobusiregar, die Station des Missionars Püse. Püse selbst war nicht zu Hause, auch auf den beiden andern Stationen waren keine Missionare anwesend, so war kein Menschenverlust zu beklagen. Missionar Mohri von Sipoholon hatte Frau und Kind in die Benteng gebracht, dasselbe hatten auch

die Missionare von Pantjur na pitu gethan, und der Schrecken hatte auch aus den übrigen Stationen am Batangtorru die Missionarsfamilien in die Flucht getrieben. Doch hatten sie sich bald beruhigt und waren zurückgekehrt. Dies alles geschah in den letzten Tagen des Juli und den ersten Tagen des August 1887. Inzwischen war auf telegraphische Anzeige auch einige Mannschaft von Padang geschickt zur Verstärkung, und seitdem hatten die einzelnen Stationen etliche Soldaten zur Bewachung bekommen. An einigen Stellen hatten auch die braunen Christen sich ermannt und ihre Missionare treulich bewacht, wie in Simorankir, wo sie die Mordbrennerbande in der Nacht wirklich verjagt hatten. An andern Stellen dagegen, auch wenn die Bande bei Tage heranzog, wagte es selbst ein Haufe von vielen Hunderten nicht, vor ihnen Stand zu halten. Von dem Si Sarbut selbst wird erzählt, daß er die Zerstörung der Station Sipahutar verhindert habe, weil er dort gewohnt, und der Lehrer, Missionar Hanstein, habe ihm Gutes erwiesen; er habe sich selbst in dessen Haus gestellt und seinen Kameraden zugerufen, wenn sie das Haus anzündeten, dann müßten sie ihn mitverbrennen. Das wäre ein nobler Zug von Si Sarbut, doch ist die Thatsache nicht verbürgt. Am schlimmsten erging es dem Missionar Püse. Er hatte sich im letzten Jahr viel Mühe gegeben, um sich ein großes schönes Haus in Lobusiregar zu bauen. Er erwartete nämlich seine junge Frau und wollte sie in ein freundliches Heim einführen. Die Frau oder vielmehr Braut war zu Anfang Juli in Siboga angekommen. Püse war ihr entgegengeeilt, aber die Hochzeit mußte wegen einiger Formalitäten noch etwas verschoben werden. Inzwischen wurden die Koffer der Braut, ihre ganze Ausstattung nebst Geschenken der Freunde nach Lobusiregar vorausgeschickt. Eben dahin gingen auch schon die nötigen Vorräte für die ganz nahe bevorstehende Synode, die in Lobusiregar gehalten werden sollte. Das alles scheinen die Räuber erfahren zu haben, denn erst plünderten sie Püses Wohnung rein aus, dann zündeten sie an, und dann setzten sie sich bei ihrem Freund und Verbündeten dem Singa manga radja zu einem großen Siegesschmaus nieder, kehrten aber nochmals wieder auf die Steppe zurück und setzten sich fest in einem der verschanzten Battadörfer. Die holländischen Soldaten schienen sie von dort nicht vertreiben zu können oder zu wollen, und die Lage blieb für die Missionare immer noch sehr ungewiß und mißlich. Die Beamten hatten ihnen erklärt, daß sie auf der Steppe keine großen Missionshäuser mehr aufrichten dürften, denn sie seien nicht imstande dieselben gegen feindliche Angriffe zu schützen. So mußte denn Missionar Püses Station, die grade auf der Steppe lag, ganz aufgegeben werden, und der Ephorus beschloß, einen der ordinierten battakschen Gehilfen, vielleicht den Si Marcus aus der Padangbolak nach Hochtoba zu berufen, damit er als wandernder Prediger Christen und Heiden besuche, bis die Umstände sich änderten und vielleicht ein europäischer Missionar wieder an seine Stelle treten könnte. Die Station Sipahutar auf dem östlichsten Teile der Steppe (Pohan) wollte die Regierung

erhalten wissen, schickte eine Abteilung Soldaten dahin und wies die Missionare an, für die Aufrechthaltung von Sipahutar zu sorgen. Da nun der Missionar Hanstein nach der erledigten Station Sipirok berufen und Missionar Püse, der sich eben aufs neue verheiratet hatte, nicht fertigstand, so wurde zunächst der Missionar Eulemann, welcher Ende 1885 ins Land gekommen war, und bis dahin sich bei Missionar Schrey in Siboga aufgehalten hatte, nach Sipahutar beordert. Er fand dort recht schwierige Verhältnisse. Die Leute übertrugen ihre Abneigung und Scheu vor den fremden Soldaten auch auf den jungen Missionar der sie mitgebracht hatte, und letzterer sah bald, daß der schwerere Teil seiner Aufgabe sei, nicht die Gemeinde zu gewinnen, sondern die Soldaten zu bewachen und sie von Ausschweifungen und Gewaltthaten zurückzuhalten. Dieselben Erfahrungen machte man auf den andern Stationen, wo die Soldaten längere Zeit einquartiert waren. Sie hatten manches was die Missionare in Geduld und Glauben gepflanzt und aufgebaut hatten, in leichtsinnigem Frevelmut wieder zerstört.

Eine andre Folge der bösen Störung war, daß die battakschen Gemeinden daran erinnert wurden, wie gefährlich noch immer für sie die Nachbarschaft des Heidentums sei, wie leicht der heidnische Singa manga radja noch mal das Uebergewicht bekommen, die Weißen verjagen und dann von den zum Christentum abgefallenen Batta blutige Rechenschaft fordern könnte. Auf den alten heidnischen Opferstätten wurde es wieder lebendig, lang vergessene Opferfeste wurden wieder gefeiert, laue und fleischlich gesinnte Christen machten gar kein Hehl aus ihrer Rückkehr zum Heidentum. Auch als die frechen Eindringlinge längst wieder aus dem holländischen Gebiet hinausgejagt waren, dauerte die Sichtung unter den Gemeinden noch fort, aber Gottlob der Abgefallenen war immer nur eine kleine Zahl im Vergleich mit den vielen, die treu zu ihrem Herrn und ihren Missionaren hielten. Einen besonders schweren Verlust hatte Missionar Pilgram in Balige zu beklagen. Als schon alles wieder beruhigt schien wurde sein treuer Freund und Beschützer der Ompubatutahan (nachdem er getauft war hieß er Ompu Wilhelm) auf einer kleinen Reise von einer feindlichen Schar überfallen und jämmerlich zu Tode gehackt. Er war einer der treuesten Freunde der Missionare gewesen, ein wahrhaft edler Charakter, aufopfernd und vorsorglich, wo irgend Hilfe not that, und absonderlich gegen die Christen so barmherzig und väterlich gesinnt, daß wie der Missionar in seiner Leichenrede sagte, er sicherlich mit unter diejenigen zu zählen sei, die nach Mt. 25, 40 zur Rechten stehn. „Im übrigen aber, schreibt Missionar Pilgram, haben die Kriegsunruhen, die durch den Si Sarbut veranlaßt wurden, unsrer Gemeinde nur Segen gebracht. Die Herzen der Christen wurden nur desto fester vereinigt zum gemeinsamen Gebet, und mit ihrem Missionar in hilfbereiter Liebe desto inniger verbunden.“ Nicht von allen Stationen im Tobaland kann man das Gleiche sagen; und auch auf den Stationen am Batangtorru hat der Ueberfall des Si Sarbut manche traurige Dinge zu Tage gebracht. Namentlich scheint der Islam auch in den bisher von ihm verschonten Bezirken sich mit neuer Kraft zu erheben und die Arbeit unsrer Missionare zu bedrohen.

4. Erweiterungsversuche auf Borneo.

Seit im Jahr 1873 von den Holländern der Krieg gegen das muhamedanische Reich Atjeh begonnen war, wurden die militärischen Kräfte auf den meisten übrigen Inseln vermindert oder ganz eingezogen. Man mußte die Zahl der Streiter gegen Atjeh voll zu halten suchen unter denen Fieber und Feinde in erschreckender Weise aufräumten. So wurde auch Borneo fast ganz von Soldaten entblößt. Selbst in der Hauptstadt Bandjermasin mußten, weil es an allem Schutz mangelte, die weißen Herren selbst ihre Gewehre zur Hand nehmen und sich im Schießen üben, um den befürchteten Angriffen herumschleichender muhamedanischer Banden begegnen zu können. Das war eine peinliche Zeit und jedermann war froh als wieder Militär kam. Denn immer zitterten noch die Unruhen die 1859 begonnen hatten nach. Man hatte den Aufstand beschwichtigt aber nicht niedergeworfen. Mit guten Worten aber, wie man gemeint hatte, ließen sich die Rebellen nicht beseitigen. Immer wieder neue Unruhestifter tauchten auf, setzten sich an unzugänglichen Stellen fest und spotteten der Dampfschiffe und der Soldaten, die zu ihrer Verfolgung ausgesandt waren, und die doch nicht zu ihren Schlupfwinkeln gelangen konnten. Im allgemeinen haben diese Zustände in Borneo, bald schlimmer bald besser, fortgedauert, und natürlich ist dadurch die Vorwärtsbewegung unsrer Missionare in hohem Grade erschwert. Es waren die Missionare Van Hoefen in Bandjermasin, Hager und Tromp in Pangkoh, Hendrich und Feige in Mandomai, endlich Zimmer und Braches in Kwala Kapuas. Auf der letztgenannten Station haben wir auch noch Missionar Hennemann zu erwähnen, der eine kleine Gehilfenschule leitete. Von dieser haben wir hier zunächst etwas mitzuteilen.

Eingeborne Gehilfen.

Da der holländische Beamte in Bandjermasin es den Missionaren auf das Entschiedenste verboten hatte, noch andre Plätze zu besetzen, so war keine Aussicht auf weitere Verbreitung des Evangeliums, wenn nicht an Stelle der Missionare die Dajakken selbst das was sie in den Predigten gehört ihren Landsleuten auch an andern Orten verkündigten. Das geschah auch wirklich schon in ziemlich weitem Umfang. Da die Reisernten am Kapuasfluß von Jahr zu Jahr schlechter ausfielen, hatten sich viele Gemeindeglieder auf den Weg gemacht nach der Meeresküste oder stromaufwärts ins Innere des Landes um Handel zu treiben und irgendwie in der Fremde ihr Brot zu verdienen.

Manche von diesen Handelsleuten meinten es wirklich ernst mit ihrem Christentum und brachten die Botschaft von Christo durch Wort und Zeugnis in weit entlegene Gegenden, wohin noch kein Missionar gekommen war. Sie nahmen dajakkische Traktate und andre christliche Schriften von den Missionaren mit, lasen ihren heidnischen Landsleuten daraus vor, ja lehrten sie wohl bei

längerem Aufenthalt selber lesen und ließen hier oder da ein Samenkorn zurück, welches Wurzel faßte und aufging. Soweit waren diese Handelsreisen den Missionaren recht erfreulich, und sie dachten wohl eine Zeitlang daran, solche Reisende, wenn sie vertrauenswerte Männer wären, förmlich mit dem Evangelistenamt zu betrauen und ihnen ihre Reisen und ihre Geschäfte zu erleichtern.. Indes die Sache hatte doch auch ihre Kehrseite.

Die Handelsreisen der Gemeindeglieder in heidnischen Gegenden, wodurch sie viele Monate, oft Jahrelang von ihrer Station ferngehalten wurden, waren für die unbefestigten Gemüter höchst gefährlich und versuchlich. Viele kamen zurück, befleckt mit Fleischessünden oder Zaubereisünden, gleichgültig gegen Gotteswort und Gottesdienst, aufgeblasen durch den erlangten Gewinn, oder aber verarmt, enttäuscht, verkommen und verschuldet, mit gebrochener Kraft an Leib und Seele. Sicherer schien doch immer die Ausbildung und Anstellung besonderer Gehilfen, die nicht bloß als vorübergehende Reisende, sondern als feste Ansiedler unter der Leitung und Aufsicht der Missionare die Kunde von dem Heil in Christo verbreiten könnten. Die Ausbildung solcher Gehilfen hatte Missionar Hennemann in Kwala Kapuas auf sich genommen. Wäre er auch durch nichts anders dazu genötigt, so hätten ihn doch die Unverschämtheiten der Muhamedaner dazu getrieben. Von Bandjermasin und von der Meeresküste her drangen sie immer tiefer ins Land hinein, und lehrten die einfältigen Dajakken im Widerspruch mit den Missionaren, daß Muhamed, der große Prophet, schon lange vor Moses gelebt habe, und daß Abraham und David rechtgläubige Muhamedaner gewesen und was des Unsinns mehr war. Wie staunten da die dajakkischen Jungen, als sie aus Hennemanns bibelgeschichtlichem und geographischem Unterricht allmählich begriffen, daß Christus schon 600 Jahre vor Muhamed lebte und lehrte und daß die großen Weltreiche unsrer Tage nicht unter muhamedanischer sondern unter christlicher Herrschaft stehn. Mit dem Verstande erfaßten sie diese neuen Offenbarungen ganz wohl, denn an Fähigkeiten fehlt es den Dajakken nicht und Hennemann mußte oft staunen über ihr gutes Gedächtnis und ihre Auffassungskraft. Auch mit ihrem Lerneifer konnte er wohl zufrieden sein. Desto mehr Not machten ihm ihre Ungezogenheiten, ja ihre Unflätigkeiten und Gemeinheiten. Waren sie doch alle im tiefsten Heidentum aufgewachsen. Mit Grauen sahen die Missionare an diesen jungen Menschen, die sie in ihre Häuser aufnahmen, in welchem Sumpf von Unsittlichkeit die Dajakkenkinder sich bewegten, ohne das geringste Gefühl von Anstand, Scham, Zucht und Gehorsam. Es dauerte lange, ehe sie begreifen lernten, daß huren und lügen wirklich Sünde sei. Unter dem Einfluß des Christentums besserte sich allmählich die Kinderzucht und der zweite Kursus von Schülern, die Hennemann 1876 ins Haus nahm, war schon bedeutend zahmer und manierlicher als die ersten sechs vom Jahr 1872. Aber dieser zweite Kursus beendete seine Ausbildung nicht in Kwala Kapuas sondern in Depok auf der Insel Java.

Denn Hennemann selbst ging 1878 nach Depok und nahm seine Schüler mit. Die Sache verhielt sich folgendermaßen.

Schon seit mehreren Jahren hatte ein holländischer Geistlicher Ds. Schnurmann die Missionsfreunde in Holland angetrieben zur Errichtung eines großen internationalen Gehilfeninstituts auf Java, in welchem junge Christen von allen indischen Inseln, getaufte Dajakken, Batta, Makassaren, Amboinesen, Sundanesen u. s. w. gemeinsamen Unterricht empfangen und zu Predigern ihrer Landsleute ausgebildet werden sollten. Die Unterrichtssprache sollte die malaiische sein, die ja auf allen jenen Inseln bekannt ist. Dieser Gedanke fand Anklang, die nötige Geldsumme kam zusammen, das Gebäude wurde errichtet in Depok bei Batavia; es handelte sich nur noch um einen Direktor. Da schien es nun anfangs gar nicht glücken zu wollen. Ein erfahrener Missionar, Prediger oder Lehrer von jenen Inseln mußte es sein, und an einen nach dem andern wurde der Antrag gestellt, aber nach längerem oder kürzerem Bedenken wieder zurückgewiesen. Auch an unsern Missionar Leipoldt in Pran Sorat war der Ruf ergangen, wie wir S. 350 erzählt haben. Endlich im Jahr 1878 kam die Aufforderung auch an unsern Missionar Hennemann auf Kwala Kapuas. Dieser erkannte darin sofort einen göttlichen Ruf und nahm ihn mit voller Freudigkeit an. Da der Vorstand der Missionsgesellschaft keine Einwendungen erhub, so machte sich Hennemann gleich 1878 nach Depok auf mit Weib und Kind und sechs Zöglingen. Denn es war von Anfang an ausgemacht, daß seine Zöglinge sozusagen den Grundstock des großen Instituts in Depok bilden sollten. Schließlich konnten aber doch nicht alle sechs sich entschließen, außer Landes zu gehn und übers Meer zu fahren; nur vier Dajakken brachte Hennemann mit hinüber, und von diesen vier starb bald nach seiner Ankunft einer der besten, welcher seinem Lehrer bisher am meisten Freude gemacht hatte. Auch sonst gab es zuerst in Depok vielfache Not und Verlegenheit: alles mußte ganz neu geschaffen werden, und zwar fast ohne jegliche Hilfe und unter viel Widerspruch. Aber allmählich kam doch alles in ein richtiges Geleise. Als die ersten fremden Zöglinge aus der Nähe und aus der Ferne in das Depoksche Seminar eintraten, war schon ein bestimmter Stundenplan und Hausordnung vorhanden, und eine feste Zucht, der sich alle Schüler unterwerfen mußten.

Durch den Verkehr der von verschiedenen Inseln zusammengekommenen Jünglinge untereinander wurden sie selbst nicht unwesentlich gefördert, und nach vier Jahren konnten die drei Dajakken als wohlausgebildete Lehrer nach Borneo zurückkehren. Seitdem sind andre ihnen gefolgt und die Zahl der dajakkischen Schullehrer, die auf Depok ihre Bildung empfangen ist noch immer im Zunehmen. Etliche von ihnen haben sich seitdem wohl bewährt, aber keineswegs alle. Den meisten wurde es schwer, wieder in den so viel einfacheren Verhältnissen ihrer Heimat sich zurecht zu finden, mit bescheidenem Gehalt sich zu begnügen, unter Entbehrungen mancher Art treu ihre Pflicht zu thun. Die Missionare sahen bald, daß

die Hilfe aus Depok immerhin etwas zweifelhaft sei, und daß wohl auf manche gute Schullehrer aber weniger auf tüchtige Katecheten und Evangelisten, die man mitten zwischen Erwachsenen stellen könnte, zu rechnen sei. Deshalb wandten sie sich lieber wieder an die älteren Männer, die schon in den Gemeinden thätig waren, so wie Cornelius in Mandomai und Julius und Nihin und Silas in Kwala Kapuas, die einen sehr gesegneten Einfluß auf die Gemeinden übten. Besonders bei ärgerlichen Verkommnissen und Streitigkeiten in den Gemeinden waren sie immer die Helfer und Vermittler, die alles wieder ins Geleise und die Abirrenden zurecht zu bringen wußten.

Mit einem dieser älteren Gehilfen, Silas, machten die Missionare zuerst im Jahre 1879 den Versuch, ihm die Aufsicht über eine zeitweis verlassene Station anzuvertrauen. Es handelte sich nämlich um die Station Pangkoh am Kahajan. Missionar Hager, der diese Station seit 1868 verwaltete, hatte sich genötigt gesehen, aus Gesundheitsrücksichten nach Deutschland zurückzukehren (1879), und es war augenblicklich kein Missionar disponibel, der in seine Stelle hätte treten können. Da beschloß der Konferenz-Präses, Missionar Zimmer (seit seiner Rückkehr aus Deutschland 1871 bekleidete er dies Amt) seinen getreuen Katecheten Silas von Kwala Kapuas nach Pangkoh zu setzen, natürlich so, daß er selbst die Oberaufsicht behielt. Während er die übrigen Stationen jährlich einmal zu inspizieren verpflichtet war, mußte er nach Pangkoh alle paar Wochen reisen und nachsehn, ob noch alles in gutem Gange sei. Er sah jedoch bald, daß dies nur ein Nothehelf sein könne, und sandte deshalb den erst vor wenig Monaten angekommenen Missionar Michel, als er sich nur eben ein klein wenig in der Sprache zu helfen wußte, nach Pangkoh, zunächst noch mit dem Katecheten Silas zusammen, dann aber mußte letzterer nach Kwala Kapuas zurückkehren, und der junge Missionar blieb allein von 1879 bis 82, darnach mußte er die Station abermals einem Gehilfen übergeben. Es war grade eine Zeit der Bewegung über Pangkoh gekommen. Mehrere Familien hatten sich zum Taufunterricht gemeldet, und die meisten von den 20 Katechumenen machten dem Missionar große Freude. Nachdem er sie getauft, übergab er sie und die übrigen Gemeindeglieder (etwa 80) dem Gehilfen Julius Sandan, welchen der Präses und die Konferenz zu seinem Stellvertreter bestimmt hatte. Man wollte einmal die Probe machen, ob eine Station sich halten und weiter entwickeln könnte, ohne einen europäischen Missionar. Die Probe ist nicht gelungen. Julius Sandan hat zwar in aller Treue sein Amt geführt (1882—86) und der Konferenzpräses (seit Missionar Zimmers Rückkehr nach Deutschland 1882 war dies Amt seinem Kollegen Braches übertragen) ließ es an Beaufsichtigung und Nachhilfe nicht fehlen, aber den Mangel an Energie, an Frische des Geistes und durchgreifender Bestimmtheit in der Verwaltung der Gemeinde konnte er ihm doch nicht ersetzen. So regelmäßig und gewissenhaft der Julius auch seine Pflichten erfüllte, so blieb es doch ein lahmes Werk, und die Missionare kamen bald zu der Ueberzeugung, daß baldmöglichst wieder ein europäischer Missionar an die Stelle des Gehilfen gestellt werden müsse.

Man hatte zuerst an den jungen Missionar Heine gedacht, der im Jahre 1882 und 83 auf Kwala Kapuas die dajakkische Sprache lernte, aber bald erkrankte, so daß an eine selbständige Arbeit für ihn nicht zu denken war. Noch vor Ende des Jahres mußte er Borneo verlassen und starb auf der Rückreise nach Deutschland. Dann wurde im Jahre 1885 der junge Bruder Hellweg der zum Ersatz für Heine geschickt war, und ebenfalls zuerst auf Kwala Kapuas die Sprache lernte, für Pangkoh bestimmt. Er sollte etwas weiter aufwärts am Kahajan eine neue Station anlegen, und Pangkoh sollte sein Filial sein. Aber auch er erkrankte und starb ganz plötzlich (30. Juli 86) und mit der neuen Station wurde es nichts. Bisher hatte sich Julius Sandan, wenn seine Leistungen auch nicht genügten, doch selber tadelfrei gehalten. Nun aber geschah es, daß in seiner ziemlich zahlreichen Familie unter seinen erwachsenen Söhnen allerlei schlimme Dinge zutage kamen, und die Art, wie sich der Vater dabei verhielt und zu bemänteln suchte, erregte mit Recht großen Anstoß. Dem Präses blieb nichts anders übrig, als den Gehilfen wieder abzurufen und Missionar Michel wieder an seine frühere Stelle zu setzen. Der Versuch, dem Gehilfen eine selbständige Stellung anzuvertrauen, war gescheitert, und wenn man auch nicht von einem Fall auf alle Fälle schließen darf, so blieb doch der allgemeine Eindruck, daß für unsre Missionare auf Borneo die Zeit noch nicht gekommen sei, um ihre Arbeit auch nur teilweise in die Hände der Eingebornen zu legen.

Da die Geschichte des Missionsversuchs in Sumpit mit dieser Gehilfengeschichte eng verbunden ist, so lassen wir dieselbe hier gleich folgen, obgleich der Zeit nach die später folgende Geschichte von Sihong den Vorzug haben müßte.

Missionsversuch in Sumpit und Katingan.

Sumpit ist ein Bezirk an der Südküste von Borneo, westwärts von den Strömen des Dusson und Kahajan, ziemlich volkreich, aber fast ganz muhamedanisch. Weil dort unter der zahlreichen Bevölkerung ein lebhafterer Verkehr ist, als in dem spärlicher bevölkerten Bereich unserer Stationen, so waren bei jeder sich erneuernden Mißernte viele dajakkische Familien, auch Gemeindeglieder nach Sumpit gewandert, um dort ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Wohl pflegten die meisten zurückzukehren, wenn die Notzeit vorüber war, aber viele blieben in Sumpit hängen und wurden mit der Zeit muhamedanisch. Deshalb hatten unsere Missionare schon immer Gelegenheit gesucht, das Land selber zu besuchen; aber es existierte gar keine regelmäßige Schiffsverbindung. Erst 1879 im November gelang es dem Missionar van Hoefen den Residenten von Bandjermasin zu bewegen, ihn auf einer Fahrt nach Sumpit aus Gefälligkeit mitzunehmen, und auf seinen Betrieb wurden im Mai 1880 die Brüder Braches und Hendrich von der Konferenz förmlich mit einer Untersuchungsreise beauftragt. Sie mieteten deshalb ein eignes Reiseboot, fuhren aus der Mündung

des Kapuas in die See hinaus und suchten westwärts steuernd die Mündung des Mantaya, an welchem Sumpit liegt, zu gewinnen. Die Fahrt auf dem bewegten Meere war nicht ungefährlich, und besonders die Rückfahrt hätte leicht mit einem Unglück enden können. In den kleinen und großen Ortschaften des Bezirks von Sumpit fanden die Brüder allerdings eine Menge Dajakken, die aus Mandomai und Kwala Kapuas dorthin gewandert waren, aber leider mußten sie sich bald überzeugen, daß fast alle bereits muhamedanisch geworden waren. Ueberall fanden sie muhamedanische Bethäuser und muhamedanische Unterbeamte, die von der holländischen Regierung angestellt waren. Indessen schien der Muhamedanismus meist nur auf der Oberfläche zu liegen. Wenigstens bei den erst kürzlich eingewanderten Dajakken hatte er noch keine tiefen Wurzeln geschlagen; sie wußten kaum um was es sich handelte, und machten nur die Gebete und Zeremonien mit, weil sie rund um sich her alle ihre Nachbarn so thun sahen. Die Missionare konnten also hoffen, daß doch wenigstens ein Teil der Uebergetretenen zurückzugewinnen, dem weiteren Uebertritt aber zu wehren sei, wenn ein Missionar in Sumpit stationiert würde. Man hatte zwar das Bedenken, daß von einer Ausbreitung des Evangeliums in Sumpit gar nicht die Rede sein könne, da ja die ganze übrige Bevölkerung von Haus aus muhamedanisch und für die christliche Predigt unzugänglich sei. Aber von der andern Seite wurde geltend gemacht, daß Sumpit der Schlüssel sei zu Katingan und zu einer ziemlich zahlreichen Bevölkerung tiefer im Innern des Landes, die noch ganz heidnisch und mit dem Christentum noch völlig unbekannt sei. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, beschloß die Konferenz im Jahre 1881, den Missionar Michel von Pangkoh wegzunehmen und in Sumpit zu stationieren, und einen jüngern Bruder, der grade aus Deutschland kam, Missionar Stursberg, ihm zur Seite zu stellen. Die Ausführung dieses Beschlusses verschob sich um fast ein Jahr, weil, wie oben erzählt, grade um diese Zeit eine geistliche Bewegung in Pangkoh entstanden war, so daß Michel seine Gemeinde nicht sogleich verlassen konnte. Als er dann doch wirklich ging, war viel Trauerns und Klagens in der kleinen Gemeinde; sie konnten es gar nicht fassen, warum der Herr sie also strafen und ihnen ihren lieben Lehrer wegnehmen wollte. Auch dem Missionar wurde das Herz schwer. Aber weil er nicht zweifelte, daß der Herr selbst ihn auf ein anderes Arbeitsfeld berufen habe, zog er getrost seines Weges und verließ Pangkoh Ende Juni 1882. Er hatte schon ein paar Monate vorher selber eine Rekognoszierungsreise nach Sumpit gemacht, zusammen mit Missionar Hendrich, der schon einmal dagewesen, und hatte die ersten Vorbereitungen zur Niederlassung daselbst getroffen. Es war freilich nur ein kurzer Besuch, denn das Regierungsdampfschiff, mit dem sie zu fahren Erlaubnis hatten, kehrte schon nach 4 Tagen wieder nach Bandjer zurück. Aber sie hatten doch ein vorläufiges Quartier erworben bei einem Djaksa (Polizeisergeant) der ihnen sein halbes Haus anbot, trotzdem er selber Muhamedaner war. Als Michel dann im Juli 82 mit seiner Familie und in Begleitung des Missionar

Stursberg definitiv nach Sumpit übersiedelte, fand es sich doch, daß das Quartier bei dem Djaksa allerlei Uebelstände hatte, so daß sie alsbald dazu übergehen mußten, sich selbst eine Wohnung aufzurichten. Zuerst aber machten sie sich daran, eine Art Kapelle zu bauen, die dann auch als Schulraum benutzt werden sollte. Zwar dauerte es etwas lange, bis sie damit zu stande kamen, aber glücklicherweise war für ein Interimslokal gesorgt, welches sie sogleich benutzen konnten. Es war nämlich in Sumpit eben vorher eine neue Regierungsschule gebaut, die noch leer stand, weil der Regierungsschulmeister noch nicht angekommen war. Der Kontrolleur (holländische Beamte) in Sumpit, der den Missionaren sehr freundlich entgegen kam, erlaubte es gern, daß bis zur Ankunft des Schulmeistes, (es war ein Sohn des uns bekannten Suta Ono von Telang,) das Lokal zur Missionsschule benutzt würde. So sammelten sich denn 20 bis 30 Knaben täglich um den Missionar. Als dann aber im November wirklich die Regierungsschule eröffnet wurde, wo sie Tafel, Buch und Griffel unentgeltlich bekamen, da fielen die Schüler fast alle ab, und obwohl sie anfangs sehr zuversichtlich versprochen hatten, beim Missionar bleiben zu wollen, wurde doch einer nach dem andern von den Kameraden hinübergelockt, sodaß beim Missionar nicht mehr als 7 zurückblieben. Leider ging es ähnlich auch beim Gottesdienst. Die ersten Male war er sehr besucht. Selbst Chinesen und Malaien drängten sich herbei. Alles war voller Neugier, was denn diese Fremden eigentlich wollten und brächten. Aber als sie die Predigt von Christo einigemal gehört, waren sie schon gesättigt, und nur die wenigen getauften Familien, die in Sumpit wohnten, oder die von dem etwas weiter nach dem Meere gelegenen großen Ort Samuda herüberkamen, harrten länger aus. Auch diese Christen machten größtenteils einen sehr verkommenen Eindruck. Anstatt den Missionaren eine Stütze zu sein, ihnen zu helfen bei den Bauarbeiten und all den äußerlichen Erfordernissen bei Anlegung der neuen Station, thaten sie vielmehr, als ob sie zu solchen Arbeiten viel zu gut wären, und beanspruchten vielmehr die Hilfe der Missionare, um es sich selbst bequem zu machen. Also mußten die Missionare bei ihrem Hausbau selber Hand anlegen, und sich der glühenden Sonne aussetzen in einer Weise, wie es nun einmal ein Europäer nicht vertragen kann. Die Folgen blieben nicht aus. Fieber, peinigende Kopfschmerzen, Erbrechen und völlige Kraftlosigkeit stellten sich ein. Bald mußte der eine bald der andere Haus und Bett hüten, während sein Genosse selbst krank und elend die nötigsten Arbeiten draußen verrichtete. Das dauerte ziemlich bis ans Ende des Jahres 82. Aber wenigstens ein schönes Weihnachtsfest mit Lichterbaum und liturgischer Feier konnten sie noch veranstalten: und die Festlieder der beschenkten und vor Freude strahlenden Schulkinder klangen in Sumpit nicht weniger schön wie in Barmen. Auch eine kleine Abendmahlsgemeinde sammelte sich mit den Missionaren um den Tisch des Herrn, und sogar der Kapitän der holländischen Kriegsprau und die beiden Amtsschreiber fehlten nicht.

Indes das waren nur etliche Lichtpunkte der Mission in Sumpit, und sie gingen schnell genug vorüber. Die muhamedanischen Hadji

hatten erkannt, daß die beiden weißen Fremdlinge dem Islam Abbruch thun wollten, und hatten sofort ihre Mittel angewendet um alle Leute feindlich gegen sie zu stimmen. Die Missionare merkten die veränderte Stimmung bald genug. Anfangs waren sie von jedermann freundlich aufgenommen, jetzt wich man ihnen aus oder steckte sich hinter einen schnell herbeigeholten Hadji; weder Kinder noch Alte wollten mit dem Missionar zu thun haben, die Schule die Stursberg hielt, mußte aufgegeben werden, und Stursberg kehrte nach Kwala Kapuas zurück. Vielleicht hätte Michel schon damals (1884) ebenfalls gern Sumpit verlassen, wenn er nicht zwischen den verkommenen Christenfamilien, die von Kapuas dorthin gewandert waren, ein Paar gefunden hätte, die er noch wieder zurecht zu bringen hoffte, weil sie sich seine seelsorgerliche Arbeit wenigstens gefallen ließen. Da war die Familie des Hiskia und des Gustav, dazu kam auch noch ein gottesfürchtiger Chinese aus Singapore, Baba Toges, der um Taufunterricht bat, so daß doch etliche Anknüpfungspunkte in Sumpit gegeben waren. Noch mehr hoffte Michel von einer Reise nach dem benachbarten Katingan, wo noch lauter Heiden wohnen sollten und zwar unter einem christlichen Häuptling Damang Anggen. Dieser Anggen war früher in Kwala Kapuas gewesen, hatte dort Taufunterricht empfangen und war von Missionar Zimmer getauft. Nachher hatte die holländische Regierung ihn als Oberhäuptling über Katingan gesetzt. Seine Frau gehörte zu der Christengemeinde von Mandomai; aber leider hatte er sie nicht mitgenommen, sondern hatte sich in Katingan eine zweite heidnische Frau zugelegt. Auf das Andringen des Missionars Hendrich war er dann freilich nochmals nach Mandomai gekommen, hatte dort öffentlich Kirchenbuße gethan, seine Frau zu sich genommen und versprochen, sich von der andern Frau zu scheiden, aber er hatte sein Wort nicht gehalten. Durch diese Nachrichten fühlte sich Michel um so mehr angetrieben, selbst nach dem Katingan zu reisen, um den zweifelhaften Häuptling und dessen heidnische Umgebung kennen zu lernen und womöglich für den Herrn zu gewinnen.

Zweimal versuchte es Missionar Michel mit seiner Frau nach Katingan zu kommen, aber vergebens. Auf dem Fluß ging es wohl, aber sobald er aus der Mündung des Sumpit (oder Mantaya) ins Meer hinaus kam und um die Landspitze fahren wollte um in die Mündung des Katingan einzufahren, hatte er mit solchem starken und stetigen Gegenwind zu kämpfen, daß er wieder umkehren mußte. Dem Baba Toges war dagegen die Fahrt geglückt, er hatte auch den Damang Anggen besucht und erzählte von ihm, daß er gar nicht daran denke, seine Nebenfrau zu entlassen, sondern die Vielweiberei, mit Berufung auf die Alttestamentlichen Geschichten für etwas Erlaubtes und Gott Wohlgefälliges erkläre.

Was dem Missionar Michel von Osten her nicht gelungen war, gelang im folgenden Jahr (1885) dem Missionar Hendrich von Westen her. Er konnte mit seiner Frau glücklich in die Mündung des Katingan einfahren und gelangte dann, etwa 14 Tage flußaufwärts

fahrend, wirklich bis zum Aufenthaltsort des Damang Anggen, der ihn zwar freundlich empfing, aber doch nicht viel von Reue oder Willigkeit zur Umkehr merken ließ. Aber was für greulichen Zuständen begegnete der Missionar in diesem Heidenland. Ueberall abgeschnittene Menschenköpfe auf hohen Stangen um die Häuser her aufgepflanzt, Knaben die unterrichtet wurden, wie sie hinterrücks mit Hieb und Stich einen Menschen überfallen könnten, Gefangene und Sklaven die verkauft wurden, um anderswo den Götzen geopfert zu werden, Zaubereien, Geisterfurcht, Götzendienst aller Arten, alle Fleischesgreuel in schamloser Oeffentlichkeit geübt; selbst die braunen Gefährten des Missionars konnten den greulichen Anblick einer wilden Bande kaum ertragen, die ausgezogen war, um Rache an einem Feind zu üben und fast 8 Tage lang immer wieder mit der Frau des Missionars zusammentraf. Letzterer predigte ihnen unerschrocken das Evangelium und sagte zu seinen Leuten: grade darum schickt der Herr uns diese wilden Menschen immer wieder in unsern Weg, damit wir Gelegenheit haben, ihnen von dem Heil in Christo zu zeugen. Auch allen andern Heiden die ihm begegneten, predigte der mutige Mann von dem kommenden Gericht und von dem großen Sündentilger, der die einzige Zuflucht aller Sünder sei. Dabei mußte er sich dann doch bisweilen scharf umsehen, ob nicht so ein Kopfabhacker sich hinter ihn geschlichen habe. Aber so ganz vergebens waren doch seine Predigten nicht. Im Hause des Damang konnte er mehrere Familienglieder taufen, andere zum weiteren Unterricht nach Mandomai bestellen; andern versprach er auf ihre dringende Bitte dafür zu sorgen, daß ihnen ein Lehrer geschickt werde, der sich bleibend bei ihnen niederließe. Damit hatte er freilich mehr versprochen, als er halten konnte. Das ganze Jahr 1886 ging darüber hin, ohne daß er etwas für sein Katingan thun konnte, und erst im folgenden Jahre konnte er selbst dort seinen Besuch wiederholen. Diesmal machte er den Rückweg halbwegs zu Lande über Sumpit. Es kam ihm nämlich darauf an, zu konstatieren, ob Katingan auf dem Landwege von Sumpit aus erreichbar sei oder nicht: er fand, daß der Weg zwar für Europäer mühsam und beschwerlich, aber für Eingeborene verhältnismäßig gut und gangbar sei. Daher sein Plan und Vorschlag die verlassene Arbeit in Sumpit wieder aufzunehmen und die Arbeit in Katingan damit zu verbinden. Missionar Michel war nämlich schon 1886 von Sumpit abberufen. Er hatte je länger je mehr erkannt, daß er bei aller Mühe und allem Eifer dem doppelten Gegenstrom des Islam und der holländischen Lokalregierung nicht Stand halten könne, und da grade in der letzten Zeit die Feindschaft der Beamten immer stärker hervortrat und sich ausdrücklich gegen seine Person und Familie richtete, so schien es richtiger, diesen Streit nicht auf die Spitze zu treiben, sondern bei dem Tode des Missionars Hellweg die Gelegenheit zu ergreifen, den Missionar von Sumpit abzurufen und ihn wieder in Pangkoh einzusetzen, von wo er vor 4 Jahren nach Sumpit gegangen war. Ob künftig noch wieder eine Station in Sumpit aufgerichtet werden kann, läßt sich noch nicht sagen. Unsere Missionare dringen

sehr darauf; noch mehr aber auf Gründung einer Station in Kasongan am Katinganfluß, wo bereits mehrere getaufte Familien und Katechumenen auf die Ankunft eines Missionars warten.

Versuche in Telang und Tameang lajang.

Von den im Jahre 1859 zerstörten Stationen waren diejenigen, welche auf dem Hügelland von Sihong lagen, Maratowo und Tameang lajang noch immer nicht wieder aufgenommen, trotzdem der Oberhäuptling jenes Gebiets, Suta Ono, wiederholt beim Residenten in Bandjermasin um Zusendung eines Missionars gebeten hatte. Die Einrede war, Sihong liege zu weit entfernt (3 bis 4 Tagereisen von Kwala Kapuas), die Missionare würden dort ohne Schutz sein, und man wolle nicht um ihretwillen abermals sich einen Krieg aufladen. Man mochte nun dagegen sagen, was man wollte, der damalige Resident wollte nun einmal nicht. Als nun im Jahre 1875 ein neuer Resident eintrat, ließ sich die Sache etwas besser an. Zwar wurden auch jetzt noch allerlei erschwerende Bedingungen hinzugefügt, aber in der Hauptsache wurde doch die Bitte der Missionare genehmigt und den Brüdern Tromp und Feige erlaubt, nach Sihong zum Suta Ono zu ziehen und dort Schule und Gottesdienst aufzurichten. Tromp und Feige waren schon mehrere Jahre (seit 1870) Gehilfen der Missionare Hager und Hendrich in Pangkoh und Mandomai gewesen und waren mit Freuden bereit, ihre bisherige ruhige Thätigkeit in der Mitte der übrigen Brüder daran zu geben, und in die gefahrvolle heidnische Wildnis zu ziehen. An die Einsamkeit und an die Gefahr dachten sie wohl kaum; bedenklicher war ihnen die befohlene Beschränkung ihrer Arbeit, daß sie nämlich keine Reisen außerhalb des Bezirks von Sihong in die Landschaften Patei, Dajn, Karau u. s. w. machen sollten ohne jedesmalige spezielle Genehmigung des Residenten. Dieser Beschränkung hofften sie jedoch durch Heranbildung und Aussendung eingeborener Gehilfen die Spitze abzubrechen. Nur hatten sie eins dabei nicht hinlänglich erwogen, was ihnen erst bei ihrem Eintritt in Sihong allmählich zum Bewußtsein kam, nämlich daß die dajakkische Pulopetak-Sprache in Sihong nur schwer oder gar nicht verstanden wurde, daß überhaupt die Bewohner von Sihong sich gar nicht als Dajakken (Olo Ngadju) wollten angesehen wissen, sondern behaupteten, ein ganz anderes Volk zu sein, mit anderen Sitten, anderen Gebräuchen und anderer Sprache. Sie nannten sich selbst Olo Maanjan, und wollten die ursprünglicheren Bewohner des Landes sein. So sehr groß war nun freilich der Unterschied doch nicht. Offenbar sind die Ngadju und die Maanjan Zweige eines Stammes, und wer die eine Sprache kennt, kann die andere leicht erlernen. Auch die Gebräuche sind nur in Einzelheiten verschieden, im ganzen herrschen dieselben Anschauungen und Lebensgewohnheiten, auch derselbe heidnische Götterdienst. Etwas nobler und charaktervoller schienen den Missionaren die Maanjan zu sein, aber sie sollten bald erfahren, daß sie noch viel schwerer zugänglich sind.

Nach siebenjähriger Arbeit hatte die Mission unter den Maanjan noch kaum eine Frucht gebracht.

Es war am 26. und 27. Juni des Jahres 1875, als sich die beiden Missionare mit ihren Familien in Telang niederließen. Der Suta Ono, den sie von ihrem Kommen in Kenntnis gesetzt hatten kam ihnen mit seinen Leuten und Fahrzeugen eine Strecke weit entgegen, führte sie in sein eigenes Haus, und ließ dann eine neugebaute Balai (Versammlungshaus) für sie zur provisorischen Wohnung herrichten. Das luftige und von allen Seiten offene Gebäude wurde von außen mit Baumrinde umwandet, im Innern durch Blättergeflechte in mehrere Räume abgeteilt, so daß jede der beiden Familien einen eigenen Wohnraum und beide ein gemeinsames Versammlungszimmer gewannen. Der Haushalt war natürlich ein gemeinschaftlicher, und Suta Ono ließ es nicht fehlen an allerlei Dienstleistungen und Geschenken, der wöchentliche Gemüsemarkt lieferte Reis, Kraut, Früchte, dazu auch Fisch, lebendig, getrocknet und geräuchert. Hin und wieder war auch mal ein Schwein zu kaufen, und bei dem Entgegenkommen der Leute fehlte es den weißen Fremdlingen nicht leicht an den notwendigen Lebensbedürfnissen. Grade die Markttage, wo immer viel Volk zusammenkam, gaben den Missionaren erwünschte Gelegenheit zur Predigt; ebenso auch die Gerichtstage, welche im Hause des Suta Ono abgehalten wurden. Der freundliche Fürst erlaubte ihnen gern, der sich bei ihm sammelnden Menge das Wort zu verkündigen, auch er selbst hörte gern zu, fragte die Missionare auch wohl noch im besonderen nach diesem oder jenem, was ihm nicht klar geworden war. Die Missionare hatten die schönsten Hoffnungen, daß er demnächst an der Spitze seines Volkes sich zur Taufe melden würde. Er hat es aber doch nicht gethan, und keiner von den Seinigen. Vielmehr hat sich grade Suta Ono als das Haupthindernis des Christentums in Telang erwiesen. Sein Ansehen war so groß und allgemein, daß niemand einen Schritt ohne ihn zu thun wagte. Auch als er sein fürstliches Amt an seinen Sohn, Raden Gasan, übertrug, wurde die Sache nicht anders. Auch der Sohn richtete sich nach dem Vater. Er war ein hinlänglich europäisierter Heide, der zwar essen und sitzen und sich kleiden konnte wie ein gebildeter Mensch, aber gegen das Christentum durchaus gleichgültig. Bei dem Vater war es nicht eigentlich Gleichgültigkeit; vielmehr hatte er Zeiten, wo er sich sehr lebhaft für das Christentum interessierte. Aber sich bekehren, ein neuer Mensch werden — das durften ihm die Missionare nicht zumuten. Nach wie vor verehrte er seinen Nanjn (Kriegs- und Donnergott) mit dem dazu gehörenden Kupferschädel, nach wie vor stellte er schamlose Holzbilder vor seinem Hause auf, und lebte in Bigamie und unzüchtigen Verbindungen.

Die Missionare hatten ihre Arbeiten auf Telang mit Gottesdienst, Hausbesuchen und Schule begonnen. Auch in den Nebenplätzen Blawa, Maratowo, Ganting und Tameang lajang machten sie Versuche. Am ehesten gelang es ihnen am letztgenannten Orte. Dort war schon vor 1859 Missionar Klammer thätig gewesen, und wenn

in den 17 Jahren, die seitdem verflossen, sein Andenken auch ziemlich verblaßt, und die vier oder fünf Getauften wieder verwildert waren, so war doch die Tradition noch lebendig genug, um dem Schulmeister Timotheus Marat, der 1876 zu ihnen gesandt wurde, eine günstige Aufnahme zu gewähren. Missionar Feige, der bald empfunden hatte, daß die Arbeit in Telang kaum für einen Missionar reichte, geschweige denn für zwei, that sofort die nötigen Schritte beim Präses Zimmer, beide richteten ein Gesuch an den Residenten und an dessen Assistenten in Marabahan, und erhielten (Ende 1877) in der That die Erlaubnis für Missionar Feige, in Tameang lajang zu wohnen und eine neue Station aufzurichten. Im April des folgenden Jahres (1878) waren alle Vorbereitungen soweit getroffen, daß Feige mit seiner Familie in Tameang lajang einziehen konnte. Es war schön zu wohnen in Telang, aber noch schöner war es in Tameang lajang. Da sah man Berg und Wald und Thal und Hügel und kleine Bäche und viel fruchtbares Land; aber die Hauptsache, geneigte Herzen des Volks zur Anhörung der Predigt, zur Annahme des Christentums fanden sich auch da nicht. Eine Anzahl Dajakken hatten sich die Missionare von ihren früheren Stationen am Kapuas und Kahajan nach Telang und Tameang lajang mitgebracht. Somit bestand an beiden Orten sofort eine kleine Christengemeinde, es waren auch brauchbare Lehrer unter ihnen und tüchtige Arbeitsgehilfen, aber in Bezug auf die eigentlichen Ortsbewohner schien sich die Voraussagung des Häuptlings zu bewahrheiten: „Glaube nur nicht, Tuan, daß auch einer von *unseren* Leuten die neue Religion annehmen wird; nach Jahren wirst Du selber sehen, daß ich recht hatte.“ Beide Missionare versuchten es mit Predigtreisen und drangen ziemlich weit nach Norden und nach Osten vor. Aber obgleich sie dadurch ihre Kenntnis des Landes und der Volkssitten wesentlich vermehrten — eine größere Geneigtheit zur Annahme des Christentums fanden sie nicht. Alle ihre Bemühungen, das Volk durch medizinische Hilfeleistung, durch Anleitung zu besserer Ausnutzung des Bodens (besonders Feige ließ sich die Bodenkultur sehr angelegen sein) an sich heranzuziehen und zur Annahme der frohen Botschaft willig zu machen, blieben wirkungslos. Auch die Schulen vermochten sie nicht über einen sehr mäßigen Bestand (etwa 20 Schüler) hinaufzubringen. Bei alle dem blieben die Leute mit ihrem Suta Ono an der Spitze immer sehr freundlich und zuthätig, gaben z. B. dem Missionar Feige unverkennbare Beweise von hilfreicher Teilnahme als im Jahre 1880 ein großer Grasbrand sich an seine Station heranwälzte, und ohne ein wunderbares Eingreifen des Herrn sie beinahe vernichtet hätte. Als 1882 die Gefahr eines neuen allgemeinen Aufstandes den Gedanken an Flucht sehr nahe legte, ließen die Pateier dem Missionar sagen, er solle nur ruhig bleiben: sie würden ihn gegen die Feinde schützen, oder wenn nötig, ihn selbst nach Telang geleiten. Auch hieß es auf die dringende Einladung wohl dann und wann von einzelnen: „ja, ich will Christ werden“; aber immer waren noch Hindernisse da, die sich nicht beseitigen lassen wollten. Nur ein einziger aus dem Volk der Maanjan, noch dazu

ein fast völlig tauber Mann, wandte sich entschieden dem Evangelium zu, ließ sich unterrichten und wurde getauft (1882). Die Schwierigkeit, ihn zu unterrichten — es mußte fast alles für ihn aufgeschrieben werden — wurde reichlich belohnt durch die Freude an dem schnellen und eindringenden Verständnis des Mannes. Er ließ dem Missionar keine Ruhe, er wollte durchaus von seinen Sünden gereinigt sein durch die Taufe, und auch seiner Frau setzte er zu, sie müsse sich ebenfalls bekehren, und dürfe nicht länger in der bisherigen Weise fortleben, bis auch sie sich entschloß, um Taufunterricht zu bitten. Ebenso eifrig predigte er seinen Nachbarn.

So gab dieser taube Mann den Anstoß zu einer Bewegung unter seinen Volksgenossen in dieser sonst so toten und finstern Gegend. Besonders in seinem Heimatsort, in Balei dato, meldeten sich mehrere Personen zur Taufe, so daß der Missionar sich fast mehr in Balei dato als in Tameang lajang aufhalten mußte, und in großer Hoffnungsfreudigkeit schon die Anlegung eines neuen Dorfes plante, welches von lauter Christen bewohnt sein sollte. Natürlich fehlten die Rückschläge nicht. Manche Taufkandidaten traten zurück, andere, die angefaßt schienen, wurden lau und gleichgültig oder wendeten sich ganz ab, aber die Gemeinde wuchs doch allmählich von 40 auf 80 Mitglieder, und in Telang, wo es langsamer vorwärtsging, von 20 auf 40. Leider wurden beide Missionare, Tromp sowohl wie Feige, von körperlicher Schwachheit ergriffen. Dysenterie und andere Leiden stellten sich ein und schon im Jahre 1885 mußten beide um Erlaubnis zur Heimkehr bitten. Natürlich nicht beide zugleich, und es fragte sich, wer zuerst gehen sollte. Jeder hoffte, er werde wohl noch einige Zeit draußen aushalten können, Feige, um seine Gemeinde erst besser organisieren, Tromp, um seine litterarischen Arbeiten (Lexikon und Grammatik der Maanjansprache) beendigen zu können. Endlich mußte doch Tromp zuerst aufbrechen (1887), jedoch nicht eher, als bis er einen jungen Ankömmling, Missionar H. Sundermann als seinen Ersatzmann hatte begrüßen können. Er hatte gehofft, daß dieser junge Mann sofort die Station Telang übernehmen werde. Aber bei weiterer Ueberlegung erschien es doch richtiger, daß Sundermann zunächst nach Tameang lajang zu Missionar Feige zog, von ihm die Sprache lernte, und ihm bei seinem kränkelnden Zustande zu Hilfe käme. Die kleine Gemeinde des Bruder Tromp zog ebenfalls größtenteils nach Tameang lajang und nach Balei dato. Weitere Missionare wurden erwartet, um die entstandenen Lücken wieder auszufüllen, oder wenigstens bis zur Genesung und Rückkehr von Tromp und Feige ihre Stelle zu vertreten. Im Herbst 1887 wurde Missionar Alt von Barmen nach Borneo gesandt, doch blieb es zweifelhaft, ob derselbe seine Arbeit unter den Olo Ngadju oder unter den Olo Maanjan beginnen sollte. Jedenfalls würde, wenn Missionar Feiges Plan, eine neue Station in Tandjong anzulegen gelingen sollte, dorthin eine neue missionarische Kraft stationiert werden, denn in Tandjong am Negarafluß würde sich uns eine Thür öffnen zu dem bisher verschlossenen Gebiete des ehemaligen Sultanats von Amontai.

Arbeit unter den Chinesen. Weitere Pläne.

Im Jahr 1885 suchte der Veteran unserer bornesischen Missionare Van Hoesen, bald ein Siebziger, um die Erlaubnis nach, seine Kinder in Deutschland und in Nordamerika vor seinem Ende noch einmal besuchen zu dürfen. Da ihm das Reisegeld von der Regierung gewährt wurde — man sah ihn als holländischen Beamten an, da er meistenteils als Domine der holländischen Gemeinde in Bandjer amtierte — so hatte die Deputation nichts einzuwenden, und so verweilte denn der alte Herr mehrere Monate bei seinen Söhnen, dem Pastor in Westfalen und dem Arzt in Amerika, reiste auch in seine Heimat nach Königsberg und besuchte, soweit nur möglich, die Freunde der Rheinischen Mission, ehe er (Herbst 1886) nach Borneo zurückkehrte. Während seiner Abwesenheit konnte seine Station Bandjermasin nicht leer stehen. Es wohnten dort freilich die Angestellten des Bornesischen Handelsvereins mit ihrer Druckerei und ihrem Verkaufslokal, aber es fehlte der Missionar. Da entschloß sich der Präses, Missionar Braches, selbst nach Bandjermasin zu ziehen und die Stelle des Bruder Van Höfen zu vertreten. Seine Arbeit in Kwala Kapuas, die er bisher mit dem Missionar Stursberg geteilt hatte, überließ er letzterem allein, und siedelte mit seiner Familie nach Bandjermasin über. Dort fand er eine braune Christengemeinde von etwa 200 Seelen, meist Dajakken, sonst wenig braune Heiden, dagegen 30 000 Muhamedaner und außer diesen noch etliche tausend gelbe Chinesen. Mit diesen Chinesen, die unter ihrem Häuptling (Kapitän) fest zusammenhielten und eine besondere Gemeinschaft bildeten, waren die Missionare bisher immer sehr gut ausgekommen. Die höflichen Leute begrüßten sie aufs angelegentlichste, so oft die Missionare sie besuchten, hörten geduldig ihre Ermahnungen, bejahten und bekräftigten alles, was der Missionar wollte, schickten ihm auch ihre Kinder in die Schule, sonderbarerweise lieber als in die religionslose Regierungsschule, aber bekehren wollten sie sich nicht. Da machte nun Missionar Braches einen neuen Versuch. Mitten im chinesischen Kampong gewann er durch Hilfe eines befreundeten Chinesen ein Lokal, wo er regelmäßig Bibelstunden hielt, und die Leute kamen so eifrig, daß man hätte glauben sollen, sie hätten einen großen Hunger nach Gottes Wort und wären nicht fern vom Reich Gottes. Aber als der Widerstand und die Verfolgung kam, da blieben nur wenige treu. Als der Chinesenkapitän und seine Leute merkten, daß der neue Tuan Ernst machen wollte mit der Bekehrung und daß etliche Chinesen wirklich nahe daran waren, Christen zu werden, da war es mit aller Freundlichkeit vorbei, und überall fand der Missionar verschlossene Thüren. An einem chinesischen Kaufmannsgehilfen Pang Tiantjin hatte der Geist Gottes so weit gearbeitet, daß er erklärte, er könne nicht länger im Kaufmannsgeschäft bleiben, weil er dort beständig mit Betrügerei umgehen müsse, und das leide sein Gewissen nicht. Sein Dienstherr wollte ihn wegjagen, wenn er den Käufern noch länger richtiges, statt falsches Gewicht zukommen ließe, und wenn er den Sonntag nicht arbeiten wolle.

Aber da der Mann fest blieb, so besann sich doch sein Herr und schenkte ihm sogar noch größeres Vertrauen, als vorher. Braches taufte ihn mit guter Zuversicht, aber er starb schon im folgenden Jahre. Durch sein Beispiel wurden noch drei andere Chinesen gelockt, unter ihnen sein eigener Bruder. Der hatte auch schon längere Zeit den Zug zum Christentum in sich gespürt, hatte sogar christliche Lieder gedichtet und gesungen, aber seine Mutter stand ihm im Wege. Als sein Bruder Tiantjin sich hatte taufen lassen, da hatte sie drei Tage nichts gegessen, und sagte sie würde sich tot hungern, wenn nun auch er dem Bruder folge. Dann kam auch seine Frau und alle seine Verwandten. Was sie nur konnten, boten sie auf, um die Taufe zu verhindern. Die Frau versteckte ihm Jacke, Hut, Schuhe, und als er auch ohne Hut zum Missionar laufen wollte, drehte sie seinen Zopf um ihre Hand und wollte ihn nicht loslassen. Es half aber alles nichts. Er kam dennoch zum Missionar und auch seine beiden Freunde, die ähnliche Hindernisse zu bewältigen hatten, fanden sich pünktlich zum Taufakt ein, und die Handlung wurde in ernster und feierlicher Weise vollzogen. Noch mehrere andere ähnliche Freudentage erlebte der Missionar unter den Chinesen, aber wiederum auch viele schmerzliche Enttäuschungen und es bleibt fraglich, ob es ihm der Herr wird gelingen lassen, aus diesen bandjerischen Chinesen eine größere Gemeinde zu sammeln.

Während Missionar Braches in Bandjermasin versuchte Eingang bei den Chinesen zu gewinnen, beschäftigte ihn noch ein anderer Plan. Die Brüder hatten schon öfter auf ihren Konferenzen beraten, wie man doch wohl eine regelmäßige Reisepredigt einrichten könne. Unter der dünnen und weit zerstreuten Bevölkerung noch mehr Stationen anzulegen, das hätte wenig Nutzen gehabt. Vielmehr mußten die Missionare den Leuten in ihre Zerstreuung folgen, sie in ihren einsamen Dörfern und Hütten aufsuchen und ihnen das Evangelium in das Haus bringen. Das war aber nicht anders möglich, als wenn der Missionar ein Schiff zu seiner Disposition hatte und beständig die Flüsse auf- und abfuhr. Am liebsten hätten sie wohl ein Dampfschiff gehabt, um desto schneller von Ort zu Ort zu kommen. So faßten sie denn einen kühnen Entschluß, und wandten sich mit einem Bittschreiben an den bekannten Missionsfreund Mr. Arthington in Leeds in England, der schon so manche hunderttausende für Missionszwecke in aller Welt geschenkt hatte. Von diesem Manne wußten sie, daß er schon früher ein Schiff angeboten hatte, welches beständig um die Küsten Borneos herumfahren sollte um an allen Punkten das Evangelium zu verbreiten. Unsere Missionare (Tromp und Braches) baten ihn jetzt, ein Schiff zu schenken, mit welchem sie die Flüsse Borneos auf- und abfahren könnten, und führten aus, weshalb von einer solchen Fahrt auf den Strömen im Innern der Insel mehr zu erwarten wäre, als von einer Fahrt auf dem Meere und um die Küsten. Mr. Arthington ging sogleich auf den Gedanken ein, erbot sich ein Dampfschiff zu schenken und auch auf einige Jahre zu unterhalten, und trieb die Missionare zur Eile. Allein sowie man der Ausführung näher trat,

ergaben sich eine solche Menge Schwierigkeiten, an die man im ersten Augenblick gar nicht gedacht hatte, daß Mr. Arthington gebeten wurde, sein großes Geschenk etwas zu verkleinern und statt eines Dampfschiffes lieber eine einfache Ruderprau zu schenken, oder auch zwei, wenn er wollte. Auch darauf ging der freigebige Mann sofort ein, und beauftragte die Missionare, solche Prauen in Borneo herstellen zu lassen und zu bemannen, alles auf seine Rechnung. So ist denn Missionar Braches samt dem Missionar Michel mit der Herstellung solcher Ruderboote beschäftigt, und es steht zu erwarten, wie die Versuche mit solcher Bootsfahrt und Reisepredigt ausfallen werden. Pläne sind schon hinreichend entworfen und Anweisungen gegeben, es fehlt nur, daß Gott der Herr das Gedeihen schenkt.

5. Rücktritt des Inspektors Dr. Fabri.

Schon längere Zeit hatte Dr. Fabri die Absicht zu erkennen gegeben, von seinem Amt als Inspektor der Missionsgesellschaft zurückzutreten. Besonders als durch die Entlassung des Missionars Faber viel Staub aufgewirbelt war und von rechts und links allerlei Angriffe gegen seine Person gerichtet wurden, äußerte er öfter, mitten im Sturm werde er als Steuermann das Schiff gewiß nicht verlassen, aber es würden wohl wieder ruhigere Zeiten kommen und dann werde er erwägen was zu thun sei. Die ruhigeren Zeiten kamen in der That, und im Jahre 1882 wurde das 25jährige Amtsjubiläum des Inspektors in aller Ruhe und allen Ehren gefeiert. Zwar wurde von allen Festlichkeiten außerhalb des Missionshauses abgesehen, aber die Geschenke und Glückwünsche die von allen Seiten einliefen, bezeugten hinlänglich die Liebe und das Ansehen, welche der Jubilar in weiten Kreisen genoß. So glaubten denn seine Mitarbeiter noch lange sich seines Rates und seiner Leitung erfreuen zu dürfen und waren doppelt überrascht, als ein Jahr später, im Herbst 1883, Dr. Fabri mit der Erklärung hervortrat, daß er die Zeit für gekommen erachte, um sein Amt niederzulegen und in den Ruhestand zu treten. Als Grund hob er namentlich hervor, daß ein Missions-Inspektor eine in voller Manneskraft stehende, noch durchaus bewegliche und elastische Persönlichkeit sein müsse, daß solches aber bei ihm als einem angehenden Sechziger nicht mehr zutreffe. Wenn dieser Grund auch keineswegs allen einleuchtete, so war doch der Entschluß offenbar so fest gefaßt und so wohl überlegt, daß von einer Aenderung nicht mehr die Rede war. Die Aufregung, die anfänglich sehr groß war, beruhigte sich etwas, als bekannt wurde, daß Dr. Fabri zunächst wenigstens noch ein halbes Jahr, auch wohl noch etwas länger auf seinem Posten bleiben und selber sein Bestes thun werde, um für einen Nachfolger zu sorgen. Aber indem man anfing nach einem Nachfolger zu suchen, zeigte sich erst, wie wenig Theologen alle Eigenschaften in sich vereinigen, die für solchen Posten erforderlich sind. Es sollte ein im

Glauben gegründeter, wissenschaftlich tüchtiger, warmer Missionsfreund sein, mit nicht zu scharf ausgeprägter Konfessionalität, umfassendem Blick und mildem weitherzigen Wesen wie es Inspektor Fabri war, er sollte auch ein gewiegter Pädagog sein, der als Hausvater und Lehrer der Missionszöglinge, als Berater und Leiter der ausgegangenen Missionare ihnen allen den Geist des unbedingten Gehorsams gegen Christi Wort, der erbarmenden Liebe zu den Heiden, der opferwilligen Hingabe und der demütigen Selbstverleugnung einzuhauchen imstande wäre. Man wünschte ferner einen geübten Redner und Schriftsteller, einen gewandten Geschäftsmann und unermüdlichen Arbeiter, und sah dabei immer wieder auf den bisherigen Inspektor zurück, der durch seine ausgezeichneten Gaben und Leistungen sich allgemeine Anerkennung erworben hatte. Indem man nun anfing zu suchen, wurden die Blicke begreiflicherweise zunächst auf die theologischen Mitglieder der Deputation gelenkt, welche jedenfalls einen guten Teil Erfahrung und Sachkenntnis vor andern Pfarrern voraushaben, und man meinte in dem Pastor Schmalenbach aus Mennighüffen einen geeigneten Ersatz gewinnen zu können. An seiner Liebe zur Mission, an seiner tiefen Frömmigkeit und schriftstellerischen wie rednerischen Begabung konnte kein Zweifel sein, auch nicht daran, daß er die Zöglinge des Hauses und die Missionare auf priesterlichem Herzen tragen und die geschäftlichen Arbeiten mit Leichtigkeit bewältigen werde. Dagegen kamen Zweifel auf, ob er nicht zu stark konfessionell und darum dem reformierten und unierten Teil der Missionsvereine weniger willkommen sei. Ueber diesen Punkt wurden längere Verhandlungen eingeleitet, deren Resultat war, daß auch diejenigen Leiter der Missionsvereine, deren Widerspruch am ehesten zu fürchten war, sich durch die von Pastor Schmalenbach abgegebenen Erklärungen befriedigt erklärten, worauf seine Berufung zum Inspektor am 29. Februar 1884 durch die Deputation erfolgte. Aber der Gewählte nahm die Berufung nicht an. Zunächst bat er sich längere Bedenkzeit aus, wollte namentlich seinen Gesundheitszustand daraufhin prüfen, ob er die Last eines solchen Amtes übernehmen könnte; dann im Mai lehnte er definitiv ab. Inzwischen war aber schon die Zeit herangerückt, wo Inspektor Fabri das Missionshaus verlassen wollte. So mußte man denn sich desto mehr beeilen, den Nachfolger zu finden. Der Präses der Missions-Gesellschaft, Herr Theodor Gundert in Barmen, der nach dem Tode des werten Herrn Klein-Schlatter 1884 dies Amt übernommen hatte, war unermüdet thätig, um geeignete Persönlichkeiten aufzusuchen, und in ähnlicher Weise beteiligten sich die übrigen Mitglieder der Deputation. Man wandte sich an einen Professor in Bonn, an einen Professor in Greifswald, man nannte diesen und jenen Namen, aber der Sommer ging hin und man war nicht vorwärts gekommen.

Zwar hatte sich der Inspektor erboten, noch bis zum Herbst die Oberleitung des Ganzen in Händen zu behalten, aber er hatte doch schon Pfingsten Barmen verlassen und war mit seiner Familie nach Godesberg verzogen. Im Missionshause konnte er nur noch dann und wann für wenige Tage anwesend sein, so daß von einer regelmäßigen Fortsetzung des Unter-

richts und der Geschäftsführung nicht mehr die Rede sein konnte. Vor allen Dingen mußte unter diesen Verhältnissen für einen Hausvater im Missionshause gesorgt werden, und es traf sich so glücklich, daß der für diesen Posten geeignete Mann grade bei der Hand war, nämlich der Missionar Zimmer, welcher zwei Jahre vorher aus Borneo zurückgekehrt war, um hier der Mission als Reiseprediger zu dienen. Da er selbst früher (1850—54) Zögling im Missionshause gewesen, und mit allen Gewohnheiten und Traditionen des Hauses vollständig bekannt war, dazu auch eine reiche missionarische Erfahrung aus seiner 27jährigen Thätigkeit unter den Heiden mitbrachte, so bildete er ein sehr geschätztes Element in der Missionsleitung und wurde alsbald auch zu allen sonstigen Beratungen hinzugezogen. Um den Gang des Unterrichts zu vereinfachen, wurde das Ordinations-Examen der abgehenden Zöglinge, welches sonst in die ersten Tage des August zu fallen pflegt, diesmal schon Mitte Juni abgehalten und beschlossen, von der Aufnahme neuer Zöglinge in diesem Jahre abzusehen. Auf diese Weise und wenn es gelang, für den eben jetzt ausscheidenden (zum Pastor erwählten) Kandidat Kriele einen andern Kandidaten als Hilfslehrer für das Missionshaus zu gewinnen (im Oktober trat Kandidat Arnold Meyer für ihn ein), konnte man hoffen, auch ohne ersten Inspektor eine Zeitlang durchzukommen. So beruhigte man sich allmählich bei diesem Provisorium, und sah, wenn auch mit Betrübnis, doch ohne Unruhe wie Inspektor Fabri sich nach und nach aus seinen hiesigen Geschäften zurückzog. Am 13. August, in der Festwoche, vollzog er noch die Abordnung der abgehenden Zöglinge Hellweg, de Weerd, Wandres, Gottschalk und verabschiedete sich zugleich von der Missionsgemeinde. Niemand ahnte damals, daß die beiden zuerst genannten Missionare schon so bald draußen sterben sollten, ohne in die eigentliche Missionsarbeit eingetreten zu sein.

Es waren, abgesehen von einigen nicht ordinierten Brüdern, im ganzen 77 ordinierte Missionare, welche Dr. Fabri in die Heidenwelt abgeordnet hatte. Dazu 33 Prediger nach N. Amerika, 20 nach S. Amerika, 12 die in fremde Dienste getreten sind, teils als Prediger und Lehrer in der deutschen Diaspora, teils als Missionare anderer Gesellschaften. Ganz besondere Erwähnung verdienen noch die vielen jungen Griechen, welche von Fabris Verehrern ins Missionshaus gesandt wurden, um unter seiner Leitung zum Besuch einer deutschen Universität oder für ein Lehramt in ihrem Vaterland vorbereitet zu werden. Auch wären noch zu nennen so manche jüngere Männer aus Deutschland, aus der Schweiz, aus England, Schottland u. s. w., welche entweder einen ganzen Lehrkursus im Missionshause durchmachten, oder nur längere oder kürzere Zeit hospitierten, um den Umgang und Unterricht des Dr. Fabri zu genießen. Das alles fiel mit seinem Abgang natürlich weg; es wurde stiller im Missionshause, und wenn das auf der einen Seite seinen Vorteil hatte, so spürte man doch, daß die Mannigfaltigkeit der Anregung nicht mehr die gleiche war wie bisher. Die Missionare draußen, denen von dem Rücktritt des Dr. Fabri Kunde gegeben wurde, und die natürlich ebenfalls im höchsten Grade betroffen

waren, empfanden doch den Wechsel zunächst nicht in dem Maße, als wenn eine ganz neue ausgeprägte Persönlichkeit mit eigentümlichen Lehranschauungen und Tendenzen in seine Stelle getreten wäre, auch blieb es ihnen ja unbenommen, die Korrespondenz mit ihrem alten Lehrer fortzusetzen. Auch in der heimischen Missionswelt gewann man wieder besseres Vertrauen, da man sah, daß die große Schuldenlast der Missionskasse, die zu Ende 1883 noch 166,000 M. betrug, bis Ende 1884 vollständig getilgt wurde, und Inspektor Fabri hatte am Schluß seiner Amtsführung noch die Freude zu sehen, daß sein Aufruf zur Deckung des Defizit den gewünschten Erfolg hatte. Er wohnte noch im Oktober dem Abschiedsessen bei, welches die Deputation den abreisenden Zöglingen zu geben pflegt, und nahm dann auch selber Abschied von seinen Schülern und bisherigen Hausgenossen, um zu seiner Familie in die ländliche Ruhe von Godesberg zurückzukehren.

Man hatte sich inzwischen im Missionshause auf ein längeres Provisorium eingerichtet und die Unterrichtsstunden und die Geschäfte verteilt so gut es gehen wollte. Aber es gab doch eine große Ueberraschung, als die Deputation im November den Beschluß faßte, dieses Provisorium auf unbestimmte Zeit bestehen zu lassen, aber es nicht mehr als Provisorium, sondern als definitive Ordnung anzusehen. Demnach wurde die Generalversammlung einberufen, die schon im Mai hatte berufen werden sollen und in der Hoffnung doch noch einen Ersatz für Dr. Fabri zu gewinnen, bisher immer verschoben worden war, und die Generalversammlung erteilte die Genehmigung zu folgendem Arrangement: der bisherige zweite Inspektor L. von Rohden bekommt den Titel als erster Inspektor, und sein Kollege Dr. Schreiber den Titel als zweiter Inspektor, die Hausvaterschaft im Missionshause bleibt von dem Inspektorat getrennt und dem Missionar Zimmer übertragen. Ein theologischer Lehrer wird angestellt, der zugleich als Reiseprediger zu fungieren imstande ist.

So endigte das Jahr 1884, nachdem es uns die geniale Kraft des Inspektor Fabri geraubt hatte, ohne der Leitung des Hauses und Werkes eine neue jüngere Kraft hinzuzufügen. Derjenige, welcher jetzt den Namen des ersten Inspektors trug, sowie die beiden Hausväter des Missionshauses und der Vorschule waren alte oder doch alternde Männer, nur der zweite Inspektor Dr. Schreiber stand noch in der Kraft der Jahre, aber die Arbeit des Predigens, Lehrens, dazu das Schriftstellern und die massenhafte Korrespondenz drohte auch ihm bisweilen zu viel zu werden. Im Winter mochte es noch angehen, aber in den Sommermonaten, wenn die endlose Reihe der Predigten, Ansprachen und Berichterstattungen auf Missionsfesten wieder begann, war kaum durchzukommen. Zwar halfen ja auch die übrigen Angestellten des Missionshauses nach Kräften mit, aber nachdem der beliebte und auf den Festen sehr gern gesehene Herr Busch erklärte, daß seine Stimmorgane zu sehr geschwächt seien, als daß er noch die Feste besuchen könne, und dann auch Missionar Zimmer, auf den am meisten gerechnet wurde, eine ähnliche Erklärung

abgeben mußte, wurde die Sache doch recht bedenklich. Außer ihnen war aus dem Missionshause nur der Geschäftsführer Herr Kämpfer befähigt und gern bereit, dem Inspektor Schreiber auf den Festen zu Hilfe zu kommen, und von den heimgekehrten Missionaren standen nur Missionar Olpp in Herford (seit 1883), Missionar Ködding in Wetzlar (1882—85) und Missionar van Asselt in Holland (seit 1878) zur Disposition. Statt des Missionar Ködding, der 1885 eine Pfarre übernahm, trat Missionar Fr. Eich aus Damraland ein, der 1884 zurückgekehrt war und seine Wohnung in Herborn nahm, wo vor ihm der emeritierte Missionar Lutz, der 1887 starb, seinen Sitz gehabt hatte. Seine Hilfsleistungen dauerten bis 1887, dann wurde er als einer der Rheinischen Pioniere nach Neu-Guinea geschickt, und Missionar Christiansen aus Sumatra trat an seine Stelle, mußte aber wegen dauernder Kränklichkeit geschont werden. Glücklicherweise konnte der frisch aus Afrika ankommende Missionar Viehe im Laufe des Jahres noch eine wesentliche Hilfe bringen. Alle diese Prediger und Berichterstatter genügten immer noch nicht, wenn, wie es nur zu oft geschah, an demselben Sonntag oder Mittwoch nach 6 oder 8 verschiedenen Stellen Redner verlangt wurden. Die Missionare konnten und sollten natürlich immer nur von ihren eigenen Erlebnissen berichten, aber den Ueberblick über die Leistungen auf sämtlichen Missionsgebieten konnten doch immer nur die Angestellten des Missionshauses geben, und grade da fehlte es jetzt. Deshalb ließ es sich die Deputation nach Dr. Fabris Rücktritt sehr angelegen sein, die Stelle eines theologischen Lehrers und Predigers baldmöglichst zu besetzen, aber der größere Teil des Jahres 1885 ging herum, ehe sie damit zum Ziele kam. So viele Anfragen auch nach den verschiedensten Seiten hin geschahen, so erhielt man doch nirgend die erwünschte Antwort.

Auch als schließlich Pastor Spiecker in Herchen sich zur Annahme des an ihn ergangenen Rufes bereit erklärte, waren noch so manche Hindernisse zu überwinden, daß erst unmittelbar beim Beginn des neuen Lehrkursus im Oktober 1885 der neu Erwählte sein Amt antreten konnte. Er fand bei seinem Eintritt 26 Zöglinge im Missionshaus und 12 in der Vorschule. Als Dr. Fabri sein Amt antrat und mit ihm fast zugleich Herr Busch im Kinderhause (Okt. 1857), da fanden sich im ganzen nur 10 Zöglinge im Missionshause. Vom folgenden Jahre an traten 5 Schüler in der Vorschule hinzu; dann, als 1862 das Missionshaus erweitert und verdoppelt war, verdoppelte sich auch die Zahl der Zöglinge, und ebenso die in der Vorschule als 1876 sämtliche Missionarskinder anderen Anstalten überwiesen waren. Von da dauerte der gesamte Lehrkursus 6 Jahre, während er vor Fabris Eintritt nur 4 Jahre, zuweilen noch kürzer zu dauern pflegte. Damals wurden alte Sprachen gar nicht und von den neueren nur holländisch und englisch getrieben. Inspektor Fabri wollte die Zöglinge in den Sprachen etwa so weit bringen, wie Gymnasiasten, und in den theologischen Disziplinen sollten sie nicht allzusehr hinter den Kandidaten des Predigtamts zurückstehen. Sie sollten in den Stand gesetzt sein, die fremden, zum Teil noch nie in Schrift

gefaßten Heidensprachen nicht bloß grammatisch und lexikalisch zu bearbeiten, sondern auch Schriften darin zu verfassen und die Bibel zu übersetzen; wie solches denn auch in sehr umfassender Weise von unsern Missionaren geschehen ist und noch immer geschieht. Alle diese Fortschritte und Erweiterungen der missionarischen Ausbildung und Praxis waren nach und nach durch den Inspektor Fabri eingeführt. Er war es auch, von welchem die Sendung Rheinischer Missionare nach Sumatra veranlaßt wurde, wie S. 88 erzählt ist, und während er diese vom Herrn besonders reich gesegnete Mission fortwährend mit besonderer Teilnahme zu fördern suchte, auch die Mission auf Nias von ihr abzweigte, sorgte er zugleich mit nicht minderer Teilnahme für die Missionare in Borneo und in den 3 Provinzen unseres afrikanischen Missionsgebietes. Von diesen 3 afrikanischen Gebieten werden wir in den folgenden Abschnitten zu handeln haben.

6. Allmähliche Ablösung der Stationen im Kapland.

Im Jahre 1874 hatte sich die Zahl unserer kapländischen Stationen, welche eine Zeitlang 13 betrug, auf 9 vermindert. Zwar wurde Amandelboom (S. 145) erst 1875 und Ebenezer erst 1877 verlassen, aber sie waren schon einige Jahre früher in einem Zustand der Auflösung, und die Gemeinden fingen an sich zu zerstreuen. Von den noch übrig bleibenden 9 waren 3, Stellenbosch mit der Nebenstation Sarepta, Worcester und Tulbagh in der Nähe der Kapstadt, hübsche kleine Städte mit überwiegend weißer Bevölkerung, mit weißen Predigern, Lehrern, Beamten, Aerzten und reichen Bauern oder Gutsbesitzern, zwischen denen die farbigen Gemeindeglieder unserer Missionare als Handwerker oder Tagelöhner lebten. Dasselbe galt auch von der Station Schietfontein weit im Innern des Landes an den Karreebergen. Dagegen die Stationen Saron und Wupperthal waren ursprünglich Bauernhöfe, die zum Besten farbiger Ansiedler in kleine Parzellen zerschlagen und an die Gemeindeglieder verpachtet waren. Endlich die 3 Stationen des Klein-Namalandes Kommaggas, Steinkopf und Konkordia waren ursprünglich Hottentotten-Dörfer, welche im letzten Jahrzehnt durch die Eröffnung von Kupferminen, und durch das Eindringen von europäischen Abenteurern, die seit man 1870 am Vaalfluß Diamanten gefunden, das ganze Land nach Gold und Diamanten durchsuchten, in ihrer ruhigen Entwicklung schwer gestört, und des von den Missionaren empfangenen Segens vielfach beraubt wurden. Unsere Missionare waren im Klein-Namaland noch die von früher her bekannten Missionar Dönges auf Konkordia, Brecher auf Steinkopf und Weich auf Kommaggas. Als später im Jahre 1882 Weich durch ein schweres körperliches Leiden gezwungen wurde, nach Stellenbosch zu ziehen, wurde Missionar Schröder sein Nachfolger auf Kommaggas. Auf Schietfontein war und ist noch der tapfere Missionar Sterrenberg

thätig, und in Tulbagh und Stellenbosch leben noch unsere Veteranen Zahn und Lückhoff, die Gründer der beiden Stationen, die im Jahre 1880 ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert haben. Dagegen Missionar Leipoldt auf Wupperthal, welcher zugleich mit ihnen von Barmen ausgesandt war, war schon 1872 entschlafen, und gleich nach ihm Terlinden in Stellenbosch. Dann war 1873 auch Missionar Budler, der Administrator der Station Saron, gestorben, und Missionar Alheit war an seine Stelle getreten. Als auch Alheit 1882 starb, trat Missionar Weber, früher in Warmbad, für ihn ein. Die Leitung der Station Wupperthal wurde 1874 dem jungen Missionar Gerdener übergeben, welcher vorher 1873 bei Budlers Tode eine Zeitlang auf Saron gewesen war, und dann den Platz mit dem jungen Johann Leipoldt tauschte.

Auch in den südlichen mehr städtischen Gemeinden von Stellenbosch, Worcester und Tulbagh waren den alternden Missionaren jüngere Kräfte zu Hilfe gekommen. Dem alten Herrn Zahn in Tulbagh wurde 1878 sein Sohn Johannes adjungiert, der deutsche Universitäten besucht und auch ein Doktordiplom erlangt hatte. Als dieser nach vier Jahren wieder austrat, wurde der neugesandte Missionar Kreft Gehilfe in Tulbagh, während Zahn seine Wohnung auf dem nahen Gütchen Steinthal behielt. Missionar Esselen auf Worcester hatte sich seinen Schwiegersohn zum Gehilfen ausgebeten, den zweiten Sohn des sel. Missionars Leipoldt. Dieser war, wie sein älterer Bruder Johann, in Deutschland erzogen, war hier zum Missionar ausgebildet und 1869 nach Sumatra gesandt. Aber da seine Frau das dortige Klima durchaus nicht vertrug und ihre Genesung von der Rückkehr in die Heimat abzuhängen schien, so gestand die Deputation die Uebersiedelung des Christ. Leipoldt von Sumatra nach Worcester gerne zu, wie schon S. 351 erzählt ist. Indes, es erging ihm, wie dem jungen Dr. Zahn. Er konnte sich nur schwer in Afrika wieder zurechtfinden und zog es nach einigen Jahren (1883) vor, in den Dienst der holländisch reformierten Kirche zu treten. Auch Lückhoffs Söhne waren Prediger geworden; statt ihrer kam dem alten Herrn 1874 sein Freund Juffernbruch auf Stellenbosch zu Hilfe. Juffernbruch war, nachdem er 20 Jahre wegen seiner kranken Frau in Deutschland zugebracht, nach ihrem Tode nach Afrika zurückgekehrt, denn der Trieb zum Missionswerk ließ sich in seinem Herzen nicht zum Schweigen bringen. Acht Jahre später, als auch er zu kränkeln anfing, wurde ihm noch ein junger Missionar zu Hilfe gesandt, Jakob Weber, der sofort rüstig in die Arbeit auf Stellenbosch mit eingriff.

Nach diesem Ueberblick über die Missionare und ihre Stationen am Kap können wir beurteilen, wie sehr schwer es war, so höchst ungleiche, weit von einander entfernte Gemeinden verschiedener Nationalität und kirchlicher Gewöhnung zu einer Einheit zu verbinden. Es waren und blieben stets mehr oder weniger independente Gemeinden, auch wenn sie einen gemeinsamen Katechismus, Gesangbuch und liturgische Formeln angenommen hatten. Die Deputation hatte 1850 den Missionar Zahn zum Superintendenten über alle ihre kapischen, ja alle ihre afrikanischen Stationen gesetzt, aber damit war nicht

viel geholfen. Die Entfernungen waren zu groß, die Reisen zu mühsam, es war unmöglich, alles unter Augen zu halten. Die Konferenzen, welche alljährlich abgehalten werden sollten und nach Gruppen abgeteilt waren — Stellenboscher Konferenz im Süden, Wupperthaler Konferenz in der Mitte und Klein Nama-Konferenz im Norden — hatten wenig praktischen Wert, und die von Zeit zu Zeit zusammenberufene Generalkonferenz pflegte eben so oft Schwierigkeiten hervorzurufen, als aus dem Wege zu räumen.

Wie stand es nun mit der finanziellen Selbständigkeit der Gemeinden? Jetzt gilt es als allgemein anerkannter Grundsatz in der Missionspraxis, daß die aus den Heiden gesammelten Gemeinden möglichst bald selbst für ihre kirchlichen Bedürfnisse sorgen und die Leitung ihrer ökonomischen Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen sollen. Man strebt dahin, daß an Stelle der Missionare baldmöglichst eingeborene Prediger treten, und diese Prediger von den Gemeinden selbst unterhalten werden. Vor fünf oder sechs Jahrzehnten, als unsere Rheinische Mission im Kapland begann, kannte man solche Grundsätze noch nicht, und so konnte es geschehen, daß die Missionare, weil sich schnell größere Gemeinden um sie gesammelt hatten, ehe sie sich's versahen, sich in Gemeindepfarrer verwandelten, und doch ihren Lebensunterhalt noch immer aus der Missionskasse empfingen. Die Summe, welche jährlich auf die kapischen Stationen zu verwenden war, betrug nahezu 1600 Pf. Sterl. (32000 M.). Seit 1866 war ein Kaufmann (Herr Ritter) aus Deutschland als Generalkassier nach Stellenbosch gesandt, der alle unsere afrikanischen Geldangelegenheiten in seine Hand nehmen und insonderheit auch die nötigen Einleitungen treffen sollte, um die kapischen Stationen finanziell selbständig zu machen. Die Deputation richtete 1868 ein Rundschreiben an ihre kapischen Missionare, ordnete die Bildung einer kapischen Kirchenkasse und eines Pensionsfonds an und erklärte ihre Absicht, die Leistungen der Missionskasse für das Kapland von Jahr zu Jahr zu verringern bis zum gänzlichen Erlöschen. In einer Generalkonferenz, die 1869 im afrikanischen Wupperthal gehalten wurde, hatten sich die Missionare unter gewissen Vorbehalten bereit erklärt, ihr Möglichstes nach dieser Richtung hin zu thun. Es geschah auch etwas. Mit der Bildung eines kleinen Kirchenfonds wurde ein Anfang gemacht; in Stellenbosch, in Worcester und Schietfontein wurden ziemliche Beiträge von den Gemeinden zusammengebracht, auch aus den Erträgen des Grundbesitzes in Saron und Wupperthal kam etwas zusammen, aber im ganzen blieben doch die kapischen Einkünfte noch sehr gering, und von einer Verminderung des Zuschusses aus der Missionskasse war kaum die Rede.

Als nun der Kassenabschluß der Gesellschaft in Barmen immer ungünstiger wurde, und während einer längeren Reihe von Jahren ein Defizit auf das andere folgte, sah sich die Deputation aufs neue vor die Frage gestellt, was geschehen könnte, um die Missionskasse zu erleichtern und ihr namentlich die Zahlungen an die kapischen Stationen abzunehmen. Nachdem sie mehrere ältere Missionare nochmals zu Rate gezogen, trat sie im Jahre 1876 mit dem Vorschlag

vor die Generalversammlung: es möge ein Kommissar nach dem Kaplande gesandt werden mit dem Auftrage, die finanzielle Selbstständigkeit der kapischen Stationen zu bewirken und sie von der Kasse der Rheinischen Missionsgesellschaft abzulösen. Die Generalversammlung ging, wie man denken kann, sehr bereitwillig auf diesen Gedanken ein, erkannte die Notwendigkeit einer selbständigen Konstituierung der kapischen Gemeinden an und forderte die Deputation zu energischer Betreibung der Sache auf. Es war nur die Frage, woher den Kommissar nehmen? Ein von Deutschland gesandter Kaufmann brachte es nicht fertig, das hatte man bei dem Herrn Ritter gesehen, dessen Verbindung mit der Missionsgesellschaft 1875 gelöst war. Ein Theologe war dazu noch weniger befähigt. Am Ende schien es das Beste zu sein, einen der Missionare selbst mit diesem Kommissorium zu betrauen. Es traf sich nämlich, daß gerade der Missionar Esselen von Worcester in Deutschland war, und sich bereit erklärte, die Sache in die Hand zu nehmen. Er hatte sich sehr entschieden für den Plan der Deputation ausgesprochen und dessen Gelingen als zweifellos dargestellt, wenn man die Sache nur mit Energie und Beharrlichkeit betreiben würde. Nachdem alle Einzelheiten gründlich mit ihm durchgesprochen waren, kehrte er Ende 1876 mit Instruktion und Vollmacht nach dem Kap zurück. Von 1878 an sollten die Gemeinden alle Kosten für ihre Lehrer und Prediger selber tragen; welche Gemeinde zu dieser Leistung unfähig zu sein meinte, sollte sich an die Verwaltung des inzwischen verstärkten Kirchenfonds wenden und unter Darlegung ihrer finanziellen Lage um einen Zuschuß bitten u. s. w. Diese Bestimmungen wurden ohne große Schwierigkeiten ins Werk gesetzt. Aber die Missionskasse hatte immer noch für die Invaliden, Emeritierten, Witwen und für die Kinder zu sorgen, und dieser Posten betrug noch ungefähr 1100 Pf. Sterl. (22000 M.). Deshalb beschloß die Deputation, daß von jetzt an keine neuen Prediger oder Lehrer auf die kapischen Stationen gesandt werden sollten, es wäre denn, daß die Gemeinden sich zuvor verpflichtet hätten, nicht bloß sie selbst zu unterhalten, sondern nötigenfalls auch ihre Witwen und Waisen.

Eine Abweichung von dieser Bestimmung, indem die Deputation 1882 den Missionar J. Weber nach Stellenbosch schickte, ohne vorher die Gemeinde zum Unterhalt desselben verpflichtet zu haben, und indem sie zuließ, daß der für Namaland bestimmte junge Missionar Kreft in Tulbagh festgehalten wurde, ebenfalls ohne vorhergehende Verpflichtung der Gemeinde, ist leider Anlaß geworden zu einer unliebsamen Verzögerung der Selbständigmachung beider Gemeinden. Mit den übrigen Gemeinden des eigentlichen Kaplandes, mit Worcester Saron, Wupperthal, Schietfontein ordnete sich alles leicht, die Schwierigkeiten begannen erst wieder bei den nördlichen Stationen Kommaggas und Eben Ezer. Eben Ezer war zwar im Jahre 1877 nach dem Tode des Missionars Beinecke unbesetzt geblieben und galt als aus der Reihe der Stationen ausgeschieden. Die Kapische Regierung zog sämtliche Ländereien ein, welche bisher den Stationsbewohnern zur freien Benutzung überlassen waren. Unter diesen Umständen konnte

kein neuer Missionar nach Eben Ezer gesetzt werden, denn die kleine nach allen Seiten hin versprengte Gemeinde hätte ihn nicht unterhalten können. Aber der noch vorhandene Rest der Gemeinde ließ doch nicht ab zu bitten, und die übrigen kapischen Brüder urteilten, wenn sich einer unter ihnen entschließen könnte Bauer zu werden, und mit seiner Hände Arbeit sich seinen Unterhalt zu verdienen, so könnte er möglicherweise die Station noch aufrecht halten. Die Deputation wollte zwar nichts davon hören; aber die Leute von Eben Ezer baten so dringend und machten so schöne Versprechungen, daß schließlich der junge Missionar J. Leipoldt es doch unternahm und 1881 nach Eben Ezer ging mit der Absicht, durch den Ertrag des Bodens sich selbst zu unterhalten. Vermittelst einer Dampfpumpe, die er von der Regierung erbat, meinte er den Grund in wirksamer Weise bewässern und fruchtbar machen zu können. Er hatte auch noch manche andere Pläne, aber wie es denn in Afrika zu gehen pflegt, die Pläne schlugen meistens fehl, und er mußte bald genug um Aushilfe und um Zuschüsse bitten. So bewegte sich die Station Eben Ezer wieder eine Reihe von Jahren zwischen Leben und Sterben, sie sollte sich selbst unterhalten und war doch nicht dazu imstande. Aehnlich ging es mit der Station Kommaggas. Es ist schon erzählt, daß der seit 1848 dort stationirte Missionar Weich im Jahre 1882 wegen Alter und Kränklichkeit die Station verließ, und Missionar Schröder aus dem Namaland an seine Stelle trat. Er fand eine sehr verschuldete und durch die Arbeiter in den Kupfergruben auch sittlich heruntergekommene Gemeinde, die außer Stand war ihren Seelsorger selbst zu unterhalten und bat deshalb sofort um Unterstützung aus dem Kirchenfonds. Dieselbe wurde auch gewährt, aber doch nur auf etliche Jahre, keineswegs für immer. Man blieb bei dem Grundsatze stehen, daß eine Gemeinde, die nach mehr als vierzigjährigem Bestande nicht imstande sei ihren Prediger zu unterhalten, auf keine Selbständigkeit Anspruch machen darf. Man wollte sie zu einer Filial-Gemeinde von Konkordia oder Steinkopf, den beiden nächstgelegenen Stationen herunterſetzen, aber dagegen wehrte sie sich doch und machte noch einmal große Anstrengungen um ihre Selbständigkeit zu bewahren, eben so ihr Missionar.

Vielleicht könnte es grausam und unmissionarisch erscheinen, wenn wegen notorischer Armut der Gemeinden ihnen der Missionar entzogen werden soll. In solchen Gegenden, wo wirklich noch Missionsarbeit getrieben wird, würde das auch der Fall sein. Aber im Kapland ist, wie schon öfter bemerkt, die eigentliche Missionsarbeit schon seit langer Zeit zu Ende. Ueberall ist der Name des Herrn verkündigt und bekannt, überall sind christliche Gemeinden, Kirchen und Schulen, und wer nur will kann aller Orten hören, was zur Seligkeit nötig ist. Wenn also hier oder da ein Missionar zurückgezogen wird, so entsteht dadurch keine wesentliche Lücke. Der benachbarte Missionar oder Prediger, englisch oder holländisch, ist leicht zu erreichen und an Gelegenheit zum Predigthören ist so leicht kein Mangel. Man muß hinzunehmen, daß die Gemeinden im Bezirk des Klein-

Namalandes nicht etwa mit den seßhaften Gemeinden unserer Städte und Dörfer zu vergleichen sind, sondern sie haben noch halb nomadische Gewohnheiten und ziehen bei dem geringsten Anlaß bald hierhin bald dorthin. Ein Prediger und ein Gotteshaus in ihrer Mitte hält sie wohl länger zusammen, aber Hunger oder Aussicht auf Gewinn treibt sie dennoch auseinander. Wo also der Prediger wegzieht, da werden die Gemeindeglieder auch wegziehen und sich nach rechts und links zerstreuen. Wohin sie aber auch kommen, überall kommen sie wieder zu Christen, das alte hottentottische Heidentum ist in der Kapkolonie so gut wie ausgestorben. Aber die Zahl der Gemeindeglieder auf unseren Stationen hat seit 1874 auch nicht zugenommen. Die Zahl der Getauften schwankt zwischen 10,000 und 11,000, der Kommunikanten zwischen 3000 und 4000, der Schüler zwischen 2000 und 3000. Ziemlich eben so viel Getaufte wird die Brüdergemeinde auf ihren kapischen Stationen zählen. Die Berliner etwa die Hälfte, die Londoner, die Wesleyaner, die Anglikaner zusammen über 30 000, und dazu noch die holländisch reformierte Kirche in Kapland, nahezu 20,000. An Arbeitern auf diesem Gebiet fehlt's also nicht.

7. Lüderitzland.

Der Name Lüderitzland, welcher in den Jahren 1884 und 85 für den westlichen Teil des Groß-Namalandes in Vorschlag gebracht und mit Vorliebe gebraucht wurde, ist jetzt fast wieder verklungen, aber wir dürfen ihn hier doch wohl noch gebrauchen, indem wir uns die Veränderung, welche in Groß-Namaland seit 1874 erfolgt ist, vor die Augen bringen. Groß ist diese Veränderung zwar nicht. Die Eingeborenen sind noch immer dasselbe unstäte, träge, leicht erregbare Geschlecht, nur noch etwas mehr heruntergekommen und verarmt. An Ackerbau denken sie nicht, denn die Natur ihres Landes läßt es nicht zu, Viehzucht verstehen sie nicht, sie verstehen nur zu schlachten und zu essen. Ein Jägervolk, wie sie ursprünglich sind, verstehen sie nur dem Wilde nachzugehen, und da das Wild sich vor den Feuerwaffen immer weiter in die Wüste geflüchtet hat, so leiden sie Hunger und suchen sich durch Krieg und Raub das Nötige zum Unterhalt zu schaffen. Wenn nicht eine starke Hand über sie kommt, die sie zur stetigen Arbeit zwingt, so ist zu fürchten, daß sie immer mehr zu einem zigeunerhaften Gesindel wie die Buschmänner der Wüste herunterſinken. Vermutlich wären sie schon längst auf diesem Punkte angekommen, wenn nicht die Mission und das Christentum sie immer wieder aus ihren faulen Gewohnheiten emporgezogen und sie auf einer gewissen Höhe gehalten hätte. Aber das gilt eben nur von den christlichen Gemeinden. Die heidnischen Horden, welche sich bisher der Predigt des Evangeliums zu entziehen gewußt haben, sowie die wieder lau gewordenen oder ins Heidentum zurückgefallenen Christen gehen sichtlich immer mehr ihrem Verderben entgegen.

Auch im Namaland ist die Zahl der Getauften seit 1874 nicht viel größer geworden (etwa 4000 Christen), wobei man bedenken muß, daß in dem ganzen weiten Wüstenland nicht mehr Menschen wohnen, als bei uns in einer mäßig großen Provinzialstadt, und daß es dort überhaupt keine Städte, sondern nur umherschweifende Horden giebt, die ihre elenden Hütten bald hier bald dort aufschlagen. Das einzige Feste im Lande sind unsere Missionsstationen mit ihren Kirchen und Schulhäusern und den Wohnungen der Missionare. Vielleicht hat auch einer der Häuptlinge sich ein steinernes Haus daneben gebaut, aber er wohnt doch lieber in seiner schmutzigen Hütte, denn die ist ebenso leicht beweglich wie er selbst. Jeden Augenblick kann er sie nach Gefallen auf einen anderen Platz transportieren. Im Jahre 1874 waren es fünf Namastationen: Warmbad und Rietmanshoop nach dem Süden zu, Bethanien, Bersala und Gibeon mehr in der Mitte. Mehrere Stationen im Norden waren längere Zeit verlassen und mußten erst wieder neu gegründet werden, denn auch die Missionsstationen sind unter diesem unsteten Geschlecht öfterem Wechsel unterworfen als in anderen Gegenden. Wir werden von diesem Wechsel noch zu erzählen haben, beschäftigen uns aber zunächst mit den genannten stehen gebliebenen Stationen und mit den Versuchen sie unter englische Hoheit zu bringen.

Englische Protektionsversuche.

Nicht England sondern die englische Regierung der Kapkolonie hatte im Jahre 1876 den Wunsch, das Namaland und das Damraland ihrem kapischen Gebiete zu annektieren. Sie machte dabei zu gleicher Zeit von Süden und von Norden her ihre Versuche, von Warmbad und von der Walfischbai. Mit dem Häuptling von Warmbad hatte sie schon etliche Jahre früher einen Vertrag geschlossen. Als nämlich seit dem Jahre 1870 die große Bewegung am Oranjefluß entstanden war und tausende von Weißen in das neu entdeckte Diamantenfeld strömten, da griff die kapische Regierung zu und nahm Besitz von dem Diamantenland, obwohl sie vorher den Oranjefluß für die Grenze ihrer kapischen Besitzungen erklärt hatte. Den Häuptling von Warmbad aber, welcher den Stamm der sogenannten Bondelzwarts unter sich hatte, verpflichtete sie durch ein Jahrgeld, daß er die Flüchtlinge und Verbrecher aus der Kolonie und aus den Diamantengruben, die etwa in seinem Lande Schutz suchten, einfangen und an die kapischen Behörden ausliefern sollte, sodann daß er seine Nachbarn, die räuberischen Buschmänner und Koranna im Zaum halten und ihre Einfälle in das kapische Gebiet verhindern sollte. Da hatte freilich der Häuptling — Wilm Christiaan hieß er — mehr übernommen als er zu leisten vermochte. Die Polizeiwache die er aus seinen Bondelzwarts aufstellte, fing zwar vereinzelte Raubgesellen oder schoß sie tot, aber sie nahm es sich nicht übel, selber gelegentlich einen Handelsmann, der mit hochbepacktem Wagen durchs Land zog auszuplündern, namentlich wenn er Branntweinfässer geladen hatte. Dagegen dem verzweifelten Angriff des Raubgesindels aus der Wüste,

welches in regenlosen Zeiten von Hunger getrieben in hellen Haufen hereinbrach und plünderte wo es etwas Eßbares vorfand, diesseits und jenseits des Oranjeflusses, waren die Bondelzwartschen Polizisten bei weitem nicht gewachsen. So war es denn wohl begründet, als im Jahre 1876 die kapische Regierung einen Kommissar nach Warmbad schickte, um den Häuptling zum förmlichen Anschluß an die Kolonie und zur Anerkennung der englischen Oberhoheit zu bewegen. Er sagte, daß das Namaland nicht bloß von den Buschmännern und sonstigem Raubgesindel aus der Wüste bedroht würde, sondern auch von den Boers die von Norden kämen und von einer Masse unbändigen und verwegenen Volks bei den Diamantgruben, die von Osten hereinbrechen und sich irgendwo festsetzen wollten. Der Häuptling mit seinen Bondelzwarts war schon so daran gewöhnt von der englischen Regierung bevormundet zu werden, daß er auch jetzt keine Einwendung erhob und sich zu allem bereit erklärte. Hinterdrein aber waren der kapischen Regierung die Annektionsgelüste wieder vergangen, sie schickte auch keinen englischen Residenten nach Warmbad wie sie versprochen hatte. Bald darauf (1878) fingen die Koranna wieder an, unruhig zu werden, fielen ins kapische Gebiet ein und forderten auch die Bondelzwarts zur Empörung auf. Als nun die letzteren erklärten, daß sie treu zu der kapischen Regierung stehen würden, schickte die letztere abermals einen Unterhändler nach Warmbad und verlangte, daß die Bondelzwarts 200 Freiwillige stellen, die mit den Engländern gegen die Verstecke der Koranna marschieren sollten. Dagegen erklärten die Bondelzwarts, daß sie zwar auf Seiten der Engländer ständen, aber daß sie ihre streitbare Mannschaft nicht abgeben könnten, weil sie sonst nicht imstande wären ihr eigenes Gebiet gegen die Feinde zu verteidigen. Die Engländer waren damit zufrieden und die Bondelzwarts haben ihnen in der That wacker geholfen; sie haben die Hauptmacht der Koranna überfallen und einen großen Teil der Leute zu Gefangenen gemacht (1879). Als dann im folgenden Jahre von den nördlichen Stämmen die Aufforderung an sie kam, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen gegen die Ovaherero, lehnten die Häuptlinge diese Zumutung ab, weil sie verpflichtet seien der kapischen Regierung als Grenzwächter zu dienen. Auch der Teil der Bondelzwarts, welcher zu der benachbarten Station Keetmanshoop gehörte und auch mit gegen die Koranna gekämpft hatte, erklärte, er werde sich nicht von seinen Stammgenossen trennen und müsse dem Oberhäuptling in Warmbad gehorchen. Die Missionare Weber in Warmbad und Fenchel in Keetmanshoop waren mit dieser halben Unterwerfung unter die kapische Regierung ganz wohl zufrieden, denn sie brachte ihren Leuten doch einige Ruhe und Sicherheit zu einer Zeit, als alle übrigen Stationen in Unruhe und Gefahr waren. Sie hätten wohl gern eine förmliche Besitzergreifung der Engländer gewünscht, nicht um ihrer selbst oder der Bondelzwarts, sondern um der weißen Eindringlinge willen, welche sich besonders im Gebiet von Warmbad festsetzten, und ein Stück Land nach dem andern ankauften. So sehr auch der Missionar warnte, so wußten doch allerlei Leute — meist mit Hilfe einiger Branntwein-

fässer — die Häuptlinge zur Abtretung von größeren oder geringeren Gebietsteilen zu bewegen, Bischöfliche, Katholische, Ungläubige und Missionsfeindliche aller Art, die den Bondelzwarts vorredeten, sie seien doch keine Kinder mehr, die sich von den Missionaren sagen lassen müßten, was sie thun und lassen dürften; es gebe auch wohl noch andere Lehrer für ihre Kinder, nämlich die katholischen Patres in Pella oder die Episkopalen am Kap. Noch viele andere schlimme Dinge und Gottlosigkeiten brachten diese Fremden unter das Volk und manche fragten weder nach Gott noch nach Menschen, am wenigsten nach den Bondelzwartschen Häuptlingen. Vielleicht hätten sie sich vor der englischen Regierung gefürchtet. Einen Vorteil jedoch hatte Missionar Weber von den Kaufgeschäften der Fremden gehabt; er hatte bei der Zahlung einer ziemlich großen Kaufsumme (800 Pfd. Sterl.) die Häuptlinge bewogen, daß sie die Hälfte für den Bau einer neuen Kirche auf Warmbad zurücklegten, und errichtete davon unter viel Mühen und Schwierigkeiten eine schöne stattliche Kirche, die er im November 1877 mit großer Feierlichkeit und in Gegenwart vieler auswärtiger Brüder und ihrer Gemeindeglieder einweihen konnte. Einige Jahre später verließ Missionar Weber seine Station und zog nach dem Kapland (1880) und nach mehrfachem Wechsel zog 1885 der junge Missionar Wandres auf Warmbad ein, der nach einem schweren Anfang doch bald festen Fuß faßte, und sich die Herzen derer, welche noch nicht völlig vom Branntwein geknechtet waren, schnell zu gewinnen wußte. Sein Kollege Fenchel auf Keetmanshoop war 1877 auf den Missionar Hegner gefolgt, der 1873—77 die Station verwaltete. Fenchel hatte nicht so viel zu klagen über die Branntweinhändler und die weißen Abenteurer aus dem Kapland, denn seine Station lag ein gut Stück weiter von der Grenze entfernt, und die Beisassen der Bondelzwarts aus den Orlam und aus dem kleinen Zeibschen Stamm scheinen weniger leicht zum Widerspruch und zu Ausschweifungen geneigt zu sein. Der ganze Platz hatte allmählich ein christliches Aussehen bekommen, strenge Zucht wurde geübt, nichts Heidnisches kam mehr vor. Die Christen hielten unter sich Gebetsstunden, gingen auch fleißig allein in ihre Gebetkammer, d. h. hinter einen Busch auf dem Felde, besonders als der Missionar und seine Frau schwer krank waren; und sie haben auch richtig beide wieder gesund gebetet. Der alte Häuptling Zeib lebte nach seiner Taufe als ein stiller und demütiger Gottesknecht und als ein gehorsamer Unterthan der Bondelzwarts und also auch der kapischen Regierung.

Nach diesen beiden Stationen waren die englischen Unterhändler vom Süden hergekommen; nach den übrigen Stationen kamen sie vom Norden, nämlich von Damraland und von der Walfischbai. Mr. Palgrave war im Jahr 1876 als Kommissar von Kapstadt nach Walfischbai gesandt um die Häuptlinge des Damralandes zur Anerkennung der englischen Herrschaft zu bewegen. Der Oberhäuptling Maharero war sogleich dazu bereit und versprach die ganze Meeresküste und Kaoko und die Kupfergruben den Engländern abzu

treten — die ihm gar nicht gehörten — wenn dagegen die Engländer ihn im Besitz seines ausgedehnten Weidelandes schützen wollten, sowohl vor den Angriffen der Bauern aus Transvaal als vor den Hottentotten aus Namaland. In allen Streitigkeiten mit Europäern sollte das englische Gericht entscheiden, und die englischen Beamten sollten von groß und klein im Lande respektiert werden. Mit diesem Resultat ging Mr. Palgrave südwärts ins Namaland und forderte die dortigen Häuptlinge auf, ein ähnliches Schriftstück zu unterzeichnen, indem er ihnen versprach, sie gegen alle Angriffe der Ovaherero vom Norden und der Räuberbanden, die vom Osten her kämen, zu beschützen. Aber diese Namahäuptlinge waren keineswegs so bereitwillig wie die Ovaherero, sie wollten ihre volle Freiheit festhalten und sich nach keiner Seite binden oder gar unter eine fremde Oberhoheit stellen. Eine große Zusammenkunft wurde verabredet auf Versaba, dort wollte Mr. Palgrave mit sämtlichen Häuptlingen der nördlichen Stämme verhandeln. Missionar Krönlein von Versaba, der zugleich Konferenzpräses der Namamissionare war, rief auch die übrigen Missionare zu dieser Zusammenkunft, und sie kamen auch, Kreft von Bethanien und Olpp von Gibeon und Hegner von Keetmanshoop, sogar Schröder von dem weit entfernten Windhoek an der Damragrenze. Krönlein, der eben erst von schwerer Krankheit genesen, oder soll man sagen von seiner Gemeinde gesund gebetet war, war bei aller Dankbarkeit gegen die Liebesbeweise der Stationsbewohner doch sehr ungehalten über den zähen Eigensinn, mit welchem sie den Anerbietungen des englischen Kommissars sich gegenüber stellten und fand sich schließlich gedrungen, in seinem und seiner Brüder Namen zu erklären, daß wenn auch die Häuptlinge das englische Protektorat ablehnten, doch die Missionare bereit seien, das Anerbieten anzunehmen und sich unter den Schutz der kapischen Regierung zu stellen. (November 1876.)

Das gab dann freilich ein großes Aufsehen und die Häuptlinge waren nicht wenig verdutzt über das Benehmen ihrer Lehrer. Sie fingen aufs neue an zu beraten und etliche erklärten sich nicht abgeneigt, dem Beispiel der Missionare zu folgen. Es kam jedoch zu keinem Abschluß, denn wie sich nachher herausstellte, Mr. Palgrave hatte entweder nicht den Willen oder nicht die Vollmacht abzuschließen. Er erklärte der kapischen Regierung, er sehe alles bisherige nur als Vorbesprechungen an und es sei notwendig, daß die Regierung erst mal einen Beweis ihrer Macht gebe, ehe man es den Häuptlingen zumute, daß sie sich ihrem Schutze anvertrauten. Daraufhin erschien im März des Jahres 1878 ein englisches Kriegsschiff in der Walfischbai, zog die britische Flagge auf und erklärte die Bai mit dem nächstangrenzenden Territorium (15 englische Meilen im Umkreis) für britisches Eigentum. Ein pensionierter englischer Offizier wurde als Magistrat eingesetzt und fing an Zoll und Steuern zu erheben, auch von den Missionaren; aber für Ruhe und Sicherheit im Lande that er nichts, und die notorischen Diebe konnten ungestraft vor seinen Augen herumgehn. Auch als ein anderer

Magistrat an seine Stelle gesetzt wurde, besserten sich die Zustände nicht, und Mr. Palgrave, der immer noch in Damraland weilte aber nichts thun konnte um den Räubereien und Beunruhigungen ein Ziel zu setzen, mußte schließlich erklären, daß die Häuptlinge im Lande sich selbst helfen müßten, England habe keine Macht über sie, ja 1880 kam vom Kap der ausdrückliche Befehl, daß Mr. Palgrave mit seinen Gehilfen das Land verlassen sollte. Aber die Walfischbai blieb unter englischer Hoheit. Die meisten Häuptlinge, namentlich in Namaland, waren mit diesem Zurückziehen der Engländer ohne Zweifel sehr zufrieden, aber doch nicht alle; es blieb eine englisch gesinnte Partei im Lande, und einige sehr rührige Agitatoren, die unablässig für Wiederherstellung des englischen Protektorats thätig waren und namentlich den Oberhäuptling in Damraland umlagert hielten, haben, wie es scheint, die Hoffnung auf Verwirklichung ihrer Pläne noch nicht aufgegeben.

Wiederaufrichtung verlassner Stationen.

Die beiden Stationen an der nordöstlichen Ecke des Namalandes hatten eine Reihe von Jahren leer gestanden, Gobabis seit 1865, Hoatchanas seit 1867. Bei diesen nördlichen Stationen hat man noch mehr als bei den südlicher gelegenen den Eindruck, daß die Mission unter den Naman eigentlich nur aus einer Reihe von Versuchen besteht, das unruhige Wüstenvolk an ein geordnetes christliches Dasein zu gewöhnen. Bisweilen gelingt es, aber ebenso oft sind alle Versuche vergebens. Wo eine Zeitlang sich bereits ein blühendes Gemeindeleben zu entwickeln begann, da ist einige Jahre später alles wüst und verödet, und kaum zeugen noch etliche Ruinen von der besseren Zeit. Als im Jahr 1873 auf Bitten des sogenannten Roten Stammes (roode natie) in dessen Bezirk Hoatchanas liegt, der Präses Missionar Kröntlein von Bersaba und Missionar Olpp von Gibeon (1868—79) den verlassenen Platz besuchten, da fanden sie an der Stelle, wo früher alles wimmelte von Leben und Thätigkeit, nur noch eine einzige Hütte und in der Hütte einen elenden einsamen Nama mit einer mageren Ziege. Das ehemalige Wohnhaus des Missionars Vollmer, der 1867 gestorben war, war völlig ausgebrannt, Giebel, Dach und Außenwand eingestürzt und zwischen dem Schutt und Gestrüpp war nichts andres mehr zu sehen, als zerrissene Mauern und hängende Wände. Aehnlich stand es auch mit der früheren Kirche. Thüren, Fenster und alles Holzwerk war herausgerissen, große Löcher in den Mauern und alles im Zustand der größten Verwahrlosung. In der ganz flachen und sandigen Gegend fand sich nichts worauf das Auge mit Wohlgefallen ruhen konnte.

Die einzelnen Werfte des Roten Stammes lagen zum Teil weit entfernt, die meisten auf 'Oas und Hatsamas. Dort trafen die Missionare auch den Häuptling Barnabas und fragten ihn, warum er denn nicht seine Leute auf Hoatchanas zusammengezogen habe, da er doch, als er die Konferenz um einen Missionar gebeten, aus-

drücklich versprochen habe, mit allen seinen Leuten wieder auf die Station zu ziehen. Nach der Art der Naman machte er allerlei Entschuldigungen und neue Versprechungen, daß er jetzt ganz gewiß nach Hoatchanas ziehen und all sein Volk dort versammeln wolle, und wenn der junge Missionar im nächsten Jahr komme, so werde er alles zu seinem Einzug bereit finden. Das nächste Jahr kam und auch der junge Missionar kam, nämlich Missionar Heider, der 1872 aus Barmen gesandt und bisher sich als Gehilfe des Präses Krönlein in Bersaba aufgehalten hatte. Es war noch früh im Jahr als er nach Hoatchanas reiste und er wollte sich zunächst nur überzeugen, ob es möglich sein werde dort zu wohnen. Er fand wirklich etliche hundert Menschen auf dem Platz, aber der Kapitän (Häuptling) war nicht da; er mußte erst geholt werden und kam erst nach 14 Tagen. Auch jetzt versprach er alles Gute. Er wolle dem Missionar helfen die verfallenen Missionsgebäude herzustellen, wolle seine Leute anhalten, Gärten anzulegen und stetig auf dem Platze wohnen zu bleiben, wolle den Branntweinhändlern verbieten auf die Station zu kommen u. s. w. Missionar Heider wußte ja wohl, daß auf dergleichen Versprechungen bei den Naman nicht viel zu geben sei und daß der Hunger nach Gottes Wort, von dem die Leute redeten, schnell gestillt zu sein pflegt. Aber er freute sich doch, daß sie während seines Aufenthalts auf Hoatchanas immer fleißiger und zahlreicher zum Gottesdienst kamen, und wenn er ihr geistliches und leibliches Elend, ihre Armut und ihre Nacktheit ansah, dann erbarmte es ihn in seinem Herzen und er empfing mit Freuden den Auftrag der Konferenz, sich alsbald auf Hoatchanas niederzulassen und die Gemeinde wieder zu sammeln. Es war am 27. Juni 1874, als Heider abermals seinen Einzug auf Hoatchanas hielt, diesmal um dort zu bleiben. Einige Reste der früheren Gemeinde des Missionars Vollmer hatten sich noch wieder zusammen gefunden, sehr verwildert, aber doch mit gutem Vertrauen dem Missionar entgegenkommend. Auch der Häuptling Barnabas war da und that sehr erfreut, daß wieder ein Missionar auf seinem Platze sei. Eilends wurde ein Matteuhäuschen aufgerichtet und Missionar Heider wohnte eine Zeitlang grade so gut oder schlecht wie seine Naman. Aber in solch einer elenden bienenkorbartigen Hütte ohne Thür und Fenster kann es ein Europäer nicht lange aushalten. Dazu wurde zu Ende des Jahres die Braut des Missionars erwartet. Es mußte also ein steinernes Wohnhaus gebaut werden. Aber mit Steinen und Kalk wissen ja die Naman gar nicht umzugehen und können es nicht begreifen, weshalb der Europäer durchaus grade Wände haben will. Die junge Frau mußte doch erst in ein halbfertiges Haus einziehen, und es kostete noch viel Schweiß und Mühe, bis alles zustande kam.

Mit dem Wachstum der kleinen Gemeinde schien es leicht vorwärts zu gehen. Etwa 100 Getaufte hatten sich wieder zusammengefunden; mit 34 Kommunikanten konnte das erste Abendmahl wieder gefeiert werden. Der Kirchenbesuch mehrte sich und auch die Schule blieb nicht leer. Heider hatte noch eine Nebenstation eingerichtet auf

Hatsamas und dort den Daniel Dansah als Schulmeister eingesetzt, dessen Vater Aeltester der Gemeinde war. Immer neue Taufbewerber meldeten sich, man sah hier und da das Streben sich auch in Fleiß und geduldiger Arbeit als Christen zu erweisen, Gärten wurden angelegt, Feigenbäume gepflanzt, und der Häuptling Barnabas gab sich in der That alle Mühe, seinen Missionar zufrieden zu stellen. Leider starb er schon 1877, und sein Sohn Petrus war noch zu schwach und unselbständig, um die Zügel des Regiments sofort energisch in die Hand zu nehmen. So brach nach einigen Jahren größeren Ernstes der unbeständige wetterwendische Charakter der Naman doch bald auf Hoatchanas wieder hervor. Es war ihnen nicht möglich lange still zu sitzen. Sie mußten wieder hinaus in die weite Wüste, und mußten das ungebundene Leben auf Reisen und Jagdzügen wieder genießen. Frauen und Kinder hielten wohl etwas länger Stand, aber auch sie konnten schließlich den Männern nicht widerstehen, die ihnen befahlen mit fortzuziehen.

Nachdem es also einige Jahre gut vorwärts gegangen war auf Hoatchanas trat ein Stillstand ein. Die Armut wuchs, aber auch die Lüsternheit wuchs beim Anblick der schönen Dinge, welche die weißen Handelsleute auf hochbepackten Wagen durchs Land führten, allerlei Schmuck und Tand, Kleider und Gerät, besonders aber Kaffee und Branntwein. Für Kaffee und für Flitter geben die Naman alles hin was sie besitzen, und wenn sie Branntwein schmecken, ist die viehische Begierde gar nicht mehr zu zügeln. Als nun im Jahre 1879 ein weißer Händler mit reicher Ladung die Station passierte, gerade als die Bewohner fast nichts mehr zu essen und zu trinken, und vor allen Dingen kein Pulver mehr hatten um auf die Jagd zu gehen, wollten sie den durchziehenden Handelsmann zwingen, ihnen von seinen Waren etwas abzulassen; später wenn sie eine glückliche Jagd gehabt, wollten sie ihn bezahlen; und als der Mann sich des weigerte, nahmen sie ihm die Sachen die sie nötig zu haben glaubten mit Gewalt. Als Missionar Heider das sah und hörte, ward er sehr unwillig, und gebot den Gemeindegliedern sofort, das Geraubte dem Händler zurückzugeben. Anfangs wollten sie nicht, sondern Kapitän und Ratsleute antworteten ganz frech: das seien Sachen der Politik, in die sich der Lehrer nicht zu mischen habe. Er mischte sich auch weiter nicht hinein, aber er zeigte den Leuten in seiner Predigt, welcher schweren Sünde sie sich schuldig gemacht, und wie sie nicht eher Vergebung finden würden, als bis sie sich darüber gedemütigt und das geraubte Gut zurückgegeben hätten. Bei dem größeren Teil der Gemeinde schlug die Predigt durch. Sie brachten den Raub zurück, bezahlten so weit sie konnten das Uebrige, und versprachen völlige Schadloshaltung. Die trotzigen Gesellen in der Gemeinde aber, die sich nicht beugen wollten, übergab der Missionar den Ratsleuten zur Bestrafung und kündigte an, daß er nicht eher wieder mit ihnen den gewohnten Gottesdienst halten würde, als bis das Unrecht, welches als Bann auf der gesamten Gemeinde laste, gesühnt sei. Es dauerte auch nicht lange, so kam einer nach dem andern,

that Abbitte und nahm die auferlegte Strafe auf sich. So wurde der Friede und die frühere herzliche Verbindung des Missionars mit seiner Gemeinde wieder hergestellt.

Auch auf der eben wieder begründeten Station Gobabis war Streit ausgebrochen, und auch dorthin war Heider gerufen, um den Frieden vermitteln zu helfen. Seit des alten Amraal Tode war auf Gobabis ein neues Geschlecht aufgekommen, ein freches raubsüchtiges Gesindel, welches alle Zucht und Ordnung verachtete. Daß sie im Jahre 1865 den Missionar Weber verjagt hatten, hatte ihnen zwar schon bald nachher leid gethan und sie hatten direkt um Wiederbesetzung seines Postens gebeten, aber nicht etwa aus Heilsverlangen, sondern damit Gobabis wieder zu Ehren und Ansehn käme. Demzufolge hatte sich in der Mitte des Jahres 1876 Missionar Schröder von Windhoek aufgemacht um mit dem neu hinausgesendeten Missionar Judt Gobabis zu besuchen und mit den Häuptlingen zu verhandeln. Die Verhandlung verlief anfangs sehr glatt. Von beiden Seiten wurden die besten Zusagen gemacht und alles schien in Ordnung. Aber einige der schlimmsten Gesellen, die gerade von einem Jagdzug zurückkehrten, als die Missionare schon wieder abgereist waren, setzten ihnen nach, befahlen ihnen barsch wieder umzukehren und die Beratung zu erneuern, denn ohne ihren Willen solle kein Lehrer auf die Station kommen. Da die Missionare ruhig blieben und nachgaben, kam zwar doch nachher alles wieder in Ordnung, aber eine Probe hatte der junge Bruder Judt sofort empfangen, auf welche schlimme Szenen er sich in Gobabis gefaßt machen müsse. Zwei Familien standen sich dort gegenüber, die eine von dem verstorbenen Amraal Lamberts, zu der auch der Häuptling gehörte, und die andere die Familie der Bledermnis, die nicht mit Unrecht als eine der schlimmsten und trotzigsten im ganzen Lande berüchtigt war. Indes ließ sich zu Anfang die Sache nicht gerade schlimm an. Als Judt am 3. Oktober 1876 mit Sack und Pack auf Gobabis einzog, war es natürlich seine erste Sorge, in den Ruinen des alten Missionshauses sich eine wenn auch noch so jämmerliche Wohnstätte zurecht zu machen. Dann fing er eine Schule an, und sammelte gleich 36 Kinder um sich, an denen er Freude hatte. Auch daß er sich's von Anfang an zum Grundsatz machte, sich durchaus nichts abbetteln zu lassen, keinen Kaffee, keinen Tabak, wie die Nama es bei jedem Weißen versuchen, schien ihm in den Augen der Leute keinen Abbruch zu thun. Leider aber mußte Judt auf längere Zeit nach dem Kap verreisen, und kam erst im Oktober 1877 nach Gobabis zurück. Diesmal hatte er seine junge Frau mitgebracht. Es war kein erfreulicher Einzug. Müde und fast aufgerieben von den unsäglichen Reisestrapatzen fanden sie die früher eingerichtete Wohnung wieder ganz verfallen und voll des abscheulichsten Unrats. Weder Judt selbst noch seine junge mutige Frau ließen sich durch den übeln Empfang schrecken. Geduldig und unverzagt machten sie sich an die Wiederherstellung des Häuschens, der Küche, des Gartens, der Schule, und hatten die Freude, daß nicht bloß die Schule sich mit eifrigen Schülern füllte, sondern auch die Gottesdienste,

ja die täglichen Morgenandachten fleißig und regelmäßig besucht wurden. Fast hätte man glauben sollen, daß ein wirkliches Heilsverlangen unter diesen rohen und verwilderten Menschen erwacht sei. Judt urteilte freilich anders. Nicht Heilsverlangen, sagte er, treibt diese Menschen zu mir, sondern Hoffahrt. Sie wollen nicht zurückstehen hinter den Naman andrer Stationen. Sie wollen eben so gebildet, gesittet, gut geschult sein, wie die von Hoatchanas, Gibeon, Windhoek u. s. w. und meinen, daß dazu weiter nichts nötig sei, als die Reden und Predigten des Missionars fleißig anzuhören. Aber zu nahe treten durfte der Missionar ihnen nicht, ihnen ihre Unwissenheit oder gar ihre Sünden und Laster unter die Augen stellen, das hätten sie für ein großes Verbrechen gehalten: denn im Grunde dachten diese hochmütigen Gesellen, daß sie eben so gut und besser wüßten was recht und unrecht sei, als der weiße Lehrer. Judt aber war keiner von denen, welche ihre Zuhörer waschen möchten ohne sie naß zu machen, und so war denn bald genug die Empörung da. Ein Händler war über den Platz gekommen, einer von jenen gewissenlosen Menschen, die das Volk ruinieren, indem sie ihnen ihren greulichen Fusel aufnötigen und ihnen dafür die letzte Ziege, die letzte Kuh abnehmen. Wie alle halbwilden Völker sind auch die Naman viel zu schwach, um zur rechten Zeit einhalten zu können. Haben sie einmal angefangen zu trinken, so werden sie nicht eher aufhören, als bis der letzte Tropfen aus dem Fasse ist. Als sie nach dem Gelage, das zwei Tage und zwei Nächte gedauert hatte, endlich wieder etwas zur Besinnung kamen, verfehlte Judt nicht ihnen ganz unverholen seine Meinung zu sagen. Das gab aber einen Sturm. Ob er Kapitän im Lande sei, ob er klüger sein wolle als die Alten, ob er nicht wisse was sich schicke dem Häuptling gegenüber (der Häuptling war einer der schlimmsten Säufer und Ehebrecher), wer ihn hierher gesandt und ihm Macht über sie gegeben habe u. s. w.

Gerade als der Sturm am ärgsten wütete, als Judt schon fürchten mußte, man werde Hand an ihn legen, kam Missionar Heider nach Gobabis. Heider war weit und breit im Namaland bekannt, als einer der die gelben Leute lieb hat. So wurde er auch von den ergrimmten Bewohnern von Gobabis mit allen Ehren aufgenommen. Sie trugen ihm ihre Klagen gegen den Missionar Judt vor, und Heider hörte alles mit der größten Geduld und Ruhe an. Dann fing er an zu untersuchen, und zeigte ihnen Punkt für Punkt ihre eigene Schuld, ihre schwere Versündigung, ihre Uebertretung aller göttlichen Gebote, ihren Hochmut, ihre Frechheit, ihre Lasterhaftigkeit, und die Christen aus Hoatchanas, die er mitgebracht, bestätigten alles was ihr Lehrer gesagt hatte, und schilderten wie ganz anders es auf christlichen Stationen hergehe, wie dort der weiße Lehrer geehrt würde, und wie sie selbst bei jedermann Ehre hätten, weil sie ihren Missionar respektierten. Das alles machte denn doch solchen Eindruck, daß alle Gobabiser ohne Ausnahme sich herbeiließen den Missionar Judt um Vergebung zu bitten. Aber die gute Regung war bald wieder verflogen.

Es war zu Anfang des Jahres 1880, als ein holländischer Buur, van Zyl, der sich zwischen Gobabis und dem Ngamisee aufhielt und bisher freundschaftlich mit den Bewohnern von Gobabis verkehrt hatte, von den letzteren mit Gewalt samt seinem ganzen Eigentum auf ihren Platz geholt wurde. Sie beschuldigten ihn, mit ihren Feinden den Kaffern (Betschuanen) am Ngamisee unter einer Decke zu stecken, einen Ueberfall seitens der letzteren, wobei auch ein Nama gefallen, begünstigt und sich den Befehlen des Namakapitäns widersetzt zu haben, sie erklärten ihn des Friedensbruches und der Rebellion schuldig, ja sie verurteilten ihn zum Tode. Der Buur entfloh in einer Regennacht mit seinem Sohne unter Zurücklassung all seines Eigentums. Letzteres wurde sofort von den Gobabisern mit Beschlag belegt (geraubt), zwei Wagen, eine Karre, acht Pferde, fünfzehn gute Gewehre, dazu Pulver und Blei, ferner dreihundert Kühe und Ochsen und eine Masse Schafe, ferner sämtliche Waren, mit denen van Zyl Tauschhandel trieb. Van Zyl hatte sich an den englischen Kommissar Mr. Palgrave gewendet und dieser berief eine große Versammlung aller Namahäuptlinge nach Gobabis, um dort den schlimmen Handel zu untersuchen. Ehe sie kamen, war Judt mit seiner Familie abgereist (den 20. März 1880). Er wollte keineswegs seine Station aufgeben, wiewohl ihm bei den Verhandlungen über van Zyl mit frechem Munde gesagt war, daß man mit van Zyl nur den Anfang machen, und nicht eher aufhören werde, als bis auch der letzte weiße Mann aus dem Lande geschafft und beseitigt sei. Nach ein paar Monaten gedachte Judt von seiner Konferenzreise wieder zurück zu sein. Alle seine Sachen ließ er auf Gobabis zurück, übergab sein Haus mit allem was darin war, dem Schutz des Häuptlings, empfahl seinen Getauften und Taufkandidaten während seiner Abwesenheit weiter zu arbeiten an der neuen Kirche, deren Mauern schon ziemlich in die Höhe gekommen waren, und sich mit einander fleißig zu üben im Worte Gottes. Aber er ist nicht wieder nach Gobabis zurückgekommen. Auf der Konferenz wurde beschlossen, daß der Missionar nicht eher die Station wieder beziehen solle, als bis der Schandfleck, den die dortigen Leute durch Bedrohung und Beraubung des van Zyl auf sich geladen, wieder getilgt und Recht und Ordnung wieder hergestellt sei. So wartete denn Judt, aber er wartete vergeblich.

Der Krieg zwischen Nama und Ovaherero brach aus, gerade als Mr. Palgrave mit den Namahäuptlingen in Gobabis verhandelte. Mit Mühe und Not entkam Palgrave selbst noch im letzten Augenblick, die versammelten Häuptlinge von Hoatchanas, Gibeon, Bersaba, Bethanien waren auf Gobabis keinen Augenblick ihres Lebens sicher. Etliche zwanzig von ihren Leuten, die von Gobabis zu dem nahen Hererohäuptling Kahimema auf Witvlei in aller Arglosigkeit gegangen waren, um Pferde zu verkaufen, waren von Kahimema niedergehauen. Es waren auch ein paar Getaufte und Taufkandidaten darunter, deren Verlust Missionar Judt tief beklagte. Seine eigenen Sachen, die er in Gobabis zurückgelassen, sein Haus, sein Garten, sein Vieh gingen in dem nun hereinbrechenden Wirrwarr völlig zugrunde. Die Gobabiser

verließen den Platz und flohen nach dem Süden, aber nicht ohne vorher Judts Eigentum geraubt oder zerstört zu haben.

Unterdes war auf Hoatchanas unter Missionar Heiders treuer und verständiger Leitung das Gemeindeleben wieder neu befestigt und gereinigt. Die Leute suchten wieder gut zu machen, was sie ihrem Lehrer zu Leide gethan hatten; sie übernahmen eine bedeutende Reparatur an der Kirche ganz auf ihre eigene Rechnung; alt und jung, Häuptling und Richter, Getaufte und Ungetaufte machten sich selbst an die Arbeit, als es galt, ein neues Dach auf die Kirche zu setzen, sie wollten keinen fremden Handwerker von einem andern Platz herbeiholen, und brachten wirklich in 5 bis 6 Wochen das schwierige Werk ganz allein fertig. Desto fleißiger ließen sie sich dann aber auch in der Kirche finden, nicht bloß beim Sonntagsgottesdienst, und der Katechisation und Gesangstunde, welche der Missionar in der Kirche hielt, sondern auch bei den Frühgottesdiensten, wo die Aeltesten selber das Gebet zu sprechen pflegten. Auch in der Schule ging es prächtig voran. Der Schulgehilfe Johannes erwies sich als sehr brauchbar und die 80 bis 100 Kinder waren sehr eifrig; nur der Hunger und die Kälte plagte diese armen nackten Geschöpfe, und Abendschule konnte der Missionar schon lange nicht mehr halten, denn es fehlte an Licht — da war kein Talg, kein Oel, kein Fett, bei der fortwährenden Dürre, und auch kein Geld etwas zu kaufen. Weit und breit herrschte Not und Elend und der Missionar war trotz seines sehr mitleidigen Herzens nicht im stande zu helfen.

Es war Anfang August geworden (1880), als Heider von der Konferenz in Rehoboth zurückgekehrt, sich mit den Häuptlingen von Bethanien, Bersaba und Gibeon beraten hatte, und nach ihrer Abreise wieder in seine gewohnte Arbeit auf Hoatchanas eintreten wollte. Aber da kamen die Kriegsgerüchte und die Flucht der Häuptlinge aus Gobabis, wo sie wie gesagt mit Mr. Palgrave zu einer Beratung zusammen gekommen waren. Auch der Häuptling von Hoatchanas war glücklich aus Gobabis entkommen und das erste, als er seine Station wieder erreicht hatte, war, daß er seinem Missionar riet, er möge sich mit Sack und Pack nach einer südlicheren Station zurückziehen, denn Hoatchanas sei dem nächsten Angriff der Feinde preisgegeben, und er selbst könne auch nicht bleiben und ihn schützen, sondern müsse mit allen seinen Leuten nach dem Norden ziehen, denn so habe er es mit den übrigen Häuptlingen verabredet. Doch konnte sich Heider nicht zur Flucht entschließen, schon um die Missionsgebäude nicht der Plünderung und Zerstörung preiszugeben. Auch schien für den Augenblick die Gefahr für Hoatchanas nicht mehr so dringend. Vielmehr siegten in den ersten Gefechten die Naman und trieben ihre Feinde zurück, raubten auch eine große Menge Rinder, wohl an 1000 Stück.

Die wurden dann eilends bei Hoatchanas vorbeigetrieben nach dem Süden hin, und damit sie nicht etwa beim Umschlag des Kriegsglücks wieder in die Hände der Herero fielen, wurde ein Teil sofort an die südlichen Händler verkauft, der größere Teil aber geschlachtet,

und immer weiter geschlachtet und so lange geschmaust, geschwelgt und wohl gelebt, bis nichts mehr übrig war. Es ist unglaublich in wie kurzer Zeit die Naman mit den größten Fleischmassen fertig werden können. Hernach dauerte es nicht lange, bis die eben noch so siegreichen Naman von den Herero jämmerlich geschlagen und mit Verlust fast aller ihrer Pferde und Wagen und aller ihrer Munition wieder zu den Stationen zurück kamen. Auch der Häuptling von Hoatchanas war gefallen. Der so glänzend begonnene Feldzug war im Dezember 1880 vollständig verunglückt und es dauerte lange, bis die geschlagenen Stämme sich zu einem neuen Zuge ermannten. Wenn damals die Ovaherero die fliehenden Naman hätten verfolgen und in ihr Land eindringen wollen, so wäre es ihnen ein leichtes gewesen, wenigstens die nächsten Stationen wegzunehmen. Hoatchanas war und blieb gänzlich wehrlos. Nicht die geringsten Verteidigungsanstalten wurden gemacht, keine Posten ausgestellt, keine Schanzen aufgeworfen, in unbegreiflichem Leichtsinn lebten die Leute nur so in den Tag hinein, und alle Ermahnungen des Missionars sich vorzusehen waren vergebens.

Da sich nun alle Ordnung aufzulösen drohte, die einzelnen Familien von Hoatchanas nicht mehr zusammen hielten, sondern sich im Felde zerstreuten, Viehdiebstahl auch unter den Gliedern des gleichen Stammes immer mehr um sich griff, so beschloß Heider mit den Seinigen eine Rundreise zu machen bei den zerstreuten Gemeindegliedern, ihnen Gottes Wort zu bringen und sie zur Wiedersammlung auf die Station zu ermahnen. Er führte diese Reise aus in den Monaten Februar und März 1881, und dehnte dieselbe aus bis zur Nachbarstation Gibeon, wo er den einsamen Missionar Rust besuchte.

Diese Reise sollte aber für den lieben Heider schlimme Folgen haben. Ein ganz ungewöhnlich starker Regen hatte sich eingestellt, die Wüstenfläche stand teilweise unter Wasser, das Durchkommen mit dem Ochsenwagen war an manchen Stellen sehr schwer, und doch durfte der Missionar nicht zögern, er hatte versprochen, zu Ostern wieder zu Hause zu sein, und hatte zur Osterfeier alle die Familien bestellt, die er im Felde besucht hatte. Sie waren auch wirklich gekommen, das Fest verlief ganz schön, auch die Osterkommunion war ziemlich zahlreich und der Missionar durfte aufs neue die Ueberzeugung gewinnen, daß seine Arbeit auf Hoatchanas nicht vergeblich gewesen sei. Nun aber brach, wie immer nach großer Nässe, das Landesfieber aus, meist mit Augenkrankheit verbunden. Heiders Haus wurde ein Lazareth, fast die ganze Familie lag darnieder, und nicht viel besser ging's in den Hütten der Naman. Bei den meisten Kranken trat nach einiger Zeit Besserung ein, auch Heiders Kinder erholten sich ziemlich schnell, aber er selbst, der gute Vater, sollte sich nicht wieder erholen. Trotz der sorgsamsten, aufopferndsten Pflege seitens seiner treuen Gattin, und aller wohlgemeinten Bemühungen der Aeltesten, des Schulmeisters und sonstiger Gemeindeglieder, trotz der herzlichen und dringenden Gebete der ganzen Gemeinde wollte das Fieber nicht weichen, und am 16. Juni 1881 ging der liebe Bruder

selig und im Frieden heim. Etwa ein Jahr blieb die Station unbesetzt, nur ein Lehrer und ein Aeltester verwalteten unter der Oberaufsicht der tapferen Witwe, die noch über ein Jahr auf dem einsamen Posten aushielt, bis Missionar Judt, der früher in Gobabis war, als Nachfolger ihres Mannes auf Hoatchanas einzog (Juni 1882). Ihm, der mit fester Hand die Zügel faßte, gelang es auch während der folgenden unruhigen Jahre dennoch die Gemeinde in einem geordneten Zustande zu bewahren und sie vom Kriege fernzuhalten.

Die Bastards.

Die Bastardstämme, welche aus dem Norden der Kapkolonie in den sechziger Jahren auswanderten, um weiter nordwärts außerhalb der Kapkolonie sich einen neuen Wohnort zu suchen, waren mit dem Missionar Heidmann, der sie auf der Station de Tuin um sich gesammelt hatte, ins Groß-Namaland gezogen (S. 170) und hatten sich im Jahr 1871 zum größten Teil auf der Station Rehoboth niedergelassen, die seit Kleinschmidts Tode (1864) unbesetzt geblieben war.

Es sah nicht sehr erfreulich aus auf Rehoboth. Das ehemalige Wohnhaus des Bruders Kleinschmidt stand zwar noch, aber es hatte weder Thüren noch Fenster, die Mauern mußten mit Pfählen gestützt, die großen Löcher im Dach und in den Wänden mußten vorläufig mit Segeltuch und Säcken verstopft werden, Wind, Staub und Fledermäuse hatten überall freien Eingang. Es war kaum möglich, in solchem Aufenthaltsort gesund zu bleiben. Der Missionar und seine Frau kamen in der ersten Zeit aus dem Kranksein fast nicht heraus. Allmählich jedoch gelang es, das Haus wohnlicher zu machen, auch die zerfallene Kirche und Schule wurde wieder hergestellt. Dort sammelten sich ziemlich regelmäßig etwa 150 Erwachsene und 100 Kinder um Gottes Wort.

Besonders die wöchentlichen Bibelbesprechstunden, in denen die einzelnen Kapitel der Bibel langsam durchgelesen und mit den Gemeindegliedern durchgesprochen wurden, erwiesen sich als sehr förderlich. Ueberhaupt ließ das kirchliche Leben auf der Station nicht viel zu wünschen übrig. Nur war es für die Bastards ebensowenig möglich längere Zeit auf der Station zusammen zu bleiben, wie für die übrigen Bewohner des Nama- und Damralandes. Denn auch die Bastards waren für ihren Unterhalt neben der Jagd vor allen Dingen auf die Viehzucht angewiesen, und wenn der Regen ausblieb und das Gras verdorrte, bestand keine Möglichkeit sich selber und ihr Vieh durchzubringen, als indem die ganze Gemeinde sich in einzelne Gruppen auflöste und dahin wanderte, wo noch etwas Futter für das Vieh zu finden war. Da mußte dann der Missionar auch ein Wanderprediger werden, um nach der Reihe alle die zerstreuten Werfte mit der Predigt des göttlichen Wortes zu besuchen.

Noch eine andre Arbeit fand sich für den Rehobother Missionar. In der Nähe der Station lagerte ein Trupp Bergdamra, von jenem

rätselhaften schwarzen Volk, welches sich wesentlich von seinen schwarzen Nachbarn den Ovaherero unterscheidet, obwohl es zwischen ihnen wohnt, und die Namasprache spricht, die doch sonst nur von den gelben Stämmen gesprochen wird. Die Bergdamra sind mehrenteils Dienstleute der Ovaherero und wurden auch von den Bastards in Dienst genommen. Mit Mitleid und Verwunderung sah der Missionar an stillen Abenden auf der Bergdamrawerft das angezündete helle Feuer und um dasselbe herum die singenden und tanzenden nackten oder halbnackten schwarzen Gestalten, wie sie beim Aufstampfen auf den Boden mit Stäben und großen Holzringen an den Fußgelenken ein klapperndes Geräusch hervorbrachten, bald in allerlei künstlichen Verschlingungen um das Feuer herum, bald aber auch mitten hinein sprangen, sodaß die Funken nach allen Seiten stoben und das Feuer bald gänzlich ausgetreten war. Heidmann benutzte dann die Pausen, um ihnen durch einen Dolmetscher eine bessere Freude anzupreisen, die sie in Christo Jesu haben würden. Er richtete einen regelmäßigen Abendgottesdienst für sie ein und hatte seine Freude daran, wie beim Gesang der Bastards die Bergdamrafrauen mit ihren schönen hellen Stimmen gleich mit einsetzten, obwohl sie die Worte nicht verstanden. Es war ihm wie das erste unbewußte Aufschreien des elenden Sünderherzen zu dem himmlischen Sünderfreund, der auch sie gesucht hat und von ihnen sich will finden lassen. Leider erschwerte der Mangel eines tüchtigen Dolmetschers den Fortgang dieser erfreulichen und hoffnungsreichen Arbeit, und eine lange und schwere Krankheit des Missionars, die ihn zwang die Station auf längere Zeit zu verlassen, führte eine völlige Unterbrechung herbei. Erst zu Ostern 1873 kam Heidmann ziemlich genesen mit seiner Frau vom Seestrand auf die Station zurück. Ein erwachsenes Bastardmädchen hatte in seiner Abwesenheit notdürftig Schule gehalten und zwei Aelteste hatten sich in die Predigt bei den Sonntagsgottesdiensten geteilt. Aber es war doch sehr mangelhaft gegangen. Die tiefere Erkenntnis des Wortes fehlte, und nicht minder die Fähigkeit es recht zu teilen und den Bedürfnissen der Gemeinde anzupassen. Desto eifriger strömten sie wieder zusammen zur Kirche und Schule, als der Missionar selbst wieder die Leitung in die Hand nahm (mehr als 50 junge und alte Leute meldeten sich zur Taufe und zur Konfirmation); auch die noch ungetauften Bastards besuchten den Gottesdienst nicht minder regelmäßig als die Gemeindeglieder. Auch die Bergdamra baten um Fortsetzung des Unterrichts und der Abendgottesdienste, und da Missionar Heidmann jetzt einen Schulmeister erhalten hatte, der ihm auch als Dolmetscher diente, so konnte er ihrer Bitte willfahren. Nicht minder sorgte er für die kirchlichen Bedürfnisse der weißen Handelsleute, die sich dauernd oder nur vorübergehend auf Rehoboth aufhielten, und machte von Zeit zu Zeit Besuchsreisen zu dem etwas entfernter lagernden Namastamm der Boois, der ebenfalls um einen Lehrer gebeten hatte. Allmählich hob sich auch der Wohlstand der Bastards etwas, Jagd, Handel, Viehzucht wurden mit Glück betrieben, mit schwerer Arbeit hatten sie endlich auch den tiefliegenden Quellen auf

der Station einen Ausfluß durchs Gestein gesprengt, sodaß sie zur Bewässerung in Gärten und Feldern verwandt werden konnten; statt der Mattenhütten wurden reinliche Backsteinhäuser gebaut und die Station fing an, den Anblick eines wohlhabenden Dorfes zu gewähren. Trotz aller Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit, die auch in dem halb hottentottischen Bastard steckt, trotz aller Neigung zum Umherschwärmen, Schwatzen und Trinken, waren doch diese Bastards allen umwohnenden Naman an Fleiß und Thatkraft weit überlegen, und je weiter die letzteren herunterkamen und verarmten, desto mehr ging es mit den Bastards vorwärts.

Am Ende des Jahres 1874 schien es als ob die Rehobother Bastards einen nicht unbedeutenden Zuwachs von Stammgenossen bekommen sollten, die ebenfalls aus der Kapkolonie ausgewandert und ins Namaland gezogen waren. Es mochten etwa 20 Familien sein, einige von ihnen ziemlich wohlhabend. Vorläufig hatten sie sich von dem Namahäuptling David Christian ein Stück Feld in der Nähe der Station Bethanien anweisen lassen und baten von da aus um einen Rheinischen Missionar. Die Konferenz unsrer Missionare, an welche dies Gesuch gerichtet war, beauftragte den Missionar Heidmann die Leute zu besuchen und sie womöglich mit sich nach Rehoboth zu nehmen. Heidmann that das auch, stellte ihnen vor, wie der Platz Grootfontein, wo sie jetzt wohnten, sehr unsicher und mangelhaft sei, wie sie in Rehoboth besseres Land und besseres Wasser, dazu auch mehr Schutz und mehr Gelegenheit zum Verwerten ihres Besitzes finden würden, wie sie dort einen Lehrer und eine Gemeinde, Kirche und Schule vorfänden und keine Aussicht hätten, selber aus eigenen Mitteln sich das alles zu beschaffen. Sie gaben ihm auch wohl meistens Recht, etliche wären gewiß auch gerne gleich mit ihm gezogen, aber die Reicheren und Angesehenen bestanden darauf, es noch erst weiter auf Grootfontein zu versuchen. Der eigentliche Grund war, daß auf Rehoboth ein Häuptling war, Hermann van Wyk, dem sie sich nicht unterwerfen wollten. So mußte denn Heidmann allein wieder nach Rehoboth zurückkehren, und die Grootfonteiner Bastards fuhren so lange fort zu petitionieren um einen eignen Missionar, dessen Unterhalt sie ganz allein übernehmen wollten, bis ihnen endlich im Jahr 1878 wirklich ein Missionar gesendet wurde. Aber schon vier Jahr später war die Freude wieder vorbei, wie wir alsbald erzählen werden.

Eine andre Vergrößerung von Rehoboth erfolgte im Jahr 1875, die dem Missionar nicht so erwünscht war. Mehrere weiße Händler hatten sich auf Rehoboth niedergelassen und ihre Handelsmagazine daselbst aufgerichtet. Diese unterhandelten mit einem Trupp holländischer Buurs, die hinter Gobabis lagen (von Zyl s. S. 419) und forderten sie auf, einen nahe gelegenen Platz käuflich zu erwerben. Nun fragte es sich aber, wer der eigentliche Besitzer von Rehoboth sei. Die Bastards behaupteten, es sei der Namahäuptling Abr. Zwartbooi, der jetzt in Damraland auf der Station Ameib sitze, und gingen eilends zu ihm hin, um sich eine Art Besitztitel oder doch ein

Vorkaufsrecht auf Rehoboth und Umgegend von ihm zu erwerben. Die Weißen dagegen behaupteten, der Platz gehöre dem Häuptling des Roten Volkes, der auf Hoatchanas saß und ließen sich von dem eine Verschreibung geben. Darüber entstand offene Feindschaft zwischen den Weißen und den Bastards, und der Missionar suchte vergeblich zu vermitteln.

So lagen die Sachen auf Rehoboth als zu Anfang Oktober 1876 der englische Kommissar Mr. Palgrave auf Rehoboth erschien. Wir wissen daß es seine Absicht war das Land unter englische Protektion zu bringen. Auf Rehoboth wollte er jedoch für jetzt nur mal erst die Stimmung sondieren, und eine Aussöhnung der Bastards mit den Weißen herbeiführen. Zwei weiße Handelsleute waren in Zwist geraten, einer hatte den andern verklagt, und der Bastardkapitän hatte die Sache vor sein Gericht ziehen wollen. Das erklärte der Kommissar für unzulässig; Weiße könnten nicht von Eingebornen gerichtet werden. Im übrigen aber gab er den Bastards und ihren Arbeiten auf Rehoboth alles Lob, und versprach beim Kapischen Gouvernement dafür sorgen zu wollen, daß den Bastards Rehoboth als Eigentum zugesprochen würde; dagegen sollten die Bastards es aber auch den Weißen nicht wehren auf Rehoboth zu wohnen, und ihre Streitigkeiten untereinander selber auszumachen. Der Missionar hätte nichts Besseres gewünscht, als daß die Engländer sofort eine christliche Obrigkeit eingesetzt und Recht und Ordnung im Lande aufgerichtet hätten, besonders um zwei Uebelstände zu beseitigen, die zunehmende Einfuhr von Branntwein und systematische Verführung der Eingebornen zur Trunksucht seitens der Händler, und sodann die gar nicht mehr zu dämmende Viehstehlerei. Der Viehdiebstahl war zwar von jeher von den Buschmännern, jenem Zigeunergesindel der Wüste, als ihr gutes Recht angesehn und geübt worden; es hatten sich auch die armen Bergdamra fleißig daran beteiligt, wenn ihnen, wie es so oft der Fall war wegen Regenmangel die Feldkost fehlte, kleine zwiebelartige Knollen die nach dem Regen unter dem Sande wuchsen und ihnen zur Hauptnahrung dienten. Jetzt aber fingen auch die Naman selbst an, sich an diesem Viehdiebstahl zu beteiligen, nicht bloß wenn die Not sie drängte, sondern aus Haß und Mißgunst gegen die Bastards. Sie konnten es diesen Eindringlingen nicht vergeben, daß sie in dem Lande wo die eingesessenen Naman samt und sonders verarmten (wegen ihrer Faulheit und Fahrlässigkeit) sogar zu einem gewissen Wohlstand gelangten und etwas vor sich brachten. Der Schaden den die Bastard im Verlauf eines einzigen Jahres durch diese Viehstehlerei erlitten, belief sich auf mehr als 1000 Th. Sie waren grade im Begriff, die Schafzucht bei Rehoboth in kunstgerechter Weise zu betreiben, und hatten sich edle Wollschafe vom Kap kommen lassen, aber die Unmöglichkeit sich der Viehräuber zu erwehren, nahm ihnen den Mut zu allen größern Unternehmungen. Sie erkannten allmählich, daß der angesehenste und schlauste Nama-Häuptling Jan Jonker, ihr nächster Nachbar auf der Station Windhoek, absichtlich und eingestandenermaßen darauf hinarbeite die Rehobother Bastards so lange beunruhigen und berauben zu lassen, bis sie selbst

es vorzögen wieder aus dem Lande zu gehn, und weiter erkannten sie, daß trotz aller schönen Versprechungen des Mr. Palgrave die englische Regierung nicht Hand noch Fuß rühren werde, um ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Indes blieben die Bastard doch der Zuversicht, daß die Sachen sich später wieder zum Bessern wenden und Jan Jonker mit sich reden lassen werde. Sie waren schon dankbar, daß sie unter der Führung ihres treuen Lehrers (Missionar Heidmann) eine Bleibestätte gefunden, wo sie ihrem Gott in Frieden dienen konnten. Als 1878 das Jubeljahr der Rheinischen Missionsgesellschaft von den Missionaren auf Rehoboth gefeiert wurde, beteiligte sich die Gemeinde mit dem größten Eifer an diesem Jubelfeste. Sie übernahm eine bedeutende Reparatur und Vergrößerung der Kirche, stellte ihre eignen Wohnhäuser den fremden Gästen zur Verfügung, brachte außer den gewöhnlichen Missionsbeiträgen mehr als 1000 Mk. als Jubiläumsgabe zusammen, und ließ es sich von Herzen angelegen sein, den fremden Missionaren und Gemeindegliedern die von Damraland und Namaland gekommen waren, den Aufenthalt auf Rehoboth so angenehm wie möglich zu machen.

Leider sollte die Zeit des Aufatmens und der guten Hoffnung nicht lange dauern. Als im Juli 1880 die Konferenz der Missionare wiederum auf Rehoboth versammelt war — diesmal waren es sämtliche Nama-Missionare — da lag es klar vor Augen, daß die Bastards nicht bloß von den umwohnenden Naman und deren Gesellen, sondern auch von den schwarzen nördlichen Nachbarn, den Ovaherero bedroht seien. Der Krieg, der jetzt ausbrach und von welchem später die Einzelheiten erzählt werden sollen, traf gleich im ersten Augenblick die Bastardgemeine auf Rehoboth sehr schwer, aber sie ließ sich dadurch nicht vom Worte Gottes abwendig machen, sondern nahm aus der Trübsal viel geistlichen Segen mit hinweg. Das Weihnachtsfest von 1880 wurde mit ganz besondrer Andacht und Inbrunst gefeiert. Freilich der lichtstrahlende Weihnachtsbaum mit den fröhlichen Weihnachtsliedern aus Kindermund fehlte diesmal. Aber es wurden 23 Erwachsene in die Gemeinde aufgenommen, 13 getauft und 10 konfirmiert, und am zweiten Feiertage wurde das Abendmahl gefeiert mit 178 Kommunikanten. Der größere Teil des Jahres 1881 verging ohne Erneuerung des Kriegslärms, zwar in viel Not und Bedrängnis, in Hunger und Kummer, da der Krieg alle Familien aufs schwerste geschädigt hatte. Dazu kam dann noch die allgemeine Unsicherheit, das Darniederliegen alles Verkehrs, die Unmöglichkeit eines friedlichen Erwerbes. Der Missionar hatte viel zu trösten und zu helfen, gab fast das letzte Stück von seinem eignen Haushalt weg, und litt mit seinen armen Gemeindegliedern oft Mangel an dem Notwendigsten. Der Leichtsinn und der Uebermut fand auf Rehoboth keine Stätte mehr; ernst und schwer sah jeder den kommenden Tagen entgegen, und die meisten ließen sich's desto mehr angelegen sein, in dem Worte Gottes Aufrichtung und Stärkung zu suchen.

Im August des Jahres 1881 wurde die Zahl der Bastardfamilien durch Zuzug von Süden her etwas vergrößert. Es war oben

schon erwähnt, daß ein großer Teil der Bastards die aus der Kap Kolonie ins Namaland zogen, in der Nähe der Station Bethanien auf Grootfontein geblieben, und dort so dringend um einen eignen Missionar gebeten hätten, daß nach dem Gutachten der Konferenz im Jahr 1878 ihnen wirklich ein Missionar geschickt wurde, den sie ganz aus eignen Mitteln unterhalten wollten. Wir schalten hier die kurze Geschichte der Station Grootfontein ein.

Es war der Missionar Pabst, welcher gleich nach Ostern des Jahres 1878, am 27. April in Grootfontein seinen Einzug hielt. Er wurde mit großen Ehren und Freudenbezeugungen empfangen, und von dem Kapitän Klaas Zwart in ein Häuschen eingeführt, welches die Bastards bereits für ihn fertig gestellt und festlich ausgeschmückt hatten. Eine kleine Kirche hatten sie noch nicht fertig gebracht; die Einführung des jungen Missionars mußte in einer sogenannten Buschkirche geschehen, die noch vom vorigen Jahr stand, als Missionar Olpp von Gibeon die Bastards besuchte und ihnen Gottesdienst hielt. Leider sollte sie für den Einführenden, den alten Missionar Kreft von Bethanien, der mit Pabst nach Grootfontein gekommen war, schlimme Folgen haben. Er hatte sich in der offenen Buschkirche eine schwere Erkältung zugezogen, achtete nicht gleich darauf, erkrankte schwer und immer schwerer an einer Lungenentzündung, und schon nach 5 Tagen wurde er heimgerufen. Das war ein schwerer Anfang für den jungen Bruder. Mit dem Kapitän und mehreren Gemeindegliedern hatte er in der Kirche und am Bett des Sterbenden oftmals auf den Knieen gelegen, und um Genesung für den werten Senior der Nama-Missionare gefleht. Jetzt mußte er nach dem Wunsche des Verstorbenen die Leiche nach Bethanien zurückgeleiten, und da die Fahrt einen sehr betrübten Verlauf nahm, die Reise später noch einmal wiederholen, mußte auch längere Zeit zur Beratung mit den Brüdern nach Rehoboth und abermals nach Bethanien, so daß es die erste Zeit durch viel Unruhen ging. Das hinderte den jungen Missionar jedoch nicht sofort mit regelmäßigen Gottesdiensten, Katechisierübungen, Morgenandacht, Singstunde und Kinderschule zu beginnen und sich unter der neuen Gemeinde näher umzusehn. Sie war nicht groß, kaum 200 Seelen. Im Jahre 1871 waren sie von den holländischen Boers (Buurs) aus der Kapkolonie verdrängt, und hatten sich im November 1873 auf Grootfontein niedergelassen, waren also 5 oder vielmehr 7 Jahre ohne regelmäßige Predigt und Unterweisung aus Gottes Wort geblieben. Desto hungriger waren sie jetzt nach dem Wort des Lebens. Die kleine Buschkirche mußte erweitert werden; von den 60 bis 70 Kommunikanten fehlte kaum einer bei der Austeilung des heil. Abendmahls; bei manchem älteren Gemeindegliede, besonders bei den Frauen konnte man reges geistliches Leben, und eine wohlgegründete christliche Erkenntnis spüren. Auch die Schulkinder zeigten eine große Lernbegierde. So hätte der Missionar mit seiner Gemeinde wohl zufrieden sein können, wenn sie nur auch ihr Versprechen für seinen Unterhalt zu sorgen, treulich erfüllt hätte. Aber da fehlte es. Der Erwerb war gering, der Boden auf dem die Station errichtet war nicht sehr kulturfähig, die Quellen

und die gegrabenen Brunnen ungenügend, die Bewässerung schwach, die Ernte brachte vielen kaum das Saatkorn wieder. Also auch hier mußte Viehzucht die Hauptbeschäftigung bleiben. Nun hatte man gleich bei der Ankunft des Missionars eine besondre Kirch- und Schulherde gebildet, und wer kam, um den Dienst des Missionars in Anspruch zu nehmen, schenkte auch gleich ein Stück Vieh dazu. Im ersten Jahr hatten die Vermöglicheren auch dafür gesorgt, daß die versprochene Geldsumme richtig zusammen kam, auch noch im zweiten, dann aber war's vorbei. Dürre und Krankheit unter dem Vieh, vor allen Dingen aber die unaufhörlichen Räubereien der Buschmänner machten die Gemeinde arm. Es waren das nicht Viehdiebstähle gewöhnlicher Art, wo hier und da bisweilen ein Ochs oder Pferd oder ein paar Schafe gestohlen werden, sondern hundertweis trieb man die Rinder, zu tausenden trieb man das Kleinvieh davon. Die Wächter die sich zur Wehre setzen wollten, wurden tot geschossen. Bis in die unmittelbare Nähe der Station erstreckte sich diese Räuberwirtschaft. Nur selten gelang es den nachsetzenden Bastards, einen Teil ihres Viehes wieder zu erlangen, denn die Räuber hatten nicht bloß ihre Schlupfwinkel in schwer zugänglichen Felspartien des Gebirges, sondern sie hatten auch einen mächtigen Schutz an den benachbarten Naman, besonders an dem Boois'schen Stamm der im Gebirge wohnte. Unter diesen Umständen dachten bald einzelne Familien ans Fortziehn, und der Missionar mußte sehen wie seine Gemeinde nicht bloß verarmte, sondern zerbröckelte. Die einen zogen nach Süden, wieder in die Kapkolonie, die andere nach dem Norden, nach Rehoboth. Von Rehoboth waren schon wiederholte dringende Anmahnungen gekommen, daß die ganze Gemeinde dorthin übersiedeln möge, aber der Kapitän Klaas Zwart konnte sich nicht entschließen sich unter den Kapitän von Rehoboth zu stellen. Missionar Pabst versuchte immer wieder den Häuptling von Bethanien unter dessen Schutz Grootfontein stand, zur Bestrafung der Räuber und Mörder zu bewegen, und es erfolgten auch allerlei schöne Versprechungen, die aber auf Nama Art niemals gehalten wurden. So blieb denn der Untergang der Station unabwendlich. Der Missionar zog nach Bethanien und von da allmählich weiter nach Süden nach Bersaba, Keetmanshoop und Warmbad, wo er 1883—85 die Station verwaltete. Seine Gemeinde zog hierhin und dorthin, ein Teil nach Rehoboth, ein Teil nach Leverbreck in der Nähe von Keetmanshoop, wo Pabst sie möglichst häufig besuchte, und zuletzt nach Mier an den Rand der Kalihari Wüste, wo Missionar Pabst eine neue Station anlegte.

Dieses Mier und Haas oder wie es jetzt als Missionsstation heißt Rietfontein war schon vorher von einem kleinen Bastardstamm besetzt unter dem Häuptling Dirk Vilander. Die Missionare von Warmbad und von Keetmanshoop hatten ihn mehrmals besucht, schon seit dem Jahre 1873, und immer hatte der Mann sehr dringend um einen Lehrer (Missionar) gebeten. Mehrere Weiße hatten sich bei ihm niedergelassen, hatten Bastardtöchter geheiratet, und wünschten ebenfalls sehr einen Geistlichen und Lehrer der ihre Kinder taufen und unter-

richten, auch für sie selbst je und dann einen Gottesdienst halten könnte. Die Missionare hatten beständig darauf gedrungen, sie müßten zuerst einen Ort ausfindig machen, wo sich der ganze Stamm zusammenziehn, und um Kirche und Schule her ansiedeln könnte. Aber sie erklärten, das könnten sie nicht, weil sie keinen andern Lebensunterhalt hätten als Jagd und Viehzucht, so sei es notwendig möglichst weit auseinander zu wohnen um stets den Wohnplatz wechseln zu können. Bei den öfteren Besuchen überzeugten sich auch die Missionare bald genug, daß es den Leuten hier am Wüstenrand fast noch weniger möglich sei zusammen zu bleiben, als im eigentlichen Namaland, und gingen deshalb mit ihren Forderungen immer weiter herunter, während die Bastards mit ihrer Bitte immer dringender wurden. Sie hatten etliche Fremde, die anderswo etwas vom Christentum gelernt hatten zurückgehalten, um sie und ihre Kinder ein klein wenig zu unterrichten. Aber es war doch alles nicht genügend: sie mußten einen Missionar haben.

Im Jahre 1883 war Missionar Fenchel wiederum bei Dirk Vilander und nachdem die beiden lange über die Anlegung einer Station verhandelt hatten, erklärte der letztere sich bereit, denjenigen Teil der zerstreuten Bastardgemeinde des Bruder Pabst, der noch immer keine sichere Bleibstätte gefunden hätte bei sich aufzunehmen, unter der Bedingung, daß der Missionar selber auch mit käme. Auf dieser Grundlage wurde dann weiter unterhandelt. Die früheren Grootfonteiner Bastards erklärten sich willig zu Dirk Vilander zu ziehen, auch Missionar Pabst erklärte sich bereit, so bald nur für ihn ein anderer Missionar nach Warmbad käme; der einzige, der widerstrebte, war der kleine Grootfonteiner Kapitän Klaas Zwart. Denn diese kleinen Potentaten sind oft eifersüchtiger auf ihr bißchen Herrschaft als mächtige Kaiser und Könige. Wie er sich durchaus nicht unter den Kapitän von Rehoboth hatte stellen wollen, so noch weniger unter Dirk Vilander. Es kam dahin, daß er sich von seinen Unterthanen, die mit ihrem Missionar Pabst nach Haas oder Rietfontein zogen, trennte, und mit ein paar Familien die ihm anhingen von dannen zog, weiter ins Namaland hinein, um nur nicht einem andern gehorchen zu müssen. Leider nahm er auch noch den Rest der Missionsherde mit, aus deren Ertrag der Lehrer (Missionar) unterhalten werden sollte. — Im Juni 1885 erschienen auf Warmbad die Wagen der Bastards von Mier und Haas, um den neuen Lehrer (Missionar Pabst) abzuholen. Sein Nachfolger in Warmbad, Missionar Wandres, begleitete ihn. Es war keine Vergnügungsreise; etliche Male wären die Wagen beinahe in den hohen Sanddünen stecken geblieben. Nach elftägiger Fahrt durch die Wüste erreichten sie Haas und machten Halt vor einem kleinen Lehmhäuschen, welches die Bastards für sie errichtet. In einem andern kleinen Lehmhaus sollte Kirche und Schule gehalten werden. Missionar Fenchel von Keetmanshoop war schon vor ihnen auf der neuen Station angekommen, um den Missionar Pabst in sein neues Amt einzuführen. Nachdem dies geschehen war, ließ er gleich wieder seine Ochsen einspannen um nach Keetmanshoop zurückzukehren und nahm auch den jungen Missionar Wandres mit fort.

Der Bruder Pabst hatte ja wohl eine große Freude, wieder vor einer Bastardgemeinde stehen und reden zu können, und manche wieder zu sehen, die schon früher auf Grootfontein seine Gemeindeglieder gewesen waren, aber sonst war der erste Eindruck auf dem neuen Platz kein sehr erfreulicher. Nur fünf Mattenhäuser waren zu sehen; fast die ganze Bewohnerschaft war abwesend auf einem Jagdzug in die Wüste, auch der Kapitän Dirk Vilander war nicht da. Aber er stellte sich doch bald ein, und auch die übrigen Leute erschienen nach und nach und alle waren sehr erfreut, daß der so lang gewünschte Lehrer endlich da sei und kamen fleißig zum Gottesdienst.

Etwa 40 schon früher Getaufte fanden sich unter diesen Bastards, meist recht verkommen und verwildert, aber offen und zugänglich für die Predigt des Evangeliums, und namentlich unter den Frauen etliche, denen es ein ganzer Ernst war mit der Nachfolge Christi. An 30 Erwachsene meldeten sich sogleich zum Taufunterricht und die Schule füllte sich mit 120 Kindern. Ein treuer Gehilfe, Cornelius Jansen, den Pabst schon von Grootfontein her kannte, leistete ihm bei alt und jung treffliche Dienste. Wenn nur die Armut die Leute nicht immer wieder gezwungen hätte sich zu zerstreuen und in der Ferne bei Heiden oder heidnisch gesinnten Weißen sich zu verdingen. Auch der Kapitän wußte sich vor Schulden nicht zu retten. Ein Stück seines Gebiets nach dem andern mußte er an seine weißen Gläubiger abtreten, und es war schon davon die Rede, daß er ganz werde von dannen ziehen müssen, nach Norden an die Damra-Grenze, wo die Rehobother Bastards wohnen. Aber dazu konnte er sich doch nicht entschließen, sondern erklärte dem Missionar, wenn man ihn nicht mit Gewalt wegtreibe, so werde er nicht gehen. So konnte denn der Missionar getrost daran gehen, nicht bloß das Kirchlein zu vergrößern, sondern auch für sich selbst ein festes Haus zu bauen. Durch Zuzug von außen vergrößerte sich auch die Gemeinde, und die Zahl der Abendmahlsgäste stieg auf 67. Wie es scheint, würden noch manche Bastardfamilien sich auf Rietfontein sammeln, wenn nur die Möglichkeit des äußeren Bestehens dort gegeben wäre.

Jan Jonker und seine Bundesgenossen.

Jan Jonker war der Sohn des alten Jonker Afrikaner, der ganz Damraland erobert und seinen Hauptsitz in Windhoek hatte. Als die Ovaherero 1870 ihre Freiheit wieder erlangten, ließen sie Windhoek dem Jan Jonker zum Wohnsitz, freilich nicht als Eigentum, sondern als Lehen des Oberhäuptlings im Damraland. Jan Jonker hatte aus den Kämpfen mit den Herero nur einen kleinen Rest des früher sehr mächtigen und gefürchteten Afrikanerstammes gerettet, und schien ihnen nicht mehr gefährlich. Gleichwohl mißtrauten sie dem verschlagenen Manne, fürchteten seinen Einfluß auf ihren eigenen Oberhäuptling Maharero, den er bald würde am Gängelband geführt haben, und verlangten daher, daß einer unserer Missionare nach Windhoek

gesetzt würde, wohl in der Erwartung, daß Jan Jonker unter den Augen des Missionars nicht leicht wagen würde, neue Pläne gegen die Herero anzuzetteln. Die Konferenz beauftragte demgemäß den Missionar Schröder, der bis dahin die Station Keetmanshoop in Namaland geleitet hatte, nach Windhoek zu ziehen und Lehrer des Jonkerschen Stammes zu werden.

Missionar Schröder folgte diesem Ruf keineswegs mit einem freudigen Herzen. Der Jonkersche Stamm und der Booissche Stamm waren keineswegs gut berüchtigt bei den Weißen. Sie hatten in früherer Zeit den Missionaren viel Not gemacht und waren als gewaltthätige und raubsüchtige Menschen bekannt. Schröder sah seine Sendung zum Jonker als einen letzten Versuch an, auch aus diesem verkommenen Haufen noch etliche Ueberbleibsel für den Herrn zu gewinnen. Vielleicht, sagte er sich, habe der Herr nur darum den Stamm des Jonker im letzten Krieg so schwer gedemütigt, weil er noch Friedens- und Heilsgedanken über ihnen habe.

Am 27. März 1871 traf Missionar Schröder mit seiner Familie auf Windhoek ein. Hatte er aber gehofft, dort eine freundliche Aufnahme und gebeugte, trosthegierige Herzen zu finden, so hatte er sich sehr getäuscht. Die Gemüter waren verbittert, voll Haß gegen die Herero, und die Gedanken drehten sich ausschließlich um die frühere, nun verlorene Macht und Herrlichkeit, und die Mittel, die Herero doch noch zu überlisten und sich wieder Geltung zu verschaffen. Von geistlichem Leben war nichts zu spüren. Kalt und tot saßen die Zuhörer bei der Predigt, und ihre Herzen schienen anfänglich wie Stein. Und doch hatten die meisten das Wort Gottes schon vor ein paar Jahrzehenden gehört, etliche waren in ihrer Jugend getauft, andere hatten auf benachbarten Stationen manches gesehen und gehört, was ihnen ein Wegweiser zum Leben hätte werden können. Das Einzige, wofür sie noch Sinn zu haben schienen, waren die christlichen Lieder die sie gerne sangen, und das Buchstabierbuch, denn lesen wollten sie alle lernen, und am Ende meldeten sich doch nach und nach 18 zur Taufe und zur Aufnahme in die Gemeinde. Das wüste, heidnische Wesen auf der Station, die Trinkgelage, Schlägereien und sonstige Unordnungen hörten allmählich auf, der Häuptling Jan Jonker unterstützte den Missionar je länger je mehr in der Uebung der Zucht auf seinem Platz, manche der alten Erinnerungen an die Missionare Hahn und Kleinschmidt wachten wieder auf. Die Gemeinde wuchs gleich im ersten Jahre mit den getauften Kindern bis zu 39 Seelen. Die Schule für Erwachsene übernahm Schröder selbst, die Schule für Kinder leitete sein Schulmeister Traugott Richter (auch ein Farbiger). Man mußte Mitleid haben mit den halb verhungerten kleinen Geschöpfen, die doch regelmäßig die Schule besuchten, ihre Aufgaben lernten und ihre Lieder sangen, trotzdem sie bisweilen vor Hunger und Kraftlosigkeit hinfielen. Und ebenso die Erwachsenen, besonders die Frauen, nichts im Leibe und nichts auf dem Leibe, hungernd und frierend kamen sie zum Gottesdienst und zu der täglichen Andacht. Mit aller Hingebung suchte Missionar Schröder der Armut und der äußeren

Verkommenheit seiner Pflegebefohlenen aufzuhelfen, aber er war nicht imstande ihnen irgend eine gewinnbringende Beschäftigung nachzuweisen, geschweige sie daran zu gewöhnen. Vielleicht würde sich mit der Zeit der Viehstand ein wenig vergrößert haben. Aber die schwarzen Nachbarn, die Ovaherero, sorgten dafür, daß das Weidefeld ringsum Windhoek vollständig abgeweidet und die Brunnen ausgetrunken wurden von dem eigenen Vieh. Mit ihren zahllosen Rinderherden bedeckten sie jedes Strichlein grünen Feldes und zogen nicht eher ab, als bis alles kahl und zertreten war. Obgleich sie ja selber das ganze nördliche Land zu ihrer Disposition hatten, gönnten sie doch dem Jonkerschen Stamm nicht das kleine Eckchen, sondern legten es geflissentlich darauf an, ihn aus dem Lande zu vertreiben. Schröder hoffte eben so wie die benachbarten Missionare, daß die Engländer, die sich seit 1876 in diesen Gegenden den Eingeborenen als Schiedsrichter darstellten, den vergewaltigten Naman Hilfe gegen die Ovaherero bringen würden, hatte deshalb auch mehrere Konferenzen mit den englischen Kommissaren, mußte aber auch bald genug erkennen, daß die Engländer ganz andere Gedanken hatten. Sie hatten eine neue Grenze bestimmt zwischen Damraland und Namaland und hatten nicht bloß Windhoek, sondern sogar das noch südlicher gelegene Rehoboth als innerhalb der Damragrenze liegend und den Ovaherero zugehörig bezeichnet. Das fand natürlich bei den letzteren allgemeinen Beifall, und sie befleißigten sich um so mehr, Windhoek mit ihren Viehherden derartig zu umstellen, daß die Bewohner geradezu ausgehungert wurden. Sie hatten sich längere Zeit zu entschädigen gesucht durch Viehdiebstähle bei den Bastards auf Rehoboth, aber da nun die Herero ihre Herden auch bis Rehoboth vorschoben, und auch die ganze südliche Grenzgegend mit ihren Ochsen überschwemmten, war ihnen jede Möglichkeit der Existenz abgeschnitten. Sie erklärten daher dem Missionar, daß sie nur durch Gottes Wort (Kirche und Predigt) auf Windhoek noch sich hätten halten lassen, jetzt aber müßten sie gehen. Der Missionar wandte sich nochmals an die Konferenz, an den englischen Kommissar, an die Häuptlinge, an Freund und Feind, um seine Station zu retten, aber er fand nirgends Hilfe. Und schon brach die Katastrophe herein. Am 21. Aug. 1880 kam es zum ersten Zusammenstoß in der Nähe von Rehoboth. Die Herero beschuldigten etliche Viehwächter der Booisschen Naman, daß sie ihnen eine Kuh gestohlen, schlugen sie und raubten ihnen ihr Vieh. Die Gemißhandelten flüchteten in eine nahe gelegene Werft, wurden aber auch dahin verfolgt, setzten sich zur Wehre, schlugen, da sie inzwischen Hilfe bekommen hatten, die Herero zurück, töteten ihrer eine große Anzahl (30 bis 40) und nahmen nun ihrerseits die große Rinderherde der Herero als gute Beute fort. Unter anderen Umständen würden solche Händel zwischen den Viehhirten sich leicht haben beilegen lassen. Hier aber traf es sich, daß die erschlagenen Hirten und die erbeuteten Ochsen keinem geringeren als dem Maharero und seinem Feldhauptmann Riarua gehörten. Diese beiden Männer hatten kaum erfahren was geschehen sei, als sie in eine fürchterliche Wut

gerieten und den Befehl gaben, alle Naman im Damralande zu töten und Windhoek zu zerstören. Die Windhoeker waren auf einen Ueberfall gefaßt. Sie hatten Schanzen aufgeworfen und Wache gehalten und hatten am Sonntag den 22. August sich noch einmal im Gotteshaus um ihren Lehrer gesammelt, dann hatten sie sich zur Flucht gerüstet. Denn immer neue Schreckensnachrichten trafen ein, wie alles was eine gelbe Haut hätte, von den Herero geschlachtet würde, wie sie Frauen und Männer ohne Unterschied niederschössen, wie sie Windhoek schon ganz nahe seien, eine so gewaltige Masse Menschen, daß die Station unmöglich gegen sie verteidigt werden könnte. Schon kam auch der treue Nachbar, der Damra-Missionar Eich von Otjizeva, um dem Missionar Schröder zur eiligen Flucht zu raten und ihm selbst bei seinem Auszug beizustehen. Auch Missionar Hegner von Bersaba war bei ihm. Er hatte einen Besuch im Damralande bei Verwandten gemacht und war im Begriff nach Hause zurückzukehren, aber er konnte nicht mehr durchkommen, da überall auf der Grenze schon gefochten wurde. Ihm selbst wäre wohl nichts geschehen, aber seine gelben Begleiter wären von den Herero jedenfalls niedergeschossen worden. So mußte er denn Schröders Schicksal teilen, und mit ihm über Otjizeva auf unbestimmte Zeit nach Walfischbai in die Verbannung gehen. Es war ein trauriger Abzug. Die Frau Missionarin schwer erkrankt, keine Dienstleute mehr zur Hand, von Kleidung und Gerät nur das Notwendigste auf den Wagen gepackt, alles übrige weggeschlossen oder in den Keller gebracht, bis es in den nächsten Tagen, so hofften sie, nachgeholt werden könnte. Aber es sollte nichts von allem ihnen erhalten bleiben.

Am 25. August wurde die Station von den Herero überfallen, rein ausgeplündert und zerstört. Menschen waren nicht mehr da. Die Gemeinde war schon eher als die Missionsfamilie geflohen, um nicht von den Herero geschlachtet zu werden. Eine Familie nach der andern war zu dem Missionar gekommen um Abschied zu nehmen. Man dachte nicht, daß es für immer sein würde. Die Gemeinde wollte in den Schlupfwinkeln des Gebirges vor den Feinden sich verstecken, und der Missionar versprach sie dort aufzusuchen und ihnen Trost aus Gottes Wort zu bringen. Aber es kam alles ganz anders. Der Missionar hat das Damraland alsbald für immer verlassen, und die Gemeinde hat sich in wilde Kriegesbanden aufgelöst, die vor Begierde brannten, sich an den schändlichen Räubern und Zerstörern ihrer Station zu rächen. Als sie hörten, wie gleich nach ihrem Abzug die Herero in Windhoek gehaust, wie sie alles verwüstet, zerbrochen und zerstampft, wie sie die wohlgepflegten Gärten, die prächtigen Fruchtbäume vernichtet, die Wohnung und Werkstätte des Häuptlings, das schöne Wohnhaus des Missionars zerstört, Tische, Stühle und alle Geräte zerschlagen, das Harmonium des Missionars zerstückelt, Bücher, Betten, Bilder zerschnitten und zerrissen und auf dem ganzen Platze umhergestreut, da erwachte auch in ihnen eine wilde Wut. Anstatt ins Gebirge zu flüchten, suchten sie die südliche Nachbarstation Rehoboth zu erreichen, um sich dort mit den weiter

südwärts wohnenden Namastämmen zu verbinden. Unterwegs schlachteten sie alle Herero ab, die ihnen begegneten, und der Anblick der in ihrem Blut daliegenden Feinde weckte nur noch stärkeren Blutdurst bei ihnen. Jan Jonker war selbst verwundet und kam totmüde, abgerissen und halb verhungert mit seinen Leuten in den ersten Tagen des September auf Rehoboth an und bat die Bastards um Hilfe. Alle die Jahre vorher hatte dieser Jonker durch Begünstigung des Viehdiebstahls den Bastards auf Rehoboth schweren Schaden zugefügt. Jetzt bekannte er dem Missionar (Heidmann), daß nur Gottes Barmherzigkeit ihn aus den Händen der Herero gerettet habe, mit menschlicher Macht und Klugheit wäre es bei ihm ausgewesen. Dann bat er ihn dringend um Hilfe für seine Verwundeten. Der Missionar reinigte und verband die Wunden und forderte seine Gemeinde auf, sich der elenden Flüchtlinge anzunehmen. Sie that es und brachte Kleidungsstücke, Felle und Nahrungsmittel, speiste und pflegte nicht bloß die Getauften, sondern nahm sich auch der heidnischen Frauen und Kinder an. Fast hätte sie diese Gutthat mit der eigenen Plünderung bezahlen müssen. In der Nacht hieß es, die verfolgenden Herero seien schon ganz in der Nähe und rüsteten sich Rehoboth zu überfallen. Alles flüchtete in die steinernen Häuser der Europäer, die Männer lagen in den Schanzen um die Häuser her, der Missionar warf sich mit den Alten und Schwachen auf die Kniee, und flehte um Schutz und Beistand vom Allmächtigen. Und der Allmächtige half: der gefürchtete Angriff unterblieb. Die Herero wagten es nicht auf die Station zu kommen, weil schon von allen Seiten die südlicher wohnenden Namahäuptlinge, die Bundesgenossen des Jan Jonker mit ihrem Volk heranzogen, um die Blutthat des Maharero zu rächen.

Moses Witbooi, Häuptling von Gibeon und Jacobus Izaak, Häuptling von Bersaba waren im August 1880 nach der Station Gobabis gereist zu einer Besprechung mit den nördlichen Häuptlingen und mit dem englischen Kommissar Palgrave. (S. 419). Dort hatten sie die ersten Schreckensnachrichten von dem Zusammenstoß zwischen Herero und Naman empfangen und es wurde hinzugefügt, daß die Feinde schon ganz nahe vor Gobabis ständen. Das letzte war nun freilich nicht wahr, aber es diente doch dazu, die Häuptlingsversammlung auf Gobabis jählings aus einander zu sprengen und den Schrei nach Rache über ganz Namaland zu verbreiten. Alles was von streitbaren Männern auf den Stationen Gibeon, Bersaba und Bethanien vorhanden war zog nach dem Norden, nach der Damra-Grenze, zumeist nach Rehoboth. Ganz Rehoboth verwandelte sich in ein Kriegslager. Zwar die Bastards selber wollten keinen Krieg, sondern wollten sich neutral halten. Aber wer kümmert sich in jenen Wildnissen um Neutralität? Die Namahäuptlinge lagen wochenlang mit ihrem Kommando auf Rehoboth, verproviantierten sich aus den Kaufhäusern der Europäer und ließen sich füttern von den Bastards. Gab man ihnen nicht gutwillig was sie forderten, Fleisch, Tabak und Kaffee, so nahmen sie sich's mit Gewalt, und unter den Herden der Bastards hätte der Feind kaum schlimmer hausen können, als diese Hottentotten-

krieger die sich Freunde nannten. Endlich gegen Ende September brachen sie auf um über die Grenze ins Damraland zu ziehen, und der Bastardhäuptling mit einem halben Hundert seiner Leute mußte mit ihnen ziehen. Er hatte kurz vorher die Nachricht erhalten, daß ein Haufe friedlicher Bastardjäger, welche nach Rehoboth hatten zurückkehren wollen, von den Herero im Schlaf überfallen und meuchlings ermordet seien. Da die Ermordeten angesehene Leute waren, so war die Empörung über diese Schandthat allgemein und erhitzte sämtliche Bastards zur Teilnahme am Kriege. Anfangs schien ja auch alles sehr gut zu gehen. Im Laufe des September, Oktober und November (1880) wurden von Jonker und seinen Bundesgenossen mehrere glückliche Gefechte geliefert und große Herden Ochsen erbeutet. Viele tausend Damra-Ochsen wurden bei Rehoboth vorbei nach den südlicheren Stationen getrieben. Nach Gibeon kamen an 300 Ochsen auf einmal. Mit Jubelgeschrei wurden sie empfangen, und unter großem Lärm und Freudenschießen wurde sofort eine Anzahl geschlachtet, gebraten und verzehrt. So ging's etliche Wochen in Saus und Braus; an Schonen und Sparen dachte natürlich kein Mensch. Nach Nama Art wurde darauf los geschlachtet, so lange etwas da war. Der Häuptling von Gibeon Moses Witbooi hatte aus dem Kriegslager einen Brief an seinen Missionar (Rust) mitgeschickt. Darin hieß es: Mein lieber ehrwürdiger Herr! Bis hierher sind wir noch durch Gottes Gnade gesund und wohlbewahrt geblieben im Damraland. Zuerst haben wir erschrecklichen Hunger gelitten, so daß wir auch unsere Reitochsen schlachten mußten, aber nun haben wir Fleisch vollauf. Von einem Damrawerft haben wir 184 Ochsen genommen und die Menschen totgeschossen. Am 16. Oktober haben wir das erste Gefecht gehabt mit den Damra, und der Herr sei gepriesen, daß er uns den Sieg gegeben hat. Wir haben 33 Pferde erbeutet und 76 Gewehre. Von uns sind wenige gefallen, von den Damra 60. Betet doch für uns mit der Gemeinde und lest diesen Brief der Gemeinde vor." Die getauften Naman waren mit ihren Häuptlingen der festen Ueberzeugung, daß Gott ihnen den Sieg gegeben habe und weiter geben werde, weil sie eine gerechte Sache hätten und Gott durch sie die Damra (Ovaherero) strafen wolle. Sie waren nach ihrer Art fromme und gottesfürchtige Leute, auch im Kriegslager. Missionar Hegner, der auf der Rückreise aus dem Damraland, wo er seine Schwiegermutter (Wwe. Kleinschmidt) besucht hatte, längere Zeit in Rehoboth verweilen mußte, ging von da selbst in das Lager seines Häuptlings Jacobus Izaak und des David Christian von Bethanien, wurde dort bestens bewillkommt und begann sogleich Feldgottesdienst zu halten. Unter schattenreichen Bäumen versammelten sich täglich um ihn die Kriegsmänner, Getaufte und Ungetaufte, und hörten seinen Ansprachen, Erzählungen und Ermahnungen aus dem Alten und Neuen Testamente mit aller Andacht zu. Besondere Versammlungen wurden gehalten mit den Häuptlingen, Richtern und Aeltesten, ihnen wurde eine menschliche Kriegführung ans Herz gelegt, Verhinderung aller zwecklosen Grausam-

keit, Zucht und Ordnung im eigenen Lager und Schonung der Besiegten. Die Häuptlinge zeigten sich zu allem willig, erklärten auch auf Befragen, daß sie keinerlei schlimme Absichten gegen die Weißen hätten, auch nicht die im Damraland wohnten, denn sie wüßten zu wohl, wie viel sie und ihr Volk den Weißen verdankten, als daß sie sich undankbar gegen sie erzeigen könnten. So zog denn Missionar Hegner getröstet und voll guter Hoffnung wieder heim nach Berjaba. Aber noch war er nicht dort angekommen, da erfolgte (am 11. u. 12. Dezember) im Damraland der gewaltige Umschlag des Kriegsglückes, die bisher siegreichen Naman wurden gänzlich geschlagen und liefen in wilder Flucht über die Grenze zurück ihrer Heimat zu.

Missionar Heidmann war gerade auf einer Rundreise unter seinen zerstreuten Gemeindegliedern begriffen, als die Schreckenskunde von der großen Niederlage seiner Leute in Damraland ihn erreichte. Mit ihm zugleich kamen die fliehenden Naman und Bastards schon selbst auf die Station, ohne Hut und Jacke, halb entblößt und von der Sonne verbrannt, geschwärzt von Staub und Pulverdampf, viele halb blind oder mit einem Schirm von Pappdeckel über die Augen, den sie sich unterwegs aus aufgefundenen biblischen Bildern zurecht geschnitten. Die Bilder gehörten vermutlich früher zur Bibliothek des Missionar Schröder auf Windhoek, wo ja alles zerstört und zerstreut war. Jan Jonker hatte sich gerettet, aber Petrus von Hoatchanas war getötet, eben so David Christian von Bethanien. Dieser David Christian hatte sich ehe er auszog, noch ganz besonders dem Gebete der Gemeinde befohlen, aber er war ausgezogen, wie es scheint, mit einem unruhigen Gewissen und hätte sich lieber vom Kriege fern gehalten. Die Gebete der Gemeinde haben seinen Untergang nicht abgewendet; auf der Flucht ist er mit seinem Begleiter Lazarus, dem Aeltesten von Bethanien, gefallen. Fast alle Wagen, alle Gewehre und Munition waren verloren, wund und abgerissen kamen seine Leute nach Bethanien zurück, eben so die von Berjaba und hielten sich die ersten Monate des Jahres 1881 so still, daß man zweifeln konnte, ob sie's wagen würden, noch ein zweites Mal in Damraland einzufallen. Aber diese kleinmütige Stimmung ging schnell vorüber. Sie mußten ja Rache nehmen an den Herero: diese greuliche Nation, sagten sie, müsse ausgerottet werden, ehe an Friede zu denken sei.

Am lautesten sprach das der Häuptling von Gibeon Mozes Witbooi aus. Er schrieb dem Maharero im Damraland einen langen Brief, in welchem er ihm vorhielt, daß er selbst mit den übrigen Häuptlingen der Naman den Frieden treu gehalten habe, aber die Herero hätten ihn gebrochen, und durch die abscheulichen Mordthaten an den friedlichen Naman die als Reisende, Besucher und Handelsleute sich zufällig im Damraland aufgehalten, habe das ganze Damravolk das Gericht Gottes über sich herausgefordert. Er selbst Mozes Witbooi sehe auf seiner Station Gibeon genug friedliche Damra hernumgehn, Viehwächter und Knechte mit ihren Frauen und Kindern; es würde ihm nur ein Wort kosten, so wären auch diese alle ans Messer geliefert. Aber solcher Gedanke liege ihm ganz ferne; dazu

fürchte er sich viel zu sehr vor Gottes Zorn, um solche Greuelthat zu begehen. Die Damra aber, die sich nicht gescheut hätten vor solchem Frevel, die seien Mörder und wilde Tiere, und würden auch von Gott niedergeschlagen werden wie wilde Tiere. Er selbst werde mit Jan Jonker und mit seinen Verbündeten wieder hinaufziehn in der Kraft Gottes, und Gott werde die Damra in seine Hand geben, denn des Herrn sei der Sieg, und so lange er nur im Glauben sich an den Herrn halte, werde ihm auch der Sieg nicht fehlen." (Er ist doch nachher geschlagen worden.)

Dieser Brief wurde im März 1881 geschrieben. Man hätte darnach meinen sollen, daß der neue Feldzug sofort beginnen würde. Aber die Naman pflegen sich viel Zeit zu lassen. Das Spätjahr war schon wieder vor der Thür, ehe sie abermals nach dem Norden zogen. Sie sagten, sie hätten ihre Ausrüstung nicht eher vervollständigen können. Und das mochte wohl wahr sein. Denn die englische Regierung in Kapstadt ließ kein Pulver mehr ins Namaland gehn, und nur auf verstohlenen Wegen brachten die Händler kleine Quantitäten herein. Der neue Häuptling auf Bethanien, Jozef mit Namen, hatte Monatelang zu suchen, ehe er die nötigen Pferde und Schießbedarf für den neuen Feldzug zusammen brachte. Ebenso ging es dem Jakobus Izaak auf Bersaba. Aber inzwischen kamen wiederholte Hilferufe von den Stationen an der Damragrenze, von Rehoboth und von Hoatchanas, sie seien in der äußersten Gefahr von den Herero überfallen und ruiniert zu werden, wenn nicht die südlichen Häuptlinge ihnen Hilfe brächten.

Jan Jonker hatte nach der ersten Niederlage sich meist in der Nähe von Rehoboth aufgehalten, oder auch in den Schluchten des sogenannten Gausberges sich versteckt, wohin ihm so leicht kein Feind folgen konnte. Von diesem Versteck aus schickte er seine Leute, zu denen sich eine große Menge hungriger Bergdamra gesellt hatten zu Raubzügen ins Damraland. Es blieb aber nicht beim Rauben der Rinder, sondern die Wächter und alles was ihnen sonst begegnete, auch Weiber und Kinder wurden totgeschossen oder an Armen und Beinen verstümmelt und dann zum Verschmachten liegen gelassen. Je länger diese kriegerischen Zustände dauerten, desto mehr gewöhnten sich auch die Christen wieder an die alten blutigen Sitten die früher im ganzen Lande herrschten. Jan Jonker beteuerte zwar, daß er unschuldig sei an solchen Greuelthaten, er könne aber seine Leute nicht zurückhalten. Allein er selbst war am wenigsten geneigt zum Frieden, und wenn er auch unserm Missionar Heidmann die besten Versprechungen gab, so schrieb er doch fast gleichzeitig die unverschämtesten Drohbriefe an die Häuptlinge im Damraland und stellte Forderungen an sie, die jede Friedensverhandlung unmöglich machten.

Die Deputation in Barmen hatte diesem Kampf der Naman und Ovaherero nicht müßig zugesehen, sondern hatte Mahnbriefe an die Christen unter beiden Völkern ausgehen lassen, die auch wirklich in die Hände der Häuptlinge und der Gemeinden kamen, und von unseren Missionaren ihnen vorgelesen und erläutert wurden. Die Herero er-

klärten darauf, sie seien gar nicht abgeneigt Frieden zu schließen, aber die Naman müßten völlig aus ihren Grenzen weichen, und vor allen Dingen müsse Jan Jonker aus dem Lande. Die Naman dagegen meinten, sie seien völlig gerechtfertigt und dürften nach dem Willen Gottes nicht eher vom Kampf ablassen, als bis sie die schwarzen Blutmenschen unschädlich gemacht hätten. So zogen sie denn in den Monaten September und Oktober 1881 aufs neue hinauf ins Damraland, aber schon Ende November kehrten sie abermals als schmählich geschlagene Flüchtlinge wieder in ihr Land zurück. Diesen Augenblick benutzte unser alter Nama-Missionar Krönlein (der seit 1877 in Stellenbosch wohnte) nun im Auftrag der Deputation seine alten Freunde die Namahäuptlinge zum Frieden zu bewegen. Zu Ende des Jahrs hatte er sich auf den Weg gemacht, und war nach einer höchst beschwerlichen Reise durch die Wüste um die Mitte Januar 1882 auf seiner alten Station Bersaba eingetroffen. Von hier aus lud er die sämtlichen Häuptlinge, welche bisher als Bundesgenossen des Jan Jonker im Kampf gestanden hatten, zu einer großen Friedenskonferenz nach Rehoboth ein. Aber in Rehoboth waren inzwischen schlimme Dinge geschehen. Jan Jonker hatte das Bündnis mit den Bastards auf Rehoboth gebrochen, und unvermutet seine Leute beauftragt nicht bloß das Vieh der Herero sondern auch das Vieh der Bastards zu rauben. Alle Botschaften an Jonker und an die übrigen Namahäuptlinge um Abstellung dieses schändlichen Unrechts waren vergebens. Woche um Woche kamen die Räuber und holten sich bald hier bald dort eine Viehherde der Bastards von der Weide, und die Räubereien wurden so arg, daß die Bastards wenn sie nicht all ihres Eigentums verlustig gehn wollten, sich schließlich selbst an ihre bisherigen Gegner die Herero wendeten, um durch sie Schutz gegen ihre bisherigen Bundesgenossen die Naman zu erlangen. Der Friede der Bastards mit den Herero kam sehr schnell und ohne alle Schwierigkeit zustande. Denn grade um diese Zeit (Januar und Februar 1882) war auch von der englischen Regierung am Kap ein Friedenskommissar ins Damraland geschickt, nicht eigentlich um den Kampf zwischen Naman und Ovaherero ein Ziel zu setzen, sondern um einen Anfall der Herero auf die englische Walfischbai zu verhindern. Dieser Kommissar war kein anderer als unser alter Missionar Hugo Hahn, seit 1874 Prediger in Kapstadt. Diesem alten Freunde, der bei den Herero noch immer in großem Ansehn stand, ward es sehr leicht den Frieden zwischen Ovaherero und Bastard zu vermitteln, und Missionar Heidmann kam mit seiner Friedensbotschaft frohen Mutes am 22. Februar nach Rehoboth zurück. Da fand er nun die Missionare Krönlein und Hegner, welche inzwischen angekommen waren und die Namahäuptlinge zum Friedenskongreß erwarteten. Als sie von dem bereits abgeschlossenen Separatfrieden zwischen Bastards und Ovaherero hörten, ahnten sie gleich, daß dadurch der allgemeine Friede sehr erschwert werden würde, denn die Naman würden es den Bastards nie vergeben, daß sie sich von ihnen getrennt und zu ihren Feinden übergegangen wären. So war es auch. Zunächst machten die Friedensvermittler einen Versuch bei Jan Jonker

in den Gansbergen. Aber sie kamen sehr entmutigt zurück. Er hatte sie trotzig und hochfahrend empfangen, alle Schuld auf die Bastards geworfen, welche Eindringlinge seien und nur geduldet würden, schließlich aber versprochen zur Konferenz nach Rehoboth zu kommen. Aber er kam doch nicht.

Auch die übrigen Häuptlinge kamen nicht. Missionar Hegner wurde nach dem Süden geschickt, um sie anzutreiben, aber sie kamen doch nicht. Endlich im Mai als auch Krönlein wieder abreisen wollte, kam wenigstens der Häuptling von Bersaba, Jakobus Izaak, es kamen auch einige Friedensgesandte der Herero und Mitte Juni ward wirklich ein Friedenstraktat zustande gebracht. Nur Jan Jonker schloß keinen Frieden, sondern fuhr fort nach wie vor die Bastards wie die Herero zu berauben und zu töten, und auch der Friede des Jakobus Izaak war eigentlich nur ein Waffenstillstand zu nennen, und nicht einmal das. Während noch auf Rehoboth und auf Bersaba Friedensfeste gefeiert wurden, hatten Jan Jonker und die Naman sich schon wieder an den Rinderherden der Herero und der Bastards vergriffen, die letzteren hatten sich zur Wehre gesetzt und die Räuber verfolgt, und dieser Raubkrieg dauerte jahrelang ununterbrochen fort, nur daß die Räuber immer frecher, dagegen die Verteidiger immer träger und matter wurden. Wir wollen hier auf die Einzelheiten in diesem jämmerlichen Kampf nicht weiter eingehn. In einem späteren Abschnitt werden wir noch wieder auf die Zeit zurückkommen, wo die Dinge durch das Auftreten des Hendrik Witbooi eine neue Wendung nahmen (1884.)

So störend auch diese Kriegsunruhen für die Ausbreitung der Mission im Namaland waren, und so sehr auch die meisten Häuptlinge und ihre Kriegsmannschaft bei den immer wiederkehrenden Kriegs- und Raubzügen verwilderten, so muß man doch nicht glauben, daß die Arbeit der Missionare auf den Stationen wesentlich darunter gelitten hätte. Auf den vom Kriegsschauplatz entfernter liegenden Stationen Bersaba und Bethanien gingen die Gottesdienste, die Taufen, die Gebetsstunden ihren geregelten Gang, auch von Gibeon wäre dasselbe zu sagen, wenn dort nicht eine innere Störung hervorgetreten wäre, von der später noch zu reden ist. Hoatchanas obgleich viel näher an der Grenze liegend, sah doch jedes Jahr einen neuen Zuwachs der Gemeinde, und selbst Rehoboth, welches am schwersten heimgesucht war und aus den Unruhen gar nicht heraus kam, feierte doch seine christlichen Sonn- und Festtage, seine Tauf- und Konfirmationstage, namentlich seine Kommuniontage mit großer Andacht und Hingebung. Während der hier geschilderten Kriegsjahre hatte sich die Zahl der Gemeindeglieder im Namaland von 2200 auf 3600 vermehrt, und nur die Windhoeksche Gemeinde mit ihrem Häuptling Jan Jonker war nach dem Verlust ihrer Station und ihres Missionars gänzlich zu Grunde gegangen.

Deutsche Kaufleute in Lüderitzland.

Den Eingang für die Europäer in das Groß-Namaland bildet der Hafen, welcher von den spanischen Entdeckern Angra pequena oder „Kleine Bucht“ genannt wurde. Das Küstenland, zu welchem dieser Hafen gehört, ist völlig öde, nichts als Wüstensand, ohne Wasser und ohne Vegetation, und ohne menschliche Wohnungen. Daß auch an solchem wüsten Küstenstrich Menschen sich ansiedeln können, zeigt das Beispiel der Walfischbai, die weiter nördlich liegt und an welcher allmählich eine nicht unbedeutende Reihe von Wohnhäusern und Magazinen sich erhoben hat. Aber um die „kleine Bucht“ herum war es stets menschenleer geblieben, und nur zur Zeit wenn ein europäisches Schiff von Kapstadt her hier Güter auszuladen, auch wohl mal Personen ans Land zu setzen hatte, die ins Innere wollten, war für eine kurze Zeit etwas Leben am Strand, aber jeder suchte so schnell wie möglich wieder fort zu kommen, weil auf weite Entfernungen hin kein Trinkwasser zu finden war. So kamen auch unsre Missionare nur selten einmal nach Angra pequena, meist nur um den von Kapstadt bestellten Proviant und Kleiderstoffe zu holen, denn solche Reise war immer mit viel Mühseligkeit, Gefahren und Kosten verbunden. Nun geschah es im Mai des Jahres 1883, als Missionar Baur wieder einmal den beschwerlichen Weg nach der Bai machte, um die bestellten Sachen zu holen, daß er dort ein deutsches Schiff und Schiffsmannschaft, ja schon die Anfänge einer deutschen Kolonie vorfand, die ihre mitgebrachten Zelte und Häuser am öden Strand aufrichtete, Trinkwasser destillierte und ein ganzes Magazin mit den mitgebrachten Kaufwaren füllte. Baur war einigen dieser Herren, die nach Bethanien ritten, schon auf dem Wege begegnet und hatte ihnen geholfen durch die Wüste zu kommen, vielleicht wären sie sonst gar nicht nach Bethanien gelangt. Sie eilten aber dahin, um mit dem Häuptling einen Kaufvertrag abzuschließen, der auch wirklich zu stande kam. Für 100 Pfund Sterling und 260 Gewehre verkaufte der Häuptling das Land an der Bai an die Firma F. A. E. Lüderitz in Bremen, deren Agent Herr Vogelsang die Unterhandlung in Bethanien führte. Somit wurde die Angra pequena für Eigentum des Herrn Lüderitz erklärt, die deutsche Flagge aufgezogen und die neugegründete Faktorei Fort Vogelsang genannt (11. Mai 1883).

Die weiteren politischen Angelegenheiten, die Verhandlungen des deutschen Kanzlers mit dem englischen Ministerium, die Inauguration der deutschen Kolonialpolitik, den Jubel in Deutschland über die gewonnene erste deutsche Kolonie jenseits der Meere, die spätere Annektierung des ganzen nördlichen Küstenstrichs bis zum Kap Frio durch deutsche Kanonenboote (1884 August), und im Jahr 1885 die Annektierung der ganzen Kalihari-Wüste durch England, das alles und was sonst noch dazu zu sagen wäre, übergehen wir hier und beschäftigen uns nur mit der weiteren Entwicklung dieser so ganz unerwartet in unser Missionsgebiet hineingetragenen kaufmännischen Unternehmung.

Herr Vogelsang und seine Begleiter hatten dem Missionar Bam bei der ersten Begegnung versprochen, daß sie sich des Handels mit Spirituosen enthalten, daß sie vielmehr den armen Eingebornen aufhelfen, einen reellen Handel mit ihnen treiben, ihnen etwas zu verdienen geben wollten u. s. w. Dieselben Versicherungen wiederholte auch der Bruder des Herrn Lüderitz, der einige Monate später ins Land kam und bis zum März 1884 blieb. Inzwischen war der ganze Küstenstrich südwärts bis zum Oranjefluß dem Bethanischen Kapitän abgekauft und ein Warenmagazin auf der Station selber errichtet, mit den übrigen Häuptlingen Verbindungen angeknüpft und weitere Handelsstationen gegründet. Große Rinderherden wurden von den Händlern zusammengebracht, Transportwege angelegt, Kulturversuche gemacht, die Zahl der Packhäuser wurde vermehrt, die Hafenanlagen verbessert und eine regelmäßigere Schiffsverbindung eingerichtet. Vor allen Dingen aber wurden Untersuchungsreisen im ganzen Lande gemacht, eine Expedition von Forschern folgte der andern, mit allem Eifer wurde der Boden durchwühlt, es sollten sich ja ganz gewiß wertvolle Mineralien in dem kahlen Erdreich finden. Aber es fand sich nichts, auch der Handel brachte keineswegs den erwarteten Gewinn, und anstatt den Eingebornen zu helfen und sie empor zu bringen, verdarben die Händler sie vollends durch den Branntwein. Wenn ihn auch die Firma Lüderitz vielleicht nicht direkt an die Eingebornen verkaufte, so geschah es doch durch Zwischenhändler. Massenweise kam das verderbliche Getränk auf die Stationen. Wo ein Jahrzehend lang der Branntweinhändler sich nicht hatte sehen lassen dürfen, jetzt drang er ein und überschwemmte die Werfte mit Spirituosen. Alle ehrbaren und gottesfürchtigen Elemente unter den Eingebornen wurden durch das Benehmen der Weißen geärgert, es kamen auch noch andre Klagen hinzu. Etlichen Angehörigen der deutschen Handelskolonie wurden Unsittlichkeiten und unerlaubte Zumutungen an die Frauen und Mädchen der Eingebornen schuld gegeben, und es mag ja wohl sein, daß nicht alle diese Fremden, die aus den verschiedensten Ständen und Verhältnissen nach Afrika kamen, Muster von Ehrbarkeit waren. Man war dergleichen freilich schon von den früheren weißen Handelsleuten gewohnt, die mit ihren Wagen durchs Land zogen, aber daß auch die Deutschen, die Landsleute der hochverehrten Missionare, nicht besser wären als die übrigen Weißen, war den Naman doch unerwartet. Die Deutschen, sagten sie, haben uns das Evangelium gebracht, wie ist es denn, daß sie uns jetzt den Branntwein bringen und nicht selber dem Evangelium folgen?

Manche Häuptlinge wollten den Kaufleuten keine Erlaubnis geben, auf ihrem Grund und Boden Warenmagazine zu errichten oder Weideplätze für die zusammengekauften Viehherden zu erwerben und es zeigte sich bald, daß das Geschäft doch nicht so glatt und gewinnreich von statten gehen werde, wie man sich das anfangs gedacht hatte. Am meisten nahmen die Naman Anstoß an der sofortigen baren Bezahlung, welche die Deutschen verlangten. Früher waren sie immer gewohnt gewesen, auf Kredit oder wie sie es nannten

auf Bankerott zu kaufen, und in der That, es war wohl ein Geschäft, was zum Bankerott führen konnte, denn an Bezahlen dachten die eingebornen Schuldner niemals. Die Firma Lüderitz scheint es nicht darauf haben ankommen lassen zu wollen, denn sie trat ihre Rechte und Ansprüche an eine größere kapitalkräftige Gesellschaft ab, und zu dieser deutschen Kolonialgesellschaft trat 1887 noch eine deutsch westafrikanische Kompanie hinzu, die Versuche machen wollte, um möglichst großen Nutzen aus dem Lande zu ziehn. Im Namaland noch etwas Wertvolles zu finden, scheint man aufgegeben zu haben, dagegen setzte man desto größere Hoffnungen auf die Minen in der Nähe der Walfischbai, und weiter im Innern des Damralandes. Sodann hat die Kompanie es abgesehn auf den großen Fischreichtum an der ganzen Küste, der zu Fischguano verarbeitet und auf den Viehreichtum des Damralands, der mittels einer großen Schlächterei und Ausfuhr des konservierten Fleisches verwertet werden sollte. Beständig waren Handelsexpeditionen und Forschungsreisende unterwegs und ihre Absichten richteten sich bereits auf das Ovamboland und den Kunenefluß.

Aber auch die fruchtbaren Flecke, welche es noch im Namaland geben sollte, etwa in der Gegend von Hoatchanas und von Gibeon und bei Warmbad am Oranjefluß wurden nicht aus den Augen gelassen. Am letztgenannten Fluß hatten sich etliche Deutsche angesiedelt und rühmten den ausgezeichneten Bodenertrag. Auch bei den Quellen der nördlichen Stationen wurden bereits allerlei Entwürfe gemacht, wie man Fangdämme anlegen müsse, um das ganze Jahr hindurch das Wasser festzuhalten zum Berieseln des Landes, wie man die Wollschafe veredeln und große Viehherden heranziehn könnte und dergleichen. Aber zur Ausführung ist es dort fürs erste nicht gekommen und es sieht fast so aus, als ob in jener Gegend die Deutschen von den holländischen Boers (Buurs) überholt werden würden. Denn von verschiedenen Seiten her, vom Süden und vom Norden scheinen die Boers einzudringen und sich im Lande festsetzen zu wollen. Sie unterhandeln mit den Häuptlingen und suchen ihnen ein Stück ihres Gebiets nach dem andern abzukaufen; und so sehr auch die Naman selbst dagegen protestieren, so könnte es doch geschehn, daß über kurz oder lang die Boers die eigentlichen Herren des Landes und die Naman ihre Knechte werden. Daß es strenge, ja wohl grausame Herren sein werden, ist aus der Geschichte der Kapkolonie und der Bauernrepubliken hinlänglich bekannt und wir würden darum alle Ursache haben das Los der Eingebornen zu beklagen. Aber es könnte wohl sein, daß die jetzt noch so trägen und arbeitsscheuen Naman durch die Boers zur Arbeit gezwungen würden und daß viele von ihnen unter dem Druck, der von außen her über sie kommt, empfänglicher für den Trost des Evangeliums und treuer in der Erfüllung ihrer Christenpflichten sein würden als in ihrer jetzigen ungemessenen Freiheit. Wir wiederholen es, es findet sich eine große Anzahl lauterer Seelen und liebenswürdiger Gotteskinder unter den Naman, aber wir fürchten, daß die Masse des Volkes sich an einer oberflächlichen Frömmigkeit genügen lassen wird, wenn es

nicht von seiner Neigung zu unstetem Umherschweifen und von seiner leichtsinnigen Trägheit geheilt wird.

7. Deutsch-Damraland.

Der Gründer und bisherige Hauptleiter der Damra-Mission, Hugo Hahn, war im Jahre 1873 zurückgetreten und hatte das Damraland verlassen. An seine Stelle war der Kandidat Büttner getreten, der sich 1873 auf Otjimbingue niederließ. Otjikango und Otjimbingue (Neu-Barmen) waren die alten Mutterstationen und schon 1844 und 1849 begründet. Dazu waren seit 1870 hinzugekommen Okahandja oder Schmelenshoop unter Missionar Diehl, Okozondje oder Omaruru unter Missionar Viehe, Otjosazu unter Missionar Irle. Die Zahl der heidnischen Herero mochte 80,000 betragen, die Zahl der Getauften erst 800. Gleichwohl hatte man 1874 den Eindruck, daß die Mission im Damraland in einer sicheren und soliden Weise vorwärts schreite: daß neben manchen schwachen Christen doch auch viele Starke unter den Getauften seien, die ihrem Missionar Freude machten, daß christliches Bewußtsein und christliche Sitte beim Volk immer mehr Eingang fände, und die schamlosen heidnischen Gebräuche verschwänden. Auch räumlich breitete sich die Mission eben damals weiter aus, nach dem Norden und Osten wurden neue Stationen angelegt (Otjozondjupa und Otjizeva). Der Kampf mit den von Süden vordringenden Naman schien beendigt und die von Osten heranziehenden Buurs aus dem Transvaal sah man nicht für gefährlich an; die Ruhe schien für lange Zeit gesichert und die Missionare baten dringend um Verstärkung, denn es sei noch viel Land einzunehmen und mehr Stationen aufzurichten. Manches ist nachher anders gekommen als damals gehofft und erwartet wurde, aber ein bedeutender Fortschritt ist gleichwohl gemacht, und die Zahl der Getauften ist bis 1886 von 800 auf mehr als 2000 gestiegen. Wir gehen näher auf die Einzelheiten ein.

Das Augustineum.

Als Missionar Hugo Hahn im Jahre 1864 nach längerem Aufenthalt in Europa wieder nach Otjimbingue zurückkehrte, hatte er aus Deutschland die Zusage mehrerer fürstlicher Personen, namentlich der Fürstin zu Lippe mitgebracht, daß sie jährlich eine bestimmte Summe zahlen wolle zur Ausführung und Unterhaltung einer Gehilfenschule im Damraland, welche unter Hahns persönlicher Leitung stehen sollte. Nach einigen Vorbereitungen wurde diese Schule wirklich auf Otjimbingue eröffnet und erhielt, wie schon vorher bestimmt war, den Namen Augustinsstiftung oder Augustineum. Hahn sammelte einige Hererobuben, meist Söhne von Häuptlingen, unterrichtete sie noch etwas weiter als in den gewöhnlichen Stationsschulen geschah, in Bibel und Katechismus, Geographie und Geschichte, Holländisch und Englisch,

Rechnen und Schreiben. Natürlich durfte auch Musik und Singen nicht fehlen. Diese Jünglinge waren von 1866 bis 1870 so weit gefördert, daß sie als Schullehrer hätten angestellt werden können, und vier von ihnen ließen sich auch anstellen: in Okozondje unter Missionar Viehe, in Okahandja unter Missionar Diehl, in Otjosazu unter Missionar Irle, und auch in Otjimbingue unter Hahns eigener Leitung. Auch ein Bastard war darunter, der unter den Bastards in Rehoboth in der Schule des Missionars Heidmann angestellt wurde. Andere weigerten sich nach ihrer Entlassung aus dem Augustineum eine Lehrerstelle zu übernehmen, blieben aber sehr wertvolle Mitglieder und brauchbare Gehilfen in den Gemeinden. Von allen konnte man sagen, daß sie aus dem Unterricht wesentlichen Nutzen gezogen und soweit sie im Dienste der Mission beschäftigt waren, etwas Tüchtiges geleistet haben. Missionar Irle hatte längere Zeit den Missionar Hahn in der Leitung der Schule unterstützt, dann trat Missionar Beiderbecke an seine Stelle und 1873 bei Hugo Hahns Abgang der aus Deutschland gesandte Theologe Missionar Büttner. Unter seiner Leitung wurde die Anstalt erweitert, es wurden größere Räume für Schlafstuben, Wohnstuben und Lehrzimmer eingerichtet, die Sprachstunden und Musikstunden wurden vermehrt, die deutsche Sprache eingeführt und durch Hilfe des Missionar Bernsmann das Posaunenblasen mit ganz besonderem Erfolg getrieben. Sodann trat auch insofern eine Erweiterung ein, daß neben den Hereroknaben jetzt auch eine Anzahl Naman aufgenommen wurden, z. B. Christian Goliath von Berseba, welcher dann als Schullehrer nach Bethanien kam, David Zwartbooi von Ameib, eine Zeitlang Lehrer an Missionar Indts Schule in Gobabis, und Nikodemus David, der unter Missionar Böhm an der Schule zu Ameib angestellt wurde. Vor der Konferenz der Missionare im Jahre 1880 wurden fünf Hererojünglinge geprüft und bestanden ihr Examen sehr wohl. Zwei wurden sogleich als Lehrer angestellt, ein paar andere wollte Missionar Büttner, der 1880 Damaraland verließ um in die Heimat zurückzukehren mit nach Deutschland nehmen und sie dort noch weiter ausbilden lassen. Es waren sehr begabte und liebenswürdige junge Leute. Aber ihre Angehörigen wollten nichts von einer Fahrt übers Meer wissen, und so unterblieb es. Als Büttner heimkehrte, kam grade Missionar Brincker von einem längeren Besuch in Deutschland nach dem Damaraland zurück, und trat nach dem Wunsch der hohen Gönnerin in Deutschland in Büttners Stelle am Augustineum. Er mußte die Gebäulichkeiten die sehr gelitten hatten, wieder in baulichen Stand setzen, eine neue Hausordnung einführen und hatte allerlei Schwierigkeiten mit den jungen Menschen, bis sich alles gefügt und in die neuen Geleise eingewöhnt hatte. Es waren neun Zöglinge, einer von 20 und zwei von 18 Jahren, die übrigen von 16, 15, 12 und 11 Jahren. Daß es nicht leicht war so verschiedenaltrige Knaben gemeinsam zu unterrichten und zu erziehen, ist leicht einzusehen. Dazu begann jetzt eine sehr schwere Zeit für Otjimbingue durch den Krieg der Naman gegen die Herero. Nur wenige hielten während dieser Kriegszeit bei ihm aus und konnten im Dienste der

Mission verwendet werden, etliche fielen im Kampf, die übrigen kehrten zu ihren Angehörigen zurück, so daß zuletzt das Augustineum nahezu leer stand. Darum war aber Missionar Brincker keineswegs müßig, sondern mit literarischen Arbeiten vollauf beschäftigt. Von seinem Besuch in Deutschland hatte er schon die gedruckte Herero-Uebersetzung des Neuen Testaments und der Psalmen mitgebracht, dazu Gesangbuch, Katechismus und biblisches Geschichtsbuch. Jetzt beschäftigte er sich insonderheit mit einem Herero-Wörterbuch und Grammatik, einem sehr mühevollen und gelehrten Werk, welches nun auch durch Hilfe eines wissenschaftlichen Instituts in Berlin gedruckt ist.

Neuerdings wird beabsichtigt dem Augustineum eine andere Gestalt zu geben. Es soll von Otjimbingue nach Okahandja verlegt werden, denn das bisherige Gebäude in Otjimbingue ist von dem Kommissar der deutschen Regierung angekauft worden. Okahandja ist sozusagen der Königssitz, die Residenz des großen Häuptlings Maharero, um den sich beständig viele andere Häuptlinge sammeln. Deren Söhne hofft man leichter für das Augustineum zu gewinnen, wenn die Schule sozusagen vor ihren Augen und in ihrem Bereich ist. Man möchte aber diese jungen Männer nicht bloß zu Schullehrern, sondern zu Evangelisten und womöglich zu ordinierten Predigern erziehen, und daher zu dem Lehrerkursus noch einen Predigerkursus in unserem kleinen Seminar hinzufügen. An Begabung und Tüchtigkeit dazu wird es den Herero nicht fehlen, wenn nur die Neigung und der Wille da ist. Man sieht das an den Gemeindeältesten. Das sind zum Teil ganz treffliche Gehilfen der Missionare, die nicht bloß in Abwesenheit des Missionars Gottesdienst halten und die Gemeindeglieder beaufsichtigen, sondern auch das Evangelium mit in die Wüste zu ihren heidnischen Stammgenossen tragen. Die weite Verbreitung christlicher Geschichten im Damraland ist wohl hauptsächlich den Aeltesten und den übrigen befähigten Gemeindegliedern zu danken, die bei der Zerstreuung der Gemeinden im Weidefeld ihre bereits erworbenen christlichen Kenntnisse fleißig verwerten und auch unter ihren heidnischen Landsleuten thätig sind. Manche Häuptlinge waren selber Gemeindeälteste und hielten dann desto strenger auf Ordnung und Recht bei ihren Leuten; sie fragten nicht mehr: was ist Sitte und Gesetz der Herero, sondern was steht geschrieben in Gottes Wort. Da durfte auf den Stationen sich niemand mehr nackend zeigen oder in dem gewöhnlichen Herero-Kostüm umhergehen, es durfte auch niemand beim Gottesdienst fehlen, kein christlicher Hausvater durfte die tägliche Hausandacht unterlassen, oder ohne sich mit seinem Widerpart versöhnt zu haben zum Abendmahl gehen. So verstand es sich auch ganz von selbst, daß ein Christ nicht mehr in Vielweiberei oder Unzucht leben, oder unzüchtige Spiele und Tänze mitmachen durfte. Leider ist bei der Unordnung die durch die Kriegeszeiten über das Land und Volk kam, vieles von diesen guten Ordnungen wieder verloren gegangen; aber desto mehr sind die Missionare darüber aus, sich neue tüchtige Gehilfen heranzuziehen, sei es durch das Augustineum oder durch spezielle Anleitung in den eigenen Gemeinden.

Katholiken in Damraland.

Die Station Omaruru oder Okozondje war nach Otjimbingue und Otjikango als dritte Station in Damraland angelegt. Im Jahr 1870 war Missionar Viehe daselbst eingezogen, hatte gleich 80 schwarze und 25 weiße oder halbweiße Schüler um sich gesammelt, und predigte in der luftigen Buschkirche in 3 Sprachen, nämlich in der Hererosprache, englisch und holländisch. Denn außer den Herero wohnten auch einige weiße Familien auf dem Platz, Geschäftsleute, die um des Handels willen sich hier niedergelassen, und sonst wohl nicht grade gute Vorbilder für die Heiden waren, aber doch nicht grade gottlos sein wollten und ihren Kindern christlichen Unterricht gönnten. Der Häuptling Willem Zeraoa stellte sich von Anfang an sehr freundlich zu dem Missionar, und auch seine Leute faßten bald eine Zuneigung zu ihm, wollten auch in dürren Zeiten nicht gern von ihm und „von dem Worte“ weichen, folgten gerne seinen Anweisungen, begannen am Flußufer Gärten anzulegen, und sahen ihre Mühe reichlich belohnt. Sie halfen ihm auch willig und fleißig beim Bau seines steinernen Hauses und darnach auch eines Kirch- und Schulhauses, und nach Ablauf eines Jahres hatte er schon ein Gemeindlein von 23 Personen, von denen 17 Abendmahlsgenossen waren. Als im Jahr 1880 ein neu gesandter Mitarbeiter eintrat, Missionar Niederwelland (der leider schon nach 5 Jahren starb) war dieser höchlich verwundert und erfreut über das treffliche Gemeindeleben, die ernste Zucht, die Energie der Aeltesten, die Predigten der Getauften unter ihren Landsleuten auf freiem Felde, das schöne Verhältnis zwischen dem Missionar und dem Volk: überhaupt die ganze Art und Weise dieses kräftigen und doch friedfertigen schwarzen Volkes machte auf ihn beim ersten Begegnen den besten Eindruck. Von den 132 Getauften waren 65 Erwachsene und 67 Kinder. Die Erwachsenen hatten untereinander einen Bund gemacht zu gegenseitiger Ueberwachung, daß sich niemand eines Vergehens schuldig mache und sich von den Europäern verführen lasse. Der Gemeindeälteste Daniel und der Schulmeister Manasse standen an der Spitze des Bundes. Auch zur fleißigen Arbeit hatten sie sich untereinander verpflichtet, nicht bloß für sich selber Gärten zu machen, Korn zu säen, Wohnungen aufzurichten, sondern auch für die Gemeinde. So hatten sie mit eigner Arbeit das Schulhaus ausgebaut, eine Kirchhofsmauer errichtet u. s. w., hatten Beiträge geleistet für Kirchenkasse und Schulkasse, und sogar eine Kollekte unter sich gehalten für das Jubiläum der Rheinischen Missions-Gesellschaft (1878). Die neun oder zehn europäischen Familien auf Omaruru hatten auch gern und reichlich beigetragen, denn bei solchen Gelegenheiten zeigten sie sich immer gern bereit ihren Geldbeutel zu öffnen. Unter diesen europäischen Familien war eine, welche den Missionaren sehr befreundet war, nämlich die eines finnischen Missionars, oder vielmehr Agenten der finnischen Missionare in Ovamboland, Missionar Piirainen, der für die Verproviantirung seiner Brüder in dem schwer zu erreichenden Ovambolande sorgen sollte, und der auch die Flüchtlinge aufnahm, die sich

zur Taufe gemeldet und vor dem Zorn ihres Häuptlings aus dem Lande hatten fliehen müssen. Aber auch noch andre europäische Missionare hatten sich auf Omaruru niedergelassen, die unseren Brüdern weniger angenehm waren, nämlich Römische.

Schon 1878 hatten die Missionare in Damraland Nachricht, daß römische Missionare in Kapstadt sich die Bücher in der Hererosprache die von unsern Brüdern verfaßt waren, zu verschaffen suchten, um die Sprache zu studieren. Gegen Ende des Jahres kamen sie nach Walfischbai, der Pater Duparquet und Pater Hogan, dann folgte noch ein Pater Griffin und ein Laienbruder. Sie sagten, sie wollten nur durch Damraland durchreisen, und im Ovamboland oder am Kunene eine Mission beginnen, aber an eine Mission unter den Herero dächten sie nicht. Inzwischen hatten sie aber schon mit dem Mr. Palgrave unterhandelt, der, wie schon früher erzählt, im Jahre 1876 Damraland und Namaland unter englische Schutzherrschaft bringen wollte, und noch bis zum Jahr 1880 als englischer Spezialkommissar in Damraland blieb. Bei diesem hatten sie ein offizielles Schriftstück eingereicht, in welchem sie sagten, sie hätten zwar nicht die Absicht unter den Eingeborenen Propaganda zu machen, wohl aber tüchtige englische Schulen im Lande anzulegen und die Kinder zu guten englischen Unterthanen zu erziehn. Mr. Palgrave war damit keineswegs einverstanden, aber der englische Magistrat in Walfischbai desto mehr. Er ebnete ihnen die Wege so viel er konnte und begleitete sie mit seinen guten Wünschen nach Omaruru, wo sie im Februar 1879 eintrafen. Dem Missionar Viehe der sie fragte, antwortete Pater Duparquet: er beabsichtige unter den nördlicheren Völkern eine Mission zu beginnen, und wolle in Omaruru nur eine Agentur errichten (also etwa in derselben Weise wie die finnischen Missionare für Ovamboland). Es entspann sich dann eine schriftliche Verhandlung zwischen den römischen und sämtlichen rheinischen Missionaren in Damraland. Die Rheinischen sagten wenn die Römischen nur einen Agenten in Omaruru anstellen wollten, so hätten sie nichts dagegen, aber gegen eine römische Mission innerhalb des Gebiets der rheinischen Missionare müßten sie sich verwahren. Die Römischen antworteten: „ein bedeutender Teil der Weißen im Damraland sei katholisch (nämlich 7) und diese verlangten mit der sehnlichsten Begierde ihrer Seelen nach einem Tempel um darin ihren Tribut der Liebe und religiösen Pflicht dem Allmächtigen zu opfern! Ferner: die Gesetzgebung der Kapkolonie schlösse keine Religion aus, und da auch die Missionare unter der Protektion der kapischen Regierung ständen (was gar nicht der Fall war) so müßten sie den Gesetzen der Kapkolonie gehorchen.“ So ging die Korrespondenz noch eine Zeitlang hin und her und endigte damit, daß die Patres erklärten, es sei nicht ihre Absicht bereits getaufte Ovaherero zu ihrer Kirche herüberzuziehen aber das Recht dazu hätten sie. Worauf Missionar Viehe erwiderte: so habe er die Pflicht seine Gemeinde vor den römischen Lehren zu warnen.

Inzwischen hatten die Patres gleich nach ihrer Ankunft in Omaruru eine englische Schule eröffnet, und hatten mit großem Eifer und Er-

folg unterrichtet, vormittags, nachmittags und abends, dazu ganz unentgeltlich. Die Weißen welche auf Omaruru wohnten, waren zwar lauter Protestanten, aber während Missionar Viehe auf längere Zeit verreist war, schickten sie alle ihre Knaben in die römische Schule, Mädchen durften sie nicht schicken, denn die Patres sagten, ihre Ordensregel verbiete es ihnen Mädchen zu unterrichten. Nachher muß aber wohl ihre Regel geändert sein, denn später nahmen sie auch Mädchen auf. Den Weißen, die sich zwar dem Missionar Viehe gegenüber immer ganz anständig benommen hatten, aber denen doch an Gottes Wort nichts gelegen war, war die Ankunft dieser Konkurrenten des Missionars Viehe sehr willkommen. Das waren doch joviale Gesellschafter mit denen man Stundenlang zusammensitzen, essen und trinken, scherzen und lachen konnte. Ihre Kinder schickten sie desto unbedenklicher zu ihnen, da die Patres erklärten, der Religionsunterricht sei aus ihrer Schule zunächst ganz ausgeschlossen. Auch verschafften sie den Römischen ein paar Heidenkinder, die sie taufen konnten, und somit fing das Römische Wesen auf der Station bereits an festen Fuß zu fassen. Was sagten nun aber die Herero zu diesen neuen Lehrern? Nicht viel, sie blieben dabei ganz kalt und gleichgiltig. Die Häuptlinge verboten ihren Leuten zu den Römischen in die Schule zu gehn. Darauf reiste der Pater Hogan zum Oberhäuptling Maharero nach Okahandja, um von ihm die Vollmacht zum Wohnen, Bauen und Missionieren auf Omaruru zu erlangen. Maharero weigerte es ihm durchaus, und schickte Befehl an Tjaherani den Häuptling von Omaruru, er habe dafür zu sorgen, daß die Römer binnen 2 Monaten das Land verließen. Tjaherani that auch was er konnte um sie zum Abzug zu bewegen; aber die Patres trotzten. Sie behaupteten sie hätten die mündliche und schriftliche Erlaubnis des Tjaherani, daß sie auf der Station bleiben könnten. Der Häuptling mit seinen Ratsleuten behauptete das sei nicht wahr, er habe ihnen nur als Durchreisenden die Erlaubnis zum zeitweiligen Aufenthalt, nicht aber zum Bleiben und Wohnen gegeben. Jene beriefen sich darauf, daß sie französische und englische Unterthanen seien, und wenn man ihnen etwas zu Leide thue, würden die fremden Soldaten ins Land kommen und Rache nehmen. Der Häuptling schrie, er allein sei Herr im Lande und würde den Pater mit dem Stock geschlagen haben, wenn Missionar Viehe nicht dazwischen gesprungen wäre. Das geschah alles in der Mitte des Jahrs 1880. Gleich darauf brach der Krieg gegen die Naman aus, und verschlang jedes andere Interesse. Niemand kümmerte sich mehr um die Patres, die sich von jetzt an längere Zeit ganz stille hielten. Selbst ihre Bekehrungsversuche bei den Herero gaben sie auf, nachdem sie gesehen, daß sie bei denen doch keinen Anklang fanden, und nachdem Missionar Viehe ausdrücklich die Gemeindeglieder vor allem Verkehr mit den Römischen gewarnt hatte. Als nun bald darauf einer derselbe Griffin das Land verließ, und dann auch Duparquet abreiste, glaubte man schon, die Sache sei abgethan, und die römische Mission gutwillig aufgegeben.

Aber weit gefehlt. Vielmehr trafen sie in der Stille alle Vorbereitungen, um auf Omaruru ein großes Gebäude aufzuführen,

welches zur Hälfte als Gottesdienstlokal, zur Hälfte als Schule dienen sollte. Sobald die Häuptlinge das bemerkten, schickte Maharero einen neuen Befehl an Tjaherani, die Römischen aus dem Lande zu treiben, wenn es sein müßte mit Gewalt, und Tjaherani säumte nicht, ihnen eine schriftliche Weisung zugehen zu lassen, daß sie binnen zwei Monaten die Station geräumt haben müßten. Der Pater Hogan dagegen erklärte, er kümmere sich nicht um den Befehl und werde nur der Gewalt weichen. Darauf rückte Tjaherani, nachdem alle weiteren Verhandlungen vergebens waren, mit allen seinen Ratsleuten und in Gegenwart der dort wohnenden Europäer vor das Haus der Patres, welches von innen verrammelt war und ließ sie durchs Fenster auffordern, in Frieden abzuziehn. Auch Missionar Viehe richtete dieselbe Bitte an sie. Sie aber blieben bei ihrer Weigerung. Da befahl der durch den Widerstand erbitterte Tjaherani die Thür mit der Axt einzuschlagen und die Insassen des Hauses mit ihren Sachen ins Freie zu befördern. Das war sehr schnell geschehen, und nachdem die Patres ihren Willen erlangt und sich rühmen konnten, nur der Gewalt gewichen zu sein, wurden sie ganz artig, baten nur um ein Paar Tage Frist um ihre Sachen packen zu können, und reisten dann ohne jede weitere Widerrede nach der Walfischbai (September 1881) und von da nach Kapstadt, um in einem andern Teil Südafrikas einen neuen Versuch zu machen. In den Zeitungen aber erhoben sie und ihre Freunde ein gewaltiges Geschrei über die Intoleranz der Rheinischen Missionare, die so unschuldige und ungefährliche Leute nicht neben sich dulden wollten, und über die Barbarei der Herero, die den weißen Lehrern mit der Axt das Haus einschlugen und die friedlichen Bewohner Hals über Kopf aus dem Lande jagten. Englische Zeitungen waren voll von der wilden Katholikenhetze in Damraland, und die Zurechtstellungen und Widerlegungen seitens unsrer Missionare machten, wie gewöhnlich in solchen Fällen, wenig Eindruck.

Neu aufgerichtete Hererostationen.

Neben den beiden ältesten Hererostationen Otjimbingue und Otjikango oder Neu-Barmen und der 1870 angelegten Station Omaruru oder Otozondje, war um dieselbe Zeit als vierte Station Schmelenshoop oder Okahandja entstanden. Hier saß der Oberhäuptling Maharero mit seinen Großen und es schien fast, als wenn er hier der Mission hätte aus dem Wege gehen wollen. Aber die Missionare ließen ihn nicht los. Sie wußten ja wohl, daß von einer Neigung zum Christentum bei ihm keine Spur war; seine 12 Weiber wegzuschicken und sich taufen zu lassen wie seine Unterthanen, das litt sein Hochmut und sein fleischlicher Sinn nicht. Aber doch konnte ein Missionar, der bei ihm wohnte und ihn zu behandeln wußte, manches Schlimme abwenden und ihn zu manchen zweckmäßigen und dem Christentum förderlichen Anordnungen bewegen.

Die jungen Missionare Diehl und Irle waren im Mai 1870 nach Okahandja gesandt, letzterer nur zeitweilig zur Hilfe bei der Aufrichtung der Station. Diehl sollte der eigentliche Stationsvorsteher sein und ist es auch noch jetzt. Als er ankam, meinten die Heiden nicht anders, als daß er einen ganzen Wagen voll Geschenke für sie mitbringe, für jeden ein Gewehr und dergleichen. Daher stürmten gleich alle auf ihn ein mit dem Geschrei: Lehrer wo hast Du mein Gewehr, mein Pulver, mein Blei, meinen Tabak, meinen Rock u. s. w. Als er dann eine Kiste aufmachte und nichts als Schulbücher zum Vorschein kamen, brachen alle in ein Gelächter aus: o was hat der Lehrer Worte, was Worte, was Worte! und wieder begann das unverschämte Betteln. Endlich machte Maharero, der die Weise der Missionare schon ein wenig kannte, der ganzen Szene ein Ende, indem er seine Leute mit den Worten abrief: kommt Kinder wir gehn schlafen. Er hatte für die Missionare bereits ein Haus und eine Kirche einrichten lassen, freilich wie er's verstand. Im Schatten eines großen Dornbaums hatte er einen großen Kraal, einen Halbkreis von Dornen machen lassen, das sollte das Wohnhaus sein, und nebenan einen ähnlichen runden Kreis für die Kirche.

Die Missionare nahmen diese Wohnung mit Dank an und logierten also die ersten vier Wochen unter freiem Himmel. Ihr Bett fanden sie inmitten aufgestellter Koffer, Stühle, Wasserfaß und Bretter auf der Erde. Hernach bauten sie sich selbst ein hölzernes Häuschen, 20 Fuß lang und 10 Fuß breit und hoch. Ihren Gottesdienst aber hielten sie unter dem Dornbaum. Die Zuhörer kamen anfangs sehr zahlreich, denn sie hofften für ihr Zuhören Bezahlung zu bekommen. Als das nicht geschah, verminderte sich die Zahl. Auch eine Schule wurde eröffnet. Aber daß die Kinder regelmäßig die Schule besuchen sollten, ging ganz gegen alle ihre Gewohnheiten. Ein Paar Tage Schule und dann wieder viele Wochen auf freiem Felde beim lieben Vieh, so lieben sie es. Indes kamen doch 30—40 Kinder, lernten Lieder und Sprüche und versuchten sich am A B C.

Uebrigens war die heidnische Umgebung in der sie lebten nichts weniger als lieblich. Die Gehilfen, die sie bei ihrem Hausbau brauchten, die Dienstjungen, die Köchin sogar eine Häuptlingstochter, stahlen ihnen alles unter den Händen weg, und dabei eine Unreinlichkeit bei groß und klein, bei Männern und Weibern, daß es nicht zu sagen war. Was für greuliche Sitten unter diesen Heiden herrschten, in welchem Schlamm der Sünde schon die Kinder aufwuchsen, das wurde ihnen erst nach und nach offenbar. Dagegen von dem Zauberwesen und besonders der Totenklage konnten sie schon in den ersten Tagen einen Eindruck bekommen. Da lag ein reicher und angesehener Mann auf dem Sterbebett. Die Zauberer waren um ihn her, opferten und orakelten und verhießen aufs bestimmteste, nein er wird nicht sterben. Der Tod stand ihm schon auf dem Gesicht und die Missionare sprachen zu ihm von Ewigkeit und Gericht, er aber wollte nichts davon hören, sondern blieb dabei, ich werde nicht sterben. Als er nun tot war, begann ein großes Geheul und

Gelage. Mehr als 100 Ochsen und Kühe wurden für den Verstorbenen geschlachtet, an den einzelnen Bäumen wurden 10 bis 20 Ochsenköpfe aufgetürmt; ein Dutzend riesiger Kessel voll Fleisch standen beständig über dem Feuer. Tags wurde geschmaust, nachts wurde gehenlt, vier Wochen lang.

Ein anderes Mal sollte der böse Geist beschworen werden, welcher die Lungenseuche in die Herden bringt. Da standen 60—70 Frauen vor einer Herde Kühe, jede mit einer Lanze in der Hand und tanzten mit so wütendem Geschrei und höllischen Geberden, daß man sie für richtige Furien hätte halten sollen. Jetzt stürzten sie aufeinander los, als wenn sie sich morden wollten, dann flohen die einen und die andern warfen mit Mist hinter ihnen her, daß ihr Aussehen noch scheußlicher wurde, und so ging es von einer Herde zur andern.

Ein anderes Mal wurde ein Kriegstanz aufgeführt. Maharero ließ vom Grabe seines Vaters eine hölzerne Schüssel voll Erde holen, goß Wasser drein und mengte alles zu einem Brei, nahm ein großes Stück Fleisch, tauchte es in den Brei und ließ alle seine Leute ein Stückchen von dem Fleisch beißen, goß dann noch mehr Wasser mit allerlei Kräutern in die Schüssel und ließ alle von diesem Schmutzwasser trinken. Dazu mußte ein jeder auf den Knieen herbeirutschen. Maharero aber, der auch Wasser in den Mund nahm, bespie jeden Trinkenden, und beschmierte ihm dann Stirn, Brust und Arme mit Lehm. Die also geweihten Krieger stellten sich in einen Kreis, sangen ihre Kriegslieder, stampften mit den Füßen, schlugen mit den Händen und in ihrer Mitte der Zauberdoktor, der sich geberdete wie ein Rasender und umhersprang, daß der Staub in die Luft flog, dazwischen wieder inne hielt und die Kriegsthaten des Häuptlings besang. Im Umkreis standen und tanzten die Weiber und spektakelten fast noch wilder als die Männer, deren Thaten sie ebenfalls besangen.

Missionar Irle blieb wie gesagt nur kurze Zeit auf Okahandja; ihm war der Auftrag erteilt, etwa sechs Stunden weiter östlich die fünfte Hererostation Otjosazu anzulegen. Im Jahr 1872 kam er damit zu stande, um dieselbe Zeit als Missionar Diehl in Okahandja seine Erstlinge, 13 Erwachsene und 3 Kinder taufte. Mit den von draußen hereingekommenen Getauften bestand die Gemeinde zu Okahandja schon aus 46 Getauften, von welchen 17 Kommunikanten waren. Zwölf Katechumenen befanden sich im Taufunterricht.

Missionar Irle dagegen auf seiner Station Otjosazu war wieder recht in das rohe nackte Heidentum hineingekommen. Es waren stattliche Gestalten, die Männer sowohl als die Frauen, die Kinder zahlreich und kräftig, aber alle in einem Unflat und einer so bodenlosen Schamlosigkeit, daß selbst diejenigen Ovaherero, welche Irle auf die Station begleitet hatten und schon etwas mehr Sittlichkeitsgefühl hatten, Mühe hatten, sich der unzüchtigen Rotte zu erwehren. Aber es waren doch aufrichtige und eifrige Leute unter ihnen, die sich schnell in die neue Ordnung fanden und statt wie vorher den ganzen Tag müßig umherzuschlendern oder hinterm Vieh zu sitzen, sich daran gaben, Gärten zu machen, Korn zu säen, Sämereien und

Bäume zu pflanzen und endlich sich sogar entschlossen, dem Missionar zur Hand zu gehen, als er ein neues geräumiges Haus für Kirche und Schule bauen wollte. Zuerst, als er kam, hätte sich jeder geschämt ihm zu helfen. Diese reichen Herdenbesitzer mit ihrem unglaublich großen Viehstand, wie hätten sie sich herbeilassen sollen, zur Arbeit Hand und Fuß zu regen? Und jetzt kamen sie schon freiwillig. Auch ihre Kinder schickten sie in die Schule. Freilich dauerte es niemals lange; die nackten kleinen Dirnen und Burschen, die nie an Zwang und Ordnung gewöhnt waren, rissen immer wieder aus. Frau Irle versuchte sie zu locken und festzuhalten, indem sie ihnen in der Schule ein Kleidchen überzog. Aber auch das war ein zweifelhaftes Mittel. Eine kurze Zeit wirkte wohl der Reiz der Neuheit, aber schließlich war ihnen die nackte Freiheit doch lieber, und sie fanden es viel schöner sich mit dem Vieh umher zu treiben, als sich mit den Buchstaben zu quälen. Leichter wurde es den ärmeren Familien, die auf den Platz gezogen waren und ursprünglich nicht zu des reichen Häuptlings Kukuris Leuten gehörten, sich in die neue Ordnung zu schicken. Etliche kleine Häuptlinge waren gekommen, wie sie sagten, um beim Worte Gottes zu sein. Diese Ankömmlinge gehörten größerenteils zu den Ovambandjeru, einem Nebenstamm der Ova Herero, der auch, wo er mitten zwischen den schwarzen Vettern wohnte, doch sein besonderes Stammesbewußtsein sorgfältig zu bewahren wußte. Diese Leute mochten wohl noch recht thörichte und abergläubische Gedanken dabei haben, aber sie kamen doch regelmäßig und treulich zum Gottesdienst, Sonntag und Wochentag, hielten ihre Kinder besser zum Lernen an und suchten auch selbst noch manches vom Unterricht sich anzueignen. Mit großem Eifer wurden Backsteine geformt, Balken geholt und Steine zum Fundament herbeigetragen für eine Schule; und am vierten Advent 1873 wurde Wohnhaus und Schule mit viel Feierlichkeit unter allgemeiner Teilnahme der Bevölkerung eingeweiht. Und wie schön standen die Gärten. Weinstöcke und Feigenbäume, Dattelpalmen und Maulbeerbäume versprachen ebenso reiche Frucht wie die Kornfelder. Aber leider im Januar (1874) füllte sich plötzlich das leere Flußbett, eine fürchterliche Wasserflut stürzte aus dem Innern des Landes hervor, riß Bäume, Gärten, Feld und alles mit fort, versandete alles und machte die Mühe und Hoffnung des ganzen Jahres zu nichte. Hinterdrein kamen gewaltige Heuschreckenschwärme und vollendeten die Verheerung. Hinter dem Wasserschwall kam aber auch, wie immer in diesem Lande, das Fieber. Zuerst erkrankte die Frau Missionarin sehr schwer, dann ihr Töchterchen, dann zwei getaufte Hausmädchen, zuletzt der Missionar selbst, und immer wenn das Fieber scheinbar überwunden war, kam ein neuer Rückfall. Erst als die benachbarten Missionare, die inzwischen zur allgemeinen Konferenz nach Bersaba ins Groß-Namaland gereist waren, den kranken Geschwistern ausreichende Hilfe schaffen konnten, ging es allmählich wieder besser. Besonders waren es die Geschwister Diehl von Okahandja und Eich von Otjizeva, welche sich jetzt wie immer als getreue Nachbarn erwiesen.

Otjizeva ist die sechste Hererostation und liegt etwa eine Tagereise südlich von Otjosazu, weiter nach der Namagrenze hin, ein wasserreicher fruchtbarer Platz, wo sich eine Anzahl Hererofamilien niedergelassen hatten, die früher in Namaland wohnten und von den dortigen Missionaren zum Teil getauft waren. Diese hatten schon öfter um einen Lehrer gebeten und hatten in der Mitte des Jahrs 1873 den jungen Bruder Eich halb mit Gewalt von Otjimbingue geholt. Er sollte sie doch wenigstens mal besuchen mit Gottes Wort, ihnen predigen und das Abendmahl reichen. Der junge Bruder, der erst wenige Monate vorher ins Land gekommen und noch mit der Erlernung der Sprache beschäftigt war, entledigte sich dieser Aufgabe so gut er konnte. Er hatte eine geschriebene Predigt mitgebracht, stellte sich im Freien auf unter einem Kameeldornbaum (eine Kirche gab's natürlich nicht) und stotterte mit viel Beängstigung seine Rede daher. Doch waren die 120 Zuhörer, die sich um ihn gesammelt, allem Anschein nach sehr befriedigt. In einem Ponthok teilte er dann das Abendmahl aus an 18 Personen, mit welchen er am Abend vorher Vorbereitung gehalten und Beichtgespräche gehabt hatte, so gut es ging. Was ihn erfreute und ermutigte war, daß er morgens und abends aus fast allen einzelnen Hütten die Gebete der Getauften hörte. Von Otjizeva ging es dann direkt zurück nach Otjimbingue, wo die Brüder zur Konferenz versammelt waren. Mit großer Einmütigkeit beschlossen sie, dem ihnen vom Herrn gegebenen Fingerzeig zu folgen und sofort den Bruder Eich mit der Errichtung einer Station auf Otjizeva zu beauftragen.

Am 1. November 1873 kam Eich mit seinem Ochsenwagen wieder auf Otjizeva an. Der Häuptling Kaeteoavi war ihm mit einigen Christen entgegen geritten. Es wurde gegrüßt und ausgespannt und gleich unter offenem Himmel Kaffee gekocht und eine kleine Versammlung gehalten. Als dieselbe vorüber und alles still geworden, hörte der junge Missionar hier und da hinter dem Gebüsch gedämpfte Stimmen. Als er dann näher hinhorchte, vernahm er zu seiner innerlichen Stärkung wie die schwarzen Leute Gott dankten, daß er ihnen wieder einen Lehrer gegeben und daß sie doch nun endlich nach so langer Zerstreuung wieder gesammelt werden sollten um Gottes Wort. Dann flehten sie um Segen für sich und für den Lehrer und für ihre Brüder. Auch auf dem Stationsplatz selbst wurde er von allen Bewohnern mit Freuden begrüßt. An Willigkeit und Eifer fehlte es den Leuten nicht, aber sonst ging es dem jungen einsamen Bruder doch anfangs herzlich schlecht. In der Buschhütte die ihm die Leute errichtet, konnte er oft vor Sonnenglut kaum atmen, die Speise die ihm die Hererköche oder Köchinnen besorgten, konnte er wegen der Unreinlichkeit kaum essen, weder für die Wäsche noch für den eigenen Bedarf konnte er den allernotwendigsten Grad von Reinlichkeit erzielen, und dazu drohte die Regenzeit hereinzubrechen, ehe er für ein notdürftiges Obdach hatte sorgen können. Missionar Schröder von der benachbarten Namastation Windhoek kam ihm zu Hilfe, und nach stark vier Wochen tüchtiger Arbeit hatten sie einen

kleinen Wohnraum zustande gebracht, nichts anderes als einen Stall, in welchen der Missionar mit viel Lob und Dank einzog. Es war aber auch die höchste Zeit gewesen, er hätte es nicht länger aushalten können. Von morgens 5—10 Uhr stand er mit der Kelle in der Hand am Mauern, dann hielt er Schule bis Mittag und bis zum Abend dauerte dann wieder die Maurerarbeit, darauf wurde mit der gemeinsamen Abendandacht der Schluß gemacht. An der Abendandacht beteiligten sich alle, Getaufte und Ungetaufte. Getauft waren 22 Erwachsene und etwa ebensoviel Kinder; ihre Zahl sollte sich aber bald mehren, denn es meldeten sich gleich mehrere Familienhäupter zum Taufunterricht; auch der Häuptling Kaeteoavi. Ein paar Unterbrechungen erfolgten im Jahre 1874, zuerst durch die Konferenzreise nach Berfaba in Namaland, sodann durch die Reise nach Walfischbai zur Abholung der Braut. Dazwischen wurde weitergebaut am eigenen Hause und an einem Lokal für Schule und Gottesdienst. Aber auch der Missionar von Otjizeva erkrankte mit seiner Frau ganz in derselben Weise wie der Missionar von Otjosazu, und wenn es nicht ein eben so trauriges und langwieriges Krankenlager wurde wie bei der Familie Irle, so lag es nur daran, daß dies mal (1875) die Brüder auf den benachbarten Stationen alle zur Hand waren und kräftige Hilfe leisten konnten.

Etwas länger wehrte sich der Missionar von Okahandja (Missionar Diehl) gegen das böse Landesfieber. Aber im folgenden Jahre (1876) wurde auch er für längere Zeit niedergelegt. Er hatte sich offenbar viel zu sehr körperlich angestrengt, besonders beim Bau seiner Kirche. Wiewohl die Gemeinde selbst aus eigenem Antrieb den Bau begonnen und so eifrig daran gearbeitet hatte, daß der Missionar selbst den Wert der geleisteten Arbeit auf 420 Pfd. Sterl. anschlug, so hatte doch der Missionar mit Rat und That das Beste dabei thun müssen. Bald fehlte es an Kalk, bald an Riet zum Decken, dann wieder kam die Regenzeit dazwischen, dann allerlei Reisen; so ging das Jahr 1875 hin, ehe das Kirchlein fertig stand. Ende April 1876 bei der Jahreskonferenz der Missionare des Damralandes war die Einweihungsfeier. Fünfzehn Missionare hatten sich dazu versammelt und noch eine Anzahl Kaufleute und Kolonisten. Aber der Erbauer selbst fehlte. Er hatte sich überarbeitet und konnte jetzt auf seinem Krankenlager die Posaunenchöre und die Gesänge der Gemeinde nur von ferne hören, sich aber selber nicht daran beteiligen. Aber er hatte wackere Freunde in seiner Gemeinde die sich mit großer Hingebung ihres Lehrers annahmen. An ihrer Spitze stand der Sohn des Häuptlings, Willem Maharero, wir würden sagen der Kronprinz des Landes, ein sehr verständiger und charaktervoller junger Mann, der sich von anfang an trotz des Widerstandes seines Vaters zu den Missionaren gehalten, sich hatte taufen lassen und nun an der Spitze der Gemeinde stand. Als Missionar Diehl so krank darnieder lag und die Hoffnung für seine Erhaltung fast dahin war, hatte Willem aus eigenem Antrieb die Gemeinde zu einer Betstunde in der Kirche zusammenberufen; sie flehten gemeinsam um die Erhaltung ihres Lehrers, waren auch der

Erhörung ihres Gebetes im kindlichen Glauben so gewiß, daß sie von da unmittelbar zu der Frau Missionarin kamen und fragten, ob der Lehrer schon aufgestanden sei! Wenigstens war es von Stund an besser mit ihm geworden.

Als dann die Genesung doch nur langsam vorwärts schritt, sammelte Willem die begabteren und ernsteren Gemeindeglieder um sich, versah mit ihnen den sonntäglichen Gottesdienst, sorgte für Zucht und Ordnung in der Gemeinde, nahm sich auch der benachbarten Werfte an und verkündigte Christen und Heiden das Evangelium. Er veranlaßte auch die Gemeinde zu einer Art Kirchensteuer und begann einen Kirchenfonds zu sammeln. Auch eine andere Begräbnisordnung wurde eingeführt. Bisher pflegten die Herero ihre Toten gleich einem Knäuel zusammengeballt in ein Loch zu werfen; von jetzt an wurden sie in bretterne Särge gelegt und in feierlicher Weise zur Erde bestattet. Der Missionar war ganz erstaunt über diesen Fortschritt christlicher Sitte auf seiner Station. Er ahnte nicht, daß er bald selbst an der Spitze der Leidtragenden hinter einem Sarge einhergehen sollte. Am 6. Juni 1879 starb ihm seine liebe Frau, und die Sorge für die hinterlassenen Kinder und das ganze verwaiste Hauswesen, die Trauer um den schmerzlichen Verlust lastete auf dem vereinsamten Manne um so schwerer, als er selbst noch immer von körperlicher Schwachheit niedergedrückt war. Etwa ein Jahr schleppte er sich so hin, dann entschloß er sich auf vieles Zureden der übrigen Brüder, nach dem Kap und von da nach Deutschland zu reisen, sowohl um seine Kinder unter sichere Obhut zu bringen als auch um seine Gesundheit wiederherzustellen. Sein Häuptling gab ihm noch den Auftrag mit, er solle sich doch eine Frau wieder mitbringen, aber ebenso eine, wie die verstorbene gewesen, die sie alle so lieb gehabt, und schenkte ihm noch einen ansehnlichen Beitrag zu seinen Reisekosten. Aber Diehl kam nicht nach Deutschland. Als er eben bis zum Kap gelangt war, war hinter ihm der Krieg im Damraland ausgebrochen, und aus Deutschland kam ihm der telegraphische Befehl entgegen, unter diesen Umständen auf die Weiterreise zu verzichten und auf seinen Posten zurückzukehren. Man hoffte nämlich, er werde durch seinen Einfluß den Maharero zu versöhnlichen Maßregeln und zum Frieden bewegen können. Diehl gehorchte der Weisung, schickte seine Kinder allein nach Deutschland und kehrte nach Okahandja zurück.

Die Geschichte der fünften und sechsten Station Otjosazu und Otjizeva verfolgen wir hier nicht weiter, sondern erzählen jetzt nur noch von der Errichtung der siebenten und achten Hererostation Otjozondjupa und Omburo.

Im Jahr 1871 machte Missionar Viehe eine Reise nach dem Norden, nach dem berühmten Waterberg, wo die im Damraland ganz einzige Erscheinung sich findet, daß von der Höhe einer Bergwand lebendige Quellen in die Ebene hinunterspruden. Während fast im ganzen Land die leeren Flußbetten sich nur nach starken Regengüssen füllen und bald wieder leer stehen, hat man am Waterberg (oder Otjozondjupa) beständig fließendes Wasser. Aber die Herero

wissen diese lebendigen Wasseradern nicht zu schätzen. Für sich selbst bedürfen sie kein Wasser, weder zum Waschen noch zum Trinken, wenn sie nur ihre Kuhmilch haben; und ihr Vieh tränken sie lieber aus gegrabenen Brunnen. Daher stand der schöne Waterberg unbenutzt und verlassen. Kambazembi, der Häuptling dieser Gegend, lag mit seinen ungeheuren Viehherden mehrere Tagereisen entfernt in der trockenen Ebene, wollte auch wohl einen Lehrer haben, wie er sagte, aber nach dem Waterberg zu ziehen, hatte er wenig Lust; indes versprach er zu kommen, wenn sein Vater gestorben sei. Die Missionare meinten, das werde bald geschehen, denn der Vater war fast hundertjährig, und schickten den jungen Missionar Beiderbecke nach dem Waterberg. Am 15. November 1873 führte Missionar Brinker als Präses der Damramission den jungen Bruder auf Otjozondjupa ein. Kambazembi war mit seinen Herden etwas näher herangekommen, begrüßte den neuen Lehrer und wies ihm eine gute Baustelle auf einer Terasse der Bergwand. Dort baute Beiderbecke mit Hilfe seines Begleiters, des Schreiners Tamm, der 1863 mit Hugo Hahn als Kolonist ins Damraland gekommen war, ein Lehmhüttchen, welches in der trockenen Zeit so ziemlich gegen die Sonne schützte, aber den Regen durch Wand und Decke ließ. Sofort wurde eine Schule angefangen. Ein Schulhaus gab es freilich nicht, aber Beiderbecke fand sich mit seinen Schulkindern ganz gut unter einem schönen Baume zurecht. Seine Schulliste zählte bald 60 bis 70 Kinder, denn die Hererokinder kamen aus den Werften des Kambazembi so lange er in der Nähe der Station lag, mit großem Vergnügen den Berg hinauf. Auch viele Bergdamra- und Buschmannskinder fanden sich ein, denn Buschmänner giebt es im Innern Südafrikas überall. Auch Predigten wurden gehalten, und Kambazembi selbst pflegte regelmäßig zum Gottesdienst zu kommen, wie er auch seine Kinder regelmäßig zur Schule schickte. Es war ganz hübsch anzusehen, wie der stattliche Mann, dem man es ansah, wie er das Befehlen gewohnt sei, bei der Predigt seinen jüngsten Knaben auf die Kniee nahm und ihn ermahnte, aufmerksam zu hören, was der weiße Mann sagte. Er selbst gab ebenfalls gut Acht, war aber keineswegs mit allem einverstanden, was der Missionar predigte. „Du unsst mich und meine Leute nicht für so schlecht halten," sagte er, als Beiderbecke von der allgemeinen Sündhaftigkeit gesprochen hatte; „wir töten und berauben die Buschmänner und die Bergdamra nicht wie andere Herero thun, wir lassen uns nichts zu schulden kommen." Es wohnte nämlich ein Elefantenjäger namens Krüger schon viele Jahre auf dem Berge, der sich der armen wehrlosen Leute nach Kräften angenommen hatte. Leider zog dieser Krüger bald darauf nach der Kolonie zurück, Beiderbecke selbst aber wurde trotz aller Vorsicht vom Fieber ergriffen und lag viele Wochen in einem elenden Zustande, unfähig sich selbst zu helfen, und nur von dem treuen Tamm gepflegt und unterstützt. Als der nächste Nachbar, Missionar Viehe auf Omaruru — freilich acht Tagereisen weit — davon hörte, schickte er sofort seinen Wagen, um den kranken Bruder aus der Fieberluft wegzubringen, und nahm ihn, da die Luftveränderung sich

sehr wohlthätig erwies, sofort mit auf eine große Reise ins Namaland (April 1874). Ungefähr vier Monate blieb er weg. Aber als er wieder kam, da war seine Station leer. Kambazembi mit allen seinen Leuten und seinen Herden war von dannen gezogen. Beiderbecke suchte sofort nach seiner Rückkehr den Kambazembi auf, und fand ihn mitten unter seinen Herden bei einer heidnischen Totenfeier. Die ganze Werft lag voll vom Fleisch geschlachteter Ochsen. Indes empfing er auch jetzt den Missionar sehr freundlich und liebenswürdig, ließ gleich einen Ponthok für ihn zur Wohnung bereiten, und schickte ihm einen Eimer Milch, damit er sich erquicke. Ganz besondere Freude aber erregte Beiderbeckes Ankunft bei den Kindern, seinen Schülern. Sie umringten ihn mit Freudejauchzen und wollten gar nicht wieder von ihm lassen. Auch Kambazembis Kinder waren darunter, und der Vater sah das Schauspiel keineswegs mit mißfälligen Augen an. „Ja," sagte er, „die Kinder haben dich lieb, wir aber auch, und wir wollen eilen, wieder zu dir zu kommen nach Otjozondjupa, und dann bei dir bleiben bis zum Tode." Wirklich kam Kambazembi mit all seinem Volk noch einmal wieder auf die Station, fing an einen Garten anzulegen und sich überhaupt auf dem Platze wohnlich einzurichten. Glücklicherweise hatte sich etwas salzhaltiges Wasser in ziemlicher Nähe gefunden. Die Herero behaupteten nämlich, das Vieh müsse Salz lecken, um fett zu werden, von lauter süßem Wasser wie bei Otjozondjupa würden sie mager. So sah denn nun der Missionar von seiner Terasse aus acht größere und kleinere Hererowerfte im Halbkreise vor sich auf der Ebene liegen mit einem Teil ihrer ungeheuren Herden hinter sich. Er stand mit ihnen auf gutem Fuße, und hatte namentlich an den Kindern viele Freude. Dazwischen aber war er auch eifrig beschäftigt mit litterarischen Arbeiten, Sprachforschung und Uebersetzung, so daß die Missionare auf der Konferenz, die 1875 in Omaruru gehalten wurde, den Missionar Beiderbecke beauftragten, nach der Kapstadt zu reisen, um den Druck eines Gesangbuchs und Katechismus daselbst zu beaufsichtigen. Eine solche Reise und Druckarbeit ist natürlich nicht in vier Wochen abgemacht. Während der längeren Abwesenheit des Missionars konnte zwar der (damals noch nicht ordinierte) Missionar Baumann, der seit September 1874 sich auf Otjozondjupa niedergelassen hatte, seine Stelle einigermaßen vertreten, aber daß es nicht ohne Störung und Schädigung der begonnenen Arbeit abgehen würde, war vorauszusehen. Daß die Abwesenheit des Missionars so lange dauern und daß die Folgen so sehr schlimm sein würden, das hatte freilich niemand erwartet.

Als Beiderbecke zu Anfang des Jahres 1876 nach Otjozondjupa zurückkam, fand er die Station fast leer, und sie hat sich auch nicht wieder gefüllt. Kambazembi mit seinen zahlreichen Viehherden und seinem Volk war abgezogen und kehrte nicht wieder. Baumann wurde schwer krank, mußte auf längere Zeit den Platz verlassen und auf einer der südlicheren Stationen Heilung und Pflege suchen. Darnach wurde er 1878 ganz von Otjozondjupa abgerufen. Tamm, der sich als Handwerker und Ackersmann auf Otjozondjupa niedergelassen, starb

infolge eines unvorsichtigen Schusses und der eignen unrichtigen Behandlung der Wunde. Beiderbecke blieb mit seiner jungen Frau ganz allein auf der Station. An seiner Missionsarbeit konnte er von da an nur wenig Freude haben. Zwar waren einige Herero getauft, und die Zahl der Kommunikanten war auf 11 gestiegen. Indes bestand auch diese kleine Gemeinde dem Hauptteil nach aus Christen, die von andern Stationen her nach Otjozondjupa gezogen waren. Das Benehmen der heidnischen Ovaherero wurde immer roher und brutaler; sie respektierten den weißen Lehrer nicht mehr. Unter diesen Umständen erwog Beiderbecke, ob er nicht vielleicht einem andern Bruder Platz machen sollte; aber da er sich sagen mußte, daß mit einem Wechsel der Person schwerlich geholfen sei, so fragte er zu Hause und bei den Brüdern an, ob es nicht zweckmäßig sei, die Station für eine Zeitlang ganz leer stehen zu lassen, und zu warten, bis Kambazembi selbst wieder um einen Lehrer bitte. Während er diese schweren Gedanken mit sich herumtrug, kam im Jahre 1879 eine dringende Einladung an ihn von seinen Schwiegereltern am Kap, zur eigenen Erholung und zum letzten Abschied von der kranken Mutter nach Kapstadt zu kommen. Da die Erlaubnis erteilt wurde, so reiste die ganze Familie um die Mitte des Jahres 1880 nach Kapstadt. Kaum war sie fort, so fielen raubsüchtige Heiden über die Station her, und nahmen und verdarben was sie fanden. Den Brüdern in Omaruru gelang es noch, einen Teil von dem Missionsgut in Sicherheit zu bringen; die Station aber blieb verödet, ihre Geschichte war zu Ende; hoffentlich wird später noch eine Fortsetzung folgen.

Auch die achte Hererostation Omburo wurde von Omaruru aus gegründet. Die Brüder hatten gleich bei der Gründung von Otjozondjupa erkannt, daß dieser Platz viel zu weit von den übrigen Stationen entfernt liege, und daß notwendig eine oder zwei Zwischenstationen angelegt werden müßten, zur Verbindung von Okozondje und Otjozondjupa. Die Schwierigkeit aber war, solche Plätze zu finden, auf denen ein Missionar dauernd wohnen könnte. Alle Plätze, die darauf angesehen wurden, eigneten sich wohl zu Filialen, konnten wohl kleine Haufen von Menschen tragen, aber für die Niederlassung einer größeren Volksmenge boten sie nicht genug Weide und Wasser. Da man aber doch jedenfalls etwas nach dieser Seite thun wollte, so beschloß man den Platz Omburo zu besetzen, der ebenfalls im Flußbett des Omaruru liegt und etwa eine Tagereise näher an Otjozondjupa als Okozondje. Der Häuptling von Omburo mit Namen Tjiharine bat sehr dringend um einen Lehrer, weil er und alle seine Leute ihres bisherigen Weges müde seien, und eine Veränderung wünschten. Natürlich hatte der Mann keinen Begriff von einer Veränderung des Herzens, sondern meinte, daß es mit irgend welcher äußerlichen Veränderung gethan sei, indes erwies er sich doch dem Missionar Dannert, der am 16. Mai 1876 sich auf Omburo niederließ, sehr freundlich und entgegenkommend. Er ließ sofort einen Kraal und Ponthok für ihn machen, schenkte ihm einen schönen Hammel, und entschuldigte sich noch, daß er augenblicklich nichts Besseres bei der Hand habe, als

solch ein „kleines Lämmlein.“ Ebenso schickte er jeden Abend und Morgen einen Eimer Milch, stellte auch die nötige Mannschaft zum Bau eines Häuschens, und die Leute gewöhnten sich schnell, nachdem Dannert einige Bettelversuche kurzer Hand abgewiesen hatte, freiwillig und ohne Bezahlung mit und für den Missionar zu arbeiten, während doch sonst jede Arbeit außer Viehhüten dem Herero eine Schande däucht. An Kirche und Schule war natürlich vorerst nicht zu denken, doch hielt der Missionar von Anfang an regelmäßigen Gottesdienst unter dem einzigen großen Baume, der auf der weiten Gras- und Weidefläche zu sehen war. Sonst sah man nur niedriges Dorngestrüpp. Unter diesem Baume war überhaupt in den ersten Wochen seine Bleibstätte, denn dort stand sein Wagen, und im Wagen ließ sich für den Europäer doch eher wohnen und schlafen, als in dem finstern kuhmistbeschmierten Ponthok. Sobald aber die Wände seines neuen Hauses so hoch geführt waren, daß sie einigen Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen und gegen den rauhen Ostwind gewährten, verlegte er den Gottesdienst dahin. Das Signal zum Sammeln wurde mit der Trompete gegeben; und der Missionar mußte sich hüten, einmal zum eigenen Vergnügen eine Melodie auf seiner Trompete zu blasen. Denn mochte es spät oder früh sein, die Herero kamen sofort eilig herbei gelaufen, weil sie das Signal von einer Melodie noch nicht zu unterscheiden wußten. Meist hatten sie, ehe sie zur Versammlung kamen, große Toilette gemacht, d. h. sich von Kopf bis zu Fuß mit rotem Ocker und ranziger Butter eingeschmiert, Männer, Frauen und Kinder, so daß es dem Missionar, der in ihrer Mitte auf einer alten Kiste stand, bisweilen ganz übel wurde von dem Geruch. Das Singen wollte gar nicht recht geraten. Jeder schrie die vorgesagte Strophe nach eigenem Belieben, der eine schnell, der andere langsam; und alles Vorsingen und Taktschlagen des Missionars war nutzlos. Auch während der Predigt war das Geschrei meist sehr groß, nämlich von den kleinen Kindern und Säuglingen, welche die Frauen bei sich hatten, dazu von den Ziegen und Schaflämmern, die außerhalb des Zuhörerkreises ihr Wesen trieben, vor allem von den Hunden, die mitten zwischen den Zuhörern die ernsthaftesten Kämpfe ausfochten. Trotz der Störungen waren doch manche Zuhörer namentlich Männer sehr aufmerksam auf die Predigt. Andere freilich begriffen nichts davon oder hörten gar nicht mal zu, sondern unterhielten sich ganz laut und ungeniert über das Kalb, welches gestern die schwarze Kuh geworfen, oder über den Hammel, der heute morgen krank geworden sei. Indes das alles wurde schon nach einigen Monaten ganz anders. Da kamen nämlich, wie schon vorher verabredet war, mehrere Familien von Otjimbingue, größtenteils Christen, unter ihren getauften Häuptlingen Juda und Salomo nach Omburo, um sich dort niederzulassen. So hatte der Missionar also gleich eine vollständige Gemeinde um sich, und in dieser Gemeinde sehr gereifte und in Wort und Wandel bewährte Christen, wie vor allen Dingen der Salomo selber. Er hatte schon allerlei Welterfahrung, war schon zu Schiff und am Kap gewesen, hatte manchem ungläubigen Europäer gegenüber

mit siegreicher Klarheit aus Gottes Wort den christlichen Glauben verteidigt, und stand in großem Ansehen bei Weißen und Schwarzen.

Als Dannert zu Ostern 1878 sein neugebautes Schul- und Predigthaus einweihte, hielt auch Salomo eine Rede über Luk. 9, 56, so warm und tief empfunden, daß selbst die Missionare sich wunderten über die Gnade Gottes, die aus dem tief gesunkenen Hererovolk sich solche Männer in Christo zu erziehen vermochte. Leider ist dieser vortreffliche Christ und Häuptling in dem Kriege, der 1880 zwischen Naman und Ovaherero ausbrach, durch eine feindliche Kugel weggerafft. Die Folge war, daß der große Stamm, dessen Häuptling und allgemein verehrter Leiter Salomo war, sich zersplitterte und teilweise von der Station wegzog. Auch die Zurückgebliebenen bewiesen nicht mehr dieselbe Hinneigung zum Christentum wie bisher, die Zahl der Gemeindeglieder ging sogar etwas zurück. Im Jahre 1881 waren es 66 Getaufte, davon 23 Abendmahlsgenossen, und 50 Schüler (jetzt 145 mit 50 Abendmahlsgenossen). Der junge Missionar Niederwelland, der nur so kurze Zeit im Damaraland thätig sein sollte (1880 bis 85) und meist auf Okozondje wohnte, kam öfter zu Missionar Dannert hinüber nach Omburo, unterstützte ihn in seiner Arbeit und begleitete ihn auf seinen Reisen. Da hatte er dann auch gleich bei der ersten Rückkehr von einer solchen Reise einen Anblick, der es ihm sehr eindrücklich machte, daß die Missionare im Heidenland noch in ganz anderer Weise als die Christen daheim „besitzen als besäßen sie nicht." In das wohlverschlossene und verwahrte Haus des Missionars waren während seiner Abwesenheit die Termiten (Ameisen) eingezogen, hatten sich ihren Weg gebahnt durch die Reis- und Mehlsäcke hindurch in den Kleiderschrank und den Büchertisch, den sie mit seinen Schubladen und allem was darin und darauf war vollständig durchfressen hatten, und hatten schließlich ihr Hauptquartier genommen in der Bücherkiste. Alle wertvollen Bücher und Manuskripte waren vernichtet. Es war ein Anblick zum Weinen. Und wie oft kehrten ähnliche Enttäuschungen und Verluste wieder. Eben war die geistliche Arbeit des Missionars auf der Station im vollen Gange, Schule und Gottesdienst, Taufunterricht und Bibelstunden reichlich gefüllt, da kommt ein Befehl auszuziehen, wegen Kriegesnot oder wegen Futtermangel, die Gemeinde zerstreut sich und mit aller Arbeit muß es vorbei sein. Oder die Gemeindeglieder haben gepflanzt und gesäet, und ihre Felder und Gärten stehen schön und viel versprechend, da bricht der Nachtfrost oder der Wasserstrom herein und alles ist vernichtet. Leider ging es auch vielfach so mit dem geistlichen Leben in der Gemeinde. Viel schöne Blüten, viel treffliche Fruchtansätze, aber schließlich doch wieder ein Zurücksinken in heidnisches Wesen, ja wohl gar freche Auflehnung gegen den Lehrer. Aber auch vom Gegenteil hatte Dannert manche liebliche Beweise, von aufrichtiger Demütigung und Versöhnung, von friedfertigem Verhalten in unruhiger Zeit und fleißigem Gebrauch des Wortes Gottes. In dieser Weise entwickelte sich das Gemeindeleben in Omburo nach der Lichtseite wie nach der Schattenseite, und der Missionar hatte keinerlei Ursache zu besonderer

Entmutigung, als er plötzlich 1887 von Omburo abgerufen wurde. Er sollte auf die Station Okozondje ziehen und dort den Missionar Viehe vertreten, der zu einem längeren Aufenthalt mit seinen Kindern nach Deutschland reiste. Da der junge Gehilfe Niederwelland inzwischen dem Fieber erlegen war, so fand sich kein Ersatz für Omburo. Die Station mußte zunächst mit inländischen Kräften versorgt werden, und es wird sich bei der Rückkehr des Missionars Viehe darum handeln, ob sie als Hauptstation wieder aufgenommen und von einem europäischen Missionar wieder besetzt wird.

Die Bergdamra.

Von den Bergdamra ist schon S. 423 bei der Bastardstation Rehoboth die Rede gewesen. Sie finden sich nicht bloß im Süden, sondern auch im Norden und über die ganze Breite des Damralandes zerstreut. Ueberall sind sie die Unterdrückten, die Zertretenen, die den Pavianen gleich geachteten Auswürflinge, die höchstens unter dem Schutz des Missionars ein einigermaßen gesichertes Leben führen können, sonst aber überall von den Herero beraubt, verjagt oder abgeschlachtet werden. Ehemals sind sie vermutlich Herren des Landes gewesen, dann aber sind Fremde über sie hergefallen, vermutlich zuerst hottentottische Stämme, denn sie sprechen jetzt die hottentottische Sprache, obgleich sie doch selbst zu den Negern gehören. Dann aber sind die kräftigeren Ovaherero ins Land gekommen und haben ihnen in noch rücksichtsloserer Weise den Fuß auf den Nacken gesetzt. Jetzt sind sie besitzlose Heloten, die entweder gezwungen sind, den schwarzen und gelben Herren des Landes Knechtsdienste zu thun, oder in kleinen Trupps als Marodeure im Lande umherschleichen, stehlen was zu stehlen ist, und bald hier bald da einen Versteck- und Ruheplatz suchen, aber immer wieder aufgejagt und ausgeplündert ein höchst erbärmliches Leben führen. Als Missionar Hugo Hahn noch im Lande war, brachte er es durch sein Ansehen dahin, daß eine kleine Bergdamrahorde, die vom Erongo-Gebirge kam und seinen Schutz anrief, den Stationsplatz Okombahe als Zufluchtsort angewiesen bekam. Okombahe war ein ganz schöner Platz, im Flußthal des Omaruru gelegen, zwischen der Hererostation Okozondje und der Namastation Ameib (von welcher später die Rede sein wird). Im Jahre 1870 waren die Bergdamra dorthin gezogen, und Hahn hatte ihnen seinen Schützling Daniel Cloete, den er als Knaben mit ins Damraland gebracht und ausgebildet hatte, zum Lehrer und Aufseher gegeben. Er lebte mit seinen 300 Bergdamra in ziemlich dürftigen Verhältnissen. Häuser wußten sie nicht zu bauen, sondern wohnten in Ponthoks (Mattenhäuschen) und hielten Schule und Gottesdienst unter den Bäumen. Als die Regenzeit kam, kehrte das Fieber bei ihnen ein mit viel Hunger und Elend. Gleichwohl, es war doch immer eine Freistätte. Deshalb zogen von nah und fern andere Bergdamra herbei, um auf Okombahe vor ihren Unterdrückern geschützt zu sein. Und als das Fieber endlich aufhörte, etliche Gärten angelegt,

auch ein kleines Häuschen für den Lehrer aufgerichtet war, machte die neue Station gar keinen übeln Eindruck. Am Ende des Jahres 1871 wohnten schon 500 Seelen auf Okombahe, und etwa 30 Erwachsene meldeten sich im folgenden Jahre zur Taufe. Da Daniel Eloete nicht ordiniert war, mußte Missionar Böhm von Ameib für ihn eintreten, denn er war der einzige Missionar in Damraland, der die Namasprache der Bergdamra verstand. Im Oktober 1875 besuchte Missionar Böhm zum ersten Male sein Filial. Trotz aller Mißhandlung und Beraubung, welche die Bergdamra auch hier von ihren Nachbarn zu erleiden hatten, fand er die Stationsbewohner doch schon in einem gewissen Wohlstand. Denn während die Naman in ihrer Trägheit und ihrem Leichtsinn nichts zusammenzuhalten wissen, sind die Bergdamra fleißig und sparsam, lassen von ihren Sachen nichts verkommen, bewahren und verstecken alles, und sind immer an der Arbeit. Die meisten hatten sich schon ein paar Ziegen zugelegt, einer hatte sogar den großen Gedanken, sich ein Haus von Lehmsteinen zu bauen. Ein Kirchlein hatten sie wirklich schon fertig gebracht, zwar ein elendes Hüttlein, aber sie waren doch sehr stolz darauf. „Wenn wir anderswo in die Kirche gehen wollen," sagten sie, „dann müssen wir hintenan sitzen oder an der Thüre stehen, aber diese Kirche ist unser Eigentum, wir haben sie mit unseren eigenen Händen gebaut."

So war denn das Hüttlein bei jedem Gottesdienst gedrängt voll. Jeder Bergdamra wollte zeigen, daß er auch das Recht habe, darin zu sitzen. Missionar Böhm hielt Taufe und Konfirmation; sieben Ehepaare wurden eingesegnet und 48 Kommunikanten sammelten sich um den Tisch des Herrn. Die Schule machte einen erfreulichen Eindruck. Daniel Eloete hatte mit Fleiß und Geschick die Kinder zum Lernen angehalten und seine älteste Tochter Anna half ihm dabei. Auch die Frau eines Bergdamra, die früher bei Frau Böhm auf Ameib in die Schule gegangen war, half mit beim Unterricht; sie konnte vortrefflich schneidern und nähen, und hielt jetzt die nackten Weiber und Mädchen an, sich ordentliche Röcke, Jacken und Kleider zu machen. Als später einmal bei einem solchen Besuch die Frau Missionarin selbst mitkam, da war die Freude erst recht groß. Das Schießen und Grüßen und Jubeln und Händedrücken wollte kein Ende nehmen; jeder wollte der weißen Frau und ihren Kindern etwas schenken, Wassermelonen, Millis, Pampunen, ja, die Kapitänsfrau schenkte sogar einen lebendigen Ziegenbock. Natürlich war auch die Frau Missionarin nicht mit ganz leeren Händen gekommen, und verschenkte hier und da ein Hemde oder eine Weste und Jacke oder Kinderzeug oder Beinkleider, sah auch wohl mal in die Hütten der Leute hinein. Ja, da sah es denn freilich noch recht dunkel und armselig aus, aber bei einigen Christen stand doch schon allerlei Gerät in den Hütten, was früher den Bergdamra völlig unbekannt war, Eimer, Topf, Becher, Teller, ja, einer zog sogar mit geheimnisvoller Miene die Missionarin in einen Winkel und zeigte ihr mit Stolz und Freude eine Kiste mit Kleidern. Das war ja freilich ein großer Fortschritt. Aber leider hat dieser Fortschritt nicht angehalten.

Es kamen Jahre der Dürre, des Hungers, der Zerstreuung, das alte Herumstreicherleben begann von neuem, Zucht und Ordnung geriet wieder in Vergessenheit, Daniel Cloete konnte der Gemeinde nicht mehr Meister werden, auch Missionar Böhm konnte bei seinen öfteren Besuchen wenig mehr ausrichten. Zuletzt als der Krieg zwischen Naman und Ovaherero ausbrach, flüchtete der Ueberrest der Stationsbewohner nach Walfischbai oder nach Okozondje, und der Stationsplatz von Okombahe blieb leer.

Einen zweiten Versuch mit einer Bergdamrahorde machten die Missionare auf Otjozondjupa oder Waterberg. Dort lagen zahlreiche Werfte der Bergdamra in den Bergen versteckt unter dem Schutze eines halbweißen Elefantenjägers (wie schon S. 456 erzählt ist), wohl an 1000 Menschen. Für diese elenden Leute war seit September 1874 der Missionar Baumann bestellt, der sich mit seiner wackeren Frau der Alten und der Jungen nach besten Kräften annahm. Aber er konnte doch keine ordentliche Gemeinde aus ihnen bilden. Nach des Elefantenjägers Abzug waren die Herero, groß und klein, nach altgewohnter Weise über diese „Paviane“ hergefallen, hatten ihre Hütten ausgeraubt, die Bewohner niedergeschossen ohne alle Veranlassung und Zweck. Die Menschenjagd und Menschenschlächterei wollte kein Ende nehmen. Daß die Missionare sich darüber ereiferten, konnten die Heiden gar nicht fassen. Warum sollten sie denn nicht auf die Affenjagd gehen? Natürlich zogen sich die Bergdamra in die unzugänglichsten Schlupfwinkel des Waterberges zurück, und die Thätigkeit des Bruders Baumann hörte auf. Da auch seine Gesundheit schwer gelitten hatte, wurde er von Otjozondjupa abberufen (1878) und nach Scheppmansdorf in die Nähe der Walfischbai versetzt.

Scheppmansdorf, im Flußbett des Kuisip, von hohen Sanddünen eingeschlossen, ist Wohnplatz des Namastammes der Topnaar, die seit 1872 wiederholt um einen Lehrer gebeten hatten. In den früheren Jahrzehenden hatten sie schon öfter einen Missionar als Lehrer gehabt, Scheppman und Bam und Eggert, aber sie hatten sich immer wieder zerstreut nach Ost und West, und Missionar Baumann sollte erfahren, daß sie es auch jetzt nicht anders machten, ebenso wie die neu hinzugekommenen Naman und Bergdamra, die bei dem englischen Magistrat von Walfischbai Schutz suchten. Walfischbai war seit 1878 zur englischen Besitzung erklärt, 1879 traf Baumann in Scheppmannsdorf ein, 1880 zog er für eine längere Zeit selbst nach Walfischbai, weil dort eine evangelische Kapelle aufgerichtet werden sollte, die aus Deutschland gesandt war. Am Weihnachtsfest war sie fertig und wurde sogleich in Gebrauch genommen, 70 bis 80 Farbige und 20 Europäer wohnten dem ersten Gottesdienst bei. In Scheppmansdorf dagegen war es ein beständiges Ab- und Zugehen, bald war der Platz ganz leer, dann wieder waren Schule und Gottesdienst zahlreich besucht. Baumann sah wohl ein, daß er als Missionar hier wenig ausrichten könne, und da er vernahm, daß ein großer Haufe Bergdamra sich nach Otjimbingue gewandt habe, so schlug er vor, man möge ihn dorthin versetzen. Das geschah April 1883.

Auf Otjimbingue fand er nur den Missionar Brincker, den Vorsteher des Augustineums, denn der Gemeinde-Missionar Bernsmann (seit 1874) war um eines körperlichen Leidens willen nach dem Kap gereist, und Brincker hatte zeitweilig auch die schwarze Gemeinde zu versorgen. Er konnte das um so leichter, da ihm seine Schüler aus dem Augustineum in den Kriegsunruhen fast alle davongelaufen waren und drei tüchtige schwarze Aelteste ihm in der Gemeindepflege halfen. Als Baumann angekommen war, ließ Brincker sämtliche Bergdamra, die auf dem Platze wohnten (es mochten ihrer 250 sein) zusammenkommen und erklärte ihnen, daß Missionar Baumann um ihretwillen hierher gekommen und von nun an ihr Lehrer sei, dem sie zu folgen hätten. Sie waren sehr erfreut und versprachen alles Beste, aber ihre Freude galt doch wohl weniger dem Wort das ihnen verkündigt werden sollte, als der materiellen Hilfe die sie von dem weißen Manne hofften. Etliche von ihnen hatten zwar von den Otjimbingueer Christen etwas Gartenland bekommen, und waren sehr fleißig am Säen und Pflanzen, aber im ganzen waren sie doch so jämmerlich arm und nackt und verhungert, daß Baumann nur gleich nach Barmen schreiben und um Kleidung und sonstige Hilfe bitten mußte, denn dies Elend könne er nicht länger ansehen. Natürlich je mehr er half, desto anhänglicher wurden seine Leute, und es war jedesmal ein großer Kummer, wenn er, der wiederholt von einem schweren Leibesübel befallen wurde, sie auf kürzere oder längere Zeit verlassen und an der See oder am Kap Erholung und Genesung suchen mußte. Durch die Konferenz der Missionare im Jahre 1885 wurde beschlossen, daß Baumann der mit so großer Hingebung unter den Bergdamra auf Otjimbingue gearbeitet und 40 Taufbewerber unterrichtet hatte, ordiniert werden und sich auch fernerhin ausschließlich der Bergdamra-Mission widmen sollte. Zugleich wurde auch beschlossen, daß womöglich alle Bergdamra, welche sich um das Wort Gottes sammeln wollten, an einem Platze vereinigt werden sollten, wo sie von den Herero möglichst geschieden wären, und dieser Platz könne nur Okombahe sein.

Wir haben vorhin erzählt, daß im Jahre 1881 Daniel Cloete mit seinen Bergdamra von Okombahe flüchtete und die Station leer blieb. Seitdem waren bald Freund bald Feind über den Platz gezogen, so Naman wie Ovaherero hatten das ihrige beigetragen, um alles was dort noch aufrecht stand niederzuwerfen und was noch gewachsen war zu zertreten. Gleichwohl fanden sich in den Zwischenpausen des Krieges noch immer herumziehende Horden, sowohl Ovaherero als Bergdamra die sich für längere oder kürzere Zeit auf Okombahe niederließen, und als im Oktober 1882 und auch in den beiden folgenden Jahren der junge Missionar Niederwelland von Omaruru nach Okombahe kam, fand er zwar die Gebäude ziemlich zerstört, aber die Menschen sehr erfreut über seine Ankunft. Gleich sammelten sich an 50 Kinder in seiner Tagesschule, an 100 Erwachsene kamen zum Gottesdienst und viele meldeten sich zur Taufe. Niederwelland arbeitete mit Lust und Liebe unter seinen schwarzen Pfleglingen, predigte den Herero nicht minder als den Bergdamra, säete und pflanzte

mit ihnen, hatte seine Freude an den Kindern in der Schule und an den wackeren Aeltesten in der Gemeinde, aber mitten in seiner Arbeit überfiel ihn im Juni 1885 das Landesfieber, und nach kaum achttägiger Krankheit starb er. Nur seine treuen Aeltesten pflegten und beschickten ihn, sonst war er ganz einsam. Auch auf den Nachbarstationen Omaruru und Omburo herrschte der Typhus. Dennoch kam Missionar Dannert auf die Kunde von seiner Krankheit von dem eigenen kranken Weibe weg ein paar Tagereisen weit daher geritten, um dem kranken Bruder beizustehen. Aber er fand nur seine Leiche, und konnte nur noch für ein anständiges Begräbnis sorgen. Wieder ein solches einsames Missionarsgrab, wie wir deren schon so manche in Afrika haben.

Im Mai des Jahres 1886 kam nach Beschluß der Konferenz Missionar Baumann auf die Station. Leider folgten ihm von Otjimbingue doch nicht so viele von seinen Bergdamra als man erwartet hatte, und die Herero die sich auf Okombahe angesiedelt hatten, waren keineswegs gewillt den Bergdamra zu weichen und ihnen den Platz allein zu überlassen. So erwies sich der Plan hier in Okombahe eine reine Bergdamrastation zu errichten von vornherein unausführbar, und Missionar Baumann hatte seine Arbeit wieder unter den beiden so wenig mit einander harmonierenden Negerstämmen zu teilen. Dazu kamen die noch immer fortdauernden Kriegsunruhen und die dadurch herbeigeführte Zerstreuung und Verwilderung der Bergdamra. Gleichwohl hat Baumann mit gutem Mute seine Arbeit auf Okombahe begonnen und ist überzeugt, daß, wenn nur ruhigere Zeiten wiederkehren, sich die Bergdamra auch hier als ruhige, arbeitsame und empfängliche Hörer des Wortes erweisen werden.

Die Zwartbooïs.

Zwartbooïs heißen diejenigen Namahottentotten, welche früher auf Rehoboth wohnten, von dort 1864 mit ihrem Missionar Kleinschmidt ins Damraland zogen und sich 1867 mit Missionar Böhm auf Ameib niedergelassen hatten. Sie mochten im ganzen etwa 1000 Köpfe zählen. Aber es fehlte viel, daß sie alle auf Ameib sich gesammelt hätten, nicht viel über die Hälfte. Auf der Station fanden sich nur 352 Getaufte zusammen, davon 109 Abendmahlsgenossen; die übrigen zogen umher bald hierhin bald dorthin oder lagen zerstreut in den Bergen und an den einzelnen Wasserplätzen. Denen, die auf dem Stationsplatz wohnten konnte man's ebenfalls anmerken, daß sie jahrelang ohne Zucht und Aufsicht im Lande umhergeschweift waren; über vieles Geschehene mußte der Missionar den Schleier breiten und zu Anfang große Geduld und Gelindigkeit beweisen, damit das verlotterte Volk sich nur erst wieder an die Leitung des Missionars gewöhnte und sich wieder in die kirchliche Ordnung fügen lernte. Indes halfen sie ihm doch Kirche und Schule aufzurichten und kamen regelmäßig zum Gottesdienst. Auch die Schule füllte sich. Es fanden sich auch

etliche treue Seelen unter ihnen, die während der Zerstreuung und des Notstandes von Herzen für sich und für die übrigen gebetet hatten und sich nun doppelt der neugewonnenen Zuflucht und des kirchlichen Dienstes freuten. Freilich so ganz sicher fühlten sie sich auch in Ameib nicht. Sie meinten immer von den Herero, von denen sie rings umgeben waren, mit Mißtrauen angesehen zu werden und fürchteten, daß der alte Rassenhaß zwischen Schwarzen und Gelben plötzlich wieder ausbrechen und daß sie allesamt von den Herero eines Tages hingeschlachtet würden. Dazu kam dann der unaustilgbare Wandertrieb der Naman. Längere Zeit still zu sitzen ist diesen quecksilbernen Naturen schlechterdings unmöglich. Schon gleich nachdem Missionar Böhm nach Ameib gekommen war, fingen sie an davon zu reden, daß sie doch suchen müßten einen besseren Platz aufzufinden, wo mehr Wasser wäre, mehr Weide, mehr Gartenland und mehr Sicherheit vor den Schwarzen. Sie meinten bisweilen sich in den Bergen vor ihnen verschanzen zu müssen. Aber der Hunger trieb sie doch immer wieder heraus, sie konnten das offene Weidefeld nicht entbehren; sie beruhigten sich auch allmählich, da sie sahen, daß Ameib ungefährdet blieb und sogar von weißen Handelsleuten, die überall Raub und Plünderung fürchteten, als ein sicherer Zufluchtsort aufgesucht wurde. Aber ein anderer Feind der Station war da, die Dürre. Als Böhm mit seinen Leuten auf den Platz zog, war Ameib sehr wasserreich, und ringsum war die beste Weide. Als es aber drei Jahre nicht geregnet hatte, sah es ganz anders aus, alles eine öde verbrannte Wüste, nur hier und da in dem ausgetrockneten Flußbett fand sich noch etwas feuchter Grund und spärliches Futter für das magere Vieh. Wären europäische Bauern auf Ameib seßhaft gewesen, so würden sie bald eine Abhilfe gefunden haben. Sie brauchten nur in dem Winkel, wo die Berge an das Flußbett stießen, einen Damm zu errichten, der das während der Regenzeit nutzlos vorüberfließende Wasser aufhielt, und in einem See oder Teich sammelte, so hätten sie das ganze Jahr genug gehabt, um ihr Vieh zu tränken und ihre Gärten zu bewässern. Aber wer sollte ein solches Werk ausführen? Arbeiten kommt dem Nama unter allen Umständen sauer an, am wenigsten aber würde er auf Hoffnung arbeiten, d. h. ein Werk ausführen, dessen Nutzen sich erst übers Jahr oder später erproben soll. Etliche der jüngeren Leute, die Böhm selber unterrichtet hatte, wären wohl bereit gewesen, aber die Alten schüttelten den Kopf, meinten das ginge über ihren Verstand und ihre Kraft und waren nicht zu bewegen, die Arbeit in Angriff zu nehmen. So mußte es denn weiter gehen in der alten Hungerleiderei und Bettelarmut. Nur wenn es grade mal stark geregnet hatte, konnte die Gemeinde auf der Station zusammen sein; für gewöhnlich lag sie weit aus einander am Omaruru und im Erongo-Gebirge, um für sich und ihr bißchen Vieh das notdürftige Futter zu suchen. Zu oft durfte der Regen auch nicht kommen, oder wenigstens nicht zu lange dauern, sonst kehrten böse Krankheiten ein, das Landesfieber und die schmerzhafte Augenentzündung. Missionar Böhm trug die vielen Uebelstände und

die Not mit seiner Gemeinde in großer Geduld und seine tapfere und rührige Frau stand ihm darin wacker zur Seite. Sie hatte das ganze Haus voll Kinder; meist fremde Kinder, die verkommen und verwahrlost ihr ins Haus gebracht waren, und die sie mit mütterlicher Sorge aus ihrer unflätigen Nacktheit und Gemeinheit allmählich heranzog zu frischen, artigen und manierlichen Kindern, die ihr im Hauswesen zur Hand gingen, fegten und wischten, nähten und flickten, auch wohl halfen die Kuh melken oder Seife sieden und Talglichter machen. Ihre Nähstunden waren beliebt bei alt und jung, denn sie wußte schön zu erzählen und hatte eine schöne Singstimme. Es war erstaunlich, was die Mädchen und die Kinder auf Ameib bald im Singen leisteten, vielstimmig mit allem Zubehör der Nama-Schnalzlaute. Von den Mädchen und Frauen aus verbreitete sich die Gewohnheit, nicht mehr nackt, sondern in reinlicher Kleidung zu gehen bald auch über die Mannsleute auf der Station; und in der Kirche sah man sie alle nett gekleidet bei einander sitzen. Auch wollten die Mädchen nicht mehr wie bisher ohne Sang und Klang in die Ehe treten, sondern ein ordentliches Hochzeitsfest mußte gefeiert werden; Kränze wurden gemacht und Kleider gewaschen und Lieder eingeübt und nach der Trauung wurde ein Hochzeitsschmaus gehalten. Denn etwas gekochten Reis und Kaffee mußten sie doch haben, und wenn's hoch kam auch noch ein Stück Fleisch oder vielmehr einen ganzen Hammel dazu. Denn einzelne Stücke Fleisch kann man dort ja nicht kaufen und auch nichts Geschlachtetes aufbewahren. Was geschlachtet ist, muß frisch gegessen werden, und es ist auch wohl nicht leicht vorgekommen, daß der Hammel oder der Bock oder die Kuh an demselben Tage wo sie geschlachtet waren, nicht auch schon bis auf den letzten Stumpf verzehrt wären. Wo es etwas zu essen giebt, da findet sich gleich der ganze Stamm herzu, groß und klein, und hilft mit. Dergleichen Festessen giebt es freilich immer nur wenige im Jahr, aber der Hunger meldet sich jeden Tag aufs neue. Darum wurde denn auch jeden Tag die Küche der guten Frau Böhm umlagert von abgemagerten Kindern und Greisen. Denn die Kinder müssen schon früh für sich selber sorgen und sich im Felde Mäuse fangen oder Zwiebeln suchen um ihren Hunger zu stillen, und der Greise nimmt sich auch niemand an. Früher setzte man die Alten, wenn sie sich selber nicht mehr helfen konnten, draußen im Felde zwischen ein Dorngehege und ließ sie verkommen. Jetzt duldet man sie doch wenigstens in der Hütte; aber so weit geht das Pflichtgefühl noch nicht, daß man ihnen auch etwas zu essen giebt, wenn man selbst fast nichts hat.

Allmählich kam man doch etwas vorwärts auf Ameib. Immer mehr Familien meldeten sich zur Taufe, auch die Abgewichenen kehrten zurück, dem unzüchtigen Treiben unter dem jungen Volk wurde ein Ende gemacht, Kirche und Schule wurden vergrößert, und der Schulmeister Timotheus erwies sich als ein ganz brauchbarer Mensch. Als Böhm 1874 mit seiner Familie nach dem Kap reiste, um seinen Sohn auf die Schule zu bringen, und etwa acht Monate ausblieb,

war die Versuchung zum Auseinanderlaufen freilich sehr mächtig, aber immer war einer der Aeltesten abwechselnd am Platze und hielt Gottesdienst, und auch der Schulmeister bestellte, wenn er selbst hinauslief, wenigstens einen seiner größeren Schüler als Aufseher, und die Kinder teilten gleicherweise ihre Zeit zwischen Lernen und Herumlungern. Mehr konnte der Missionar nicht erwarten. Als aber dann die Dürre zunahm und die Quelle fast austrocknete, da war kein Halten mehr. Bis die ersten Regen wieder fielen und das Gras wieder zu wachsen anfing, blieb der Platz leer, und die Leute zerstreuten sich weit und breit im Lande, bis in das Kaokoland hinein.

Im Jahre 1877 hatte Missionar Böhm sämtliche Missionare des Damralandes zur großen Jahreskonferenz auf Ameib versammelt. Sechzehn bis achtzehn Wagen, alle mit 12 oder 14 Ochsen bespannt, waren durch das Felsenthor des Erongogebirges gefahren, und es hatte keine geringe Mühe gemacht, alle die lieben Brüder mit ihren Frauen und Kindern unterzubringen. Aber im Damraland behilft man sich. Die Gäste brachten ja ihre Betten und sonstigen Geräte im Wagen mit. So wurde denn eine Familie im Schafstall einquartiert, die andere im Ziegenställchen u. s. w., im Wagenhaus war die große Tafel hergerichtet für die Beratungen und die gemeinsamen Mahlzeiten. Auf dieser Konferenz wurde auch über das Bittgesuch eines heidnischen Namahäuptlings beraten, der ziemlich weit nach Norden in den Bergen des Kaokolandes saß, und für sich und seine Leute einen Lehrer (Missionar) verlangte. Die Missionare beschlossen, ihm wenigstens einen braunen Lehrgehilfen zu schicken, jedoch unter der Bedingung, daß er nicht mehr umherzöge, sondern sich an einem bestimmten Platz mit seinen Leuten festsetzte. Aber wie wäre das einem heidnischen Nama möglich gewesen? Als Böhm und Bernsmann mit ihrem Lehrgehilfen auf die bezeichnete Stelle kamen, da war kein Häuptling zu sehen. Er war viele Meilen weit fort auf die Jagd gegangen, und wunderte sich, als hernach die Missionare ihm Vorwürfe machten, weil er sein Wort nicht gehalten. — Er zog dann noch eine Strecke mit den Missionaren, denn diese wollten noch weiter nordwärts reisen nach Zesfontein. Dorthin war der Bruder des Häuptlings von Ameib, Petrus Zwartbooi, mit seinen Leuten gezogen, und hatte der Gemeinde auf Ameib sagen lassen, Zesfontein sei ein vortrefflicher Platz, wasserreich und wildreich, sie möchten alle nachkommen, denn dort sei noch viel Land einzunehmen. So hatte sich auch wirklich eine Anzahl der Stationsbewohner aufgemacht, um mit den Missionaren nach dem Norden zu reisen und das gelobte Land zu besehen. Es war eine große Reisegesellschaft, 18 Mann mit zwei Wagen, 30 Ochsen, 6 Pferden, 12 Hunden und einer Hammelherde, die unterwegs geschlachtet und gegessen werden sollte. Denn sonst zu essen gab es nichts auf dem Wege, als höchstens das Wildpret, was die Leute schossen. Es wurde auch ziemlich viel geschossen, bald eine Giraffe, bald ein paar Zebras oder Antilopen, und es gab Tage, wo die ganze Reisegesellschaft sich an Wildfleisch übernehmen konnte, und die Wagen ganz voll getrocknetem Fleisch

hingen. Aber es gab auch andere Tage, wo sie hungern mußten bis zum Umfallen, und was noch schlimmer ist, wo sie auch dursten mußten. Denn obwohl Kaoko im ganzen ein sehr wasserreiches Gebirgsland ist, mit vielen Quellen und Flüßchen, so gab es doch bisweilen auch Steinwüsten zu passieren, wo nichts Lebendiges und auch kein Tropfen Wasser zu finden war. Im ganzen brauchte man fünf Wochen, um nach Zesfontein zu kommen, wiewohl es in grader Linie von Ameib nur etwa 130 bis 140 Stunden entfernt sein mag. Die Naman, die den Missionar Böhm begleiteten, und diejenigen, welche mit dem Petrus Zwartbooi schon längere Zeit bei Zesfontein lagen, fanden den Platz so schön, daß sie gleich ganz dableiben wollten, und den Missionar aufforderten, so schnell wie möglich mit der ganzen übrigen Gemeinde dahin zu ziehen. Aber Böhm erklärte ihnen, das ginge so schnell nicht, die Station Ameib könne nicht aufgegeben und eine neue Station nicht begründet werden ohne Zustimmung der Missionsgesellschaft in Deutschland. Dazu sei auch Zesfontein viel zu weit entfernt von unserem übrigen Missionsgebiet im Damraland, und ohne Zwischenstationen könne unmöglich eine Missionsfamilie auf solchem entlegenen Posten existieren. Diese Bedenken waren aber keineswegs das Haupthindernis einer Uebersiedelung nach Zesfontein.

Die Untersuchungsreise nach Zesfontein fiel in das Jahr 1877. Im folgenden Jahre kam der englische Kommissar Mr. Palgrave nach Ameib und erklärte den Bewohnern rundweg, daß von einem Ziehen nach Zesfontein gar nicht die Rede sein könne, denn die englische Regierung beabsichtige, das ganze Gebirgsland des Kaoko unter ihre Obhut zu nehmen und an weiße Ansiedler zu verpachten. Wollten sie also von Ameib fortziehen, so müßten sie wieder nach dem Süden ziehen, nach ihrer früheren Station Rehoboth; am besten werde es sein, wenn sie ruhig auf Ameib blieben; wenn dort ein paar Dämme gemacht würden, um das schnell ablaufende Wasser aufzufangen, würde die Station sehr fruchtbar und blühend werden, und sie würden sich nicht mehr über Wassermangel zu beklagen haben. Aber die Sache blieb wie sie war. Das Jahr 1879 war ein sehr dürres und regenloses, die Bewohner von Ameib zerstreuten sich, jeder suchte, wo er etwas Kost für sich und seine Familie und Futter für sein Vieh finden könne; und von Dammarbeiten war keine Rede. Wie in Ameib so ging es auch auf dem neu begonnenen Stationsplatz Anigháb im Kaoko, wo der Gehilfe Timotheus eine Schule begründet hatte. Die Schüler hatten sich bald wieder zerstreut, die Naman mit ihrem Kapitän zogen fern auf die Jagd, nicht ohne vorher die kleine Ziegenherde, von der Timotheus sich nähren sollte, selbst aufgezehrt zu haben. So blieb dem Missionar Böhm nichts übrig, als seinen Timotheus wieder zurückzurufen. Hätte er ihn nur gleich in der Ameiber Schule gebrauchen können! Aber auch seine eigenen Schulkinder waren fast alle mit den Eltern in die Berge gezogen; der Stationsplatz war beinahe leer, gegen wilde Tiere und herumstreifende Diebe (Naman und Bergdamra) war nirgends Schutz zu gewinnen, die Herden und die Milchküche des Missionars

schwanden ihm unter den Händen dahin. Die Kirchen- und Schulherde, welche aus den Beiträgen der Gemeindeglieder zusammengebracht und für die kirchlichen und Schulbedürfnisse der Gemeinde bestimmt war, war von 200 Stück auf 45 Stück heruntergekommen. Schon damals schien die Auflösung der Station Ameib unabwendbar. Es kam zwar noch einmal wieder eine Regenzeit, um Weihnacht 1879; ein großer Teil des Stammes sammelte sich wieder auf der Station; selbst aus dem gepriesenen Kaoko kamen eine Anzahl Familien zurück, weil nach dem Regen sich auch dort wie fast überall in Afrika das Fieber eingestellt hatte. Aber diese erneute Fülle und Herrlichkeit der Station nahm schnell wieder ein Ende. Schon in der Mitte des Jahres 1880 waren alle Quellen und Brunnen wieder vertrocknet; es war nicht mehr so viel Wasser da, daß man an der Quelle in langen Zwischenräumen ein Glas hätte füllen können. Längst war schon alles wieder geflohen. Menschen und Vieh lagen hier und da im Felde zerstreut und zogen hin und her, um Gras und Wasser zu entdecken. Auch der Missionar mußte sein Haus und seinen vertrockneten Garten verlassen, mußte seine Familie in der benachbarten Station Otjimbingue unterbringen, und dann mit seinen Leuten im Felde herumziehen. Der Kapitän mit dem größeren Teil des Stammes hatte sich halbwegs zwischen Ameib und Otjimbingue auf Garibib gesammelt. In diesem unfertigen und unklaren Zustande traf sie der Krieg, der im August 1880 zwischen Naman und Ovaherero ausbrach.

Was sollten die Ameiber Zwartbooi's in diesem Kriege thun? Sollten sie sich wieder wie vor zehn Jahren auf die Seite der Ovaherero stellen? Sollten sie sich neutral halten? oder sollten sie den Kampf gegen die Herero auch ihrerseits unternehmen? Wir erinnern uns, daß der Krieg, wenn er auch schon lange geplant war, doch seinen Ausgang nahm von einem abscheulichen Blutbad, welches der schwarze Oberhäuptling Maharero auf Okahandja unter den Naman anrichten ließ, die zufällig und friedlich unter seinem Volk und in seiner Nähe sich aufhielten (23. August 1880). Es war die Rache für den Verlust seiner besten Ochsenherden, die bei einem Zusammenstoß mit den Naman in der Nähe von Rehoboth seinen schwarzen Hirten waren geraubt und ins Namaland getrieben worden (S. 433). Die Wut des Maharero über diesen empfindlichen Verlust war so groß, daß er nicht bloß auf seinem Platze Okahandja alle Naman abschlachten ließ, sondern Befehl gab, in ganz Damraland dasselbe zu thun. Nun wohnten aber die Zwartbooi's ebenfalls im Damraland. Mußten sie nicht fürchten, daß der alte, so lange nur zurückgedrängte Haß der Schwarzen gegen sie bei diesem Anlaß wieder hervorbrechen und auch ihnen ein gleiches Schicksal bereiten würde wie ihren Stammgenossen auf Okahandja? Schon hatte Petrus Zwartbooi, der Bruder des Kapitän Abraham Zwartbooi, der mit einem Trupp seiner Leute ganz in der Nähe der Hererostation am Omaruruflusse sich aufhielt, von unbekannter Hand eines Abends die Warnung erhalten: „Fliehe, diese Nacht wird man euch allen die Kehle abschneiden!“ und war über Hals und Kopf zu den Seinigen nach Garibib geflohen. Vieh,

Wagen und Hausrat nebst etlichen Frauen, Alten und Kranken hatte er am Omaruru zurückgelassen. Vergebens stellte Missionar Böhm, der sich sofort mit dem Missionar Viehe auf Omaruru in Verbindung setzte, den Zwartbooi vor, es sei durchaus kein Grund gewesen, sich zu fürchten; es sei ein unbefugter Scherz gewesen, der den Petrus so erschreckt habe; vergebens erklärten auch Augenzeugen, daß alle von Petrus zurückgelassene Habe von den Herero sorgfältig gesammelt und dem Missionar Viehe in Verwahrung gegeben sei. Vergebens ritt er sogar selbst hinüber nach Omaruru, bewog auch den Kapitän, unter seinem Schutze ebenfalls hinüberzureiten. So freundlich auch die Aufnahme bei den Herero war, so beruhigende Versicherungen auch beiderseits gegeben wurden, so war doch das Mißtrauen namentlich auf Seite der Zwartbooi's bereits so tief gewurzelt, daß sie bei ihren Gegnern nur Lüge und Verstellung sahen. Von Garibib zogen sie noch weiter nach dem Süden, um ihren vermeintlichen Feinden möglichst weit aus dem Wege zu gehen. Aber je weiter und je länger sie herumzogen, desto größer wurde ihr Hunger und ihre Armut. Was einzelne begonnen, den Herero Rinder von der Weide zu stehlen, das wurde bald in größerem Maßstab von vielen fortgesetzt und der Kapitän schwieg dazu. Der Missionar sagte ihnen, wenn der Kapitän die Rinder, von denen er weiß, daß sie gestohlen sind, nicht wieder zurückgiebt, dann ist der Krieg erklärt; dann aber bleibe ich nicht bei euch; und er ging nach Otjimbingue zu seiner Familie. Es dauerte nicht lange, so kam Petrus Zwartbooi mit seinen Kriegsleuten ebenfalls nach Otjimbingue, aber als Feind, um die Station zu überfallen und zu berauben. Otjimbingue und die Nachbarstation Neubarmen oder Otjikango waren bis dahin von den feindlichen Naman, die von Süden her ins Damraland gedrungen waren, noch wenig gewahr geworden. Zuerst erschreckten sie die von Süden her flüchtenden Missionare, die sich nach Walfischbai und nach Kapstadt retten wollten und die Bewohner von Otjimbingue nicht wenig in Angst setzten. Unter ihnen war auch der Missionar Schröder, dessen Station Windhoek gleich beim Ausbruch des Kriegs zerstört war, auch die Missionare Eich und Irle, deren Stationen Otjosazu und Otjizeva ebenfalls überfallen und beraubt waren. Da wurden dann Heiden und Christen aufgeboten zum Kampf gegen die eingedrungenen Naman. Diese Eindringlinge wurden in der That schnell zurückgeworfen, aber etwas anders war es mit ihren Bundesgenossen den Zwarbooi's, die mitten im Lande wohnten und seit dem November 1880 ihre Raubzüge bis in die Nähe von Otjimbingue ausdehnten.

Die Viehherden der Station wurden geraubt, die Wächter totgeschossen und die ganze Umgegend unsicher gemacht. Die Bewohner von Otjimbingue blieben dabei nicht müßig wie früher als sie noch ganz in ihrer heidnischen Sorglosigkeit und Träumerei dahin lebten, sondern sie zeigten sich auch hier als Christen, die mit Gebet und Arbeit die erlaubten Mittel anwendeten, um sich und die Ihrigen gegen feindliche Angriffe sicher zu stellen. An allen offenen Punkten wurden Schanzen aufgeworfen, Mauern mit Schießscharten versehen,

die Gipfel der Hügel befestigt, die Büsche im Flußthal abrasiert, ein Patrouillendienst wurde eingerichtet, Posten ausgestellt und Nachtwachen angeordnet. Das alles thaten die schwarzen Christen ganz aus sich selber. Die Weißen, welche auf dem Platze wohnten, hatten ihnen gleich erklärt, daß sie sich am Kampf nicht beteiligen würden, und auch ihr Missionar hatte ihnen gesagt, daß er zwar ihr geistlicher Hirte und Seelenpfleger sei, aber in ihre Kriegsangelegenheiten werde er sich nicht mischen, sondern ihnen nur immer wieder vorhalten, daß sie auch im Kriege sich als Christen erweisen, den Herrn um Schutz und Sieg anrufen und sich aller Grausamkeit enthalten müßten. Das verstanden die Schwarzen alles sehr gut, erklärten, daß sie auch ihrerseits den Weißen nichts zu Leide thun würden, nur bäten sie sie vorkommendenfalls um Schutz und Fürsorge für ihre Weiber und Kinder. Der Fall kam schnell genug.

Die Zwartbooi's hatten gleichzeitig den Krieg gegen die Herero auf der Nachbarstation Omaruru eröffnet. Die dortigen Häuptlinge hatten um Hilfe und Zuzug von Otjimbingue gebeten, und sofort war alle waffenfähige Mannschaft von Otjimbingue (etwa 50 Christen) ihren schwarzen Brüdern zu Hilfe gezogen. Sie waren der Meinung, daß sie schnell genug wieder zurück sein würden, um die eigne Station gegen die feindlichen Naman zu schützen. Aber daß die Zwartbooi's in dem Augenblick, wo sie zum Kampf zogen nach Omaruru, zugleich eine Streifpartie nach Otjimbingue senden würden, daran hatten sie nicht gedacht. So zogen sie am 25. November (1880), nachdem sie sich in gottesdienstlicher Feier dem Schutz des Herrn befohlen hatten, von Otjimbingue ab, dem Feinde entgegen. Unterwegs begegnete ihnen das Gerücht, die Zwartbooi's seien bereits auf dem Marsch nach Otjimbingue. Die meisten Kriegsleute wollten jetzt gleich wieder zurück, aber der Aelteste sagte: wir haben den Platz und unsre Familien dem Schutze Gottes übergeben, dazu betet der Lehrer mit unsern Frauen täglich um die Bewahrung unsres Gebiets, (Bernsmann hatte ihnen versprochen, täglich Gebetsstunden mit den Frauen zu halten,) so laßt uns nun doch auch vertrauen, daß Gott die Gebete erhören wird. Das schlug durch, und sie zogen weiter dem Feind entgegen. In den ersten Tagen des Dezember aber erschien ein Haufe Naman unter Führung des Petrus Zwartbooi vor Otjimbingue, trieb alles Vieh fort und drang dann in die Hütten der Herero, um alles wertvolle zu rauben. Die Frauen waren gleich beim Erscheinen des Feindes nach der entgegengesetzten Richtung geflohen, nur die Schwachen und Gebrechlichen waren hilfeflehend zu Bernsmann gekommen und er hatte ihnen ein Asyl in seinem Hause gewährt. Petrus Zwartbooi selbst ein Christ, versprach dem Missionar, die Frauen zu schonen, benahm sich auch sonst recht anständig, wiewohl er starke Kontributionen an Munition und Vieh von den Weißen eintrieb, und verhinderte jede zwecklose Grausamkeit und Zerstörung. Aber jetzt kam die Nachricht nach Otjimbingue, daß in denselben Tagen sein Bruder, der Häuptling Abraham Zwartbooi ein Gefecht gehabt hätte mit den Herero von Otjimbingue und Omaruru, und in

diesem Gefecht wären ein Paar Namafrauen, die in die Schußlinie geraten waren, erschossen. Sofort stürmte der ganze Haufe zu dem Hause des Missionars, um an den dort verborgenen Hererofrauen das Gleiche zu thun. Aber die Weißen stellten sich ihnen entgegen. Missionar Böhm, der sich von den Zwartbooïs seit dem Ausbruch des Krieges wie gesagt getrennt hatte und sich auf Otjimbingue aufhielt, rief ihnen zu: erst schießt ihr mich, ehe ihr den Frauen etwas zu Leide thut. Da stutzten sie doch, und während noch die Brüder mit ihnen parlamentierten, kam auch schon Petrus selbst in großer Eile herangesprengt und jagte den lärmenden Haufen auseinander.

Mit seinem Willen, sagte er, solle kein Frauenblut vergossen werden, und erlaubte dem Missionar Bernsmann auf seine Bitte, die Frauen unter sicherm Geleit zu ihren Angehörigen zu bringen. So wurde denn eiligst der große Ochsenwagen gepackt, Frauen und Kinder darauf geladen, während die Stärkeren abwechselnd nebenher zu Fuß gingen. Es waren 19 Frauen und 26 Kinder, nebst einigen heidnischen Dienern (Bergdamra), im ganzen 58 Personen, und Bernsmann hatte nicht wenig Mühe, Ordnung unter ihnen zu halten, besonders da hinter ihnen her noch wieder Schüsse und wildes Geschrei sich hören ließ. Unter beständiger Todesfurcht bewegte sich die Karawane vorwärts, erst nach 24stündiger Fahrt trafen sie auf ihre Angehörigen und konnten sich in Sicherheit fühlen. Die Heiden konnten es gar nicht begreifen, wie der weiße Lehrer sich so um die Frauen und Kinder bemüht und ein solches Werk vollbracht hätte, dergleichen sei unter ihnen niemals geschehen und unerhört. Als er dann gar eine Frau mit abgehackten Füßen und eine Heidin die gar keine Angehörigen mehr hatte und jammerte, daß sie im Felde liegen bleiben und verkommen werde, wieder auf seinen Wagen laden ließ, um sich ihrer weiter anzunehmen, der nackten Heidin aber vorher ein Hemd anziehen ließ, da rief eine andre nackte heidnische Frau: O Wunder, Wunder, er macht seine Barmherzigkeit voll.

Von Otjimbingue waren die Zwartbooïs wieder abgezogen und vereinigten sich auf der Nachbarstation Neu Barmen (Otjikango) mit den von Süden hereingedrungenen Naman. Auch hier waren die waffenfähigen Leute ausgezogen, alle übrigen waren beim Herannahen der Kriegshaufen in die Berge geflohen, nur die Missionare Meyer und Eich mit ihren Familien waren noch auf dem Platze. Man ließ sie unangetastet, weil wie etliche der südlichen Naman und die Bastards von Rehoboth sagten, sie es ihren Lehrern vor dem Auszug feierlichst hätten versprechen müssen, ja nicht in die Missionshäuser einzudringen oder den Missionaren ein Leid zu thun. Hier aber, auf dem Platze selbst, wurden die Naman von den heranrückenden Ovaherero angegriffen. Die Kugeln kreuzten sich vor und hinter dem Missionshause, der ganze Platz war in Pulverdampf eingehüllt. Den ganzen Tag bis zum Sonnenuntergang dauerte der Kampf, und die Naman behaupteten den Platz. Da waren die Häuptlinge Jan Jonker von Windhoek, Jacobus Izaak von Bersaba, David Christian von Bethanien, Hermann van Wyk von Rehoboth; mit

ihnen waren etwa 400 Mann und 28 Wagen, alle voll Siegesfreude und beschäftigt mit dem Verteilen der Beute, mit Schlachten und Essen. Aber mitten in der Nacht brachen die Herero, die inzwischen Verstärkung bekommen hatten, aufs neue über die sicheren Naman herein und früh morgens 6 Uhr (es war am 12. Dezember 1880) sahen die Missionare die Feinde schon auf der Flucht und den ganzen Platz wimmeln von den schwarzen Gestalten der Herero. Alle Wagen der Naman, der ganze Proviant und die Munition fielen in die Hände der Sieger. Ein Teil derselben setzte den Fliehenden nach und erschlugen noch eine große Zahl, unter ihnen auch den Häuptling David Christian von Bethanien (S. 436), ein andrer Teil war beschäftigt die Beute in Sicherheit zu bringen, und die heidnischen Ovaherero, die im Gefecht wohl das Wenigste geleistet hatten, waren desto eifriger im Rauben und Wegtreiben der Herden, unbekümmert ob sie dem Feind oder Freund gehörten: auch das Missionsvieh trieben sie mit fort. Die Missionare aber hatten inzwischen den Samariterdienst geübt an den Verwundeten und Sterbenden. Ihr Haus war voll von tödlich Getroffenen, von denen die meisten, getaufte Gemeindeglieder, unter ihren Tröstungen und Gebeten selig heimgingen, unter ihnen auch der Sohn des Oberhäuptlings Maharero, ein lieber gläubiger junger Mann, voll Verstand und Herzensgüte und schon seit Jahren die Hoffnung der schwarzen Gemeinden, wenn mal sein heidnischer Vater aus der Welt ginge. Seine Leiche mußte dem Vater ausgeliefert werden, aber hunderte von Leichen lagen noch auf dem Platze und rings umher. Sie zu begraben war keine Kraft vorhanden, und unter der glühenden Sonne (30 Grad im Schatten) entwickelte sich der Fäulnisgeruch so schnell, daß es in den nächsten Tagen kaum möglich war, auf diesem schrecklichen Leichenfeld zu atmen. Gleichwohl sammelte sich allmählich die Gemeinde wieder auf dem Platz; sie wollte den Gottesdienst nicht entbehren. Ihre Häuser und Hütten und Kleider waren ihnen verbrannt, ihr Vieh war ihnen gestohlen, ohne Eigentum und Obdach irrten sie umher, sie hatten gesiegt und hatten ihre Feinde zurückgetrieben, aber sie hatten selber nichts als das nackte Leben gerettet. Und sodann: die fremden Feinde das heißt die von auswärts hereingedrungen, waren zwar zurückgetrieben, aber die Zwartbooys mit ihrem Anhang und Bergdamra und Topnaar wohnten ja im Lande selbst und konnten jeden Augenblick einen neuen Angriff versuchen.

Zunächst galt es wieder Otjimbingue. Dort waren die Magazine der Kaufleute, von dort mußten sie ihre Waffenvorräte und Munition ergänzen. Schon kurz vor Weihnacht hatten die Zwartbooys einen neuen Angriff geplant, waren aber, da sie den Platz wieder ganz von Ovaherero besetzt fanden, zurückgewichen. Ueber Weihnacht war alles ruhig geblieben; doch war es ein trübes Fest. Nicht bloß die Kriegsnot und die schreckliche Dürre lastete auf der Gemeinde, sondern Krankheit und Tod war bei den Missionaren eingekehrt, und die liebe Frau Bernsmann, die nicht lange vorher ein schweres Wochen-

bett durchgemacht hatte, ging nach längerem Kränkeln zur ewigen Ruhe ein. (28. Dezember.) Auch bei andern Weißen war schwere Trauer eingekehrt. Und wie nun das traurige Jahr zu Ende war, am Neujahrsmorgen 1881 stürmten schon wieder die Zwartbooi's auf den Platz, der diesmal nur ganz ungenügend von Verteidigern besetzt war. Indes trotz allen Schießens und Stürmens konnten sie den Platz nicht gewinnen. Am folgenden Tage begannen sie einen neuen Angriff, wurden aber wiederum zurückgeworfen, und als dann die zerstreuten Ovaherero von allen Seiten ihren Brüdern zu Hilfe eilten, hielten sie es für besser, den Kampf abzubrechen und sich zurückzuziehen.

Es folgten jetzt einige ruhige Wochen. Die Regenzeit war gekommen und Wasser war wieder reichlich vorhanden: so gab es auch bald reichlich Milch und Feldkost, und die Ausgeplünderten konnten sich wieder etwas erholen. Auf die Stationen zogen sie sobald noch nicht wieder, wenigstens nicht mit Frauen und Kindern, und als im Lauf des Februar in einem neuen Gefecht gegen die Zwartbooi's die Herero den Kürzeren zogen, als dann der schlimme Jan Jonker grimmige Drohbriefe auf die Station gelangen ließ, da wurde Neu-Barmen von sämtlichen Bewohnern wieder verlassen, sogar des Missionars Meyer eigne Hausleute zogen fort, und so schwer es ihn ankam, er mußte selbst für einige Monate sein Haus preisgeben und den Platz räumen. Erst zu Anfang Juli konnte er mit einer kleinen Schar, die sich wieder zu ihm sammelte, Schule und Gottesdienst auf Neu-Barmen wieder beginnen. Offenbar hatte der bessere Teil der Gemeinde an innerem Gehalt gewonnen, das konnte der Missionar deutlich merken bei dem biblischen Unterricht und den Gebetsstunden; dagegen war der schlechtere Teil in der Zuchtlosigkeit der kriegerischen Zustände noch mehr heruntergekommen und machte noch mehr Mühe als sonst.

Auch auf Otjimbingue wurden fleißig Betstunden gehalten. Hier hatten sich als im April die Gemeinde wieder auf den Platz zog, eine größere Anzahl Heiden mit eingefunden, die begierig waren mehr zu erfahren von den göttlichen Dingen, die sie während des Kriegszugs zuerst vernommen hatten. Auch diese Heiden fingen jetzt an, den Herrn anzurufen um Schutz und Sieg, und als im Verlauf des Mai (1881) die Zwartbooi's abermals einen großen Raubzug gegen Otjimbingue unternahmen, und mehr als 300 Ochsen wegtrieben, da halfen die Heiden auch mit beten, daß der Herr die Feinde schrecken und ihnen die Beute wieder abnehmen möge. Als dann wirklich in ganz auffälliger Weise die Zwartbooi's vor der nachsetzenden kleinen Schar der Herero die Flucht ergriffen und das erbeutete Vieh im Stiche ließen, da beugten auch die Heiden in dem Dankgottesdienst ihre Kniee mit den Christen und bekannten, daß dem Herrn allein die Ehre gebühre für solchen Sieg. Sie beteiligten sich auch bei der Fürbitte der Gemeinde für den Missionar Bernsmann, der so viel Schweres hatte durchmachen müssen, und nun selbst erkrankte und längere Zeit am Rande des Todes lag,

und freuten sich mit der Gemeinde, als der Herr auch diesmal ihre Gebete erhört und ihren Lehrer wieder aufgerichtet hatte.

Die Zwartbooïs waren nach der Gegend der Walfischbai gezogen und hatten damit den Europäern und den Missionaren, die ihre Güter von der Bai holen wollten, den Weg abgeschnitten. Missionar Viehe, der von der Bai nach seiner Station Okozondje zurückwollte, mußte die Erlaubnis zur Rückkehr förmlich von ihnen erkaufen. Missionar Böhm ritt selbst zu ihnen, um die Rückgabe seines Viehes von ihnen zu verlangen, welches sie mit dem Vieh der Herero geraubt hatten. Sie versprachen es auch, thaten es aber nachher doch nicht, und ebenso erging es der Witwe ihres früheren Lehrers Kleinschmidt. Es waren wohl immer noch einige Bessergesinnte unter den Zwartbooïs, die ernstlich zum Frieden redeten, aber der größere Teil bestand aus Hitzköpfen und vielem zusammengelaufenen Gesindel, das beim Kriege nichts zu verlieren hatte, wohl aber viel Beute zu gewinnen hoffte. Deshalb waren auch alle schriftlichen und mündlichen Ermahnungen der Missionare an sie gänzlich erfolglos; desto mehr horchten sie auf die Reden etlicher Weißen an der Bai, die sie zur Fortsetzung des Kampfes aufstachelten, und ihnen versprachen, sie mit Proviant und Munition kräftig zu unterstützen. Als dann im November 1881 die Namahäuptlinge von Süden her wieder in das Damraland hineinrückten, machten sich auch die Zwartbooïs von neuem gegen die Hererostationen auf, um beim Kampfe zu helfen und möglichst viel Vieh für sich zu erbeuten. Das mißlang ihnen aber. Ihre Freunde und Bundesgenossen aus dem Süden wurden in dem Gefecht bei Okahandja (23. November) von den Herero gründlich geschlagen und flohen in ihr Land zurück, und die Raubzüge, welche die Zwartbooïs hinterher noch im Dezember unternahmen gegen Otjimbingue und gegen Okozondje mißrieten gänzlich. Das Vieh, was sie von den Herero weggetrieben, wurde ihnen von den nachsetzenden Schwarzen wieder abgejagt, und von Okozondje rückte ein starkes Kommando aus, um diesen ewigen Störenfrieden endlich einmal das Garaus zu machen. Da erfaßte die Zwartbooïs ein großer Schrecken und den englischen Magistrat an der Walfischbai, den Mr. Musgrave, unter dessen Schutz sie sich flüchteten, gleichfalls; er benutzte das erste Schiff, was zur Hand war, und entfloh nach Kapstadt. Dort schilderte er die Kriegswut der Herero (die inzwischen ganz friedlich zu ihren Rinderherden zurückgekehrt waren) in den schrecklichsten Farben, und hätte gern ein Detachement Soldaten hinaufgeschickt, um die verhaßten Schwarzen recht gründlich abzustrafen. Allein der Gouverneur in Kapstadt hatte bessere Ratgeber und schickte statt eines Kriegsmannes unsern alten Damramissionar Hugo Hahn (vgl. S. 438), der seit Jahren in Kapstadt ansässig und Pastor an der dortigen deutschen Gemeinde war. Diesem Freunde, der mit der Hererosprache und allen Verhältnissen des Damralandes genau bekannt war, gab er den Auftrag, sich zu vergewissern, was eigentlich den Herero seitens der Engländer von der Walfischbai zu Leide gethan sei, und sie zu versichern, daß England keinen anderen Wunsch habe, als in Frieden mit ihnen zu

leben. Das alles ward ausgeführt. In den ersten Monaten des Jahres 1882 reiste Dr. Hugo Hahn von Kapstadt über Walfischbai ins Damaraland, ward von den Herero sehr freundlich aufgenommen, überzeugte sie leicht von der friedfertigen Gesinnung der englischen Regierung, brachte die englischen Unterthanen an der Bai die Topnaar, die mit den Zwartbois gegen die Herero gezogen waren, zur Ruhe, und ließ die Zwartbois wissen, daß, so lange sie mit den Herero Krieg führten, sie das englische Gebiet an der Walfischbai nicht betreten dürften. Die Zwartbois haben seitdem keinen Missionar mehr gehabt. Weit und breit im Lande zerstreut haben wohl etliche Trupps um einen Lehrer gebeten, aber die Bedingung, die ihnen gestellt wurde, daß sie ihre Raubzüge unterlassen, mit den Herero Friede machen und sich auf eine Station zusammenziehen sollten, haben sie bisher nicht erfüllt. Von ihrer weiteren Beteiligung am Kriege wird noch im folgenden Abschnitt die Rede sein.

Kampf mit Jan und Hendrik.

Von den Ursachen und dem Anfang des Kampfes (August 1880) zwischen der schwarzen und der gelben Nation an den Grenzen des Damalandes ist schon früher die Rede gewesen, ebenso von den Niederlagen der Naman bei Neu-Barmen am 11. Dezember 1880 und bei Okahandja am 23. November 1881, und von dem halben Friedensschluß auf Rehoboth (12. Juni 1882). Wir haben hier nur noch einzelne Züge aus dem Damaraland einzuschalten, ehe wir den weiteren Verlauf des Kampfes erzählen.

Die erste Hererostation, welche von den Naman, die von Süden her über die Grenze drangen, angegriffen und zerstört wurde, war Otjizeva (S. 453). Die Gemeinde war dort bis auf 165 Seelen gewachsen mit 73 Kommunikanten. Der Bau einer neuen Kirche war begonnen, Gemeindeälteste waren eingesetzt und die Station erfreute sich eines sichtlichen Gedeihens. Da kam am 22. August ein Reiter auf die Station, welcher meldete, daß ein starker Trupp feindlicher Naman im Anrücken gegen Otjizeva sei. Sofort machten sich die Herero auf, ihnen entgegen, trafen zuerst auf eine Namanwerft, deren Männer zu dem feindlichen Trupp zu gehören schienen, und schossen alles nieder, leider auch Weiber und Kinder. Darüber erbittert, setzten die Naman den umkehrenden Herero nach, machten den größten Teil nieder und raubten alles Vieh, was in der Nähe stand, an 1200 Ochsen. Jetzt entstand auf Otjizeva eine große Verwirrung. Der Kirchbau blieb liegen, alles eilte der Grenze zu, um an den Naman Rache zu nehmen und das Vieh wieder zu gewinnen. Fr. Eich, der Missionar, eilte seinem bedrängten Kollegen Missionar Schroeder nach Windhoek zu Hilfe und holte ihn nach Otjizeva, während die Plünderer und Brandstifter auf Windhoek schon anfingen, ihr Werk zu treiben. Schroeder flüchtete weiter nach Walfischbai, Eich aber eilte nach Okahandja, dem Sitz des Oberhäuptlings, wo er schon andere Missionare

versammelt fand. Hier war bereits die grenliche Schlächterei geschehen, ohne daß die Missionare und die christliche Gemeindeglieder sie hätten hindern können. Als Maharero die Nachricht bekam, daß alle seine besten und größten Ochsen, gleichsam die Garde unter seinem Ochsenheer, von den Naman gefangen und geschlachtet seien, da kannte die Wut des Heiden keine Grenzen. Zur Vergeltung befahl er, augenblicklich alle Naman, die sich innerhalb der Damragrenze fänden, zu töten, und so wurden wohl an 200 Naman, die in der Nähe von Okahandja zerstreut wohnten oder hantierten, gleich in der Nacht und den nächsten beiden Tagen abgeschlachtet. Den ganzen Lauf des Tjoachaub entlang bis in die Omaheke hinein pflanzte sich das Morden fort. Nur auf der Station Otjosazu, obwohl sie nahe genug bei Okahandja liegt, war kein Blut geflossen. Die dort wohnenden Namafamilien wurden vom Missionar und der Gemeinde geschützt. Dem Maharero selbst schien die Schlächterei bald wieder leid zu sein. Am dritten Tage, als sein Zorn sich etwas gelegt hatte, gab er der Bitte der Missionare Gehör, die noch übrigen Naman in seinem Lande leben zu lassen, befahl auch, daß etliche Christen nach Windhoek geschickt würden, um die Zerstörung der Station zu verhüten. Missionar Irle hielt erst noch Gebetsstunde mit den Männern, die sehr ernst gestimmt waren, und voll Scham über die Blutthat, deren sich ihr Volk schuldig gemacht. Er betrachtete mit ihnen den 91. Psalm und befahl sie dem Schutz des lebendigen Gottes. Die Botschaft, die sie zurück brachten, lautete traurig genug. Auf Windhoek gab es nichts mehr zu retten. Mahareros wilde Hunde, wie er selbst seine bewaffneten Viehknechte nannte, hatten dort gründlich reine Bahn gemacht, der Platz war völlig leer und ausgeraubt. Selbst dem Maharero war das zu arg. Er versprach dem Missionar von Windhoek, seinen Schaden zu ersetzen und die Uebelthäter zu strafen; in seinem Lande dürfe keinem weißen Manne Schaden zugefügt werden, am wenigsten den Lehrern. Auch sein Sohn Willem, der von einem Jagdzuge zurückgekehrt war und den wir schon als einen ernsten Christen kennen lernten, suchte die Gemüter zu beruhigen und gab Befehl, daß alle Herden und alle Kriegsleute von der Grenze zurückgezogen würden, um jeden weiteren Zusammenstoß mit den Naman zu vermeiden. Durch dies Zurückziehen der vorgeschobenen Posten wurde nun aber die Station Otjizeva in gefährlicher Weise bloßgestellt. Wagten die Naman von Süden her einen Einfall ins Damraland, so war Otjizeva die erste Station, die ihnen im Wege lag. Wie traurig sah es jetzt in dem eben noch so blühenden Otjizeva aus. Die Station fast ausgeleert, die noch übrigen Bewohner in Aufregung und Furcht, der Kirchbau unterbrochen, die Nebenstationen verlassen. Jetzt kam Botschaft von Maharero, daß Otjizeva verlassen werden sollte. Er wollte die Südgrenze völlig preisgeben, und seine ganze Macht auf Okahandja sammeln. Da alle Gegenrede des Missionars fruchtlos blieb, so blieb nichts übrig, als sich in die Lage zu schicken und dem Bruder Meyer zu folgen, der von Otjikango herüberkam, um die Familie Eich zu sich nach Neu-Barmen zu holen. Es dauerte nicht lange, so zogen die Naman in das verlassene Otjizeva

ein. Sie hatten den südlichen Teil des Damralandes siegreich durchzogen. Am 28. Oktober kam es in der Nähe der Station zum Gefecht und die Herero mußten sich zurückziehen. Am 12. November erlangten die Herero zwar einen Vorteil über die Naman bei Katjapia, aber ohne darum die letzteren aus Otjizeva und den benachbarten Plätzen wieder herauszujagen. So wurde denn das Geschäft des Raubens und Viehstehlens von dort aus bis in die Nähe von Okahandja fortgesetzt, zugleich aber die Station selbst gründlich zerstört; von dem teuren Bauholz, was zur Vollendung der Kirche angefahren war, blieb nichts übrig.

Nicht ganz so schlimm ging es auf Otjosazu, obgleich auch diese Station eine Zeitlang verlassen werden mußte. Schon gleich nach den ersten Scharmützeln an der südlichen Grenze im Anfang des Monats Oktober kamen Haufen von flüchtenden Ovaherero mit zehntausenden von Ochsen nach Otjosazu, zertraten und verdarben die Weiden, die Gärten, die Kornfelder, die Fruchtbäume, die Brunnen und Wasserquellen; alles lag voll toter Ochsen und Kühe, die Hirten fehlten, und das Vieh, welches ungetränkt blieb, lief zurück, wo es hergekommen war, den Feinden in die Hände. Dann kam Befehl von Maharero, auch Otjosazu zu verlassen und mit allen Kriegsleuten nach Okahandja zu ziehen. Sowie aber die Missionare den Rücken gewendet hatten, war das von allen Seiten zusammenströmende heidnische Gesindel auch in das Missionshaus von Otjosazu eingebrochen, hatte die Küche zum Ziegenstall gemacht, Fenster und Thüren zerschlagen, die Abendmahlsgeräte verdorben, aus der Vorratskammer Salz und was noch an Nahrungsmitteln da war, aus der Werkzeugkiste alles Gerät gestohlen. Auch in der Kirche hatten sie übel gehaust. Indes dieser Schaden ließ sich noch tragen; wenn nur endlich mal die Herero sich zu einer entscheidenden That hätten aufraffen wollen. Denn in der That, es wurde jetzt Ernst. Nicht bloß von Otjizeva her, sondern auch von der andern Seite, von Westen, von Otjikango her kam Botschaft, daß die Naman beständig im Vorrücken seien, und auf Okahandja zusammentreffen wollten. Da beschloß Willem Maharero einen Ausfall. Er wollte die Naman überraschen, ehe sie sich vereinigt hätten. Vorher bat Willem den Missionar Diehl, er möge mit ihm und seinen Leuten eine Gebetsstunde halten, was auch geschah. Die Kirche war gedrängt voll und bei allen konnte man eine ernste Stimmung wahrnehmen. Am 10. Dezember zog die Mannschaft aus. Die ernste Haltung der Christen imponierte auch den Heiden. Kein Kriegstanz wurde aufgeführt, kein Schuß, kein lautes Geschrei gehört. Sie fanden den Feind auf Otjikango, bereits im Besitz des Platzes, siegreich und mit Plündern beschäftigt. Aber als nun über die sorglosen Plünderer und Schläfer das Kommando von Okahandja hereinbrach, da überfiel sie ein Todesschrecken. Nur wenige setzten sich zur Wehr; die meisten Naman ließen ihre Beute, auch ihre eigenen Geräte und ihre Wagen im Stich und flohen in unaufhaltsamer Eile in ihr Land zurück. Sofort wandte sich das Kommando gegen Otjizeva, und fand die andere Abteilung des Feindes bei Katjapia. Auch hier wurden die Naman

zurückgetrieben, und durch diese Gefechte am 12. und 23. Dezember die ganze südöstliche Ecke des Damralandes von Feinden gereinigt. Leider war der Sieg mit dem Verlust vieler werter Gemeindeglieder erkauft, an ihrer Spitze der hoch angesehene Willem Maharero (S. 454). Er mit den Christen war überall, wo Gefahr war, vornean gewesen, die Heiden hinter ihm hatten sich begnügt, die Fliehenden abzufangen und die Beute in Sicherheit zu bringen. Aber Eindruck hatte es doch gemacht auf die Heiden, wie diese Christen, die sie vor dem Gefecht so ernstlich hatten beten und sich gegenseitig ermuntern hören, mit solcher Zuversicht mitten in den Kugelregen sich stürzten, weil der Tod nichts Schreckhaftes für sie hatte, und wie sie die Schmerzen ihrer Wunden mit Geduld und in freudigem Glauben ertrugen.

Den größten Teil des Jahres 1881 blieben die Herero-Stationen ziemlich ungestört. Die Stimmung war unter den Bewohnern einigermaßen verändert. Von dem Trotz und Hochmut, mit welchem sie im vorigen Jahre den Kampf gegen die Naman begonnen, war wenig mehr zu spüren. Gott hatte sie schwer gedemütigt durch den Verlust vieler angesehener Männer, Christen und Heiden. Zudem hatten die Naman ihnen viele Tausende ihrer Götter, d. h. ihrer Ochsen geraubt, und noch viel mehr tausend hatte die große Dürre zu Anfang des Jahres weggerafft. Als nun Ende Oktober 1881 die Tage des Kampfes abermals nahten, nahte sich auch die Gemeinde dem Herrn mit Bußbekenntnis und mit Anrufung seiner Barmherzigkeit. Der neue Kronprinz Samuel fragte die (heidnischen) Obersten des Volks, ob sie nicht auch nötig hätten, vereint mit den Christen sich zu demütigen und den Herrn um Gnade anzuflehen. Die Antwort lautete: „wir haben erkannt, daß der Sieg von Gott kommt, und wir wollen ihn mit euch darum bitten.“ Zur bestimmten Stunde versammelte man sich in der Kirche. Viele Heiden und alle Großen des Volks erschienen, mit Ausnahme des Maharero, der noch immer die Kirche scheut. Der große Raum war dicht besetzt. Es wurde begonnen mit Vorlesung des 32. Psalms und einer kurzen Ansprache, dann folgten die freien Gebete. Mehrere Christen traten auf und rangen ernstlich mit dem Herrn um Gnade für ihr armes Volk und für die bevorstehenden Tage des Kampfs. Einer betete: „Ja Herr, wir haben gesehen und erkannt, daß unsere vielen Männer und Gewehre nichts helfen, wenn du uns nicht gnädig bist: so hilf denn auch jetzt, daß dein Name wieder verherrlicht wird: deine Kinder vertrauen dir, daß du sie erhörst, und daß sie abermals rühmen dürfen: sehet unser Gott ist ein starker Gott: er, Jehovah Zebaoth, spricht: legt die Waffen nieder und folgt mir, denn ich werde für euch streiten.“ Andere baten, daß Gott doch ein allzugroßes Blutvergießen verhüten: andere, daß Gott sich besonders der Gemeindeglieder erbarmen und sie beschützen möge: einer erbat sich im kindlichen Glauben „nur“ zwei Engel, welche ihm vorangingen und bei ihm ständen im Kampf.

Es war am 22. und 23. November, als endlich die Entscheidung erfolgte. Ganz in der Nähe von Okahandja hatte sich der Feind aufgestellt, und einer der Führer hatte geschworen, er wolle nicht

ablassen, bis seine Pferde das Wasser von Okahandja getrunken hätten. Zwei- bis dreitausend Mann standen einander gegenüber. Während die Männer draußen kämpften, sammelten sich die Christenfrauen auf der Station in der Kirche, und hielten an mit Gebet und Flehen, bis von draußen her das Siegesgeschrei der Ihrigen erscholl. Die heidnischen Weiber aber waren alle nach alter Gewohnheit hinter ihren Männern her zum Kampfplatz gezogen, mit lautem Klagegeschrei: huhuhuhu und gellendem Kreischen, wenn einer der ihrigen verwundet oder gefallen war, und mit wildem Jauchzen, wenn der Feind wich und Aussicht auf Beute vorhanden war. Mit Sonnenuntergang kamen sie zurück, mit Beute beladen. Das Siegesgeschrei und Schießen der Heiden wollte kein Ende nehmen. Die Christen aber wurden durch den feierlichen Ruf der Glocken vor allen Dingen erst ins Gotteshaus geladen, um vor dem Herrn sich zu beugen mit Preis- und Lobgesang. Am andern Tage wurde der eigentliche Dankgottesdienst gehalten, an welchem sich auch wieder viele Heiden beteiligten. Wir haben gesehen, sagten sie, daß Gott mächtig ist zu helfen, und daß die Getauften lauter Helden sind, die keine Kugeln fürchten.

Leider konnte man dasselbe nicht von allen Heiden sagen. Die entfernter wohnenden wollten nach wie vor von Gott nichts wissen, sondern antworteten den Christen: jetzt ist keine Zeit, Gottes Wort zu hören, jetzt ist Krieg; wenn wieder Friede ist, dann wollen wir uns auch bekehren! Solche Antworten mußte Missionar Irle hören, als er zu Anfang 1881 wieder auf seine Station Otjosazu zurückgekehrt, bei den umwohnenden Heiden seine Predigtbesuche machte. Andere sagten, wenn Maharero sich taufen ließe, wollten sie's auch thun; aber so lange der nicht in die Kirche ginge, gingen sie auch nicht hinein, ja sie dürften's nicht mal, denn er wehre es ihnen. Das letzte war nun wohl gerade nicht der Fall, aber jedenfalls wirkte das böse Beispiel des Oberhäuptlings sehr schädlich. Auch der früher so liebenswürdige Häuptling Kukuri von Otjosazu zog sich mehr und mehr vom Missionar zurück. Ja er war einige Male in Begriff, ihn ganz zu verlassen und mit seinem Vieh wieder ins Weite zu ziehen. Dadurch wäre dann die Missionsfamilie schutzlos jedem Angriff des umherstreifenden Raubgesindels preisgegeben, welches während des Krieges von allen Seiten sich aufmachte, um auch seinerseits einen Anteil an der Beute zu gewinnen. Aber gerade die Furcht vor diesem Gesindel brachte eine Menge friedlicher Bewohner auf die Station, Heiden und Christen, die nun anfingen Gärten zu machen und Korn zu säen, so daß im Jahre 1881, welches ungewöhnlich feucht war, Otjosazu einen überaus blühenden Anblick bot. Da kam auch Maharero zu der Einsicht, daß er um keinen Preis Otjosazu dürfe fahren lassen, da es ihm ja seine eigene Residenz Okahandja decken half. Vielmehr schickte er jetzt eine Anzahl seiner Kriegsleute nach Otjosazu, um dort Schanzen aufzuwerfen und diese Station gegen jeden Angriff zu verteidigen. Um so beruhigter konnte Missionar Irle seine Arbeit fortführen und sich des zahlreichen Volks nach Kräften annehmen. Aehnlich stand es auch auf der eben so gefährdeten

Station Otjimbingue. Auch dort waren Schanzen angelegt und Wachtposten ausgestellt, daneben aber auch fleißig Gartenarbeit getrieben. Selbst die vornehmsten Leute scheuten sich nicht, Hand anzulegen, um Baumstämme und Wurzeln auszuroden und den Boden mit allem Fleiß zu bearbeiten. Als im Februar 1882 unser alter Damramissionar Hugo Hahn, wie schon erzählt, als Kommissar der kapischen Regierung einige Wochen auf Okahandja verweilte und die benachbarten Stationen sah, war er nicht wenig verwundert über das veränderte Aussehen der Leute und ihres Bodens; sie hatten Arbeiten fertig gebracht, die sie früher selbst für unmöglich gehalten hatten. Wie sehr die Herero nach Frieden und Ruhe verlangten, um in ihren friedlichen Beschäftigungen nicht weiter gestört zu werden, davon konnte sich Hahn sattsam überzeugen, er konnte auch den Frieden zwischen den Herero und den Bastards von Rehoboth vermitteln, und hoffte, daß auch die Namahäuptlinge, besonders Jan Jonker und Mozes Witbooi (von Gibeon), dem Beispiel der Bastards folgen würden. Aber darin täuschte er sich. Wir wissen schon, daß zwar im Juni unter Vermittlung unseres alten Missionars Krönlein eine Art Friedensschluß erfolgte, aber nicht mit den beiden genannten Häuptlingen.

Seit Mitte des Jahres 1882 nahm der Kampf eine ganz andere Gestalt an. Ovaherero und Bastards von Rehoboth kämpfen gemeinschaftlich gegen Jan Jonker, der in den Schluchten des Gansberges sich versteckt hielt, und von dort von Zeit zu Zeit hervorbrach, um das Vieh der Bastards oder der Herero „abzuschießen". Die Bastards, rührige und gewandte Reiter, jagten dann wohl hinter ihm her und bisweilen gelang es, ihm einen Teil der Beute wieder abzunehmen. Die Herero dagegen, schwerfälliger und durch allerlei Kriegslisten Jans leicht getäuscht, brachten es selten zu einem ernsthaften Kampf, und wenn sie wirklich schon den Jan fast in ihren Händen hatten, ließen sie ihn regelmäßig doch entschlüpfen. Er war ihnen zu listig, die Heiden aber waren nur nach Beute begierig und hatten für alles andere keinen Sinn, und die Christen unter den Herero waren wohl gar so mitleidig, daß sie die Verfolgung aufgaben und sagten: laßt doch den armen Menschen, wir haben ihm so viel Vieh geraubt, warum sollen wir ihm noch gar das Leben nehmen? Es waren freilich auch andere Christen unter den Kriegshaufen der Herero, die entschlossen, den Raubzügen des Jan ein für allemal ein Ende zu machen, sich selbst bei der Verfolgung an die Spitze stellten und ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlten. So der tapfere David von Okahandja. Er war einer von den Zöglingen des Augustineum, und war mehrere Jahre hindurch Lehrer auf der Hauptstation, dann auf einer der Nebenstationen des Missionars Diehl. Sein innigster Wunsch war, daß seinem Volke möchte geholfen werden durch das Christentum, durch Annahme des Wortes Gottes. Als er in den Gansbergen fiel, sagte er: „ich habe vollendet, grüßet die Gemeinde und saget ihr, sie solle beständig bleiben im Werk des Herrn". — Die Hauptklage der christlichen Kriegsleute auf diesen Zügen war immer, daß ihre heidnischen Gefährten alle Gefangenen niedermachten;

auch wenn die Christen sie in ihren Schutz genommen, die Heiden wußten es doch fertig zu bringen und schnitten ihnen bei Nacht die Kehle ab. Schließlich weigerten sich die Christen, noch ferner mitzuziehen, wenn diesen Mördereien nicht ein Ende gemacht würde. Aber Maharero sagte ihnen: die Feinde verschonen hieße sich selber töten; und der Missionar, an den sie sich wandten, gab ihnen den Rat: habt ihr selbst Gefangene gemacht, so laßt sie laufen, seht ihr, daß die Heiden Gefangene gemacht haben, so bittet und ermahnt sie, ihr Leben zu verschonen; so habt ihr das eure gethan und seid frei von Schuld.

Die Anwesenheit der Christen bei diesen Kriegszügen gegen Jan hatte doch ihre guten Wirkungen. Wenigstens die Frauen und Kinder wurden geschont, und auch männliche Gefangene wurden lebendig zu Maharero ins Lager gebracht. Der hatte sein Lager von Mitte 1883—84 in der Nähe von Windhoek, um die südliche Grenze zu verteidigen und von dort aus desto leichter seine Streifzüge zur Deckung Rehoboths gegen Jan zu senden. Es gefiel ihm wohl, daß die Christen im Lager geregelt Andachten und Gottesdienste hielten, er forderte die Heiden auf, sich ebenfalls an diesen Gottesdiensten zu beteiligen. Er ließ auch den Missionar Fr. Eich (für welchen seit 1884 sein Bruder Wilh. Eich eintrat,) und Missionar Diehl von Otjizeva und Okahandja als Feldprediger ins Lager kommen, ließ sie predigen, taufen und trauen und die Jugend unterrichten, ja er bildete aus den Christen, die in einer besonderen Werft zusammenwohnten, eine Art Leibgarde. Aber bei allem Wohlwollen des Maharero war doch die Lage der Christen bei diesem Zufeldeliegen nichts weniger als angenehm. Missionar Irle, der sie in ihrem Lager besuchte, erzählt: ich fand unsere Christen in elenden Hütten wohnend, gegen welche die Bergdaurahütten noch schön zu nennen sind. Ein paar Pfähle und Sträucher, an welche man einige Felle bindet, bilden die ganze Hütte. Die beiden Evangelisten, welche unsere Leute begleiten, hatten sich einen Felsen ausgesucht, der ihnen wenigstens von einer Seite Schutz gegen Wind und Kälte gewährte und hatten nach der anderen Seite ihre Kisten aufgestellt, dazu Sträucher und Felle. Es war fürchterlich kalt (in der Winterszeit), so daß das Wasser in der Waschschüssel noch nach Sonnenaufgang gefror; die armen nackten Kinder dauerten mich sehr. Die Heidenschule wurde von dem Evangelisten Gottlieb zwischen zwei Felsen gehalten. Auch die Schule für die Christenkinder hielt Gottlieb, aber abgesondert von den Heidenkindern, während der Evangelist Manasse die Gottesdienste und Andachten hielt. An regelmäßiges Schulehalten war natürlich nicht zu denken: denn die jungen Burschen müssen den ganzen Tag bei den Herden bleiben um sie gegen die herumstreifenden Diebe und Räuber zu schützen. Ich habe noch nie eine solche ungeheuere Menge Vieh beisammen gesehen wie dort bei dem Lager. Ich ritt anderthalb Stunden durch die Herden hindurch und hatte eben erst die Hälfte erreicht. Natürlich war das Feld bald abgeweidet und Maharero stand vor der Notwendigkeit mit seinem ganzen Volk und allen seinen Herden wieder nach dem Norden zurückzugehen. Er hatte zwar, während er dort an der Grenze lag, einige Angriffe geringerer Namahäuptlinge

abgewiesen und ihnen tüchtige Schlappen beigebracht. Aber entmutigt waren die Naman keineswegs. Jan Jonker und Mozes Witbooi warteten nur auf den Augenblick, wo die Herero ihre Herden rückwärts nach Norden treiben würden, um sofort wieder ins Land zu fallen und die Räubereien aufs neue zu beginnen. Die nächste Folge war, daß die Station Otjizeva wiederum alles Schutzes beraubt und den Plünderern gänzlich bloßgestellt, von der Gemeinde die sich inzwischen dort wieder gesammelt hatte, aufs neue verlassen wurde. Auch die anderen der Grenze näher liegenden Stationen wurden fortwährend von Streifzügen belästigt, die Arbeit der Missionare immer wieder gestört, die Stationsbewohner in Schrecken gesetzt und zur Flucht veranlaßt, aber es war doch wenigstens Hoffnung da, daß der eigentliche Kampf, wenn auch ohne Friedensschluß, zu Ende gehe. Man durfte annehmen, daß die meisten Häuptlinge des Groß-Namalandes des Krieges müde seien und daß nur Jan Jonker noch mit seinen Raubgesellen darauf ausgehe Vieh zu stehlen, was man allenfalls verschmerzen konnte. Aber man hatte sich verrechnet. Mitte 1884 erhob sich gegen die Herero ein neuer Kriegshauptmann aus dem Namaland, nämlich Hendrik Witbooi von Gibeon.

Dieser Hendrik war der Sohn des Häuptlings Mozes Witbooi von Gibeon, des unversöhnlichen Feindes der Herero, der eben so wie Jan Jonker zu keinerlei Friedensverhandlungen sich hatte herbei lassen wollen und so oft er auch geschlagen war, sich doch zu immer neuen Raubzügen wieder aufgemacht hatte. Diesem Vater war der Sohn Hendrik als gewissenhafter Christ fortwährend entgegen getreten, hatte ihn ermahnt von seinem feindseligen Treiben abzulassen, und den Raub den er kürzlich den Bastards abgenommen ihnen ehrlich wieder zu erstatten; wollte der Vater das nicht, so wolle er selbst, der Sohn, mit seinen Freunden für Erstattung des geraubten Viehs Sorge tragen. Der alte Mozes war über das Verhalten seines Sohnes so ergrimmt, daß es zu einer förmlichen Spaltung kam, und Missionar Rust auf Gibeon mußte fürchten, daß die Station zu einem Kampfplatz zwischen den Anhängern des Vaters und des Sohnes werden würde. Der Vater mit seinem Anhang verließ zwar die Station, drohte aber wieder zu kommen und Rache zu nehmen, und Hendrik der bisher sich dem tobenden Vater gegenüber gemäßigt und vernünftig benommen hatte, erklärte jetzt, daß er ebenfalls die Station verlassen, mit den Herero Friede machen und dann durch ihr Land hindurch nach dem Norden ziehen werde. Auf die Vorstellungen seines Missionars der ihn zurückhalten wollte, erklärte er weiter, Gott selbst habe es ihm geboten und habe verheißen, daß es ihm gelingen werde. Von dieser fixen Idee ließ er sich nicht wieder abbringen. Alles Bitten und Ermahnen der Missionare war fruchtlos. Hendrik blieb dabei, daß Gott ihn zum Retter und Heiland seines Volkes bestimmt habe; Gott werde ein Licht vor ihm her senden das ihm den Weg weise, seine erste Aufgabe aber sei mit den Herero Friede zu machen (sollte heißen: die Herero zum Frieden zu zwingen). So zog er aus mit einem nicht gar großen Haufen seiner Anhänger und kam Mitte

Juni nach der Bastardstation Rehoboth nahe der Grenze. Die Bastards, so meinte er, sollten sich ihm anschließen, denn nicht um die Rinder der Herero sei es ihm zu thun, rauben und plündern wolle er nicht, sondern nur seinen göttlichen Auftrag erfüllen und Friede machen. Der Bastardkapitän wollte von solchem Anschluß nichts wissen, warnte vielmehr den Hendrik, die Hererokrieger seien ganz in der Nähe und grade auf einem Zuge gegen Jan begriffen, er würde ihnen mit seinem kleinen Haufen in die Hände laufen wenn er nicht umkehre. Hendrik aber hörte weder auf ihn noch auf den Missionar (Heidmann). Er zog hinter seinem „leuchtenden Stern" her und stand bald genug dem Heer des Maharero gegenüber. Am 27. Juni (1884) kam es zum Kampf. Aber es war eigentlich nur ein gegenseitiges Beschießen von fern, zwei Tage lang. Am dritten Tag als das Schießen wieder anhob, schrie einer von der Seite der Herero Friede, Friede. Sogleich gebot Hendrik das Schießen einzustellen und rief hinüber: wer will Friede? Maharero ließ ihm sagen, wenn du Friede willst, so schicke zwei Männer herüber, so will ich auch zwei Männer schicken. Zuerst wollte Hendrik nicht, er meinte die Herero sollten förmlich um Frieden bitten. Als aber Maharero ihn wissen ließ, daß wenn er das nicht wolle, das Schießen sogleich wieder beginnen werde, ließ er sich doch zur weiteren Unterhandlung herbei. Aber er that noch mehr. Als er hörte, daß während des Gefechts ein anderer Räuberschwarm dem Maharero an 300 Ochsen geraubt hätte, ließ er gleich 50 seiner Leute den Räubern nachsetzen und brachte richtig die Räuber samt den Ochsen wieder nach Mahareros Werft zurück. So schieden denn die beiden ganz freundschaftlich. Freilich auf die Forderungen des Hendrik, man solle ihm ungehinderten Durchzug durch Damraland gestatten und Erlaubnis geben zur Niederlassung im Norden des Landes wo es ihm beliebe, war der Bescheid sehr unklar ausgefallen. Zunächst hieß es, sollte Hendrik alle südlichen Namahäuptlinge zum Frieden bewegen. Das versprach Hendrik zu thun und zog wieder heimwärts. Aber die Lage der Dinge bei den Herero wurde dadurch durchaus nicht verbessert: die Schwarzen waren vielmehr durch Hendriks keckes Auftreten gänzlich entmutigt, glaubten, daß er eine Art Zauberer sei, wollten nicht mehr gegen ihn kämpfen und hatten auch dem Jan Jonker und seinen Spießgesellen gegenüber allen Mut verloren. Trotz aller Befehle und Drohungen des Maharero waren sie nicht mehr zusammen zu bringen, jeder suchte sein Vieh möglichst weit von der Grenze zu entfernen. Ungestört konnten die Spione der Naman bis auf die Missionsstationen kommen und auskundschaften, wo noch Vieh zu holen sei, und auch das Vieh der Missionare wurde nächtlings aus dem Kraal und von der Weide geholt.

Hendrik war inzwischen als glorreicher Sieger, wie er prahlte, wieder nach Gibeon zurückgekehrt und fester als je davon überzeugt, daß er der Erwählte Gottes und zum Heiland seines Volkes berufen sei. Er suchte nun desto mehr Leute an sich zu ziehen und sich gehörig mit Munition zu versorgen um dann seinen Zug nach dem Norden aufs neue zu beginnen. Die Deputation der Missionsgesellschaft

in Barmen hatte es nicht unterlassen, in einem freundlichen und ernsten Schreiben ihm seine Ausschreitungen vorzuhalten, ihn zum Frieden zu ermahnen und ihn auf die Folgen seines verkehrten Treibens hinzuweisen. Dieser Brief kam ein paar Tage vor dem geplanten neuen Auszug an, und Missionar Rust hoffte er werde Eindruck auf Hendrik machen. Aber nichts weniger. Der Auszug wurde nur beschleunigt. Erst sollte nur noch die Feier des Abendmahls gehalten werden. Denn Hendrik und seine Leute wollten alle die besten Christen sein und es eben so machen wie die Soldaten in Deutschland, die auch schaarenweis zum Abendmahl kommen, ehe es zum Krieg oder in die Schlacht geht. Rust nahm sie nicht alle an, wenigstens die nicht, die er gar nicht kannte oder die sich seit langen Jahren der Station ganz entfremdet hatten. Immerhin waren es noch 150 Kommunikanten und dazu kam nachmittags noch eine große Tauffeier von Erwachsenen und Kindern. Am 9. Juli (1885) war alles zum Aufbruch bereit. Hendrik versammelte alle seine Leute (mit Frauen und Kindern etwa 500) in und vor der Kirche, hielt eine Ansprache an sie, betete und sang einen Liedervers mit ihnen. Dann sagten sie dem Missionar Lebewohl und zogen ab. Er hatte den Sohn des Hendrik, der bisher Schulmeister auf Rietmond gewesen war und jetzt auch mitzog, mit Zustimmung des Vaters zum Schulmeister und Katechisten der Auszügler eingesetzt und ihn instruiert wie er Sonntags Gottesdienst und tägliche Andachten und womöglich auch mit den Kindern Schule halten sollte, hatte ihm auch eine Art Kirchenbuch mitgegeben, welches er den Missionaren in deren Bereich sie kommen würden, vorzeigen solle. — Auf Gibeon waren nur wenige Leute bei dem Missionar Rust zurückgeblieben, und der alte Kapitän Mozes Witbooi war mit seinen eigenen Verwandten und Stammgenossen derartig zerfallen, daß das wilde Unwesen auf der Station kein Ende nahm und der Missionar schließlich die Weisung empfing, den Platz ganz zu verlassen und an einer anderen Stelle, unter den Franzmanns, eine Station aufzurichten.

Hendrik war indessen weiter gezogen, langsam, um immer mehr Leute um sich zu sammeln, auch von den südlichen Stämmen, auch von Jans Raubgesindel und allerlei herrenloses Volk, selbst Lahme und Krüppel fehlten nicht. Hendrik hielt sie doch alle in einer gewissen Zucht. Als sie auf der Hererostation Otjizeva ankamen, die fast ganz leer stand, nur der Missionar Eich mit seinen Dienstleuten war noch da, wehrte er seinen Leuten das reifende Korn im Flußbett abzuschneiden und verbot ihnen Vieh zu stehlen; nur betteln durften sie, und das thaten sie denn auch in der zudringlichsten Weise. Missionar Eich hatte in der That Mitleid mit ihnen, denn die meisten waren halb verhungert und es war schwer zu begreifen, wie sie sich noch bis Okahandja, wohin sie zogen, durchbringen könnten, wenn sie nicht ihre eigenen Zug- und Reitochsen schlachten wollten. Am Sonntag bat Hendrik ihn, zweimal Gottesdienst zu halten und Eich that das gerne. Es war ihm doch wunderlich zu Mute als er vor dieser großen Räuberschar predigen sollte; sah er doch unter ihnen auch

grade die Haupträuber von Jan Jonkers Volk, die seine eigene Station so oft heimgesucht, das Vieh des Missionars geraubt, seine Hirten erschossen hatten. Er predigte ihnen von Glaube und Sündenvergebung und die Leute waren still und aufmerksam. Aber am anderen Tage zogen sie weiter zu neuem Streit und Blutvergießen. Hendrik selbst freilich leugnete, daß er zum Blutvergießen gekommen sei; er wolle den Bund den er im vorigen Jahr mit Maharero geschlossen habe, bestätigen. Er selbst erzählte nachher auch, daß Maharero ihn als seinen Freund und Bundesgenossen empfangen, ihn mit Kaffee und Tabak bewirtet ja sogar mit ihm aus einer Pfeife geraucht habe, am andern Morgen aber verräterisch über ihn hergefallen sei. Andere Augenzeugen haben dagegen erzählt, daß Hendrik allerdings sich friedlich und freundschaftlich dem Maharero genähert habe, aber er sei mit Verrat umgegangen und als endlich der Verrat offenbar geworden, seien die Herero voll Wut über ihn hergefallen und hätten ihn fast vernichtet. Alle Zugochsen, Wagen, Karren, 130 Pferde blieben in den Händen der Herero und es war wie ein Wunder, daß Hendrik selbst mit dem größeren Teil seiner Leute noch so davon kam. Das war das Gefecht bei Osona (nahe bei Okahandja) am 14. Oktober 1885. Viele hofften davon eine Ernüchterung des Hendrik und ein Ende des Krieges. Aber weit gefehlt. Hendrik dachte an nichts als an Rache für den Verrat des Maharero. Als er auf Gibeon wieder ankam hatte er nichts eiligeres zu thun als für neue Munition zu sorgen und dann in seinem Lager sich wieder kriegsfertig zu machen. Im April des Jahres 1886 finden wir ihn abermals bei Okahandja mit 450 Mann die sich aus allen Namastämmen in Hoffnung großer Beute zu ihm gesammelt hatten. In der Nacht hatten sie sich bis mitten in die Station geschlichen (denn die sorglosen Ovaherero dachten an keinen Wachtdienst) und fingen beim Morgengrauen an in die Häuser und Hütten zu schießen. Die so jäh aufgeschreckten Ovaherero faßten sich aber schnell, und erwiderten das Feuer der Naman so wirksam, daß die letzteren bald zurückgehen und für sich selber Deckung suchen mußten und, nachdem das Schießen noch den ganzen Tag gedauert hatte, in der Nacht entflohen und ihre Wagen in Stich ließen. Den andern Morgen setzten ihnen die Herero nach. Eine Abteilung der Fliehenden trafen sie noch ganz in der Nähe, schossen sie nieder und nahmen ihre Gewehre, Kleider, Pferde und sonstiges Gerät. Dann eilten sie weiter und erreichten das Lager des Hendrik. Er selbst hatte sich noch eben flüchten können, und die Erwachsenen, Männer und Frauen hatten sich mit einem Teil der Rinder ebenfalls gerettet, aber die Kinder, die Krüppel (Verwundete,) Kleinvieh, Kälber, Wagen und alles Hausgerät fiel in die Hände der Sieger. Hendrik ging gar nicht wieder nach Gibeon zurück, sondern befestigte sein Lager in der Nähe von Rehoboth und ließ dem Maharero sagen, ihr habt mir all mein Gut geraubt, darum werde ich nun kommen um eure Güter zu holen, und ging hin und raubte die einzelnen Viehposten der Herero, grade wie es bisher Jan Jonker gethan hatte. Seine früheren hohen Gedanken sich um Vieh und Habe der

Herero gar nicht zu kümmern, sondern nur den göttlichen Auftrag an ihnen auszurichten waren jetzt verweht, und er war der Hauptmann einer Räuberbande geworden. Freilich wovon sollte er mit seinen Leuten leben? Vieh hatten sie nicht mehr, Fleisch und Milch gab es nicht, von Feldzwiebeln die sie aus dem Sande gruben kann man nicht satt werden. Es blieb ihnen nichts übrig als Vieh zu stehlen. Sie hielten das auch keineswegs für unrecht, sie waren ja im Krieg mit den Herero und ihren Feinden Schaden zu thun galt für erlaubt. Ja Hendrik selbst verstieg sich zu der Behauptung, alles was im Damraland sei, sei ihm von Gott geschenkt. So sammelten sie sich denn mit gutem Gewissen zum Gottesdienste und zu den täglichen Andachten und Hendrik Witbooi's Sohn hielt regelmäßig Schule; und dazwischen führten sie ihre Raubzüge aus. Natürlich konnte das Land auf diese Weise nicht zur Ruhe kommen und die Missionare schauten mit Sehnsucht nach der starken deutschen Macht sich um, die diesen Unruhen ein Ende machen sollte.

Das deutsche Regiment. Goldfunde.

Am 7. August 1884 hatten die deutschen Korvetten Leipzig und Elisabeth durch feierliche Proklamation und Aufziehen der deutschen Flagge das von Herrn Lüderitz in Besitz genommene Territorium von der Angra Pequena unter deutsche Protektion gestellt. Einige Tage später proklamierte das Kanonenboot Wolf auch die ganze nördliche Küstenlinie bis zum portugiesischen Gebiet bei Kap Frio als unter dem Schutze des Deutschen Reiches stehend; mit Ausnahme des Walfischbaigebietes welches seit 1878 von England besetzt war. In denselben Tagen des Jahres 1884 wurde von der kapischen Regierung Walfischbai an die Kapkolonie annektirt. Somit blieb die lange deutsche Küstenstrecke, die jetzt Deutsch-Namaland und Deutsch-Damraland genannt werden soll, von der englischen Walfischbai durchbrochen, und so lange noch kein anderer praktikabler Hafen vorhanden ist, müssen die deutschen Beamten um in ihr deutsches Gebiet zu kommen, erst das englische Territorium passieren. Denn nicht auf die Küste wollte man sich beschränken, sondern auch die Fürsten und Häuptlinge des inneren Landes unter deutsche Oberherrlichkeit bringen. Schon im Oktober 1884 hatte der mit dem Kanonenboot Möve die Küste entlang fahrende Reichskommissar Dr. Nachtigal einen Bevollmächtigten zum Maharero nach Okahandja gesandt, um einen Schutzvertrag mit ihm abzuschließen. Aber Maharero hatte dergleichen Zumuthungen weit von sich gewiesen und erklärt, die ganze Küste sei sein Eigentum und die Deutschen hätten nichts darüber zu sagen. Nur der Bastardhäuptling von Rehoboth hatte einen Schutzantrag an den deutschen Kaiser gestellt. Ein gleiches that auch der Häuptling Manasse von Hoatchanas und Kapitän Jozef von Bethanien.

Die Verhandlungen mit dem Kapitän Jozef hatte der Reichskommissar Dr. Nachtigal selbst geführt und war dann nach Walfischbai gefahren um von dort aus auch die Angelegenheiten des Damralandes

zu ordnen. Aber zu gleicher Zeit (Ende 1884) hatte auch die kapische Regierung ihren Agenten Palgrave wieder ins Damraland geschickt um den deutschen Bestrebungen entgegen zu arbeiten und die Damrahäuptlinge von allen Verhandlungen mit dem Reichskommissar zurückzuhalten. Palgrave wurde zwar auf einen Wink von England her bald wieder abgerufen, aber die Warnungen, welche er und seine Freunde überall gegen die Deutschen ausgestreut hatten, waren nicht ohne Wirkung geblieben und unsere Missionare bekamen sie bitter genug zu empfinden. Ueberall begegnete ihnen ein entschiedenes Mißtrauen und Uebelwollen, bei den Häuptlingen sowohl als beim Volk. Inzwischen wurde von Berlin aus, nachdem Dr. Nachtigal gestorben war ein neuer Kommissar für das südwestafrikanische Gebiet ernannt, Dr. Göring mit seinem Assistenten Nels, und zugleich wurde unser früherer Damra-Missionar Büttner, nach seinem Rücktritt 1880 Pastor in Ostpreußen, aufgefordert, die noch nicht angeschlossenen Häuptlinge durch persönliche Einwirkung zum Anschluß an Deutschland zu bewegen. Das gelang ihm auch, wenigstens teilweise, und der Häuptling von Versaba, ja auch Maharero und die Häuptlinge des Damralandes, stellten sich unter deutsche Protektion. Anfang Oktober 1885 war Büttner in Okahandja eingetroffen, fast gleichzeitig mit dem deutschen Kommissar Dr. Göring der über Walfischbai gereist war, und einem Gefolge von sechs deutschen Herren. Während sie mit Maharero verhandelten, erschien grade Hendrik Witbooi mit der von seiner Schwarmgeisterei angesteckten Schar vor Okahandja. Er wollte die Herero besiegen, wie David die Philister, und ihr Land in Besitz nehmen. Das Gefecht bei Osona kostete ihm wie gesagt 50 Tote und alle seine Wagen. Viele Verwundete waren auf dem Schlachtfeld zurückgeblieben, Schwarze und Gelbe. Da waren nun die deutschen Herren eben so wie die Missionare gleich bei der Hand, um bei den Verwundeten Samariterdienste zu thun; und diese uneigennützige Freundlichkeit gewann ihnen die Herzen der Herero dergestalt, daß von da an die Verhandlungen wegen der Schutzherrschaft einen günstigeren Verlauf nahmen und zum Abschluß gebracht werden konte. Maharero wurde noch freundlicher gestimmt als ihm ein großer vergoldeter Thronsessel und eine deutsche Uniform als Geschenk überreicht wurde. Ein großes Festmahl wurde veranstaltet, wozu der geizige Maharero sogar mehrere Ochsen schlachten ließ — ein unerhörtes Ereignis — und abends wurde, während die deutsche Reichsfahne lustig in den Lüften flatterte, ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt vor welchem die Eingeborenen sich anfangs nicht wenig entsetzten.

Die Herren Reichskommissare hatten durch das Gefecht bei Osona hinlängliche Gelegenheit zu erkennen, daß das Hauptbedürfnis des Landes Ruhe und Einstellung der Feindseligkeiten sei, und die Missionare hofften, daß sie vor allen Dingen auf diesen Punkt ihre ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit richten würden. Hatten die Herren sich doch den Missionaren von Anfang sehr freundlich gezeigt, hatten ihre Gottesdienste und ihre Schulen besucht und waren freudig überrascht durch die zum Teil in deutscher Sprache vorgetragenen Gesänge

und Choräle der Gemeindeglieder. Aber sich tiefer in die Angelegenheiten der Eingeborenen einzulassen, war offenbar nicht ihre Absicht. Ihre Thätigkeit sollte sich zunächst nur auf die Weißen und namentlich die Deutschen im Lande erstrecken, die in Uneinigkeit gerieten wegen Landkauf und Minenerwerbung und allerlei Begünstigungen und Vorrechte, die einer dem anderen abzugewinnen suchte. In zweiter Linie kamen dann die holländischen Boers (Buurs) in Betracht, die sich namentlich im Norden des Damralandes niederließen und den Schutz des Deutschen Reiches nachsuchten, bald auch die Boers im Süden, die sich im Namaland festsetzen wollten. Aber ob Schwarze und Gelbe sich gegenseitig bestahlen und niederschossen, darauf schien man deutscherseits wenig Gewicht zu legen. Kommissar Pastor Büttner war schon Ende 1885 wieder in Berlin, und etliche Monate später folgte ihm auch Dr. Göring, letzterer jedoch nur als auf Urlaub und zu weiterer Beratung mit der Reichsregierung in Berlin. Es mochte dort ja vieles zu beraten sein, weniger wohl die äußeren politischen Verhältnisse, als die Frage, wie man aus dem sterilen Nama- und Damraland einen Gewinn ziehen, wie man wenigstens die Verwaltungskosten durch Einnahmen aus dem Lande selber decken könne. Die politischen Fragen, vor allen Dingen die Abgrenzung der verschiedenen Kolonialgebiete war ja so ziemlich erledigt. England hatte seine Linie gezogen am westlichen Rande der Kalihari-Wüste und Portugal am Laufe des Kunene entlang. Somit hatte Deutschland noch Raum genug sich nach dem Norden auszubreiten, etwa über das Ovamboland, aber im Osten waren ihm enge Grenzen gezogen, und sogar eine unsrer Stationen, die Bastardstation Has oder Rietfontein an der Kalihargrenze fiel schon in das englische Gebiet. Auch die Station Walfischbai ist natürlich englisch geblieben. Dort hatte sich 1881 unser Missionar Böhm niedergelassen, nicht bloß um sich der dort umherlungernden Topnaar anzunehmen, sondern wohl noch mehr um seinen Brüdern, den Missionaren im Inland, zu dienen, für ihre Bedürfnisse zu sorgen und ihnen eine Herberge an der Bai zu bieten. Er hatte sich aber bald die Gunst der dort angesiedelten Europäer so sehr erworben, daß als die Deputation ihn abrufen und versetzen wollte, eine große Bittschrift hergesandt wurde, man möge doch den Missionar Böhm an der Bai lassen, daß er auch den Familien der Weißen als Lehrer und Seelsorger dienen könne. So ist er denn dort geblieben und man muß sagen, die englische Behörde hat sich immer sehr nobel gegen ihn benommen, hat seine Gottesdienste respektiert, seinen Schulprüfungen beigewohnt, hat auf sein Gesuch sogar den Branntweinhandel beschränkt und der Trunksucht der Eingebornen gewehrt. Gerade in diesem Punkte haben die deutschen Behörden im Damraland es bisher noch gar sehr an sich fehlen lassen, was freilich wohl zu verstehen ist, wenn sie an dem Grundsatz festhalten, sich möglichst wenig um die Eingebornen zu kümmern und sich vorzugsweise mit den Angelegenheiten der Weißen zu beschäftigen. Ein Gutes hatten jedoch die deutschen Beamten herbeigeführt, sie hatten die Zwartbois, die im Begriff waren auch ihrerseits aufs

neue über die Herero herzufallen, vom Kriege abgeschreckt und sie bewogen, Frieden zu halten und um einen Lehrer zu bitten. Hinterdrein freilich zeigte sich bald, daß die Friedensvorsätze nicht viel wert und beide Parteien jeden Augenblick bereit waren, aufs neue über einander herzufallen. Mit Jan Jonker und mit Hendrik blieb es bisher beim Alten. Während der deutsche Reichskommissar, der Anfang 1887 wieder nach Damraland zurückgekommen war, mit Jan freundschaftlich verhandelte, stahlen des letzteren Leute von den eigenen Pferden des Kommissars in Otjimbingue, und Hendrik Witbooi raubte alles was er zwischen Okahandja und Otjimbingue erreichen konnte. Denn auf Otjimbingue nahm jetzt der Reichskommissar seinen Sitz. Die Reichsregierung hatte die Gebäulichkeiten des Augustineum, das ohnehin nach Okahandja verlegt werden sollte, der Rheinischen Missions-Gesellschaft abgekauft zu einer Wohnung für die deutschen Beamten. Früher war davon die Rede, der Regierungssitz sollte auf Rehoboth sein, allein es scheint, daß das Namaland, wo allem Anschein nach gar nichts zu gewinnen ist, vorerst sich selbst überlassen bleiben soll.

Dagegen das Damraland hat plötzlich in den Augen der Welt und derer die nach Reichtum jagen einen großen Wert bekommen. Nachdem alle bisherigen Nachsuchungen nach Gold und edlen Metallen fruchtlos gewesen waren, verbreitete sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1887 das Gerücht, daß im Damraland im Bette des Tsoachaubflusses Gold gefunden sei, und zwar viel Gold und feines Gold. Ein paar australische Goldgräber, deren Vater schon vor 30 Jahren an derselben Stelle dieselbe Entdeckung gemacht, aber sie nicht zu verwerten gewußt hatte, waren ins Land gekommen, hatten die vom Vater bezeichnete Stelle aufgesucht und alsbald gefunden, daß der Boden hier große Reichtümer enthalte. Die Aufregung, welche diese Nachricht hervorrief, war zwar sehr groß, aber für den Augenblick blieb doch alles noch im gewöhnlichen Geleise, wozu auch wohl der Umstand beitrug, daß das Gold hier nicht mit leichter Mühe gesammelt werden konnte, sondern in festem Gestein verborgen war, also nur durch kostspielige Anlagen zutage geschafft und verarbeitet werden konnte. Der deutsche Reichskommissar reiste sofort mit einigen Goldproben nach Berlin, und die Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika beschloß, eine Untersuchungs-Expedition abzusenden, um die Natur und den Umfang der Metallschätze festzustellen. Ebenso beschloß sie aus berittenen Eingeborenen eine Truppe zu errichten unter dem Kommando von etlichen preußischen Offizieren und Unteroffizieren. Auch wurde ein Konsortium gebildet, welches die Ausbeutung der Goldschätze in die Hand nehmen sollte. Was die Folge davon sein wird, läßt sich ja ungefähr voraussehen. Eine goldgierige Menge wird ins Land strömen. Die Farbigen werden von dem allgemeinen Goldhunger ebenfalls ergriffen werden, aber gegen den übermächtigen Andrang der Weißen nicht aufkommen können. Die Zeit ihrer Freiheit und Selbständigkeit scheint abgelaufen. Daß dabei das Werk unsrer Missionare nicht gedeihen kann, ist leicht einzusehen. Aber wie es bisher schon eine Menge einzelner Seelen gewesen sind, welche gar schöne und treffliche Früchte des ausgestreuten

göttlichen Samens hervorbrachten, so wird es auch künftig nicht fehlen an solchen Seelen, die das Wort Gottes, das ihnen gepredigt wird, aufnehmen in einem feinen und guten Herzen und Frucht bringen in Geduld.

12. Störung der Mission auf Nias.

Von der Insel Nias ist im ersten Teil erzählt, wie Missionar Denninger, der durch den großen Aufstand 1859 aus Borneo vertrieben war, in Padang auf Sumatra unter den dorthin gewanderten Niassern seine Wirksamkeit hatte, und dann 1865 selbst nach Nias übersiedelte. Er hatte in Gunong Sitoli, wo eine kleine holländische Besatzung lag, mit allem Fleiß gearbeitet mit Mund und Feder, und hatte aus den niassischen Dörfern her manche Eingeborene, die regelmäßig ihre Sachen nach dem holländischen Markt brachten, an sein Haus, an seine Person und an seine Gottesdienste gewöhnt und hatte die Freude gehabt, daß bei manchen Hausvätern die neue Lehre willige Aufnahme fand, und daß als ihm der junge Missioner Kramer 1873 zu Hilfe kam und die seelsorgerliche Pflege der Dorfbewohner sich besonders angelegen sein ließ, etliche derselben wirklich heraustraten und sich taufen ließen. Bei einer schlimmen Epidemie, die über diesen Teil der Insel hereinbrach, hatten die Getauften alsbald Gelegenheit auch ihre Nachbarn und Dorfgenossen von der Macht und der Barmherzigkeit des Christengottes zu überführen.

Arbeit auf den nördlichen Stationen und in Padang.

Es war damals, Anfang 1875, im Dorf Hilinaa erst ein kleines Häuflein Christen, kaum 50 Seelen, Männer, Frauen und Kinder, fast lauter wohlhabende und angesehene Familien, unter ihnen der Dorfhäuptling und der frühere Dorfpriester, und etliche andere verständige Männer, aus denen der Missionar sich eine Gemeindevertretung zusammensetzte. Die Veränderung, die in diesem Dorf und in den einzelnen Familien vor sich gegangen war, fiel selbst den Europäern auf, und als der Militärarzt, der während der Cholerazeit dem Missionar manches Pulver für die Kranken geschenkt hatte, sie vor seinem Abschied selber einmal besuchte, und die Getauften — es war an einem Sonntagnachmittag — alle nett gekleidet im Hause des Häuptlings versammelt fand, wie sie dort ihre christlichen Lieder sangen und ihren Katechismus wiederholten, war er höchst erstaunt, wie doch das Christentum so ganz andere Leute aus diesen wilden Heiden machen könne.

Mit der Gründung der Gemeinde Hilinaa war das Werk des alternden Bruders Denninger auf Nias vollendet. Am 10. August 1875 verließ er die Insel, um den Rest seiner Tage bei seinen verheirateten Kindern auf Java zuzubringen. Dort ist er am 27. März 1876

61 Jahre alt gestorben. In die leergewordene Stelle trat sein bisheriger Mitarbeiter, Missionar Kramer ein, und andere jüngere Brüder, die ab- und zugingen, hielten sich längere oder kürzere Zeit in Gunong Sitoli auf. So kam 1876 mit Jahresanfang der Bruder W. Sundermann, der auch Missionar Kramers Braut mitbrachte, so 1877 Missionar Israel, der aber schon 1879 um seiner Gesundheit willen Nias wieder verließ und nach Sumatra ging. Auch Missionar Dornsaft, der 1878 nach Gunong Sitoli gekommen war, ging schon nach zwei Jahren wieder fort und siedelte nach Padang auf Sumatra über, aber nicht aus Gesundheitsrücksichten, sondern um den dorthin ausgewanderten Niassern das Evangelium zu verkündigen, wie ein Jahrzehnt vorher auch schon Missionar Denninger gethan hatte. Es war das keineswegs sein eigener Wunsch und Vorschlag, sondern einige Freunde in Holland hatten der Rheinischen Missions-Gesellschaft das Anerbieten gemacht, die Kosten für einen Missionar in Padang zur Hälfte zu übernehmen, wenn derselbe verpflichtet würde, sich neben der niassischen Bevölkerung auch des holländischen Militärs in Padang seelsorgerisch anzunehmen. Die Missionsgesellschaft ging auf diesen Vorschlag bereitwillig ein und beauftragte den Missionar Dornsaft, der schon der niassischen Sprache mächtig und der Verhältnisse kundig war, einen vorläufigen Versuch in Padang zu machen. So verließ Dornsaft die Insel Nias zu Ende des Jahres 1880 und trat zu Anfang des folgenden Jahres sein doppeltes Amt in Padang an. Von Sammlung einer Gemeinde konnte freilich nicht die Rede sein. Die Niasser sind dort meist nur wie Zugvögel, suchen sich bei europäischen Herrschaften etwas Geld zu verdienen und kehren dann in die Heimat zurück oder aber gehen in der malaiischen Bevölkerung unter. Aehnlich ist auch bei dem Militär ein beständiger Wechsel. Die Insassen der Hospitäler und Kasernen erneuern sich unaufhörlich, und wenn sich eben ein Band zwischen dem Missionar und diesem oder jenem Soldaten zu knüpfen beginnt, so muß der junge Kriegsmann wieder von dannen ziehn und meist auf Nimmerwiedersehn. Gleichwohl sind Anzeichen genug vorhanden, daß der gute Same, den der Missionar an den Krankenbetten oder im Gefängnis oder in den abendlichen Sprechstunden, die er in seinem Hause eingerichtet hat, in die jungen Herzen ausstreut, nicht ganz ohne Frucht bleibt, und schon daß überhaupt jemand da ist, der sich dieser Leute freundlich annimmt, wenn das Gefühl ihres Elends und das Verlangen nach Trost und Heil bei ihnen erwacht, ist eine Beruhigung für das christliche Gemüt. Natürlich teilt der Missionar mit freigebiger Hand Bibeln, Traktate und christliche Flugschriften unter die Soldaten aus, hat eine Lesebibliothek für sie gegründet, und steht mit manchen die später nach andern Orten versetzt sind, in lebhaftem Briefwechsel. Auch von den getauften Niassern (etwa 40) empfängt er wohl mal liebliche Zuschriften, so besonders 1887, als er seine kranke Frau mit zwei kleinen Kinder hatte nach Deutschland schicken müssen, wo sie bald darauf starb. Es ist rührend mit welchem Vertrauen die meisten dieser braunen Gesellen an dem Missionar

hangen; wenn sie alle nur ebenso herzlich und innig an dem Herrn Jesu hingen! Aber da fehlt noch viel, die Versuchungen sind zu groß, die Verführung zu gewaltig, und doch geht nicht aller ausgestreute Same verloren.

Schon ein Jahr früher als Kramer war Missionar Thomas auf Nias angekommen, und hatte nicht lange darauf die Station Ombolata angelegt. Es war am 12. Juni 1873 als er Gunong Sitoli verließ um einige Stunden weiter landeinwärts nach Süden hin sich bei dem Balugu (Häuptling) von Ombolata anzusiedeln, der ihn sehr dringend und eifrig zu sich eingeladen hatte. Mit großen Ehren wurde er empfangen, an 30 Menschen holten ihn feierlich ein, die Salawas (Vorsteher, Fürsten) schenkten ihm eine ziemlich große Fläche Land mit zwölf Kokospalmen auf einem Hügel, etwa 400 Fuß über dem Meer, mit einer herrlichen Aussicht auf Berg, Thal und See. Natürlich war alles unebener Boden und meist mit Busch bewachsen, so daß der Missionar erst viel auszugraben und zu planieren hatte, ehe er mit Hausbau und Gartenanlage vorgehen konnte. Wohl an 1000 Bäumchen verschiedener Art pflanzte er nach und nach um sein Häuschen herum, und zog allerlei schönes Gemüse. Mit dem Hausbau ging es übrigens nicht so schnell. Der Balugu benutzte, wie Thomas das freilich vorher wußte, die Gelegenheit um den Weißen den er nun glücklich in seinem Netz gefangen hatte, nach Möglichkeit zu schröpfen, und überteuerte ihn mit dem Holz und Brettern und Tagelohn in einer so unerhörten Weise, daß der Missionar schon entschlossen war, nach Gunong Sitoli zurückzukehren, und den holländischen Beamten zu Hilfe rief. Indes mit der Zeit wurde denn doch alles fertig, und Thomas konnte aus dem „Hunndeloch", seiner anfänglichen Wohnung, einziehen in ein ziemlich geräumiges festes Haus, und Anfang 1874 auch die Frau Missionarin darin einführen. Auch mit der Aufrichtung eines weiteren Gebäudes für Kirche und Schule kam er nach und nach zu stande. Länger dauerte es bis die Zuhörer sich einstellten. An Menschen fehlte es nicht auf der Station. Die vier oder fünf Dörfer in deren Mitte sich Thomas angesiedelt hatte, mochten zusammen etwa 1000 Menschen zählen, und von früh Morgens bis in die Nacht hinein kamen sie bei dem Missionar zusammen, begucken und betasteten alles, schwatzten und lachten, aber für das Wort der Wahrheit hatten sie weder Sinn noch Verständnis. Hatte er ihnen die einfachsten Dinge gesagt, und fragte sie dann, was habe ich gesagt? so war die Antwort: ich weiß es nicht, oder ich habe es vergessen. Hier und da schien ein Gleichnis, welches aus ihrem eigenen Begriffskreis entnommen war, ihre Aufmerksamkeit zu wecken; aber zum regelmäßigen Gottesdienst wollten sie nicht kommen, wenigstens nicht ohne Bezahlung. Ebensowenig wollten sie ihre Kinder ohne Bezahlung zur Schule schicken. Thomas mußte sich entschließen ihnen so weit entgegen zu kommen, daß er denen die Sonntags zur Predigt kämen und aufmerksam bis zu Ende aushielten etwas Tabak in Aussicht stellte. Er meinte: es ist hier Sitte keinen Besuch zu entlassen, ohne ihm etwas Tabak mitzugeben, und die Leute

sehen das Kommen zum Gottesdienst als einen Besuch bei mir an. Mehr gewann der Missionar durch seine Krankenbesuche und Pflege der Armen und Elenden. Eine Pockenepidemie brach herein. Wer noch gesund war floh aus den Häusern „wo der Dämon hauste“ und ließ die Kranken allein. Thomas aber ging durch den tiefen Kot durch Nacht und Regen in die Häuser und brachte den Kranken Medizin und Speise, und hatte die Freude zu sehen wie viele seiner Patienten gesund wurden. Die heidnischen Priester mit allen ihren Beschwörungen und Opfern hatten nichts ausrichten können. Da erhoben sich unter dem heidnischen Haufen Stimmen, die sagten: unser Adu's (Götzen) kosten uns nur Geld, Hühner und Schweine, aber der Gott unsres Tuan ist stark. Auf lange Zeit schien die Opfertrommel die fast Tag für Tag ertönte verstummt zu sein, die heidnischen Zaubereien wurden nur noch im Geheimen getrieben und der Dorfpriester magerte sichtlich ab. Natürlich hält solcher Eindruck bei den Heiden nie lange vor, aber so viel gewann der Missionar doch dadurch, daß er mit etlichen ernstgesinnten Leuten einen regelmäßigen Taufunterricht beginnen konnte, und wenn auch nicht alle auf die er gerechnet hatte Stand hielten, so konnte er doch im Oktober 1875 seine sechs Erstlinge auf Onbolata taufen, ein paar Ehepaare und ein paar junge Männer. Unter den letzteren war es besonders der etwa 18jährige Jonata, der dem Missionar große Freude machte, so daß er ihn zu sich ins Haus nahm und ihn zu seinem Gehilfen, zum Lehrer seines Volkes auszubilden beschloß. Aber mit seinem Balugu geriet er darüber in große Weiterungen. Er wollte durchaus nicht zugeben, daß einer seiner Unterthanen ohne seine Zustimmung getauft würde. Erst wenn er selbst die Zeit für gekommen achte, dann sollten auch seine Leute die Götzen wegwerfen und das ganze Dorf die alten Gebräuche verlassen und die neue Weise des Tuan annehmen. Thomas ließ sich dadurch nicht irre machen. Durch sein furchtloses entschiedenes Auftreten hatte er bereits mehr Autorität im Dorf als der Balugu. Auch die benachbarten Häuptlinge traten mit ihm in freundliche Verbindung. Auf seinen Predigtreisen wurde er überall gern und mit Achtung aufgenommen; und als der holländische Beamte einen direkten Weg von Gunong Sitoli nach Onbolata herstellen ließ, da fürchteten sie sich desto mehr, weil wie sie meinten, hinter dem Missionar die holländische Regierung stand. Und er ließ ihnen keine Ruhe. Immer wieder rief er sie zusammen oder besuchte sie einzeln, um ihnen nachzuweisen, daß es eine Thorheit sei, und daß sie Gottes Zorn über sich herbeiführen würden, wenn sie noch länger ihren Götzen dienen und die Predigt des Evangeliums verschmähen würden. Mit größter Entschiedenheit bestand er darauf, daß die heidnischen Sitten bei Geburten, Hochzeiten, Begräbnissen abgeschafft würden, daß die Armen und Witwen von den Balugus und Salawas nicht länger mißachtet, daß der schmutzige Wucher und Menschenverkauf aufhörte. Immer weiter drang sein Ruf und sein Ansehn in die Wildnis vor, und zugleich mehrte sich seine kleine Gemeinde auf der Station. Im Jahre 1876 hatte er 16 Erwachsene getauft, im folgenden Jahre 32. So viel hatte er

sich beide Male vom Herrn erbeten. Gleich darauf stieg die Zahl der Gemeindeglieder auf 100. Der getaufte Simeon war Aeltester und Jonata Lehrer und Evangelist. Für ihn war in dem etwas entfernteren Dorf Madula ein eigenes Kapellchen gebaut. Kein Wunder, daß unter den übergroßen Anstrengungen des Missionars, seinen Reisestrapazen, seinen nächtlichen litterarischen Arbeiten, seinem fortwährenden Unterricht für Große und Kleine und seiner unermüdlichen Seelsorge und Krankenpflege allmählich auch sein robuster Körper erlag und die Fieber sich immer häufiger bei ihm anmeldeten, so daß eine Veränderung des Klimas für ihn geboten schien.

Wie schon oben erwähnt, war anfangs 1876 Missionar W. Sundermann zur Verstärkung der Mission nach Nias gekommen. Für ihn wurde anfangs eine Station mehr im Innern des Landes oder nach der Westküste zu geplant. Aber die Schwierigkeiten waren zu groß; der gänzliche Mangel an Wegen erwies sich als ein unüberwindliches Hindernis. Dazu kam aber etwas anderes. Die wenigen fremden Einwanderer auf der Insel, Malaien und Chinesen, hatten sich bisher ziemlich ruhig gehalten. Ein Chinese hatte sich sogar zu Gunong Sitoli in die christliche Gemeinde aufnehmen lassen. Nun aber seit dem Jahre 1877 oder 78 begann sich auch auf Nias der muhamedanische Fanatismus zu regen. Mekkapilger zogen hin und her, Gerüchte vom baldigen Untergang aller Nichtmuhamedaner wurden verbreitet, etliche Unterbeamte des Gouvernements, die selbst Muhamedaner waren, drängten die niassischen Häuptlinge mit Versprechungen und Drohungen ihr Heidentum aufzugeben und nicht etwa zu Christo, sondern zum Islam sich zu bekehren. Ganz besonders an der Küste und in der Nähe von Gunong Sitoli trieben diese Fanatiker ihr Werk und schon hatten mehrere Häuptlinge die zum Bezirk des Missionar Kramer gehörten, sich halbwegs geneigt erklärt zum Islam überzutreten. Da traten die Brüder zu einer Beratung zusammen und erklärten: hier an der Küste ist jetzt unsere Aufgabe. Nichts ist wichtiger als dem eindringenden Islam die Thüren zu verschließen. Deshalb muß Missionar Sundermann anstatt nach dem fernen Tugala zu ziehen, an der Küste bleiben und sich mit dem Bruder Kramer in die Arbeit teilen. Nicht in Gunong Sitoli selbst soll er wohnen, sondern eine Stunde entfernt, in Dahana, und dort eine eigene Station aufrichten. So entstand die Station Dahana des Missionar Sundermann zu Anfang des Jahres 1878. Am 22. Februar zog er in sein neu aufgerichtetes Häuschen und gab nach Landessitte den Häuptlingen ein Festessen. Es war grade eine böse Zeit im Lande, Hunger und Fieber grassierte. Das ist dort freilich nichts Ungewöhnliches. Der Boden könnte bei gehöriger Bearbeitung die Bevölkerung wohl ernähren. Aber an der Bearbeitung fehlt es. Wo unter holländischer Herrschaft dem Kriegen und Rauben ein Ziel gesetzt ist, da lebt der Niasser im behaglichen Nichtsthun, bringt seine Zeit mit Schwatzen zu und wartet was ihm in den Mund wächst. Kokosnüsse und grünes Kraut ist die gewöhnliche Nahrung, Reis und Schweinefleisch ist eine Festmahlzeit. Als die Häuptlinge

bei dem Missionar aßen, und er ihnen von der himmlischen Herrlichkeit redete, sagte der oberste von ihnen Oroisa: wir wollen nach unserem Tode an denselben Ort wo unsere Väter sind, wir wollen nicht Reis und Fleisch essen, wenn jene Kraut und Blätter essen. Damit stimmten alle überein. Sie wollten wohl zum Gottesdienst kommen beim Missionar und seine Predigt hören, aber ihre Sitten wollten sie nicht ändern und von ihren Vätern wollten sie sich nicht trennen. Nur einer von ihnen, ein kleiner Häuptling, Ama Mandranga, war von Anfang an etwas anders gesonnen. Die Lehre des Missionars interessierte ihn; er war unermüdlich im Fragen und ruhte nicht bis er alles verstand. Der sonst so lebhafte lustige Mann, ein rechter Spaßmacher, wurde nicht müde zu hören, wie man von der Sünde loskommen könne. Was ihm der Missionar von einem Stellvertreter und Bürgen, von Reue und Buße, von Bitte und Vergebung, von der inneren Umwandlung und Kämpfen wider die Sünde, von Gebot und Glauben sagte, schien ihm alles wie aus der Seele gesprochen zu sein. Um fortwährend um den Missionar sein zu können, bot er sich an als Zimmermann (obwohl ein Häuptling) den Bau seines größeren Hauses zu leiten und bat zugleich um die Taufe. Sundermann meinte, er solle doch lieber warten, bis auch seine Familie mitgetauft werden könnte. Er hatte nämlich schon immer sehr eifrig seiner Familie gepredigt und auch vor dem Oroisa und allen Häuptlingen seinen Glauben öffentlich bekannt. Da sie aber noch nicht hören wollten, sagte er dem Missionar: laß die jetzt nur, ich nur zuerst, die anderen kommen dann später. Und so geschah es auch. Im Jahre 1879 wurde Ama Mandranga getauft und im folgenden Jahre die ersten sechs aus seiner Umgebung; später stieg die Zahl der Getauften bis auf 31 und neuerdings bis auf 74. Uebrigens war es nicht der Taufunterricht und die Seelsorge, welche die meiste Zeit Sundermanns in Anspruch nahm, sondern seine litterarischen Arbeiten. Er hatte die Niassprache mit vielem Eifer und Geschick studiert und war ein gewandter Uebersetzer. Ein Büchlein nach dem andern wurde von ihm gedruckt, teils in Batavia, teils in Europa. Die holländische Bibelgesellschaft bestellte ihn zur Uebersetzung der heil. Schrift ins Niassische. Dazu suchte Sundermann einige Gehilfen für die Mission heranzuziehen, gewandte junge Leute aus der eigenen Gemeinde und aus Ombolata und Gunong Sitoli; er hatte also ein kleines Seminar eröffnet, welches sich später noch erweitern sollte.

Versuche im Süden.

Schon ehe unsre Missionare sich in Gunong Sitoli und den benachbarten Stationen niederließen, war es bekannt, daß der reichere und fruchtbarere Teil der Insel an der Südküste zu suchen sei. Vor Zeiten hatten die Holländer dort auch ein kleines Fort und eine Besatzung gehalten, hatten sie aber vor der kriegerischen Wildheit der mächtigen Stämme wieder zurückziehen müssen, und weil sie den

Missionaren dort keinen Schutz gewähren konnten, wollten sie es ihnen auch nicht erlauben, sich auf einem so gefährlichen Punkte niederzulassen. Als Missionar Ködding sich auf Nias zu orientieren suchte, benutzte er eine sich darbietende Gelegenheit um wenigstens einen flüchtigen Blick in diese fremde Welt zu werfen, und fand zu seiner Verwunderung im Süden von Nias das Volk auf ungleich höherer Kulturstufe, als eins der malaiischen Nachbarvölker, Städte mit Mauern und Thoren, gepflasterten Straßen, Bädern und Brunnen, Schnitzwerk und künstlichen Anlagen allerlei Art, trefflich gerüstet und wohl organisiert in Kriegs- und Friedenszeiten. Hier that sich ein großes und viel versprechendes Arbeitsfeld vor den Augen der Missionare auf. Aber das erkannten sie sogleich, daß junge noch ungeübte Brüder nicht geeignet seien, den Anfang auf einem so schwierigen Gebiete zu machen. Hier bedurfte es reife und bewährte Streiter, die vor allen Dingen der Sprache bereits mächtig und mit den Gewohnheiten der Leute einigermaßen vertraut waren. Infolge eines besonderen Anlasses erbot sich im Jahre 1880 unser Missionar Thomas, sein schön gepflegtes Ombolata, seine wohlgeordnete Gemeinde, seine erfreulich heranwachsenden Anpflanzungen zu verlassen, und mit seiner oft leidenden Frau und kleinen Kindern nach dem Süden zu ziehn, um dort einen ganz neuen Anfang zu machen. Die Missionsgesellschaft zögerte nicht mit ihrer Einwilligung; mehr Umstände machte die Regierung. Doch waren es eigentlich nur die untern Behörden, welche das Projekt entschieden mißbilligten und allerlei Unheil daraus entstehen sahen. Bei den höheren Instanzen wurde es günstiger aufgenommen, denn man hatte sich allmählich auch auf seiten der Kolonialregierung überzeugt, daß der Einfluß der Missionare nur wohlthätig sittigend und erziehend auf die wilden Stämme einwirke.

Im August des Jahres 1881 machte Missionar Thomas zusammen mit dem erst kurz vorher auf Nias angekommenen Missionar Fehr eine vorläufige Untersuchungsreise nach dem Süden. Ein Salawa von dort, der zum Besuch nach Gunong Sitoli gekommen war, sollte auf einem Regierungsboot ehrenvoll in seine Heimat zurückgeführt werden, und die Missionare benutzten die Gelegenheit, um mit diesem Fürsten dem großen Häuptling von Orahili, dem mächtigsten Herrscher des Südens einen Besuch zu machen. Von der Bai von Lagundri aus, gingen sie auf schön gepflasterten Straßen, an deren Seiten häufig steinerne Ruhebänke angebracht waren nach der Residenz des großen Häuptlings. Wie eine gewaltige Festung liegt sie auf der Spitze eines steilen Felsens, und man kann nicht anders auf die Höhe gelangen als über eine hohe und breite Steintreppe die in den Felsen gehauen ist. Mit einer dicken Mauer ist der ganze Ort umgeben, drinnen sieht man sehr breite gepflasterte Straßen mit zwei Reihen eng aneinander gedrängter schmaler Häuser. Die Häuser sind nämlich so gebaut, daß jedes der ganzen Länge nach mit den Nachbarhäusern zusammen stößt, so daß man im obern Stockwerk mittels Thüren in den Zwischenwänden von einem Hause ins andre gehen kann. Der untere Raum ist gewöhnlich unbewohnt, mittels einer Treppe steigt man durch den

Fußboden in die oberen Gemächer. Höchst bewundernswert durch Höhe, Größe und Schönheit ist der Palast des Oberhäuptlings. Ein Vorplatz mit schönen Steinplatten und prachtvollen steinernen Sitzbänken, in der Mitte die steinerne Rednerbühne, daneben ein kunstvoll ausgemeißelter mit Figuren versehener Block von blauem Sandstein, vier Meter lang, das ganze Haus außen und innen voll künstlichem Schnitzwerk, in dem Audienzsaal eine schön polierte Estrade von mahagoni ähnlichem Holze, der Fußboden blank geölt, so daß die beschuhten Europäer sich vor dem Fallen in Acht nehmen mußten; ringsum aufgestellt die jungen Krieger in ihrer glänzenden Waffenrüstung, während ein andrer Haufe draußen seine Fechtübungen und Kriegstanz hielt; dazwischen der vornehm und feierlich einherschreitende Oberhäuptling, der die Missionare etwas kühl begrüßt, ihre Geschenke herablassend annimmt, aber auf ihren Wunsch bei ihm sich niederzulassen, nicht eingehen will. Offenbar sieht er in ihnen nur Abgesandte der holländischen Regierung.

Etwas zuthulicher und entgegenkommender waren die Unterhäuptlinge in den verschiedenen Ortschaften besonders unmittelbar am Meeresstrand. Sie waren die Besuche weißer Herren schon gewohnt, denn mit den Kreuzboten der Regierung pflegt bald dieser bald jener Beamte die südlichen Hafenstädte zu besuchen, meist mit reichlichen Geschenken. Natürlich erwarteten Volk und Häuptlinge auch von den Missionaren eine ähnliche Freigebigkeit, und plagten sie mit Bitten und Betteln bis zum Uebermaß, ja der Häuptling von Lagundri entblödete sich nicht, in ihre Rocktaschen zu langen und Schnupftuch, Notizbuch oder was er fand ohne weiteres für gute Beute zu erklären. Wollten die Missionare sich bei ihm niederlassen, so mußten sie sich darauf gefaßt machen, alsbald gänzlich von ihm ausgezogen zu werden. Etwas besser ging es mit dem Häuptling von Bawolowalangi an der großen schönen Bucht von Telok Dalam. Er hatte oftmals Fehden mit seinen Nachbarn, und darüber hatte sein Wohlstand sehr gelitten. Vor wenig Jahren war ihm seine Stadt gänzlich abgebrannt, man sah noch die Spuren davon, und er selbst wohnte in einem sehr bescheidenen Hause. Daher wünschte er den mächtigen Schutz der Weißen und da er keinen holländische Beamten haben konnte, um den er schon öfter gebeten, so wollte er doch wenigstens einen Missionar haben. Vergebens stellte dieser ihm vor, daß Missionare Männer des Friedens und der Lehre seien; sie hätten mit den Fehden der Häuptlinge nichts zu thun, sondern kämen um sie zu unterrichten und ihnen Heil und ewiges Leben zu bringen. Der Häuptling wußte genug von den Kenntnissen und Geschicklichkeiten der Holländer, um nicht für sich und seine Leute Unterweisung in allerlei nützlichen Dingen zu wünschen. Von unsichtbaren und ewigen Dingen hatte er natürlich keinen Begriff. So wurde er denn mit dem Missionar Thomas einig, daß er baldmöglichst zu ihm kommen sollte, wies ihm sofort einen sehr günstigen und geräumigen Bauplatz an, und schärfte ihm ein, doch eine gute Partie junger Setzlinge von Muskat- und Kaffeebäumchen mitzubringen, um sofort mit nützlichen Anpflanzungen zu beginnen.

Es dauerte etwa anderthalb Jahr bis Thomas mit dem neu

hinzugekommenen Missionar Lagemann dieser Einladung Folge leisten konnte. Nicht bloß die Verhandlungen mit der Regierung nahmen so viele Zeit in Anspruch, sondern vor allen Dingen der Bau eines eigenen Küstenschiffes, welches regelmäßig zwischen Gunong Sitoli und Telok Dalam fahren, und den Verkehr zwischen den Missionaren vermitteln sollte. Nach den ersten Erkundigungen an Ort und Stelle schien die Herstellung eines solchen Schiffleins weder schwierig noch kostspielig und so ging man denn in Gunong Sitoli frisch ans Werk. Hinterdrein zeigten sich freilich in dem Voranschlag bedeutende Rechnungsfehler, und die Kosten summten sich gewaltig auf, aber dafür entstand denn auch unter kunstfertigen Händen ein zweckentsprechendes Segelboot, welches nach dem Urteil aller Sachverständigen vortrefflich gebaut und preiswürdig war. Im März und April 1883 geschah der Umzug der Missionsfamilie. Es war ein schwerer Abschied für den Bruder Thomas von Ombolata, eine schwere Fahrt nach dem Süden, wobei er durch einen Sturm in Lebensgefahr geriet, und noch schwerer war der Anfang in Telok Dalam. Wohl nahm ihn der alte Häuptling mit offenen Armen auf, aber nur weil er hoffte alles von ihm und durch ihn zu erlangen was sein Herz wünschte. Einen Beamten wollte er in seinem Dorfe haben, mit Soldaten, und Kaufleute, und einen Markt, und Branntwein und allerlei Gerät und viel Geld. Keiner seiner Unterthanen durfte den Fremden Lebensmittel, Baumaterial u. dgl. verkaufen, als zu dem Preise den der Häuptling vorher bestimmt hatte, ebenso war's mit den Arbeitern die den Missionaren helfen sollten. Ja selbst einen Schiffszoll verlangte der unersättliche Mensch und zwar bei jeder Fahrt die das Missionsschiff hin und her machte. Gleichwohl sollten die Missionare ihm helfen gegen seine auswärtigen Feinde, „wozu sie denn sonst da wären?" Aber mit den auswärtigen Feinden (benachbarten Häuptlingen) standen die Missionare von Anfang an in freundschaftlichem Verkehr. Jeder Häuptling hätte sie gern bei sich gehabt, und von weit und breit kamen sie, um die Fremdlinge zu sehen und ihr Thun und Treiben zu beobachten. Wohlweislich hatte Missionar Thomas seine Station nicht in der Stadt selbst angelegt, sondern in einer kleinen Entfernung davon, zum Zeichen, daß er mit den Fehden des Häuptlings unverworren bleiben wolle.

So kamen sie denn von allen Seiten, hoch und niedrig, Männer und Frauen, bewunderten und befragten alles, und luden die Fremdlinge ein, sie doch auch in ihren eigenen Dörfern und Städten zu besuchen. Das thaten die Missionare auch, nahmen sich dabei der Leidenden und Kranken an, und hatten bald ihre Hände voll zu thun. Dem Häuptlinge von Bawolowalangi, so hieß der Ort bei welchem die Station errichtet war, war es gar nicht recht, daß so viele andere Häuptlinge sich ebenfalls mit den Missionaren in Verbindung setzten, er hätte sie lieber ganz für sich allein gehabt. Er sah jetzt doch ein, daß er sie nicht ganz als sein Eigentum behandeln dürfe, wurde etwas bescheidener in seinen Forderungen und war in steter Besorgnis, daß sie ihm eines Tages wieder davon ziehen möchten. Als Missionar Thomas und seine Frau schwer krank darnieder lagen, als ihnen ein Kind

starb, und es mit dem andern scheinbar auch zum Sterben ging, da kam der Häuptling selbst, um bei den Kranken zu wachen, oder schickte seinen Sohn und seine Frauen um zu helfen und zu klagen wie es dort Sitte ist. Natürlich benutzten die Missionare jede Gelegenheit, um den Besuchenden etwas aus Gottes Wort zu sagen, aber zum Halten von regelmäßigen Gottesdiensten kam es fürs erste noch nicht, auch gelang es ihnen noch nicht eine Schule zu eröffnen. Einmal sahen die Leute in solch regelmäßigem Kommen einen Zwang, dem sie sich nicht unterwerfen wollten, oder eine Leistung für welche sie Bezahlung forderten, zum andern fürchteten sie sich fortwährend vor Feinden die sie oder ihre Kinder oder während ihrer Abwesenheit ihre Stadt überfallen könnten, und sie hatten auch wohl Ursache dazu. Der Häuptling von Bawolowalangi galt weit und breit als der Beschützer aller Sklaven, Ausreißer und Missethäter die aus andern Städten entlaufen waren, und war deshalb bei den benachbarten Häuptlingen übel angeschrieben. Schon gleich nachdem die Missionare bei ihm angekommen, wurde ihm von einem mächtigen Nachbarstamm Fehde angesagt, weil er einen entlaufenen Sklaven nicht wieder herausgeben wollte. Damals war er zu den Missionaren gekommen und hatte geklagt, daß er um ihretwillen mit Krieg bedroht würde, denn jedermann wäre neidisch, daß die Missionare sich bei ihm niedergelassen hätten. Deshalb sollten sie ihm zu Hilfe kommen und die holländische Regierung herbeirufen, daß er mit ihrer Hilfe alle seine Feinde zu Boden schlagen könne.

Damals hatten die Missionare ihm erklärt, daß sie mit seinen Fehden ganz und gar nichts zu thun hätten und nichts anderes als Friede lehrten; und der Streitfall war damals auch friedlich beigelegt. Aber es dauerte nicht lange, so waren neue Fehden im Gange. Da war ein Mann aus Bawolowalangi von Männern aus dem benachbarten Hili geho getötet und in Stücke zerhackt. Das mußte natürlich gerächt werden. Also wurden Leute ausgesandt die sich in Hili geho einzuschleichen wußten und in einige Häuser schossen. Damit war der Krieg erklärt. In dem Kampf der sich nun entspann verlor Hili geho einige seiner besten Leute; auch ein Sohn des Häuptlings wurde getötet. Daher forderte dieser Häuptling zur Sühne für seinen Sohn den Sohn des feindlichen Häuptlings oder wenigstens einen ihm ebenbürtigen, oder aber den der seinen Sohn getötet hätte, nebst vier oder fünf anderen, sonst würde kein Friede zwischen ihnen werden „so lange die Welt stehe." Die holländischen Beamten in Gunong Sitoli, die von der gespannten Lage im Süden gehört hatten, schickten ein Kreuzboot hin und wollten Friede stiften. Aber da war an keinen Frieden zu denken; die Blutrache mußte geübt werden und sollte auch alles darüber zugrunde gehen. So nahm also der Kampf seinen Fortgang und merkwürdigerweise siegten bei jedem Gefecht die Leute von Lowalangi, die doch früher nie in dem Ruf besonderer Tapferkeit gestanden hatten. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen; immer allgemeiner wurde die Ueberzeugung, daß Bawolowalangi nur deshalb so siegreich wäre, weil die Zaubermittel der Missionare

für den Häuptling wirksam wären. Das war für unsere Missionare sehr übel; man fing an sie mit mißtrauischen ja mit feindseligen Augen anzusehen. Dazu kam noch etwas anderes. Kurz vor Weihnacht 1884 waren zwei vornehme Männer aus einem etwas entfernteren Dorf bei den Missionaren zu Gast, grade als das kleine Missionsschiff „Denninger" in der Bucht von Telok dalam vor Anker lag. Die beiden Herren hatten den Einfall das Schiffchen zu besehen und fuhren mit einem Nachen zu ihm hin, obwohl es bereits zu dunkeln anfing. Auf der Rückfahrt ereignete es sich nun, daß der Kahn umschlug und beide ertranken, nur der Schiffsjunge der sie ruderte konnte sich retten. Die Schiffsleute auf dem Denninger, die das Unglück mit angesehen hatten, gerieten darüber in Angst, denn sie fürchteten man würde sie des Mordes beschuldigen, und fuhren in der Nacht mit ihrem Schiffe davon. Die Missionare aber waren nun übel daran. Die Ertrunkenen waren in der Bucht gefunden worden, und nun verlangten ihre Angehörigen von den Missionaren die Auslieferung der Schiffsleute um an ihnen Blutrache zu üben. Es half gar nichts, daß ein Beamter von Gunong Sitoli mit dem Kreuzboot nach Telok dalam kam um die Leute zu beruhigen; der Häuptling bestand darauf, daß ihm wenigstens der Führer des Schiffes ausgeliefert werde, andernfalls würde er an den Missionaren Rache nehmen, sie töten und ihr Haus verbrennen. Den Brüdern blieb nichts anderes übrig als ihr Haus mit einer Umwallung zu verschanzen und des Nachts zu wachen, um gegen einen plötzlichen Ueberfall gesichert zu sein. Dann kam der Tag, wo der feindliche Häuptling mit seinen Kriegern heranrückte, und gleichzeitig auch der befreundete Häuptling von Bawolowalangi, der die Missionare schützen wollte. Beide Teile erhuben vor dem Hause des Missionars ihr Kriegsgeschrei und führten ihre Kriegstänze auf. Es war ein so furchtbares Schauspiel, daß der junge Missionar de Weerd, der erst vor 14 Tagen auf die Station gekommen war, uns schrieb, es sei nicht anders gewesen als wenn eine Schar Teufel losgelassen wäre. Dennoch gelang es dem Missionar mit Hilfe des Unterbeamten der abermals von Gunong Sitoli geschickt war, die Häuptlinge zu einer Friedensverhandlung zu bewegen, und nach fünfstündiger Beratung einigte man sich dahin, daß die Missionare ein Sühngeld von 60 fl zahlen sollten, und damit und mit einigen Geschenken solle dann die Sache abgethan sein.

Dies war am 3. Februar 1885. Nach wenig Monaten, am 27. August 1885 war schon der junge kräftige de Weerd eine Leiche. Er hatte vorher dem Bruder Lagemann geholfen seine neue Station Mazingo anzulegen, nicht weit von Telok dalam und ebenfalls am Meere. Im Juni waren sie eingezogen, und weil Lagemann nicht die unverschämten Forderungen des Häuptlings erfüllen wollte, sollte ihnen schon gleich in den ersten Tagen das Haus niedergebrannt werden. Es kam nicht dazu, der Häuptling ließ sich beschwichtigen, aber das konnten die Missionare sofort erkennen, daß sie mit diesem Manne und mit seinen Leuten einen überaus schweren Stand haben

würden. Und dazu wurde nun der Bruder de Weerd krank und raste in seinen wilden Fieberfantasieen im Missionsgehöfte umher, so daß Missionar Thomas von Telok dalam zu Hilfe kommen mußte. Der nahm ihn mit sich auf seine Station wo er bessere Pflege haben konnte, aber es ging schnell mit ihm zu Ende, und die beiden Brüder Thomas und Lagemann waren wieder allein. Die Lage war und blieb für sie eine höchst gefahrvolle. Wohl schienen hier und da die wilden trotzigen Gesellen den Missionaren gegenüber etwas mildere Saiten aufzuziehen, ihnen wohl gar etwas Zuneigung zu beweisen, aber von einem Verständnis für das verkündigte Wort war nirgend die Rede. Immer wieder hieß es, ja was du da sagst ist wohl ganz gut, aber ich möchte gern dein Zaubermittel haben. Warum willst du es mir nicht zeigen, ich will dir bezahlen was es auch kostet. Alles Protestieren des Missionars, daß er kein Zauberer sei und kein derartiges Mittel habe, half nichts, es glaubte ihm niemand. Nun war der Kriegszustand zwischen Bawolowalangi und seinem Nachbardorf noch immer nicht beendigt und das Kriegsglück der Lowalangier dauerte immer noch fort. Da wurden die früher schon gegen Missionar Thomas erhobenen Verdächtigungen immer lauter: er sei der Zauberer der seinen Dorfleuten den Sieg verschaffe, er sage ihnen aus seinen Büchern alle Anschläge der Feinde, zugleich auch die Mittel um diese Anschläge zunichte zu machen; er könne durch sein Fernrohr die im dichsten Busch versteckten Feinde sehen und verrate sie seinen Freunden. Dergleichen Reden kamen in den ersten Monaten des Jahres 1886 immer häufiger zu den Ohren des Missionar Thomas, aber er ließ sich dadurch nicht anfechten, bis am 15. März ein Trupp Feinde die von seinem Diener Faulo ganz in der Nähe des Missionshauses im Versteck gesehen waren, von den Lowalangiern überfallen und zum Teil erschlagen waren. Sieben von den Feinden waren gefallen; ihre verstümmelten Leichen blieben am Strande liegen und wurden von den Hunden zerfleischt — eine große Schande in Süd-Nias. Die Bawolowalangier waren selbst ganz erstaunt über ihren Sieg; sie hätten nicht geglaubt, daß sie so etwas fertig bringen könnten, und verkündigten laut, das sei nur möglich gewesen, weil Thomas ihr Häuptling sei, weil sie dem Worte Gottes folgten und an Jesum glaubten. In Wirklichkeit glaubte zwar noch niemand und von Taufe war noch nicht die Rede, aber in ihren heidnischen Gedanken meinten sie, daß schon das Aussprechen des Namen Jesu ein mächtiges Schutz- und Zaubermittel sei. Alles Gegenreden des Missionar Thomas half nichts mehr. Weit und breit wurde er für den Zauberer angesehen, der den sieben Gefallenen den Tod gebracht habe. Etliche Tage später erhielt er bereits Botschaft, die Feinde würden jetzt erst seine Station angreifen und nachdem diese zerstört sei auch Bawo lowalangi vernichten. Grade in diesen Tagen der äußersten Spannung erschienen vor Telok dalam zwei Kreuzboote mit einigen höheren Beamten von Gunong Sitoli. Natürlich wurden dieselben sogleich von der ganzen Sachlage in Kenntnis gesetzt, und wußten den Missionaren keinen besseren Rat zu geben als sogleich den Süden zu verlassen und mit

ihnen nach Gunong Sitoli zurückzukehren. Thomas entschloß sich dazu. Er konnte leicht seine Sachen von der Station auf die Schiffe bringen, ließ dann seinen Häuptling holen und kündigte ihm an, daß er seine Station verlassen werde. Der Häuptling war ganz außer sich, daß er seinen großen Beschützer, der ihm auch „so viel Tabak" geschenkt habe verlieren solle, auch andere baten und drangen in ihn, sie nicht zu verlassen, sie wollten ihn mit ihren Leibern schützen. Es war eine ganz rührende Szene, und Thomas meinte zu sehen, daß doch ein paar Seelen da waren, denen auch etwas an seinem Wort und der verkündigten Lehre gelegen sei. Aber es konnte nun alles nicht mehr helfen, er reiste ab und Lagemann blieb auf seiner Station Mazingo allein. Aber auch nicht lange mehr. Er wäre gleich mitgereist, wenn er nur sein Gepäck hätte aufs Schiff schaffen können. Weil das nicht möglich war, bat er sich aus, daß das Schiff, nachdem es Bruder Thomas nach Gunong Sitoli gebracht, gleich zurückkehren und auch ihn mit seinen Sachen abholen sollte. Das geschah auch. Die Missionare Sundermann und Fehr kamen selbst aus dem Norden und nahmen ihn mit sich zurück. Die Mission im Süden von Nias war — einstweilen wenigstens — aufgegeben.

Weitere Entwickelung der nördlichen Stationen.

Die beiden aus dem Süden zurückgekehrten Missionare blieben, bis weiter über sie verfügt wurde, auf den nördlichen Stationen Ombolata, Dahana und Gunong Sitoli. Auf den Dörfern die zur letztgenannten Station gehören, hatte Missionar Kramer unterdessen viel Not und Kampf mit den Gemeindegliedern gehabt wegen der Ahnenbilder. Mehrere der Getauften nämlich, unter ihnen auch der Christenhäuptling selbst, hatten vor der Taufe zwar ihre Götzenbilder ausgeliefert, aber ihre Ahnen, die Bilder von Vater und Großvater hatten sie verheimlicht, wie es scheint aus einer Art heidnischen Pietät, weil sie ihren verstorbenen Ahnen nicht die ihnen gebührende Verehrung schmälern wollten. Die übrigen Gemeindeglieder aber hatten an dieser Verheimlichung Anstoß genommen und es hatte sich ein Bann über die Gemeinden gelegt, der schwer zu brechen war. In den Häusern der Christen ging es nach dem Wort des Herrn: Kinder gegen die Eltern, Bruder gegen den Bruder, Frau gegen den Mann; denn diese Ahnenbilder sind dem Niasser so ans Herz gewachsen, daß er sich nicht ohne schweren Kampf von ihnen trennen kann. Sie sagten selbst: in unseren Häusern streitet der Herr Jesus und der Teufel mit einander, aber der Herr Jesus ist doch der stärkere und wir können nicht von ihm lassen. So wurden denn nach und nach die Ahnenbilder ausgeliefert, der Häuptling war der erste, dann folgten die übrigen, zuletzt hatte der Missionar ihrer 60 in seinem Hause.

Etliche Gemeindeglieder die hartnäckig blieben und ihre Ahnenbilder durchaus nicht hergeben wollten, wurden auf Verlangen der Gemeinden ausgeschlossen. Missionar Kramer entschuldigt sie in etwa,

und giebt zu bedenken, daß die Ahnenbilder nicht Eigentum des einzelnen sondern der ganzen Familie sind. So lange nun nicht alle zustimmen, so lange z. B. nicht die ganze Familie getauft ist, darf der Ahne nicht aus dem Hause gebracht werden, und der Widerspruch eines einzelnen heidnischen Verwandten genügt, um die Auslieferung zu vereiteln. Seitdem die Menge Ahnenbilder ausgeliefert waren, schien wirklich ein besserer Geist in den Gemeinden zu walten. Dazu kamen noch mehrere auffallende Errettungen und Krankenheilungen bei denen, welche den Herrn Jesus anriefen, und dagegen Unglücksfälle aller Art bei den Götzendienern, sodaß mehrere der letzteren erklärten, sie wollten ihren Götzen den Abschied geben. Auch aus den benachbarten Dörfern meldeten sich mehrere Familien zur Taufe, wunderbarer Weise auch etliche Leute aus weiter Ferne, aus Faguloe, wo 1867—69 Missionar Ködding gearbeitet hatte, wie es damals schien ohne alle Frucht. Aber bei diesen Leuten, die nun nach fast 18 Jahren von Faguloe nach Gunong Sitoli kamen, war der ausgestreute Same doch nicht zertreten und verloren, unter der Pflege des Missionars Kramer ging er auf und trug Frucht.

Auch auf der Nachbarstation Dahana unter Missionar W. Sundermann war es vorwärts gegangen, auch da wurden die Ahnenbilder ausgeliefert, oder vielmehr begraben zum Verfaulen. Leider war der Häuptling von Dahana selber dem Christentum keinen Schritt näher gekommen und hielt auch die Bewohner seines Dorfes geflissentlich vom Unterricht des Missionars zurück. Seine Unterthanen sollten ihm nicht zuvorkommen, sagte er, aber er selbst bewegte sich nicht vom Fleck. Nur ein oder zwei Familien aus Dahana hatten sich taufen lassen. Aber dafür waren sie von den benachbarten Dörfern desto fleißiger gekommen, sowohl zum Gottesdienst als zum Taufunterricht, und er hatte schon 70 Getaufte um sich gesammelt. Ein trefflicher Gehilfe war ihm der zuerst getaufte kleine Häuptling Ama Mandranga. Unermüdlich verkündigte er jedem der in seine Nähe kam, das Wort von der Erlösung, ermahnte und strafte wo es not war und wußte unter den Getauften trefflich Zucht zu halten. Eine andre Hilfe gewann der Missionar an seinen Seminaristen. Es waren ihrer vier junge Leute gewesen, die Sundermann seit 1882 unterrichtet hatte. Leider wich nachher einer von ihnen wieder ab, aber die übrigen zeigten sich doch als brauchbare Schulmeister und Gehilfen. So lange Missionar Sundermann allein war, konnte er natürlich verhältnismäßig nur einen geringen Teil seiner Zeit auf das kleine Seminar wenden; besonders da er alle die Schulbücher die er brauchte, erst selber schreiben und übersetzen mußte. Auch die Uebersetzung des Neuen Testaments war ihm wie schon gesagt mit Gutheißung der Deputation von der holländischen Bibelgesellschaft übertragen worden. Er erlag fast unter der doppelten und dreifachen Arbeit. Deshalb ordnete die Deputation an, daß das Seminar im Jahr 1886 ganz ruhen solle, und erst 1887, nachdem dem Missionar Sundermann ein Bruder zu Hilfe gesandt sei, ein zweiter Kursus mit neuen Zöglingen in dem Seminar eröffnet werden sollte. Man

hatte nämlich die Absicht, dem Missionar Sundermann seinen leiblichen Bruder Hermann zu Hilfe zu senden. Aber kurz vor dessen Abreise stellte sich heraus, daß er wegen eines unerwarteten Todesfalls (Hellweg) und Erkrankung mehrerer Missionare nach Borneo gehen müsse, und weil durch Aufgebung der Station Mazingo im Süden von Nias Missionar Lagemann disponibel geworden war, so erging an diesen die Weisung, dem Missionar Sundermann auf Dahana zu Hilfe zu kommen. Das ist denn auch geschehen Dezember 1886. Trotz alles Widerstandes des Häuptlings, der keinen zweiten Missionar in seinem Dorfe haben wollte, hat Lagemann sich in Dahana sein Häuschen gebaut, hat den neuen Seminarkursus eröffnen helfen und hat die Hauptarbeit an der Gemeinde auf sich genommen, um dem Bruder Sundermann die Hände frei zu machen für den Unterricht und die litterarischen Arbeiten.

Missionar Thomas, der schon vor Lagemann den Süden verließ, war zunächst nach seiner alten Station Ombolata gegangen, um dem Missionar Fehr daselbst etwas Hilfe zu leisten. Fehr hatte mit allerlei Not zu kämpfen gehabt, mit Teuerung und Krankheit, mit Feindseligkeit der Stämme untereinander, ganz besonders aber mit der Feindschaft des heidnischen Oberhäuptlings. Dieser Häuptling Tödolala war schon zu Missionar Thomas Zeiten ein hartnäckiger Gegner des Missionars gewesen. Alle seine Unterthanen waren seine Schuldner; er hatte sie derartig gedrückt und ausgepreßt, daß sie schließlich nichts mehr hatten als was ihnen der Häuptling vorstreckte, um sie dann durch wucherische Zinsen ganz und gar in seine Gewalt zu bringen. Der Missionar hatte das Mögliche versucht, um die armen Menschen von solcher Umstrickung zu befreien, und bei manchen war ihm das gelungen. Um so mehr steigerte sich die Wut des Häuptlings. So lange der holländische Beamte dem Missionar zu Hilfe kam, ging alles noch ziemlich gut, aber schlimm wurde es, wenn mal ein feindlich gesinnter dem Muhamedanismus geneigter Kontrolleur sich auf Seite des Häuptlings stellte. Da mußte der Bruder Fehr viel seufzen und mit den Christen um Rettung beten. Und der Herr ließ solch Gebet nie unerhört. Nahm er auch die Trübsal nicht weg, so schickte er doch Erquickungen und gab besonders dem Missionar viel Freude an seinen Getauften, an dem schönen einträchtigen Sinn in seiner Gemeinde, an seinem Gehilfen Jonata, der mitten unter den Verfolgungen und den leiblichen Leiden, von denen er betroffen ward, dennoch durch seinen Wandel die allgemeine Achtung und Anerkennung sich gewann bei Freund und Feind. Bei seinem Eintritt hatte Fehr 230 Gemeindeglieder in Ombolata vorgefunden; zwei Jahre später war die Zahl auf 280 gestiegen. Trotz aller Feindschaft und Bedrückung meldeten die Leute sich zur Taufe, und selbst die eigne Frau des wilden Oberhäuptlings flüchtete sich in ihrer Krankheit in das Haus des Missionars, um dort als eine gläubige durch viel Trübsal geläuterte Christin ihr seliges Ende zu finden. Ganz besondere Freude machten dem Bruder Fehr die Täuflinge aus Faechu. In diesem benachbarten Dorf schien es bei seinen ersten

Besuchen, als wenn alle Bewohner zum Islam übergehen würden und für das Christentum niemand zu gewinnen wäre. Und doch kamen sie, wenn auch langsam, einer nach dem andern, sogar ein paar kleine Häuptlinge.

Den Einfluß des Christentums kann man auch in den entfernteren Dörfern merken, und derselbe würde noch größer sein, wenn die Missionare im stande wären, Predigtreisen zu machen. Aber weil hier im Norden der Insel gar keine Wege existieren, außer denen die von der Regierung in der nächsten Umgebung von Gunong Sitoli angelegt sind, so kann der Europäer nirgend weit kommen. Sich tagelang durch Sumpf und Gestrüpp durchzuarbeiten und dabei fortwährend das Wort Gottes zu verkündigen, geht über seine Kräfte. Die Missionare haben deshalb wiederholt Untersuchungsreisen zu Schiff gemacht, ob nicht irgendwo an der Küste sich ein passender Platz findet um eine neue Station zu begründen. Und gewiß finden sich solche, namentlich im Westen. Aber die Frage ist dann: wie ist eine Verbindung mit den übrigen Stationen zu ermöglichen, wenn kein Weg quer durch die Insel geht. Schiffsgelegenheit ist selten und zu gewissen Jahreszeiten ist sie gar nicht vorhanden. Am leichtesten wäre es noch weiter im Norden der Insel anzukommen, aber dort ist die Bevölkerung so dünn, daß ein europäischer Missionar dort keine Arbeit fände; wir müssen warten, bis eingeborne Prediger in dieser Ecke ihre Wirksamkeit eröffnen können. Vorläufig also scheint keine Aussicht auf Nias die Zahl der Stationen zu vermehren, es wäre denn, daß die geplanten kolonisatorischen Unternehmungen fremder Industriellen neue Gebiete erschlössen, oder aber daß der Süden der Insel wieder geöffnet, daß Telok dalam und Mazingo wieder neu besetzt werden könnten. Dann würde vermutlich Missionar Thomas als Bahnbrecher wieder auf dem Platze sein, nachdem er inzwischen die Mission auf Neu-Guinea hat beginnen helfen.

10. Anfang auf Neu-Guinea.

In der weit ausgedehnten Inselwelt der Südsee hatten schon seit mehreren Jahrzehnten deutsche Kaufleute, besonders Hamburger Firmen, bedeutenden Handel getrieben, auch Plantagen angelegt, und beherrschten einen großen Teil, namentlich der westlich gelegenen Inseln. Besonders war es die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee, welche auf den verschiedenen Inselgruppen ihre Anlagen und Faktoreien, ihre Beamten und Agenten hatte, und ihre Unternehmungen bis nach den Inselgruppen von Neu-Guinea ausdehnte, welche jetzt der Bismarck-Archipel genannt wird. Ein Berliner Konsortium hervorragender Geschäftsmänner hatte schon seit 1880 die Nordküste von Neu-Guinea für kaufmännische Spekulationen ins Auge gefaßt und wandte sich 1883 an die deutsche Plantagen-Gesellschaft, um in möglichst unauffälliger Weise durch deren Schiffe die nötigen

Forschungen und Vorbereitungen auf der Nordküste von Neu-Guinea ausführen zu lassen. Aber die Absichten der Deutschen konnten doch nicht verborgen bleiben, und sobald die englischen Kolonieen in Australien, Queensland an der Spitze, etwas davon gewahrten, schickten sie alsbald einen Beamten hin, um ganz Neu-Guinea, soweit es nicht schon den Holländern gehört — der ganze östliche Teil — für englisch-australisches Besitztum zu erklären. Dazu konnte die deutsche Regierung nicht stillschweigen, und es gab mehrjährige Verhandlungen zwischen dem Auswärtigen Amte in Berlin und dem englischen Ministerium. Ende April 1885 war endlich ein Uebereinkommen über die Abgrenzung der beiderseitigen Gebiete in der Südsee erzielt, und schon am 17. Mai wurde der nunmehrigen Neu-Guinea-Kompanie in Berlin ein kaiserlicher Schutzbrief zugestellt, kraft dessen ihr die Landeshoheit zugesprochen wurde über das neuerworbene Kaiser Wilhelms-Land auf Neu-Guinea und alle davor liegenden Inseln, Neu-Britannien, Neu-Irland und den ganzen Bismarck-Archipel. Die Neu-Guinea-Kompanie bekam das Recht, über alles herrenlose Land in diesen Gebieten zu verfügen, Verträge mit den Eingeborenen abzuschließen und die rechtlichen Verhältnisse unter der Oberaufsicht der deutschen Regierung zu ordnen. Diese Ordnung der rechtlichen Verhältnisse scheint die Hauptaufgabe der Kompanie im Lauf des Jahres 1886 gewesen zu sein. Erst nachdem sie hiermit zu einem gewissen Abschluß gekommen war, wollte sie auch Fremden gestatten, sich in Kaiser-Wilhelms-Land niederzulassen.

Inzwischen war die Kompanie natürlich auch auf Neu-Guinea selbst nicht unthätig gewesen. Sie hatte Dr. Otto Finsch als Forschungsreisenden ausgesandt, der schon früher Neu-Guinea bereist und 1882 ein Buch darüber veröffentlicht hatte, mit ihm den Kapitän Dallmann, der die Küste des Kaiser Wilhelms-Landes befuhr und in Karte brachte. Auf diesen Reisen wurden entdeckt und in Besitz genommen der Adolfhafen am Ende des Hüon-Golfs, dann der schöne und geräumige Finschhafen, weiter nordwärts die Astrolabebai mit dem Konstantinhafen und noch weiter der treffliche Hatzfeldhafen und Dallmannshafen nebst den vielen vorliegenden kleinen Inseln. Die Eingeborenen wurden geschildert als sehr friedlicher Natur, geneigt mit den Fremden in Verkehr zu treten, und ihnen Grund und Boden zur Ansiedlung zu überlassen. Daraufhin verließ eine größere Expedition der Neu-Guinea-Kompanie Mitte 1885 den Hafen von Hamburg, kaufte in Batavia Sämereien, Pflanzen, Tiere zur Verpflanzung nach Neu-Guinea, und warb auch eine Anzahl Javanen als Arbeiter an. Zwei Dampfschiffe sollten den Dienst zwischen Kaiser Wilhelms-Land und der Hafenstadt Kooktown im australischen Queensland übernehmen, aber eins derselben, die Papua, scheiterte noch vor Ende des Jahres in der Torresstraße, sodaß für Ersatz gesorgt werden mußte. Unter den Schiffspassagieren, welche durch den Untergang der Papua auf längeres Warten verwiesen wurden, war auch der bairische Missionar Flierl. Er war aus der bairischen Missionsanstalt Neuendettelsau zu den deutschen Gemeinden im Süden von Australien geschickt, hatte sich aber

von dort zu den eingeborenen Stämmen bei Kooktown begeben, und sie in eine kleine Missionskolonie Elim gesammelt. Das sollte eine Vorbereitung sein für die zu beginnende Mission unter den Papu auf Neu-Guinea. In den ersten Monaten des Jahres 1886 kam er wirklich hinüber nach Kaiser Wilhelms-Land, und begründete eine Station Simbang, ganz in der Nähe vom Finschhafen, welcher zum Hauptpunkt auf dieser Küste ausersehen war.

Missionar Flierl hatte auf eine telegraphische Anfrage in Berlin, ob es ihm gestattet sei, als Missionar nach Kaiser Wilhelms-Land zu gehen, von dem Vorstande der Kompanie die telegraphische Erlaubnis bekommen, ohne daß weitere Verhandlungen vorhergegangen wären. Nicht so gut wurde es der Rheinischen Missionsgesellschaft. Nachdem dieselbe auf der allgemeinen Missionskonferenz in Bremen, Oktober 1885, durch einen Vertreter des Auswärtigen Amtes ausdrücklich dazu aufgefordert war, die Mission in Neu-Guinea in ihre Hände zu nehmen, und die einige Monate später zusammentretende Generalversammlung ihre Zustimmung dazu gegeben, wurden die Verhandlungen mit der Guinea-Kompanie, die schon vorher begonnen hatten, mit desto größerem Eifer mündlich und schriftlich fortgesetzt. Aber zunächst wurde die Missionsgesellschaft immer wieder aufs Warten verwiesen, es sei noch nicht Zeit, die Verhältnisse noch nicht so weit geordnet, um ihr die Bedingungen vorzulegen, unter welchen ihre Missionare zugelassen werden könnten. Als dann diese Bedingungen im November 1886 der Deputation mitgeteilt wurden, fand sie zwar manches, was sie gern anders gewünscht hätte, und bei weitem nicht diejenigen Zugeständnisse, welche die Kaiserliche Regierung der Baseler Mission in Kamerun gewährt hatte, aber nachdem sie sich überzeugt hatte, daß günstigere Bedingungen nicht zu erlangen sein würden, glaubte sie nicht länger zögern, sondern vor allen Dingen nur mal erst einen Anfang machen zu sollen. Denn nicht bloß bei den Hilfs-Vereinen unserer Gesellschaft, sondern fast im ganzen evangelischen Deutschland hatte sich schon seit Jahresfrist eine gewisse Ungeduld kund gegeben, und man konnte vielfach nicht recht begreifen, warum noch erst so lange verhandelt, warum nicht sofort Missionare nach Neu-Guinea abgesandt würden. Es war aber auch von den Freunden bereits etwas gethan. Ein Fonds war gesammelt worden, außerordentliche Gaben für die ersten deutschen Missionare in deutschen Kolonieen: von den älteren Missionsgesellschaften sollte außer Basel besonders Barmen an diesem Fonds beteiligt sein.

Gott hatte es nämlich dem eifrigen Missionsfreund Dr. theol. Warneck gelingen lassen, eine bedeutende Summe für die Rheinische Mission zu Wege zu bringen, die dann durch anderweitige Gaben und Geschenke noch vermehrt wurde. Für die Deputation war es natürlich eine große Ermutigung, daß solch allgemeines Interesse für das neue Missionsunternehmen sich zeigte.

Sie eilte deshalb und beorderte die beiden Missionare Eich und Thomas, sich unverzüglich nach Neu-Guinea auf den Weg zu machen. Aber hier trat wieder ein neues Hindernis ein. Die Berliner Kompanie

erklärte, die Missionare dürften nicht eher abreisen, als bis nach Neu-Guinea die nötigen Anweisungen wegen ihrer Aufnahme gegeben seien. Also mußte Missionar Eich, der seit 1884 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Deutschland weilte, noch bis zum Februar 1887 warten, ehe er von London aus seine Reise antreten konnte; sein Gefährte aber, Missionar Thomas auf Nias, der in Padang oder Batavia mit ihm zusammentreffen sollte, und Nachricht bekam, daß er an den genannten Plätzen gar nicht mitgenommen werde nach Kooktown wegen der Quarantäne, mußte sich seinen eigenen Weg suchen, und reiste schon um Weihnachten 1886 von Nias ab, um von Padang aus womöglich über Singapore nach Kooktown zu kommen. Aber er wäre schwerlich ans Ziel gelangt, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, in Singapore einen Dampfer der Neu-Guinea-Kompanie zu treffen, der von da gradeswegs nach Kaiser Wilhelms-Land fuhr, und dessen Kapitän auf telegraphische Anfrage in Berlin die Erlaubnis erhielt, ihn mitzunehmen. So gelangte unser Missionar Thomas schon am 17. Februar nach Finschhafen, ohne Kooktown berührt zu haben, um dieselbe Zeit, als Missionar Eich eben London verließ in der Erwartung, irgendwo unterwegs, spätestens doch in Kooktown, mit ihm zusammenzutreffen.

Erst am 13. Mai (1887) trafen sich die beiden Freunde, die sich seit 16 Jahren nicht gesehen hatten, auf dem Schiffe welches an der Küste von Kaiser Wilhelmsland entlang von Finschhafen nach Hatzfeldhafen fuhr. Sie erkannten sich im ersten Augenblick nicht. Nicht bloß der lange Aufenthalt im heißen Klima und die schweren Strapazen hatten ihr Aeußeres so sehr verändert, sondern vor allen wohl die viele Krankheit. Thomas, der während seines Aufenthalts auf Nias schwere Krankheiten zu bestehen hatte, war jetzt freilich ziemlich hergestellt, und hatte auf Neu-Guinea nur erst wenig von Fieber gelitten, dagegen Eich hatte kaum den fremden Boden betreten, als das Fieber sofort ihn ergriff, und ihn so sehr schwächte und abmagerte, daß er sich selbst nicht mehr ähnlich sah. Die deutschen Beamten und Kolonisten an den Küstenplätzen fanden darin nichts Besonderes, denn es war ihnen allen nicht besser gegangen; ebenso hatten die bairischen Missionare in Simbang über fortwährende Fieberanfälle zu klagen. Ueberall sah man Kranke; auch Sterbefälle waren nicht selten. Der Landeshauptmann Freiherr v. Schleinitz, der unsere Missionare sehr freundlich und wohlwollend empfing, hatte kurz vor ihrer Ankunft seine Gemahlin begraben müssen, und einer seiner Diener starb grade in den Tagen als Missionar Eich bei ihm auf Finschhafen war, und selbst bereits vom Fieber ergriffen war. Trotz seines leiblichen Elends raffte er sich auf, um dem Gestorbenen die Leichenrede zu halten. Es war ihm zu Mute, als ob er selbst sofort neben ihm ins Grab sinken sollte. Noch krank und schwach mußte er dann wieder aufs Schiff, um dem Missionar Thomas nachzufahren an dem prachtvollen Küstengebirge entlang nach der Astrolabebai, wo die Gegend flacher wird, und nach Konstantinhafen, wo Thomas ihn erwartete. Thomas war schon seit 2 Monaten in Konstantinhafen gewesen und hatte die

ganze Umgegend aufs fleißigste durchforscht, hatte soweit es ihm bei der mangelnden Sprachkenntnis möglich war, mit den Eingebornen in den Dörfern und auf den Inseln einen freundlichen Verkehr angeknüpft, und war im ganzen von den Ergebnissen seiner Forschung recht befriedigt. Die Eingebornen so nackt und wild sie aussahen, waren doch meist freundlich und zugänglich, ihre Dörfer waren ziemlich zahlreich, ihre Pflanzgärten wohl gepflegt, die Straßen breit und sauber, die Häuser zierlich gebaut und an mancherlei Schmuck fehlte es nirgends.

Von Konstantinhafen aus reisten die Brüder Eich und Thomas zusammen weiter an der Küste entlang und in den Kaiserin-Augustafluß hinein. Sie hatten es so glücklich getroffen, daß gerade eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung dieser Gegenden abging, und der Landeshauptmann selbst fuhr eine Strecke weit mit ihnen. Das Küstenland wurde breiter, die Gebirge traten weit zurück, fruchtbares Hügelland wechselte mit sandigen Flächen, Gärten und Kokoshainen; Dörfer waren zahlreich vorhanden, die schwarzen Bewohner umschwärmten mit ihren Kähnen das Schiff, und der Verkehr wäre ohne Zweifel noch viel lebhafter gewesen, wenn man sich nur hätte verstehen können. Aber was schon vorher von andern bemerkt und beklagt war, es herrscht auf Neu-Guinea nicht einerlei Sprache, sondern fast jedes Dorf, wenigstens jeder kleine Bezirk hat eine verschiedene Sprache, und nur selten kommt es vor, daß in einem Dutzend Dörfer oder mehr dieselbe Sprache verstanden und gesprochen wird. Die Reisenden kamen zuerst nach Hatzfeldhafen der nördlichsten und letzten europäischen Niederlassung in Kaiser-Wilhelmsland. Es wohnten dort etwa 20 Menschen, nämlich drei oder vier Beamte und eine Anzahl Javanen, welche aus Java hierher gebracht waren, als Kulis oder Arbeiter im Dienst der Weißen. Man rühmte von dem Platze, daß er sehr gesund sei, nicht ein solches Fieberloch wie die Gegend von Finschhafen; aber unsere Reisenden scheinen darüber andere Erfahrungen gemacht zu haben, wenigstens litt der arme Eich fast ununterbrochen am Fieber und es wurde fraglich, ob er die Reise noch weiter werde fortsetzen können. Die Sache war um so bedenklicher, da das kleine Dampfschiff mit welchem die Reise gemacht werden mußte, ohnehin schon überfüllt war. Der Kapitän erklärte, daß er für die Herren Missionare keinen Platz habe, höchstens könnte er sie als Deckpassagiere mitnehmen, auch des Nachts könne er ihnen keine Schlafstelle verschaffen. Den Missionaren aber lag alles daran, die Reise mitzumachen, und da sie dabei blieben, daß sie wenn nötig, des Nachts auch unter einem Tische schlafen wollten, so wurde ihnen endlich die Mitfahrt gestattet. Mit dem Schlafen gab es freilich nicht viel. Im Klappstuhl auf dem Verdeck schlafen, war ohnehin eine schwere Kunst, aber die größere Kunst war sich der Moskiten zu erwehren, die zu vielen Millionen über die Weißen herfielen, und ihnen weder bei Nacht noch bei Tag Ruhe ließen. In den Kajütten war es am allerschlimmsten. Nicht einmal des Mittags beim Essen konnte man sich soweit vor den Moskiten schützen, daß man an der Tafel

hätte sitzen bleiben mögen. Bald dieser, bald jener stürzte hinaus aufs Deck, wo es doch wenigstens erfrischenden Luftzug gab. So sah man sie auch des Nachts aus ihren Kojen heraufkommen und klagend und schlagend auf dem Verdeck umherlaufen. Manche versuchten es dadurch, daß sie drei oder vier Hemden und Hosen und Socken übereinander zogen, sich den Stichen der kleinen Unholde zu entziehn, aber mehrenteils fanden sie doch noch einen Ritz, durch welchen sie durchschlüpften. Es war in der That eine arge Plage, aber im Grunde war es auch die einzige, welche unsere Reisenden auf dem schönen Augustafluß zu bestehen hatten. Sie schildern ihn als einen majestätischen Strom, breiter und wasserreicher als der Rhein. Acht Tage dampften sie aufwärts, und hätten wohl noch weiter vordringen können, aber da das Schiff sehr tief ging und auf einer Sandbank sitzen zu bleiben drohte, so wurde die Rückkehr beschlossen und es ging zunächst wieder nach Hatzfeldhafen zurück. (Mitte Juli 1887). Unsern Missionaren schien das Gebiet welches sie durchfahren hatten außerordentlich günstig zur Aufrichtung von Stationen. Nur meinten sie, daß die Bevölkerung hier nicht so zahlreich sei, wie an der Küste. Sie zählten vom Schiff aus etwa 40 Dörfer von verschiedener Größe, etliche mit 10 oder 12, andere mit 30, 50 ja 100 Hütten. Die Bewohner schienen ihnen, soweit sich das bei den kurzen Landungen beurteilen ließ zwar wilder, auch wohl noch kräftiger als am Meere, aber keineswegs roher und ungeschickter. Im Gegenteil hatten sie ihre Hütten, ihre Kähne, ihre Geräte zum Teil noch zierlicher geschmückt, noch feineres Schnitzwerk und Bemalung angebracht, und wußten sich selbst noch schöner aufzuputzen, so Mann als Weib.

Nach Abwägung aller Verhältnisse hatten unsere Missionare sich bereits entschlossen, zunächst in der Nähe von Hatzfeldhafen, etwa bei dem großen Dorfe Dugumor ihre Arbeit zu beginnen, als ein schlimmes Ereignis sie zwang, diesen Plan aufzugeben, Hatzfeldhafen zu verlassen und nach der Astrolabebai zurückzukehren. Wegen eines Diebstahls hatten die weißen Herren einen der Schwarzen gefangen und gebunden, bis auf sein heftiges und anhaltendes Schreien seine Dorfgenossen kamen und ihn auslösten. Die Leute waren über diese Schmach die ihnen angethan war, tief erbittert, und wiewohl sie durch allerlei kleine Geschenke ganz versöhnt und zufriedengestellt schienen, sannen sie doch auf Rache. Nun hatte einer der Kolonisten bereits eine kleine Plantage angelegt, in der Nähe des großen Dorfes Dugumor und bearbeitete sie mit einigen der mitgebrachten Javanen. Ueber diese Javanen fielen die Schwarzen her, während der Mittagsruhe, töteten zwei und verwundeten mehrere; nur durch das unvermutete Hinzukommen anderer Weißen wurden sie verscheucht. Auch der Kolonist selbst, Herr Schmidt war verwundet (23. August 1887). Eine solche Schandthat sagten die Herren in Hatzfeldhafen, dürfe nicht ungerächt bleiben, und so zogen sie in kriegerischem Zuge hinaus, schossen in die Häuser, steckten schließlich das Dorf in Brand, auch wohl noch ein zweites und drittes, und meinten dadurch den Schwarzen einen so gründlichen Respekt eingeflößt zu haben, daß keiner mehr einen Angriff wagen

würde. Aber so leicht sind diese wilden Menschen nicht einzuschüchtern. Nur um so größer wurde ihr Ingrimm gegen die Weißen. Von einem friedlichen Verkehr war keine Rede mehr, auch den Missionaren war der Weg in die Dörfer verschlossen. So schwer es ihnen auch wurde, so mußten sie sich doch sagen, daß sie vorerst den Gedanken hier die Mission zu beginnen, aufgeben müßten. Ja sie konnten noch froh sein und Gott danken, daß sie nicht selbst in die Hände der Mörder gefallen waren. Denn ihre Gewohnheit war ohne jeden Schutz und Begleitung in die Dörfer zu gehen und ganz arglos mit den Eingebornen zu verkehren. So beabsichtigten sie auch zu thun in jenen Tagen, als der Mord verübt wurde, und nur daß gerade damals der Bruder Eich wieder stärker als zuvor vom Fieber ergriffen wurde, zwang sie auf den Besuch der Dörfer zu verzichten. Ohne Zweifel wäre ihr erster Gang gewesen nach dem Dorfe Dugumor, wo wie sich hernach ergab, schon Späher aufgestellt waren, um die Weißen, wenn sie kämen, ins Verderben zu locken. Durch die Krankheit hatte der Herr sie vor dem Tode bewahrt.

Vor der Hand blieb den Brüdern nichts übrig, als nach Konstantinhafen zurückzukehren (Anfang September) und zu versuchen, ob es ihnen der Herr dort vielleicht gelingen ließe, eine Station anzulegen. Denn auch dort war eine zahlreiche Bevölkerung und es waren schon allerlei freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, die sich leicht würden weiter ausbilden und vermehren lassen. Einen festen Beschluß konnten jedoch die Brüder nicht eher fassen, ehe nicht zweierlei geschehen war, nämlich ehe nicht von dem Landeshauptmann und der Neu-Guinea-Kompanie ein Beschluß gefaßt war, welcher Teil der Küste der Rheinischen Missions-Gesellschaft zur Bearbeitung überwiesen werden sollte. Darum beschloß Missionar Eich im Oktober nach Finschhafen zum Landeshauptmann zu reisen, ehe derselbe den ihm bewilligten Urlaub antreten und nach Deutschland zurückkehren würde. Das andere was noch erst geschehen mußte war, daß die erwarteten beiden jungen Brüder aus Barmen dem Missionar Eich zu Hilfe kamen. Denn Missionar Thomas hatte seine Aufgabe nahezu vollendet. Er sollte als Kundschafter und Wegebereiter vorangehen, um möglichst genaue Kenntnis zu sammeln von allem, was den nachfolgenden Missionaren und auch der Deputation über Land und Leute zu wissen not thut, und sollte nach Barmen kommen um Bericht abzustatten. Sobald daher die beiden neuen Ankömmlinge Scheidt und Bergmann, die im Anfang Dezember in Kooktown landeten, ihre Ueberfahrt nach Finschhafen und Kaiser Wilhelmsland bewerkstelligt hätten, wollte Missionar Thomas seine Rückreise antreten. Aber er konnte die Ankunft der Brüder nicht abwarten. Nachdem er noch zusammen mit Missionar Eich den Landeshauptmann auf einer Rundreise durch die Inseln des Bismarck-Archipels begleitet hatte, wurde er von schwerer Krankheit so heftig ergriffen, daß er sich gezwungen sah im November das Kaiser Wilhelmsland zu verlassen und nach Europa zurückzukehren. Bis Kooktown brachte ihn der Neuendettelsauer Missionar Flierl der mit demselben Schiff nach Süd-

australien reiste um seine Frau zu holen. Dort konnte Thomas nicht weiter, sondern mußte ins Spital gebracht werden. Nach etwa 14 Tagen hatte er sich soweit erholt, daß er es wagen konnte, mit einem deutschen Dampfer seine Reise fortzusetzen. Beinahe wäre er noch mit den erwarteten Brüdern zusammengetroffen. Am 26. November reiste er von Kooktown ab, am 8. Dezember kamen Scheidt und Bergmann daselbst an. Da ihre Abfahrt nach Finschhafen sich etwas verzögerte, so betraten sie das Kaiser Wilhelmsland erst kurz vor Weihnachten, feierten das Fest mit den Neuendettelsauer Missionaren in Simbang, und suchten dann unsern Missionar Eich auf, der in Konstantinhafen ihrer wartete. Sie fanden ihn in einer höchst traurigen Verfassung. Krank und voller Schmerzen, kaum fähig sich zu bewegen, völlig einsam und verlassen, aber dennoch beschäftigt mit Vorbereitungen zur Anlegung der beabsichtigten Station. Bei dem Dorfe Bogadjim sollte die Station errichtet werden. Die Eingeborenen schienen damit sehr zufrieden zu sein: doch fehlte es von draußen her nicht an mancherlei Hindernissen und Entmutigungen.

Auf ein überaus schwieriges Arbeitsfeld hat der Herr uns im Kaiser Wilhelmsland gestellt und wir werden uns auf manche schmerzliche Nachrichten und schwere Enttäuschungen gefaßt halten müssen. Aber der Herr, der uns durch unzweideutige Winke befohlen hat, auch in dieses Land des Todes und der Finsternis zu gehn und auch dort Seines Namens Herrlichkeit kund zu thun, wird ausführen, was Er beschlossen hat, und auch auf Neu-Guinea und den übrigen Inseln als Sieger hervorgehen, so gut wie in Afrika und China. Seine Verheißung wird sicherlich erfüllt werden, und Ihm werden sich beugen aller Kniee, und alle Zungen bekennen, daß beim Herrn allein Gerechtigkeit und Stärke ist, und ist kein Heil außer Ihm.

Chronologische Uebersicht.

1799 Gründung der Elberfelder Missions-Gesellschaft.
1818 „ „ Barmer „ „
1825 „ der Missionsschule in Barmen.
1826 Herausgabe des Barmer Missionsblattes.
1828 Gründung der Rheinischen Missions-Gesellschaft.
1829 Aussendung der ersten Rheinischen Sendboten: von Wurmb, Leipoldt, Lückhoff, Zahn.
1830 Gründung der Stationen Wupperthal, Stellenbosch, Tulbagh.
1831 Aussendung von Terlinden und Knab. Gründung von Worcester und Eben Ezer.
1832 Aussendung von Wachtendonk, Kähler, Schröder. Bau des Missionshauses.
1833 Kähler stirbt. Wachtendonk erkrankt († 1834).
1834 Sklaven-Emancipation in Afrika. Külpmann, Häfele, S. Hahn nach Süd-Afrika. Erste Aussendung nach Borneo: Barnstein und Heyer.
1835 Heyer's Rückkunft. Plan für Nord-Amerika.
1836 Aussendung von Heyer und Nies nach Nord-Amerika. Becker, Hupperts, Krüsmann nach Borneo.
1837 Aussendung von Nollau nach Nord-Amerika. Langenberger Verein für Nord-Amerika gestiftet. Krüsmann stirbt.
1838 Indianer-Mission in Nord-Amerika aufgegeben.
1839 Aussendung von Hardeland und Himmelmann nach Borneo; Andreas, Budler, Kleinschmidt nach Süd-Afrika.
1840 Aussendung von Esselen, Wagner, Peterien nach Süd-Afrika.
1841 „ „ Hugo Hahn, Lutz, Knudsen nach Süd-Afrika. Himmelmann stirbt.
1842 Aussendung von Alheit und Fismer nach Süd-Afrika; Juffernbruch und van Höfen nach Borneo. Pfr. Leipoldt stirbt. Miss. Terlinden in Deutschland.
1843 Aussendung von Brecher mit Missionar Terlinden.
1844 „ „ Rath, Kolbe, Scheppmann, Beinecke. Colloboratur des Past. Bräm.
1845 Tod des Lehrers am Missions-Seminar W. Richter. Rücktritt des Collaborators Bräm. Bau der Kapelle auf dem Dönberg. Archivar Gemeiner gewählt. Mission an den Karreebergen.
1846 L. von Rohden, Lehrer am Missions-Seminar. Aussendung von Weich, Vollmer und Nollau nach Süd-Afrika; Genähr und Köster nach China.
1847 Inspektor Richter stirbt. Domine de Liefde. Absendung von Beyer und Denninger nach Borneo; Lobscheid nach China.
1848 Inspektor Wallmann tritt ein. Missionar Knudsen in Deutschland.

1849 Missionar Hardeland in Deutschland. Absendung von Krone nach China. Missionar Becker stirbt.
1850 Aussendung von Schöneberg, Eggert und Krönlein nach Süd-Afrika. Gützlaff aus China in Europa.
1851 Aussendung von Hofmeister, Rott und Dietrich nach Borneo; Gorth nach Afrika. Lobscheid aus China zurückgekehrt. Gründung von Bersaba. Galtons Reise ins Ovamboland.
1852 Absendung von Kreft nach Afrika (Bethanien). Knudsen nach Tulbagh. Rückkehr von Külpmann und S. Hahn nach Deutschland. Kolbe tritt aus.
1853 H. Hahn in Deutschland. Damraland verlassen.
1854 Aussendung von Dönges, Rausch und Hörnemann nach Süd-Afrika; Zimmer nach Borneo. Kupferminen in Namaland.
1855 Aussendung von Louis nach China; Klammer und Wigand nach Borneo; Ungrodt nach Missionar H. Hahn nach Afrika.
1856 Einweihung des Kinderhauses. Aussendung von Weber nach Süd-Afrika.
1857 Inspektor Wallmann geht ab. Eintritt des Inspektor Fabri. Rückkehr Juffernbruchs aus Afrika. Abordnung von Knd nach Borneo; Krapohl nach Afrika. Besuch von van Höfen aus Borneo. Eintritt des Hausvaters C. Busch. Rath und H. Hahns Expedition zu den Ovambo.
1858 Eröffnung der Vorschule. Wiederherstellung des Friedens in China. Aussendung von Knauer und Eterrenberg nach Afrika.
1859 Katastrophe auf Borneo. Friedensbruch in China am Peiho.
1860 H. Hahns und Krones Besuch in Europa. Konfessionelle Verhandlungen. Beginn der Mission auf Sumatra. Heine mit Klammer und Denninger nach Sumatra. Wegel nach Afrika. Krolczyk nach China.
1861 Missionar Beyer zurück nach Deutschland. Damraland abermals verlassen. Kupferbürger nach Klein-Namaland. Nommensen nach Sumatra.
1862 Eintritt des Geschäftsführers F. Kämpfer. Verdoppelung des Missionshauses. Aussendung von Schröder und Brincker nach Süd-Afrika.
1863 Böhm mit mehreren Kolonisten begleitet Hahn nach Damraland. Barnstein stirbt auf Borneo. Krone stirbt auf der Reise nach China.
1864 Past. Löfflad Reiseprediger (bis 1869). Faber und Hanff († 1865) nach China. Genähr stirbt in China, Kleinschmidt in Afrika. Olpp nach Bersaba gesandt.
1865 Erste Beiratsitzung. Missionar Krönlein in Deutschland. Präsident Keetman stirbt. Aussendung von Johannsen und Ködding nach Sumatra und Nias; Heidmann, Hegner und Joh. Leipoldt nach Afrika. Komitee für Brasilien.
1866 C. Ritter Generalkassier für Afrika. H. Hahns Reise nach dem Cunene. Gründung von Keetmanshoop. Kand. Schreiber nach Sumatra; Nacken nach China; Hagen und Hennemann nach Borneo.
1867 Warmbad von den Wesleyanern übernommen. Stationen im nördlichen Namaland aufgehoben. Hendrich auf Borneo; Schütz und Mohri nach Sumatra und Nias. Missionar Vollmer stirbt.
1868 Verbindung mit der finnländischen Missions-Gesellschaft. Missionar Esselen in Deutschland. Missionar Zimmer kommt von Borneo. Aussendung von Dubiel, Irle und Diehl nach Nama- und Damraland.
1869 Aussendung von Feige und Tromp nach Borneo; Götsch, Weber und Chr. Leipoldt nach Sumatra. Missionar Kupferbürger stirbt. Unruhen und Hungersnot in den Grenzgebieten des Kaplandes.
1870 Missions-Handels-Gesellschaft. Missionar Zimmer mit Kaufmann Gallmann und Missionar Braches nach Borneo. Beginn der finnischen Mission in Ovamboland. Missionar Götsch stirbt. Friedensschluß zwischen Jan Jonker und den Damrahäuptlingen.
1871 Dr. Warneck Mitarbeiter am Missionshause (bis 1874). Missionar Dilthey nach China. Missionar W Weber stirbt auf Sumatra.
1872 Missionar Leipoldt sen. und Terlinden sterben in Afrika. Krolczyk in China. Dubiel, H. Hahn und C. Ritter treten aus. Heider, F. Eich und Kand. Büttner nach Afrika. Kramer nach Nias. Töchterpensionat bei Frau Missionarin Rott in Gütersloh.

1873 E. W. Müller †. Missionar Heine geht an den Tobasee, kehrt nach Rußland zurück. Missionar Staudte und Simoneit nach Sumatra. Gerdener und Bernsmann nach Afrika.

1874 Neue Statuten. Jussernbruch mit Tochter, Bam und Dannert nach Afrika. Asi nach China. Püse nach Sumatra. Dr. Schreiber Mitarbeiter am Missionshaus

1875 Reorganisierte Generalversammlung. Verhandlungen mit der neu erbauten Eisenbahn. Judt nach Afrika. Metzler und W. Sundermann nach Sumatra und Nias.

1876 Fortwährend großes Defizit. Missionar Blankennagel nach China. Meier und Fenchel nach Afrika.

1877 Missionar Israel nach Sumatra und Nias. Eichler und Dietrich mit dem rückkehrenden Missionar Faber nach China. Missionar Beinecke in Eben Ezer stirbt.

1878 Krieg in Tobaland. Engländer annektieren die Walfischbai. Missionar Kreft stirbt. Jubiläum der Rheinischen Mission. Dornsaft nach Nias, Michel nach Borneo.

1879 Missionar Hager kommt aus Borneo zurück; Olpp aus Afrika. Rust und Niederwelland mit Missionar Brincker nach Afrika geschickt; Bonn, Pilgram, Meerwaldt nach Sumatra.

1880 Missionar Büttner aus Afrika zurück. Wiederausbruch des Krieges in Damraland, mehrere Stationen zerstört. Schwere Aergernisse in China.

1881 Verhandlungen wegen Entlassung chinesischer Missionare. Missionar Ködding kehrt von Sumatra zurück; Heine und Schrey nach Sumatra, Stursberg nach Borneo.

1882 Lagemann nach Nias; H. Kreft und Jak. Weber nach Afrika, J. Genähr nach China. Missionar Alheit stirbt. Missionar Zimmer kommt von Borneo zurück.

1883 Deutsche Kolonie in Lüderitzland. Missionar Klammer und Israel kommen zurück. Missionar Louis in China stirbt Neuer Krieg in Tobaland. Heienbrock nach Sumatra.

1884 Rücktritt des Inspektor Dr. Fabri. Provisorium. v. Rohden und Dr. Schreiber erster und zweiter Inspektor. Missionar Staudte stirbt auf Sumatra, Heine auf Borneo. Missionar Fr. Eich kommt aus Afrika zurück. Volckmann nach Sumatra, de Weerd nach Nias, Hellweg nach Borneo, Wandres nach Afrika.

1885 Bau des Missionarheim neben dem Missionshause. Past. Spiecker theologischer Lehrer am Missionshaus. Culemann nach Sumatra. Niederwelland und de Weerd sterben.

1886 Aufhebung der Mission in Süd-Nias. Beschluß Missionar Thomas und Fr. Eich nach Neu-Guinea zu senden. Missionar Christiansen kehrt aus Sumatra zurück. Simoneit stirbt. H. Sundermann nach Borneo.

1887 Missionar Viehe kommt aus Afrika; Tromp aus Borneo; Heienbrook aus Sumatra. Ausgesendet Maus nach China, Alt nach Borneo, Steinsieck nach Sumatra, Scheidt und Bergmann nach Neu-Guinea

1888 Missionar Thomas von Nias kommt nach Vollendung seiner Untersuchungsreise auf Neu-Guina nach Barmen. Missionar Feige von Borneo.

Ausgesandte Missionare.

(† gestorben, = ausgeschieden aus dem Dienste unserer Gesellschaft.
Die unterstrichenen Namen sind noch in Aktivität.)

1. Johann Gottl. Leipoldt aus Plohn 1829, † 1872.
   Frau Karoline geb. Lind aus Simonsbai in Kapland, † 1885.
2. Paulus Dan. Lückhoff aus Elberfeld, emer. 1878.
   Frau Susanna geb. Albertyn aus Stellenbosch, † 1856.
3. Gust. Adolf Zahn aus Wasserthalleben 1829.
   Frau Hendrika geb. Voß aus Caledon in Kapland, † 1882.
4. = Theob. von Wurmb aus Schwarzburg-Rudolstadt 1829.
   = Frau Johanna geb. Zahn aus Wasserthalleben.
5. Gerhard Terlinden aus Friemersheim bei Mörs 1831, † 1872.
   Frau a. Maria Elisabeth geb. Müller aus Kapstadt, † 1847.
   b. Elis. Gertrude geb. Zuykermans aus Holland, † 1861.
6. Joh. Georg Knab aus Blaubeuren in Württemberg 1831, † 1878.
   Frau a. Wilhelmine geb. Neethling aus Stellenbosch, † 1852.
   b. Johanna geb. de Preez aus Stellenbosch.
7. Joh. Georg Schröder aus Haarhausen bei Hilchenbach 1832, † 1868.
   Frau a. W:lhelmine geb. Rüdiger aus Thüringen, † 1845.
   b. Sophie Marg. geb. Combrink aus Worcester, † 1881.
8. Heinr. Jak. Kähler aus Hamburg 1832, † 1833.
   Frau Christiane geb. Mues aus Osnabrück, † 1871.
9. Gerhard Wachtendonk aus Hörstgen bei Mörs 1832, † 1834.
10. = Philipp Jak. Heyer aus Metzingen in Württemberg 1834.
11. Joh. Heinr. Barnstein aus Hörstgen bei Mörs 1834, † 1863.
    Frau Karoline geb. Scheuten aus Crefeld, † 1871.
12. Joh. Heinr. Külpmann aus Lennep 1834, † 1887.
    Frau a. Christine geb. Voß aus Caledon in Kapstadt, † 1840.
    b. Henriette geb. von der Brake aus Altona, † 1852.
13. Joh. Sam. Hahn aus Deutschenthal bei Halle 1834, † 1883.
    Frau Helene geb. Langenbeck aus Barmen, † 1871.
14. = Christ. Friedr. Häfele aus Göppingen in Württemberg, Kolonist 1834.
15. Tilman Nies aus Eiserfeld 1836, † 1838.
16. Joh. Friedr. Becker aus Barmen 1836, † 1849.
    Frau Maria geb. Brückner aus Java.
17. Joh. Gottfr. Hupperts aus Hilfrath im Jülichschen 1836, † 1859.
    Frau a. Johanne Fried. geb. Schoonheid aus Samarang, † 1842.
    b. Franziska Theodora geb. Wien aus Java.
18. Friedr. Wilh. Krüsmann aus Holten bei Dinslaken 1836, † 1837.
19. Eduard Louis Nollau aus Reichenbach 1837, † 1869.

20. Joh. Heinr. Himmelmann aus Obermeißen bei Kassel 1839, † 1841.
21. = Aug. Hardeland aus Hannover 1839.
Frau Sara geb. Hulk aus Islington in England.
22. = Joh. Dan. Andreas aus Weidelbach in Nassau 1839.
23. Friedr. Budler aus Königsberg 1839, † 1873.
Frau a. Friederika geb. Auret aus Kapstadt, † 1862.
b. Marion geb. Barker aus Paarl in Kapland.
24. Franz Heinr. Kleinschmidt aus Blasheim bei Minden 1839, † 1864.
Frau Hanna geb. Schmelen aus Groß-Namaland, † 1884.
25. Louis François Efflen aus Hofgeismar in Hessen 1840.
Frau Katharina geb. Knobel aus Kapstadt.
26. = Karl Wagner aus Waldeck, Kolonist 1840.
27. = Niels Petersen aus Roneklint auf Seeland, Kolonist 1840.
28. Hans Christ. Knudsen aus Bergen in Norwegen 1841, † 1863.
Frau Elise geb. Christiansen aus Bergen, † 1858.
29. = Karl Hugo Hahn aus Riga 1841.
Frau Emma geb. Hone aus London, † 1880.
30. Joh. Heinr. Lutz aus Rheineck in der Schweiz 1841, † 1887.
Frau a. Karoline geb. Seringhaus aus Elberfeld, † 1859.
b. Babette geb. Kuhn aus der Schweiz.
31. Karl van Höfen aus Königsberg 1842.
Frau Klementine geb. Neubauer aus Mettmann, † 1880.
32. Ferd. Jusserubruch aus Ratingen 1842. emer. 1888.
Frau a. Adelheid geb. von Hagen aus Lennep, † 1873.
b. Friederike Schröder (Wwe. Kupferbürger) aus Wuppertal in Kapland.
33. Christoph Wilh. Allheit aus Mühlhausen in Thüringen 1842, † 1882.
Frau Sanette geb. Voß aus Kaledon in Kapland.
34. Friedr. Wilh. Fismer aus Gütersloh, Kolonist 1842, † 1887.
Frau Friederike geb. Fritzenkötter aus Gütersloh.
35. Ferd. Brecher aus Willingen in Nassau 1843.
Frau a. Anna geb. Hanefei aus Kapstadt, † 1854.
b. Maria geb. van Reenen aus Kapstadt.
36. Johann Rath aus Wien 1844.
Frau Anna geb. Jörris aus Eversael, † 1859.
37. Friedr. Wilh. Beinecke aus Höntrup im Lippischen 1844, † 1877.
Frau Henriette geb. Kannegießer aus Barmen, † 1880.
38. = Friedr. Kolbe aus Gütersloh 1844.
39. Joh. Heinr. Scheppmann aus Obercappel bei Osnabrück 1844, † 1847.
40. Ferd. Weich aus Königsberg 1846, † 1887.
Frau a. Wilhelmine geb. Elbreder aus Heepen, † 1853.
b. Susanna geb. van Reenen aus Kapstadt.
41. Franz Heinr. Vollmer aus Bielefeld 1846, † 1867.
Frau Wilhelmine geb. Wenzel aus Orsoy.
42. Heinr. Köster aus Buchholz in Westfalen 1846, † 1847.
43. Ferdinand Genähr aus Ebersdorf in Schlesien 1846, † 1864.
Frau Friederike geb. Lechler aus Württemberg.
44. = Wilh. Lobscheid aus Gummersbach 1847.
45. Aug. Wilh. Beyer aus Allstedt in Thüringen 1847, † 1882.
Frau Luise geb. Bergfeld aus Altena.
46. Ludw. Ernst Denninger aus Berlin 1847, † 1876
Frau Sophie geb. Jordan aus Kassel.
47. Heinr Rud. Krone aus Seehausen in der Altmark 1849, † 1863.
Frau Karoline geb. Hölder aus Württemberg.
48. = Heinr. Schöneberg aus Marienberg in Preußen 1850.
49. = Joh. Friedr. Simon Eggert aus dem Lippischen 1850.
50. = Joh. Georg Krönlein aus Seegnitz bei Würzburg 1850.
Frau Sophie geb. Terlinden aus Friemersheim.
51. Ernst Hofmeister aus Altenroda 1851, † 1859.
Frau Emma geb. Rau aus Barmen, † 1859.
52. Matthäus Gorth aus Heppenheim in Rheinhessen 1851, † 1853.

53. Ferdinand Rott aus Wetteborn bei Hildesheim 1851, † 1859.
Frau Maria geb. Krönlein aus Seegnitz bei Würzburg.
54. Karl Dietrich aus Minden, Buchdrucker 1851, † 1876.
Frau Maria geb. Neubauer aus Mettmann.
55. Herm. Heinr. Kreft aus Wallenbrück 1852, † 1878.
Frau a. Julie geb. Seringhaus aus Elberfeld, † 1867.
b. Magdalena geb. Hatje aus Holstein.
56. Joh Georg Zimmer aus Engelstadt in Rheinhessen 1824.
Frau Emmy geb. Haupt aus Quedlinburg.
57. Michael Dönges aus Wetter bei Marburg 1854.
Frau Anna geb. Leipoldt aus Wupperthal in Kapland.
58. = Joh. Heinr. Wilh. Rausch aus Siegburg 1854.
Frau Jakoba Hendrika geb. Vos aus Stellenbosch.
59. Bernhard Hörnemann aus Friemersheim 1854, † 1866.
Frau Magdalena g b. Vos aus Stellenbosch.
60. Christ. Wilh. Louis aus Segeberg in Holstein 1855, † 1883.
Frau Bertha geb. Ladendorf aus Berlin, † 1882.
61. = Joh. Karl Klammer aus Wesel 1855.
Frau Henriette geb. Brandt aus Wesel.
62. Friedr. Eberhard Wigand aus Bielefeld 1855, † 1859.
Frau Frieda geb. Nordsieck aus Stahle, † 1859.
63. = Bernhard Ungrodt aus Gr.-Burschla in Thüringen 1855.
Frau Johanna geb. Schröder aus Wupperthal in Kapland.
64. Fr. Wilh. Weber aus Barmen 1856.
Frau Julie geb. Schäfer aus Barmen.
65. Friedr. Wilh. Kind aus Elbach bei Gummersbach 1856, † 1859.
Frau Margaretha, geb. Steinkarz aus Jüchen, † 1859.
66. = Engelbert Krapohl aus Jüchen, Kolonist 1857.
Frau Johanna geb. Morken aus Gütersloh.
67. = Jakob Knauer aus Süd-Rußland 1858.
68. Peter Sterrenberg aus Oldendorp in Ostfriesland 1858.
Frau Luise geb. Hechel aus Brandenburg.
69. Adam Krolczyk, Pastor aus Kurken in Ostpreußen 1860, † 1872.
Frau Friederike geb. Lechler aus Württemberg.
70. = Friedr. Karl Wegel aus Heiligenbeil in Ostpreußen 1860.
Frau Lydia geb. Bowin aus Mohrungen.
71. = Karl Wilhelm Heine aus Molotschna in Süd-Rußland 1860.
Frau Therese geb. Barner aus Kornthal in Württemberg.
72. Wilh. Kupferbürger aus Egershausen in Nassau 1861, † 1869.
Frau Friederike geb. Schröder aus Wupperthal in Kapland.
73. Ludw. Ingwer Nommensen aus Nordstrand in Schleswig 1861.
Frau Karoline geb. Gutbrod aus Hamburg, † 1887.
74. Joh. Georg Schröder aus Wupperthal in Kapland 1862.
Frau Sophie geb. Teuffel aus Zeitlofs in Bayern.
75. Peter Heinr. Brincker aus Isselhorst in Westfalen 1862.
Frau Johanne geb. Knab aus Stellenbosch in Kapland.
76. Joh. Alb. Friedr. Böhm aus Michelstadt in Württemberg 1863.
Frau Katharina geb. Hahl aus Württemberg.
77. = Joh. Karl Ed. Hälbich aus Gr.-Reichen in Schlesien, Kolonist 1863.
Frau Amalie geb. Bartel aus Mühlhausen in Thüringen.
78. Franz Tamm aus Bregenstadt bei Neuhaldensleben, Kolonist 1863, † 1876.
79. = Ernst Ludw. Friedr. Faber aus Koburg 1864.
80. Sigismund Leop. Hanff aus Reval 1864, † 1865.
81. Johannes Olpp aus Merklingen in Württemberg 1864.
Frau Luise geb. Wagner aus Radendorf in Bayern.
82. = Wilhelm Ködding aus Hundshausen in Kurhessen 1865.
83. Peter Heinr. Johannsen aus Weddingstedt in Holstein 1865.
Frau Maria geb. Sommer aus Husum.
84. Ludw. Herm. Hegner aus Mohrungen in Ostpreußen 1865.
Frau Elisabeth geb. Kleinschmidt aus Rehoboth in Namaland.

85. Joh. Christr. Friedr. Heidmann aus Lübeck 1865.
Frau Ida geb. Eick aus Elberfeld.
86. Johann Leipoldt jun. aus Wupperthal in Kapland 1865.
Frau Henriette Anna geb. Budler aus Saron in Kapland.
87. August Schreiber aus Bielefeld 1866.
Frau Anna geb. Möller aus Lübbecke.
88. Johannes Hahn aus Eben-Ezer in Kapland, Schullehrer 1866.
Frau Katharine geb. Knab aus Stellenbosch in Kapland.
89 = Elias Schrenk aus Hausen in Württemberg, Kolonist 1866
Frau Maria geb. Nill aus Bodelshausen in Württemberg.
90. = Wilhelm Redecker aus Jöllenbeck in Westfalen, Kolonist 1866.
Frau Lina geb. Gronemeier aus Gütersloh.
91. Joh. Phil. Baumann aus Lichtenthal in Bessarabien 1866.
Frau Maria geb. Kleinschmidt aus Rehoboth in Namaland.
92. = Friedr. Christ. Wilh. Hager aus Belzig bei Brandenburg 1866.
Frau Ernestine geb. Herntamm aus Bernburg.
93. = Joh. Phil Hennemann aus Horhausen in Nassau 1866.
Frau Sophie, geb. Nußmann aus Marktbreit in Bayern.
94. = Joh. Friedr. Nacken aus Rheydt 1866.
Frau Meta geb. Vogt aus Bielefeld.
95. Friedr. Wilh. Gottl. Viehe aus Mennighüffen in Westfalen 1866.
Frau Mnette geb. Vogt aus Gütersloh.
96. = Heinr. Felling aus Hemmerde in Westfalen, Kolonist 1866.
Frau Maria geb. Kornelissen aus Stellenbosch in Kapland.
97. Aug. Mohri aus Allendorf in Nassau 1867.
Frau Anna geb. Barschig aus Mainz.
98. Phil. Christ. Schütz aus Braunfels bei Wetzlar 1867.
Frau a. Emma geb. Haarmann aus Elberfeld, † 1876.
b. Eva geb. Meisner aus Mainz.
99. Karl Christ. Hendrich aus Wiehe bei Eckartsberge 1867.
Frau Laura geb. Böckmann aus Barmen.
100. = Balthasar Dubiel aus Schwarzwald in Posen 1868.
Frau Anna geb. Brecher aus Steinkopf in Kapland.
101. = Andreas Leipoldt aus Wupperthal in Kapland, Kolonist 1868.
102. = Georg Knab aus Stellenbosch in Kapland, Kolonist 1868.
103. Joh. Jak. Irle aus Hatzfeld in Hessen 1868.
Frau Emilie geb Schweisfurth aus Elberfeld.
104. Philipp Diehl aus Ehringhausen bei Wetzlar 1868.
Frau a. Hermine geb. Schmidt aus Naurod, † 1879.
b. Amalie geb. Skoglund aus Schweden.
105. = Christ. Friedr. Leipoldt aus Wupperthal in Kapland 1869.
Frau Christiane geb. Esselen aus Worcester in Kapland.
106. Aug. Wilh. Friedr. Götsch aus Benz in Pommern 1869, † 1870.
107. Georg Wilh. Weber aus Königsbronn in Württemberg 1869, † 1871.
108. Ernst Wilh. Feige aus Wilschkowitz in Schlesien 1869.
Frau Auguste geb. Hackländer aus Wermelskirchen.
109. Heinr. Phil. Tromp aus Jesberg in Hessen 1869.
Frau Marie geb. Bergmann aus Barmen.
110. Friedr. Ernst Braches aus Gräfrath bei Elberfeld 1870.
Frau Hulda geb. Buchenan aus Elberfeld.
111. Heinr. Wilh. Dilthey aus Saarbrücken 1871, † 1882.
Frau Katharine geb. Müller aus Siegburg.
112. Jul. F. L. Christiansen aus Nordstrandischmoor in Schleswig 1871.
Frau Friederike geb. Kind aus Graubünden.
113. Jost Wilh. Thomas aus Eibach in Nassau 1871.
Frau Wilhelmine geb. Müller aus Elberfeld.
114. = Heinrich Beiderbecke aus Bielefeld 1871.
Frau Margarita geb. Hahn aus Neu-Barmen in Damraland.
115. = Karl Gotthilf Büttner aus Königsberg 1872.
Frau Maria geb. David aus Königsberg.

116. Friedr. Eich aus Dierdorf bei Neuwied 1872.
Frau Margarete geb. Paschen aus Neukirchen.
117. Eduard Heider aus Düssel 1872, † 1881.
Frau Johanne geb. Werbeck aus Wichlinghausen.
118. Friedr. Kramer aus Oerlinghausen bei Detmold 1872.
Frau Pauline geb. Garschagen aus Radevormwald.
119. Peter Heinr. Bernsmann aus Wichlinghausen 1873.
Frau a. Emilie geb. Westkott aus Wichlinghausen, † 1880.
b. Charlotte geb. Neumann aus Pasewalk.
120. Johann Gerdener aus Burgsteinfurt 1873.
Frau Maria geb. Allheit aus Schietfontein in Kapland.
121. Friedr. Wilh. Standte aus Elberfeld 1873, † 1884.
Frau Lina geb. Kind aus Chur.
122. August Simoneit aus Kupsttinen in Ostpreußen 1873, † 1886.
Frau Luise geb. Kraus aus Heckinghausen.
123. = Tschan Asi aus Hoau in China 1874.
Frau Auguste geb. Leong aus Hongkong.
124. Heinrich Bam aus Scheppmansdorf in Damraland 1874.
Frau Lina geb. Baade aus Detmold.
125. Gustav Heinr. Eduard Dannert aus Vörde in Westfalen 1874.
Frau Auguste geb. Dahl aus Rüggeberg in Westfalen.
126. Heinrich Püse aus Oeldinghausen in Westfalen 1874.
Frau a. Emilie geb. Kranz aus Repenow in Pommern.
b. Pauline geb. Kranz „ „ „
127. Friedr. Judt aus Salchendorf bei Siegen 1875.
Frau Susanne geb. Mohn aus Dierdorf bei Neuwied.
128. Wilh. Heinr. Sundermann aus Ladbergen bei Tecklenburg 1875.
Frau Luise geb. Beyer aus Pulotelo auf Borneo.
129. Wilh. Metzler aus Herborn 1875.
Frau Johanne geb. Kreuter aus Hirschberg.
130. = August Blankennagel aus Haspe in Westfalen 1876.
131. Tobias Fenchel aus Gambach in der Wetterau 1876.
Frau Anna geb. Bröder aus Gambach.
132. Frerk Meyer aus Emden 1876.
Frau Amalie geb. Schoel aus Drevenack.
133. = J. H. Christ. Israel aus Nymwegen 1877.
Frau Henriette geb. Smelting aus Haag in Holland.
134. Ferd. Wilh. Dietrich aus Lüderitz bei Stendal 1877.
Frau Bertha geb. Menret aus Archangel.
135. Heinr. Pabst aus Biebernheim bei St. Goar 1877.
Frau Agnes geb. Neumann aus Elberfeld.
136. = Ernst Reinhard Eichler aus Roßwein in Sachsen 1877.
137. = Johannes Zahn aus Tulbagh in Kapland 1878.
138. Johann Dornsaft aus Duisburg 1878.
Frau Therese geb. Härter aus Suhl, † 1887.
139. Johannes Michel aus Rödgen in Hessen 1878.
Frau Henriette geb. Boller aus Gambach in der Wetterau.
140. Peter Bonn aus Hirschfeld im Hunsrück 1879.
Frau Katharina geb. Heinz aus Cappel.
141. Heinr. Friedr. Gottl. Nust aus Alswede 1879.
Frau Agnes geb. Sapel aus Ebersdorf.
142. Kaspar Heinr. Niederwelland aus Werther 1879, † 1885.
143. Gustav Pilgram aus Schwelm 1879.
Frau Susanne geb. Lübkes aus Crefeld.
144. Jacobus Henricus Meerwaldt aus Amsterdam 1879.
Frau a. Marie geb. Kersbergen aus Aboude bei Amsterdam, † 1884.
b. Hendrika Maria geb. Pieters aus Amsterdam.
145. Valentin Kessel aus Spall bei Kreuznach 1880.
Frau Hulda geb. Stein aus Barmen.
146. Ludwig Hanstein aus Lindheim 1880.
Frau Marie geb. Steinsarz aus Düsseldorf.

147. Joh. Adam Fehr aus Herleshausen 1880.
Frau Josephine geb. Hennenhofer aus Herleshausen.
148. Johannes Schrey aus Beckrath 1881.
Frau Emilie geb. Hennenhofer aus Herleshausen.
149. Gustav Stursberg aus Garschagen 1881.
Frau Emilie geb. Beeck aus Lüttringhausen.
150 Ludwig Heine aus Elberfeld 1881, † 1884.
151. Wilh. Eich aus Dierdorf 1881.
Frau Emilie geb. Mohn aus Dierdorf.
152. Fr. Heinrich Lagemann aus Vahle bei Lengerich 1882.
Frau a. Luise geb. Prigge aus Wechte bei Lengerich, † 1886.
b. Johanne geb. Beyer aus Altena.
153. Hermann Krest aus Bethanien in Namaland 1882.
Frau Margarete geb. Ostermeyer aus Lindau.
154. Jakob Weber aus Ronsdorf 1882.
Frau Auguste geb. Müller aus Lennep.
155. Immanuel Genähr aus Hongkong 1882.
Frau Emilie geb. Busch aus Barmen.
156. Wilh. Heienbrock aus Jöllenbeck in Westfalen 1883.
Frau Anna geb. Wüster aus Barmen.
157. Wilh. Volckmann aus Isselhorst in Westfalen 1884.
Frau Auguste geb. Weiswange aus Barmen.
158. Karl Wandres aus Willstedt in Baden 1884.
159. Wilh. Hellweg aus Werther in Westfalen 1884, † 1886.
160. Herm. de Weerd aus Weener 1884, † 1885.
161. Richard Gottschalk aus Birkenfelde 1884.
162. Herm. Heinr. Culemann aus Eickum in Westfalen 1885.
163. Herm. Sundermann aus Ladbergen in Westfalen 1886.
164. Karl Maus aus Oelsberg in Nassau 1887.
165. Adolf Alt aus Wiederstein bei Siegen 1887.
166. Wilh. Steinsieck aus Schildesche in Westfalen 1887.
167. Fr. W. Scheidt aus Exter in Westfalen 1887.
168. Gust. Bergmann aus Hofstätte in Westfalen 1887.

Namenregister.

Aek Pasir 293.
Aek Sarula 280. 287.
Afuk 65.
Allheit 75. 118. 137. 334. 338. 405.
Amandelboom 135. 404.
Ameib 234. 465.
Anderſſon 229. 234.
Andreas 46. 111. 118.
Arnold 322.
Aſi 342.
Auberlen 69.
Auguſtineum 443.
Axenfeld 82.

Balige 367.
Balke 52.
Ball 3.
Bau 148. 199. 219. 222. 440.
Bandjermaſin 34. 84. 244. 263. 329. 384. 397.
Banning 52. 96.
Barnſtein 33. 85. 245. 271.
Baros 280.
Barthels-Feldhoff 96. 322.
Batavia 33. 88. 386.
Baumann 457. 463. 465.
Becker 34. 76. 245. 253. 262.
Beiderbecke 444. 456.
Beinecke 57. 60. 131. 135. 141. 338. 407.
Berger 245. 253.
Bergmann 513.
Bernſmann 444. 464. 468. 472.
Berſaba 181. 186. 194. 413. 434.
Bethabara 253. 267.
Bethanien 46. 60. 175. 185. 410. 436. 440.
Bethelsdorp 105.
Beß 277. 290.
Beyer 76. 84. 256. 266. 269.
Bintang 254.
Blankennagel 343.
Blumhardt 9.
Böhm 92. 234. 444. 462. 465. 473. 490.
Bonekemper 8.
Bonn 353. 371. 380.
Braches 275. 384. 387. 397.
Bräm 54.
Brecher 150. 164. 338. 404.
Brincker 90. 232. 337. 444. 456. 464.
Budler 46. 71. 75. 118. 126. 131. 148 201. 334. 338. 405.
Büttner 444. 498.
Bungabondar 280. 290. 354.
Buntoi 252.
Bunz 79.
Buſch 74. 402.

Campbell 105. 161.
Chriſtianſen 359. 379. 403.
Cloete 150. 461.
Croßley 58.
Culemann 383.

Dahana 496. 505.
Dammerboer 279.
Dannert 458. 465.
Davidis 16.
Denninger 76. 84. 256. 260. 280. 294. 338. 492.
Depok 33. 350. 386.
de Liefde 58.
de Tuin 165.
de Weerd 401. 502.
Diederichs 36.
Diehl 95. 240. 444. 450. 454. 482.
Dieſtelkamp 96.
Dietrich Miſſionar 249. 344.
Dietrich Buchdrucker 329.
Dilthey 319. 342.
Dönberg 39. 57. 62.
Dönges 132. 142. 155. 338.
Döring 6. 26.
Dörr 322.
Dornſaft 493.
Dubiel 190.

Eben Ezer 30. 46. 336. 404. 407.
Eggert 92. 199. 213. 238. 463.
Fr. Eich 403. 433. 453. 471. 477. 509.
W. Eich 328. 483. 486.
Eichler 344.
Ermelo 87. 277.
Ernſt 96.
Eſſelen 71. 75. 111. 128. 143. 338. 351. 405.
Ezelsbank 133.

Faber 317. 336. 342.
Fabri 69. 95. 101. 322. 399.
Faguloe 296. 505.
Fehr 498. 506.
Feige 275. 384. 393.
Fenchel 412. 419.
Fiśmer 128. 132.
Fliedner 27.
Flierl 508. 513.
Frickenhaus 52. 96. 322.
Fukwing 306. 313. 342.
Fumun 316. 342.

Galton 204. 226. 229.
Genteiner 56. 58. 96.
Genähr 49. 302. 314. 316.
Gerdener 405.
Gibeon 190. 413. 484.
Gobabis 213. 417.
Gorth 58. 185. 227.
Götsch 285.
Gottschalk 346. 401.
Gräber 19. 24. 31. 48. 67.
Grootfontein 424. 427.
Gützlaff 47. 301. 340.
Gulbrandsdalen 177.
Gundert 326. 400.
Gmong Sitoli 295. 492.

Häfele 33. 42. 124.
Hälbich 91. 235.
Hager 272. 384. 387.
Hahn Hugo 63. 72. 89. 97. 126. 148. 152. 178. 200. 222. 232. 328. 438. 443.
Hahn Samuel 33. 42. 71. 113. 124. 127. 180.
Hamberg 49. 302.
Hanff 317.
Hanstein 357. 373. 382.
Hardeland 46. 61. 120. 137. 246. 252. 256.
Hegner 156. 170. 412. 433. 438.
Heider 415. 420.
Heidmann 167. 422. 434. 485.
Hein 142. 149.
Heine 88. 279. 288. 291. 337. 361. 388.
Hellweg 388. 401.
Hendrich 272. 384. 388. 391.
Henkries 147.
Hennemann 272. 384.
Heuser 35.
Heydecke 73.
Heyer 33. 244.
Himmelmann 46. 244.
Hoatchanas 209. 415. 420.
Hoan 313.
Hoffmann 100.
Hofmeister 58. 76. 84. 248. 258. 268.
Hongkong 49. 62. 64. 301.
Hörnemann 133. 228.
Hubrig 337. 340.
Huchzermeyer 96.
Hülsmann 24.
Hupe 244.
Hupperts 34. 45. 251. 260.
Huta dame 282. 360.
Huyßen 332.

Jänicke 3. 9. 147.
Java 33. 87.
Innes 118.
Johannsen 89. 283. 352. 359.
Irle 95. 240. 441. 450. 471. 481.
Israel 358. 366. 493.
Judt 417.
Juffernbruch 76. 97. 129. 252. 405.

Kähler 42. 108.
Kämpfer 99. 403.
Kaffern 103. 135.
Kahajan 84. 250. 258.
Kapuas 84. 384.
Karreeberge 128. 132. 134. 404.
Kassel 48.
Katingan 391.
Keetman 25. 96. 101. 322.
Keetmanshoop 194. 412.
Kessel 359. 368. 370.
Kicherer 135.
Kind 84. 263.
Klammer 84. 261. 269. 279. 289. 356. 394.
Klein-Schlatter 96. 322.
Kleinschmidt 46. 72. 75. 90. 126. 147. 152. 162. 328.
Klett 322.
Knab 24. 95. 110. 124.
Knauer 150. 190. 214.
Knudsen 47. 60. 126. 148. 175. 183. 201.
Köbding 285. 293. 296. 358. 377. 403. 498.
Könemann 97.
Kolbe 57. 118. 122. 219. 224. 227.
Kommaggas 46. 147. 157. 407.
Kootfontein 147.
Koranna 168.
Köster 49. 58. 302.
Krafft 19. 96. 322.
Krall 28.
Kramer 297. 492. 504.
Krapohl 214.
Krebs 27.
Krest 186. 214. 405. 413. 427.
Kriele 401.
Krolczyk 314. 319. 347.
Krone 51. 64. 97. 305. 313.
Krönlein 65. 89. 168. 183. 194. 214. 338. 413. 438.
Krummacher 21. 24. 27. 36.

Kruse 7.
Krüsmann 34. 245.
Külpmann 33. 72. 76. 96. 108. 116. 120. 129.
Kupferbürger 155. 165. 170.
Küpper 53.
Kwala Kapuas 270. 384.

Lagemann 500. 506.
Laguboti 367. 373.
Langenberg 29. 34. 39. 81.
Lechler 49. 302.
Ledeboer 36.
Leipoldt Pastor 8. 12. 15. 27. 32. 45. 52. 101.
Leipoldt Missionar 11. 13. 19. 22. 125. 132. 162. 350. 404.
Leipoldt Christ. 133. 293. 350. 405.
Leipoldt Joh. 133. 331. 405.
Lilyfontein 147.
Lindl 11.
Lobscheid 50. 62. 304. 313.
Löffstad 97.
Louis 311. 338. 342.
Lückhoff 19. 21. 71. 75. 107. 134. 404.
Lutz 126. 129. 135. 338. 403.

Mandomai 274. 384.
Maratowo 260.
Mazingo 502.
Medhurst 32.
Meerwaldt 353.
Mentangei 257.
Metzler 363.
Meyer 401. 473.
Michel 387. 392.
Moffat 161.
Mohri 285. 296. 352. 381.
Mühlhäuser 37.
Müller 96. 102. 322.

Nacken 317. 337. 347.
Nansannabis 99.
Nettelbeck 35.
Neu Barmen 93. 229. 236. 327. 477.
Neu York 36. 38.
Niederwelland 446. 460. 464.
Niemann 96.
Nies 35.
Nollau 38.
Nommensen 89. 280. 291. 352. 360. 370. 377.
Nourney 3.

Och 79.
Oertel 37.
Ohlhues 326.
Ohly 326.
Okiep 154.
Olpp 190. 194. 403. 413.
Ombolata 297. 491.
Orlam 161 198.
Ovambo 64. 92. 230. 237.

Pabst 427.
Padang 87. 294. 493.
Palgrave 412. 419. 434. 447. 469. 489.
Palingkau 253. 266.
Pangaloan 280. 287. 379.
Pangkoh 273. 384. 387.
Pella 58. 147. 162.
Peltzer 4.
Penda alei 258.
Petersen 128.
Philipp 18. 46. 105.
Pieper 75.
Pilgram 368.
Pontianak 34. 243.
Praufarat 282. 291. 349. 357.
Pritzsche 340.
Pulopetak 84. 253.
Pulotelo 254.
Püse 363. 376. 380.

Rath 57. 92. 217. 222. 225. 338.
Rausch 113.
Redecker 95.
Rehoboth 200. 422. 434. 438.
Richter 12. 23. 28. 32. 45. 48. 53. 57.
Richtersfeld 151.
Rietfontein 428.
Rinck 96. 522.
Ritter 406.
Roffhack 52.
Roßhoff 9.
Rösler 79.
Rott 58. 77. 84. 256. 261. 267. 331.
Röttger 32.
Rust 421. 435. 484.

Saltet 9.
Sander 9. 19. 27. 33. 45. 52.
Sautu 308.
Sarepta 111.
Saron 120.
Scheklung 315.
Scheidt 513.
Scheppmann 57. 201. 217. 163.
Scheppmannsdorf 219. 238.
Schietfontein 133. 167. 401.
Schirnding 3.
Schmalenbach 400.
Schmelen 46. 147. 157. 175. 198.
Schmelenshoop 225. 233.
Schöneberg 226.
Schreiber 89. 291. 349. 377. 402.
Schrey 376.
Schröder Georg 42. 92. 121.
Schröder Joh. 76. 165. 190. 194. 401. 417. 431. 453. 471.

Schütz 291. 351. 354.
Seiheong 304.
Siboga 276. 285. 293. 353. 358. 376. 383.
Siebel 9. 19. 52. 71. 96.
Siebold 96. 322.
Sigompulan 281. 288. 379.
Sihong 256. 259. 275.
Silindung 89. 276. 358.
Simoneit 359. 368.
Simorankir 359.
Sipirok 87. 277. 281 356.
Sipoholon 281. 285. 381.
Sirelius 93.
Snethlage 24. 29. 52.
Spectacle 154.
Spiecker 330. 403.
Staudte 351. 357.
Steinkopf 46. 150.
Steinthal 118.
Stellenbosch 22. 24. 75. 89. 106. 334. 404.
Sterrenberg 132. 142. 166. 404.
Stier 52.
Stockamp 6. 15.
Stockfield 20.
Stursberg 389. 397.
Sumpit 388.
Sundermann 396. 493. 496. 505.

Taiping 302.
Tameang lajang 262.
Tamm 91. 456.
Tanggohan 84. 257.
Taube 96.
Telok dalam 499.
Terlinden 7. 24. 29. 46. 59. 75. 112. 124. 127. 162. 405.
Thomas 297. 494. 498. 506. 510. 513.
Thümena 99.
Tongtauha 347.
Topnaar 210. 217. 476. 490.
Tromp 275. 384. 393.
Tulbagh 22. 24. 106. 115. 404.
Tungkun 318. 342. 347.

Ugrabip 149.
Ungrodt 165.

Van Asselt 88. 277. 287. 291. 337. 403.
van der Kemp 105.
van der Tuuk 87. 279. 291.
van Hösen, 84. 97. 246. 256. 263. 276. 329. 338. 384. 397.
van Oven 41.
Viehe 95. 238. 240. 403. 444. 471.
Volkening 96.
Volckmann 359. 376.
Vollmer 57. 60. 120. 203. 209. 414.
von Rohden 56. 69. 96. 322. 402.
von Velsen 96.
von Wurmb 19. 22. 24. 107. 123.
Vos 106.

Wachtendonk 108.
Wagner 128.
Walfischbai 217. 238. 447. 476. 488. 490.
Wallmann 58. 66.
Wandres 401. 412. 429.
Waringin 280.
Warmbad 149. 160. 165. 170. 196. 401.
Warneck 98.
Watermeyer 28.
Weber 171. 190. 211. (293.) 405. 412. 417.
Weddik 248. 255.
Wesselmeyer 13.
Wegel 92. 133.
Weich 57. 157. 183. 335. 338.
Weiswange 97.
Weller 330.
Wentink 33.
Werth 31.
Wesenfeld 322.
Wesleyaner 147. 165. 199. 227.
Wever 3.
Wiegand 84. 256. 263.
Wiesmann 100.
Wimmer 46. 119. 147.
Winkhaus 30. 53.
Witteveen 87.
Worcester 66. 116. 405.
Wupperthal 22. 133. 404.

Zahn 11. 19. 22. 24. 71. 107. 115. 133. 143. 157. 183. 335. 404.
Zesfontein 468.
Zimmer 66. 84. 256. 266. 272. 338. 384. 387. 401.
Zoar 284.

Sample of anti-colonial propaganda on p. 159.